Preussische Jahrbücher

Rudolf Haym, Heinrich von Treitschke, ...

Digitized by Google

Germany (Lit. Periodicals)

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

67

Siebenundsechzigster Band.

Januar bis Juni 1891.

Berlin, 1891.
Druck und Verlag von Georg Reimer.

- 5750 -
ASTOR LIBRARY
AUG
13
1891
NEW YORK

Inhalt.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Tolstoi in Deutschland.

Von

Otto Harnack.

Iwan Turgeniew schrieb Ende Juni 1883 von seinem Sterbelager einige mühsam mit Bleistift gekritzelte Zeilen, seinen letzten Brief — an den Grafen Leo Tolstoi:

„Lieber und theurer Leo Nikolajewitsch! Ich habe Ihnen lange nicht geschrieben; denn ich lag und liege, kurzweg gesagt, auf dem Sterbebette. Genesen kann ich nicht, und es ist gar nicht daran zu denken. Ich schreibe Ihnen aber in der Absicht, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich freue, Ihr Zeitgenosse zu sein, und um Ihnen meine letzte und aufrichtige Bitte vorzutragen. Mein Freund, kehren Sie zu der literarischen Thätigkeit zurück! Es stammt ja dieses Ihr Talent dort her, woher alles andere kommt. Ach wie glücklich wäre ich, könnte ich glauben, daß meine Bitte bei Ihnen Erfolg hat! Ich aber bin ein Mensch, mit welchem es zu Ende geht. . . . Mein Freund, großer Schriftsteller des russischen Landes — geben Sie Acht auf meine Bitte! Benachrichtigen Sie mich, wenn Sie dieses Blättchen erhalten und erlauben Sie mir noch einmal Sie, Ihre Frau, alle die Ihrigen fest, fest zu umarmen. . . Ich kann nicht mehr. . . Ich bin müde!"

Die ergreifende Bitte des Sterbenden hatte das Schicksal vieler menschlicher Bitten; sie wurde erfüllt, aber in ganz anderem Sinne als der Bittende es gewünscht; Tolstoi kehrte zur literarischen Thätigkeit zurück, aber nicht aus Motiven, welche Turgeniew's Wünschen entsprachen, sondern aus denselben, die ihn vorher getrieben hatten, der Produktion zu entsagen; er kehrte zurück, nicht um wieder Künstler, sondern um Prediger zu werden.

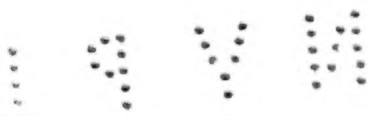
Er hat damit in höherem Alter noch eine neue Schaffensperiode begonnen, die ihm in Rußland neben aller schuldigen Hochachtung doch den Ruf des nicht völlig ernst zu nehmenden Sonderlings eingetragen,

in Deutschland aber eine plötzliche Popularität verschafft hat, welche an sich ein höchst beachtenswerthes Symptom der herrschenden Tagesmode ist. Wenn an den Kassen mancher Schaustätten „die neuesten Schriften des Grafen Tolstoi“ umsonst oder für einen Spottpreis dem Besucher verabreicht werden, so ist dies für einen bedeutenden Schriftsteller schon eine bedenkliche Popularität; und ob der Prediger mit diesem Effekt, den er erzielt, mehr einverstanden sein wird als der Schriftsteller, scheint uns auch zweifelhaft.

Graf Tolstoi ist ein Dichter, der hauptsächlich durch seine beiden Romane „Anna Karénina“ und „Krieg und Frieden“ Anspruch auf hohe Würdigung der Mit- und Nachwelt hat. Aber diese haben bei weitem nicht das Glück gehabt, in dem Maße Tagesgespräch und Modeartikel zu werden wie seine letzterschienenen Werke. Was hat den Erfolg dieser verursacht?

Man könnte zunächst an die ungemein scharfe Realistik seiner Darstellung denken, und gewiß ist sie nicht ohne Einfluß gewesen; aber sie besitzt in gleichem Maße Dostojewski, der nicht dieses Aufsehen erregt hat, sondern mehr nur in dem Kreise der Techniker der Erzählungskunst geschätzt wird. Man könnte auf das Grausige des Stoffes in der „Macht der Finsterniß“, auf das Ekelhafte der „Kreutzersonate“ hinweisen; aber die Zahl derer, welche diesen Hautgout vor Allem suchen, ist trotz der Bemühungen mancher Kreise doch noch nicht so groß. In Hinsicht künstlerischer Composition und Durchbildung aber übertreffen seine neuesten Werke die früheren durchaus nicht, und so wird man schließlich zugestehen müssen, daß es die Tendenz gewesen, welche diesen Schriften den Weg gebahnt, daß man nicht den Dichter, sondern den Prediger gesucht und angehört hat. Und so hätte also dieser seinen Zweck erreicht? Er hat predigen dürfen von der „Freien Bühne“ herab, predigen an den Eingangsthüren der Vergnügungslokale; man hat ihn angehört, man hat ihm Beifall gezollt; ist das nicht genug?

Für einen Mann von dem Ernst des Grafen Tolstoi ist es sicher nicht genug. Er will nicht Beifall hören, er will die Frucht seiner Rede sehen. Und kann er, der Asket, der die Gesellschaft bald auf den Standpunkt des russischen Bauern, bald auf den des orientalischen Eremiten zurückschrauben will, hoffen solche Frucht inmitten des überreichen und übergewaltigen Lebens der maßgebenden Kulturvölker aufkommen zu sehen? Das leidenschaftliche Interesse, das man ihm entgegenbringt, hat ihn in eine Reihe mit den Skandinaviern und Franzosen gesetzt, welche als der Ausdruck der modernsten Lebens- und Menschenbetrachtung gefeiert werden; — nichts kann dem, was Tolstoi



verlangt und bedeutet, mehr entgegengesetzt sein. So ist es vielleicht nur die gemeinsame Opposition, die Opposition gegen die herrschenden Gesellschaftsnormen, welche die Anhänger ganz anderer Bestrebungen zu scheinbaren Parteifreunden für eine kurze Weile gemacht hat? Wir glauben es nicht; zu sehr klingen manche Forderungen in den Schriften Tolstoi's an solche an, die in der westeuropäischen Literatur erhoben werden, als daß nicht viele, die nicht den Ursprung dieser Erscheinungen kennen, durch diesen Gleichklang getäuscht worden wären. Die merkwürdige Thatsache ist nicht abzuleugnen: die Rede dieses Mannes, der im Kleide von Kameelshaaren, von Heuschrecken und wildem Honig genährt inmitten des unendliche Wünsche erzeugenden und befriedigenden Lebens der Gegenwart aufgetreten, hat Zustimmung gefunden, und um so bereitwilligere Zustimmung, je mehr sie durch die Unmöglichkeit ihrer Forderungen den thatsächlichen Gehorsam ausschloß. Erreichbare Ideale zu haben ist schwer, unerreichbare soviel schöner. Aber Tolstoi wird sich jedenfalls nur Hörer wünschen, welche das Unerreichbare für erreichbar halten; solche hat er nicht gefunden.

Tolstoi ist Prediger, nicht mehr Künstler — sagten wir oben. Den Erweis dieser Thatsache liefert am Besten die reflektirende Schrift „Ueber das Leben". Für den Künstler ist vor allen Dingen ein starkes Lebensgefühl erforderlich, ein Interesse der Sinne, eine Theilnahme des Empfindens für das Einzelne wie für die Summe der Erscheinungen, die wir als Leben zusammenfassen. Keine darf ihm unwichtig, keine leer oder schal dünken. Gegenüber dem Einfachsten und Gewöhnlichsten, was jeder Tag bringt, muß er sich die Frische und den Antheil dessen, der es zum ersten Mal wahrnimmt, erhalten. In der Nachbildung dieser Vorgänge und Zustände gemäß den eigenthümlichen Bedingungen jeder Kunstgattung muß er eine Aufgabe von wesentlichem Werthe zu schätzen wissen. Tolstoi dagegen ist zu der pessimistischen Weisheit gelangt, daß alle Erscheinungen des Lebens, die wir wahrnehmen, werthlos und nichtig seien, ja daß sie überhaupt nicht das Leben seien, welches nur in dem Uebersinnlichen, Ewigen bestehe. So wenig diese Philosophie an sich neu ist, so überraschend ist sie aus dem Munde eines Mannes, der ein großer und erfolgreicher Künstler gewesen ist und das Leben um des Lebens willen dargestellt hat. „Wenn das taedium vitae den Menschen ergreift", sagt Goethe, „so ist er zu beklagen, nicht zu schelten"; und in der That; in die erschütternde Klage Turgeniew's um den seiner eigenen Kunst feindgewordenen Dichter können wir nur einstimmen. Welch' schmerzliches Entsagen muß dieser Mann selbst durchlebt haben, ehe der Fanatismus des Asketen ihm wieder neue Kraft

verlieh! Um diesen seelischen Proceß zu erklären, wäre es gänzlich verfehlt auf die Gleichförmigkeit gewisser Erscheinungen in Westeuropa hinzuweisen und nach Parallelen zu suchen, die hier nicht zu finden sind. Dagegen ist die Entwickelung Tolstoi's aus der Literaturgeschichte seines eigenen Volkes in vollem Maße begreiflich.

Die griechische Kirche ist noch mehr als die römische eine Mönchskirche; das asketische Ideal beherrscht sie noch unbedingter als diese. Zugleich ist ihre Macht über die Geister thatsächlich eine größere, weil in ihrem weiten Ländergebiet die Gegenströmung einer freien humanistischen Kultur noch keine nennenswerthe Stärke erreicht hat. Wer nicht bis zur unbedingten Negation alles Uebersinnlichen vorgeschritten ist, empfindet sie immer als eine geheimnißvolle, über ihm stehende Macht, von der er sich wohl in augenblicklichem Leichtsinn lösen kann, zu der er sich aber den Rückweg stets offen halten muß. Es ist daher nicht schwer in den Werken russischer Dichter neben aller Lebensfreude, ja mitten unter der Frivolität den Ausdruck mystisch-religiöser Stimmungen aufzufinden. In Puschkin's und Lermontow's Gedichten ist er oft genug zu hören. Bei Dichtern, deren Schaffen sich durch einen längeren Zeitraum erstreckt, ist dann auch öfters eine entschiedene Schlußwendung zum Weltfeindlichen, Asketischen wahrzunehmen. Puschkin macht schon mit fünfunddreißig Jahren, als er in dem buntesten Treiben der Petersburger Gesellschaft sich bewegte, in seinen Gedichten einen greisenhaften Eindruck, seine poetische Kraft begann zu versiegen; größere poetische Werke entstanden nicht mehr; statt dessen übersetzte er Stücke aus Bunyan's Reise zur himmlischen Heimath in russische Verse. Gogol, der unübertreffliche Humorist und Satiriker, vernichtete in seinen letzten Jahren werthvolle Erzeugnisse seiner Feder, weil er die Schätzung dieser Dinge verloren hatte, und starb an Entkräftung, nachdem er sich tagelang ohne Nahrung vor Heiligenbildern knieend eingeschlossen hatte.

Was die weltfeindliche Richtung des Grafen Tolstoi lange verhindert hat, in diese Konsequenzen auszulaufen, ist eine Eigenschaft, die ihm persönlich eignet, die werkthätige christliche Nächstenliebe. Nicht das Opfer um seiner selbst willen, sondern das Opfer zu Gunsten des Nächsten schien ursprünglich sein Ideal zu sein. In dieser Hinsicht enthalten die „Volkserzählungen" einige Geschichten von ergreifendem sittlichen Ernst und einfach wahrer Empfindung. Der gebildete Leser darf bei diesen anspruchslosen Erzählungen nicht vergessen, daß sie nicht für ihn, sondern wirklich für die Masse des „Volks" geschrieben sind; wenn er dies berücksichtigt, so wird er nach ihnen die sittlich-religiösen Anschauungen Tolstoi's, ehe sie durch das Asketenthum verdunkelt wurden,

sich lebhafter und erfreulicher vorstellen können als es der grübelnde Schriftsteller selbst in seinen reflektirenden Abhandlungen gethan hat. Indeß in einigen dieser Erzählungen tritt auch schon die krankhafte Neigung Tolstoi's zu Tage, die Bewährung der von ihm verkündigten Nächstenliebe innerhalb der gegebenen Formen des Lebens für unmöglich zu halten und den Raum für sie nur außerhalb jener Formen zu suchen. Wie dem Eremiten oder dem indischen Fakir nicht der Mißbrauch des Irdischen, sondern das Irdische selbst widrig und unwürdig scheint, so Tolstoi nicht die Entartung der gesellschaftlichen Verhältnisse jeder Art, sondern diese an sich. Ihm erscheint es nicht genügend, über den Capitalismus Klage zu erheben und Mißständen, die aus ihm hervorgehen zu steuern, — sondern das Geld selbst wird seiner Betrachtung zu einer dämonischen Macht, die die Menschengemeinschaft vergiftet hat und aus ihr zu verbannen ist. Er gelangt soweit, die Darreichung von Geld an den Bedürftigen zu verdammen; nur in persönlicher Dienstleistung in Beschränkung auf die einfachsten natürlichsten Lebensbedingungen, soll sich die Nächstenliebe äußern.

So führt die sittliche Betrachtungsweise Tolstoi's schließlich zu demselben weltverneinenden Ziele wie die asketische; zwar auf einem Umwege, einem solchen, der auch noch erquickende, fruchtbare Landschaften durchzieht, endlich aber doch in die öde Wüste mündet. Um auf diesem Wege den Leser sich nachzuziehen, wählt Tolstoi das Mittel, welches seiner Kraft am meisten angemessen, das dichterische Schaffen. Er würde vermuthlich eine Kritik, welche dieses nach ästhetischen Gesichtspunkten als Selbstzweck beurtheilte, zurückweisen; allein in dieser scheinbaren Selbstbescheidung dürfen wir ihm nicht folgen. Der Roman, das Drama sind ästhetische Gebilde, sind Formen, die das ästhetische Bewußtsein geschaffen; wer sich ihrer bedient, begiebt sich wollend oder nicht, in dieses Reich.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß die poetische Bedeutung der Werke Tolstoi's mit der zunehmenden Tendenziosität gesunken ist. Als die vorzüglichste der den Lehrzweck verfolgenden Schriften erscheint uns eine ältere, die schon eben hervorgehobene Sammlung der „Volkserzählungen". Unter diesen sind neben manchen flüchtigen hingeworfenen Studien einzelne von wahrhaft klassischer Vollendung. Hier drängt sich die Tendenz noch nicht auf, sondern läßt sich finden; oder wo sie sich selbst ausspricht, geschieht es nicht durch den Mund des Erzählers, sondern durch eine handelnde Person, aus deren Charakter diese Aussprache hervorgeht. Als die Perle unter diesen Erzählungen erscheint mir die Geschichte der beiden alten Bauern, die nach Jerusalem wall-

fahrten wollen; der eine vollbringt die Reise, der andere läßt sich auf dem Wege durch das Elend einer verhungernden Familie bewegen, nicht nur sein Reisegeld ihr zu opfern, sondern auch ihre Verhältnisse zu ordnen und so den Zeitpunkt der Seefahrt zu versäumen. Sein Opfer gefällt Gott mehr als die Pilgerschaft seines Genossen. Diese Geschichte, welche den gesundesten Kern von Tolstoi's Anschauungen in früherer Zeit enthält, ist zugleich meisterhaft künstlerisch erzählt, mit jener Einfachheit, welche die Vollendung ist, und mit einer Naturwahrheit, die nirgends Selbstzweck bleibt, sondern im Dienst einer einheitlichen künstlerischen Auffassung steht. Andere Geschichten, in denen das Mystische vorherrscht und den Eindruck voller innerer Gesundheit stört, sind auch in der künstlerischen Durchführung nicht so gelungen und überzeugend, weil die Nothwendigkeit der Handlung nicht einleuchtet und weil die realistisch angelegten Bilder zu plötzlich durch Phantasieen des Uebernatürlichen durchbrochen werden.

Von ganz anderer Art ist die Predigt der Sittlichkeit oder der Askese, die Tolstoi in seinen neuesten Werken versucht hat. Hier ist nicht mehr von innerer Reinheit die Rede, welche das Beispiel für die gepredigte Lehre schon im menschlichen Handeln selbst zu Tage bringt, hier ist auch nicht die Rede von dem Wunderbaren, welches in das alltägliche Leben hereintreten und es verklären kann, — hier ist nur Finsterniß und Verworfenheit. Dennoch zeigt auch bei den beiden Werken, welche hier vorzüglich in Betracht kommen, sich ein gewaltiger Abstand in Hinsicht der Entwickelungsstufen Tolstoi's, welche sie bezeichnen. Als Dichtung wie als Predigt steht die „Macht der Finsterniß" hoch über der Kreutzersonate. Das Drama, mit welchem Tolstoi die Versunkenheit des russischen Bauernstandes abschreckend darstellen wollte, ist viel lebensvoller, psychologisch wahrer ausgefallen als der Roman, in dem er die Unsittlichkeit der höheren Stände zu brandmarken unternahm. Es scheint fast, als habe das Interesse, welches Tolstoi mehr und mehr dem Schicksal des einfachen Mannes zuwandte, auch sein künstlerisches Auffassungsvermögen beeinflußt, so daß es nur noch für diese volksmäßigen Stoffe scharf funktionirte, andere Bilder aber nicht mehr rein und sicher aufnehmen konnte. Richtiger aber vielleicht wird man sagen, daß das zunehmende Aufwuchern der Tendenz die künstlerische Schaffenskraft erstickte.

In der „Macht der Finsterniß" ist diese Kraft noch zu voller Verfügung des Dichters, aber der Leser spürt schon, daß nicht mehr der Wille da ist sie frei zu gebrauchen. An einem Stoff von düsterer Tragik ist überall noch das Düsterste hervorgehoben worden, um durch

breite Ausmalung den stärksten Effekt zu erzielen. Aber mit sicherer Berechnung, die keinen Augenblick täuscht, hat der Dichter diese Effekte zu erzielen gewußt. Ja man kann sagen, daß er mit der greuelvollsten und gewagtesten Scene des Stückes uns am sichersten und gewaltigsten zu packen gewußt hat. Tolstoi darf mehr wagen und es wird ihm mehr gelingen als irgend einem der naturalistischen Schriftsteller Deutschlands, die ihm in Darstellung der Verworfenheit nacheifern. Es ist hier einer der Punkte, an denen die Gesinnung, die Ueberzeugung des Dichters indirekt auf die ästhetische Leistung einwirken, mit der sie unmittelbar freilich nichts zu thun haben. Tolstoi beweist, wenigstens in der „Macht der Finsterniß" noch einen starken Glauben an eine ideale Bestimmung des Menschen und an eine Kraft ihr nachzuleben. Der bis zum Aeußersten Herabgesunkene kann umkehren, sich erheben, sich in eine ganz neue Sphäre versetzen. Deshalb fehlen auch dem abstoßendsten Bilde einerseits nicht von Anfang an Gegenbilder, andererseits wird das Abstoßende durchaus motivirt, als ein aus begreiflichen Gründen geschehener, vor allem durch maßlose Leidenschaften herbeigeführter Abfall von der menschlichen Natur. Was uns so dargestellt wird, das können wir ertragen. Man kann in dieser Richtung kaum weiter gehen als die spezifisch „klassischen" Dichter, die griechischen Tragiker, mit sicheren Schritten schon gegangen sind. Kaum dürfte die naturalistische Literatur Gräßlicheres aufzuweisen haben als die Scene, wo Elektra auf der Bühne dem Morde ihrer Mutter durch Orestes gespannt aufhorchend folgt, wo das Jammergeschrei der Sterbenden aus dem Nebengemach hervordringt und die Schwester dem Muttermörder zuruft: „Triff noch einmal!" — Aber weit weniger Entsetzliches wirkt doch widerwärtig und ekelhaft, wenn es sich auf dem Grunde einer der neusten Dichterschule Deutschlands leider eigenthümlichen, rein naturalistischen Psychologie aufbaut, die eigentlich nur noch Physiologie ist, nicht mehr Handlungen kennt, sondern bloß Phänomene, — und wenn es uns ohne spezielle Motivirung als das Selbstverständliche, keiner Erklärung Bedürftige dargeboten wird. Nicht die Orgien eines mißleiteten Willens, sondern die Alltäglichkeit eines rein thierisch gewordenen Menschendaseins sind der Poesie unwürdig. Wer aber den Glauben an menschliche Willensfreiheit bewahrt hat, der wird in keiner menschlichen Existenz bloß Thierisches wahrnehmen, sondern den Funken der Individualität, welcher die menschliche Theilnahme erregt, zu finden wissen.

Aus diesen Gründen kann ich nicht leugnen, daß mir die drei ersten Akte des Tolstoi'schen Dramas, obgleich sie weniger öffentlichen Anstoß erregt haben, doch widerwärtiger und peinlicher sind als der vierte.

In ihnen leben wir im bloßen Schmutze einer auf's äußerste herabgekommenen Bauernfamilie, und selbst das Verbrechen, das sich vollzieht, die Vergiftung des Grundbesitzers durch seine Frau und deren Liebhaber, ist ein so langsames, schleichendes, daß es eine dramatische Spannung nicht aufkommen läßt, ja daß es gleichsam als ein schauerliches gewohnheitsmäßiges Zubehör dieses bäuerlichen Familienlebens erscheint. Die Charakterzeichnung freilich ist auch in diesen Akten schon vorzüglich durchgeführt; aber das Interesse des Lesers zu erregen vermögen die Personen noch nicht in genügendem Maß.

Mit dem vierten Akte hebt nun Tolstoi die Handlung zur tragischen Größe empor; daß er mit den jammervollen Gestalten, die er zeichnet, das zu Wege bringt, ist ein Zeichen höchster dichterischer Kraft; sehr wenige werden ihm auf diesem Wege folgen können. Die beiden Personen, welchen er ohne sie ihrer Culturspähre zu entrücken, diese tragische Größe verleiht, sind der Bauer Nikita und seine Mutter Matrona. Letztere hat schon die Vergiftung des Alten gerathen und vorbereitet, durch welche ihr Sohn sich in den Besitz des Bauerhofs hat hineinheirathen können; sie ist es auch jetzt, welche als der böse Genius erscheint, der den Sohn bewegt, ein neugeborenes Kind, die Frucht eines verbotenen Verhältnisses zu seiner Stieftochter, zu ermorden. Auch die Wuth und Rachsucht seines Weibes wirkt freilich mit, um ihn zu dieser That zu treiben; aber neben der dämonischen Gestalt Matrona's verblaßt jene doch in ihrer momentanen oberflächlichen Leidenschaft. Matrona ist ein Weib der Art, wie es das Volk sich etwa unter seinen Hexen vorstellt, die Jeden verderben, der in ihren Bannkreis tritt. Das Verbrechen ist ihr etwas Vertrautes geworden, und mit schauerlichen Zügen weiß Tolstoi diese sanfte, kampflose, aber unfehlbar treffende Mörderin auszustatten. Man fühlt sich an die welthistorisch berüchtigten Prozesse der gewerbsmäßigen Giftmischerinnen erinnert. Dabei ist diese Furie ernstlich bemüht, ihre kirchliche Religiosität zu beweisen. Das unglückliche Kind muß vor dem Morde noch erst getauft werden, nicht weil Jemand das sonst vermissen könnte, sondern bloß der Ordnung halber. Ihren Sohn tröstet sie in seiner unnatürlichen That mit den Worten: „O wie ungern sündigt man! aber was soll man thun?" Diesen Sohn hat Tolstoi mit dem vollen Maß von Charakterschwäche begabt, welches die russischen Dichter ihren Helden, seien sie nun edel oder niedrig angelegt, beizumessen gewohnt sind, und mit welchem tragische Verwickelungen fast unvermeidlich verbunden sind. Der ächt slawisch eindrucksfähige, bald gutmüthige bald großprahlerische, bald niedergeschlagene bald ausgelassene Despot der Mädchen und Frauen

ist willenlos seiner Mutter gegenüber. Wie ein Wild in den Krallen des Raubthiers so krümmt sich seine Seele bezwungen und gemartert in den Fängen der unerbittlich konsequenten Dialektik des Verbrechens, mit der die Mutter ihn tiefer und tiefer herabzieht. Aber auch zu trösten weiß diese Mutter. Als der Mord des Kindes vollbracht ist und der Thäter von Hallucinationen der Verzweiflung umhergetrieben noch sein Wimmern zu hören glaubt, da besänftigt ihn die besorgte Mutter, er solle sich beruhigen, solle ein Glas Branntwein trinken, er habe ja seine Sache vorzüglich gemacht, es sei wirklich ganz todt und er habe gar keinen Grund mehr zur Aufregung*). Ihre Worte bleiben wirkungslos.

Nun der fünfte Akt! Die Lösung, die er gibt, ist dem ungeheuren vorausgehenden Aufwand an Spannung gewachsen, und damit ist das Stück gerettet und gerechtfertigt. Daß die Umkehr und das Geständniß des Mörders durch das Geschwätz eines betrunkenen alten Knechts herbeigeführt wird, ist stark barock, aber so undogmatisch wie möglich, und darum dramatisch. Das Schuldbekenntniß selbst vor der versammelten Festgesellschaft ist von erschütternder Wirkung. Einige willkürliche Züge freilich verrathen hier schon Tolstoi's eigenthümliche Beschränkung. Die geordnete Rechtspflege hat sich nicht einzumischen, von „Krotopoll“ darf man nicht sprechen, — stammelt Nikita's alter Vater, wo „ein Mensch Buße thut“; aber auch nicht etwa Kirchenbuße, sondern Buße „vor der gläubigen Gemeinde“, die allerdings durch die Hochzeitsgesellschaft etwas ungenügend repräsentirt wird. Die Verachtung der bestehenden Formen des öffentlichen Lebens, die sich bei Tolstoi immer schärfer ausgebildet, ist hierin deutlich zu erkennen. Eine störende Absichtlichkeit liegt auch in der Figur des Mannes, welchen Tolstoi die sittliche Reinheit und den Gewissensernst in seinem Stück repräsentiren läßt. Offenbar soll er ein Beispiel zu dem Bibelwort liefern: „Was unedel und verachtet ist vor der Welt, das hat Gott erwählet“. Er ist daher unansehnlich, stammelt, hüstelt, und verrichtet mit Vorliebe die niedrigste und schmutzigste Arbeit, so daß er in seinem eigenen Hause zum Ekel wird. Hierin liegt eine willkürliche Künstelei, welche den Dogmatismus Tolstoi's verräth.

Doch wollen solche Einwände gegenüber dem tragischen Gesammteindrucke des vierten und fünften Akts nichts besagen. Tolstoi hat in

*) Die krassesten Scenen des vierten Akts sind von Tolstoi für die Aufführung durch eine Variante ersetzt worden, die ein wahres Kabinetstück von feiner Charakterisirung ist, aber doch an der dramatisch wichtigsten Stelle nicht ausreichend jene erste Form ersetzen kann.

diesem Werke seine poetische Kraft imponirend bewährt; sie hat sich noch stark genug erwiesen das unbarmherzig aufgepackte Gewicht der Tendenz zu tragen; bei der „Kreutzersonate“ ist sie erschöpft darunter zusammengebrochen.

In der „Kreutzersonate“ hat den „Dichter“ vor Allem die Selbstbeherrschung verlassen, die jedes künstlerische Schaffen voraussetzt. Er eifert gegen die verschiedensten Dinge, gegen die Anwendung der Medizin, gegen die zu große Fürsorge für die Kinder, gegen die Findelhäuser, gegen die zu reichliche Ernährung der höheren Stände, kurz gegen Dinge, die nur einen logischen Zusammenhang, aber durchaus keine künstlerische Verbindung mit dem Hauptgegenstand seines Werkes haben. Jener logische Zusammenhang aber liegt in dem umfassenden Angriff auf alles, was zur Verlängerung und Erneuerung des Lebens dienen kann, dieses Lebens, das kein Gut ist, das keinen Werth hat, das eigentlich eine des für das Ewige geschaffenen Menschen unwürdige Daseinsform ist. Wenn in der „Macht der Finsterniß“ die Tendenz noch wesentlich eine sittliche war, so ist sie hier die asketische in schärfster Form, die Negation des Lebens, entsprungen aus dem, was Goethe das „taedium vitae“ nannte. Der Hauptangriff richtet sich folgerecht gegen die Institution, welche die Fortdauer der Gesellschaft verbürgt, gegen die Ehe. Sie ist für Tolstoi ein unwürdiger und niedriger Zustand, gegen den er rücksichtslos eifert, nicht etwa um die Freiheit der Geschlechter zu proklamiren, sondern um die ausnahmslose Keuschheit zu predigen. Und um über die völlige Rigorosität seiner Ansichten keinen Zweifel zu lassen, hat er an einer Stelle ausdrücklich ausgesprochen, — wenn in Folge des Aufhörens der Ehe das Menschengeschlecht endlich ausstürbe, so werde dies das Zeichen sein, daß die Menschheit zur Vollkommenheit gelangt sei und ihre Bestimmung erfüllt habe.

Romane erleben und schreiben gehört nach dieser Auffassung jedenfalls nicht zur Bestimmung der Menschheit, und das ist auch der Geringschätzung, mit der Tolstoi diesen Roman — wenn man das Wort hier brauchen darf — geschrieben, nur zu deutlich anzumerken. Das Meiste darin ist lehrhafte Auseinandersetzung, zusammenfassendes Referat; eine belebte Erzählung, eine psychologische Detaillirung zu geben, hat sich der Verfasser — ausgenommen die Schlußkatastrophe — völlig erspart. Wie anders, wie viel eindringlicher und überzeugender würde ein wahres Dichterwerk die Entfremdung der Ehegatten als ein langsam sich vollziehendes, bald zurückgehaltenes, endlich hereinbrechendes, selbstverschuldetes Verhängniß uns vorgeführt haben! Wie würden wir mit erleben, fürchten, hoffen, endlich dem Dichter glauben, auch das Widrige,

Abstoßende doch glauben, was uns jetzt, wo es uns bloß referirt wird, nur sonderbar und verschroben vorkommt! — Aber es ist nicht Zufall, daß dem Dichter hier die Kraft erlahmte; — aus der Verneinung des Lebens kann das Kunstwerk, welches der Preis, das Hohelied des Lebens ist, nicht hervorgehen.

Jahrzehnte früher hat Tolstoi die Geschichte einer Ehe in der Erzählung „Familienglück" mit einer Feinheit der Zeichnung geschildert, gegen welche die „Kreutzersonate" schlimm absticht. Auch in jener Erzählung übrigens kündigt sich an einigen scheinbar harmlosen Stellen die spätere Anschauungsweise Tolstoi's schon an. Die Art, wie das Verhältniß der Ehegatten erschüttert wird und sich dann wieder herstellt, aber herstellt mit dem klaren Bewußtsein, daß die Periode der gegenseitigen leidenschaftlichen Zuneigung völlig abgethan, ja völlig unverständlich geworden sei, — die Art, wie Tolstoi diese Entwickelung als die nothwendige und selbstverständliche hinstellt, ist schon eine Hindeutung auf manche apodiktische Sätze der „Kreutzersonate". Aber so anziehend der Gesammtton in jener Erzählung ist, so abstoßend ist er in dieser. Kaum jemals ist soviel Scharfsinn aufgeboten worden, um jede menschliche Empfindung und Handlung auf ausschließliche egoistische Genußsucht zurückzuführen, wohl niemals ist eine so völlige Stumpfheit gegen allen Sonnenglanz, der aus dem menschlichen Gemüth strahlen kann, so erkältend zu Tage getreten.

Einen merkwürdigen Kontrast zu der Hauptmasse der Erzählung bildet die Darstellung der Schlußkatastrophe des Mordes der untreuen Gattin. Obgleich diese Scene bloß als Abschluß einer langen Entwickelungsreihe zu gelten hat, obgleich die Aufgabe gerade gewesen wäre, uns auf sie genügend vorzubereiten, so ist im Gegentheil sie das einzige in der ganzen Erzählung, was plastisch und detaillirt dargestellt ist, mit der Kunst, die Tolstoi besonders in kriegerischen Scenen früher glänzend bewährt hat. Der Realismus ist dabei auf's Aeußerste getrieben, und wohl scheint das Schreckliche um des Schrecklichen willen gemalt, — aber nach den schattenhaften und willkürlichen Bildern, die vorhergegangen, empfindet man die Wahrheit dieser Scenen doch mit einem Gefühl der Erleichterung und Zustimmung. Wie auch der Held, Posdnyschew es ausspricht, die Geschichte selbst sei schrecklicher als das Ende. Denn diese Geschichte ist nichts anderes als die angebliche Enthüllung, daß was für sittlich gehalten werde, unsittlich sei, und diese Enthüllung muß bedrückender wirken als der Ausbruch des offenen Verbrechens. Was aber ist der Gesammteindruck eines Buches, wo die roheste Mordscene noch als eine Erlösung empfunden wird!

Doch damit nach den Tragödien das Satyrspiel nicht fehle, ist in jüngster Zeit auch ein harmloses Erzeugniß Tolstoi's zu uns gedrungen, das Lustspiel: „Die Früchte der Bildung.“ Seine Tendenz verleugnet freilich auch dies anspruchslose Werk nicht; „Die Früchte der Bildung“ sind spiritistische Albernheiten, bei denen gelehrte Professoren, bildungssüchtige Herren und Damen der Gesellschaft von einem gescheuten Bauernmädchen an der Nase geführt werden. Die zahlreichen Personen aus der höheren Gesellschaft, die der Dichter vorführt, sind vorzüglich charakterisirt, jede einzelne bei aller Eigenthümlichkeit doch typisch für Erscheinungen, die wiederzukehren pflegen; aber eins haben sie alle gemeinsam: seien sie stolz oder leichtsinnig, vorschnell oder vorsichtig, dumm sind diese Personen, die vermuthlich selbst „Früchte der Bildung“ sein sollen, ausnahmslos. Die sentimentale Sehnsucht deutscher Dorfgeschichten nach der Reinheit und Unverdorbenheit der heiteren Landleute findet hier ihr Gegenstück in dem bescheidenen Verlangen nach der geistigen Entwickelungsstufe russischer Bauern. Doch wäre es pedantisch ein Lustspiel nach diesem Maßstabe messen und daraus eine Lebensbetrachtung abstrahiren zu wollen. Andererseits aber ist das Stück nicht komisch genug um dadurch allein zu fesseln; die Handlung ist zu naiv, um lebhaft zu interessiren; am meisten Geschmack wird ihm abgewinnen, wer es als eine Sammlung gesellschaftlicher Typen betrachtet.

Ob es in Deutschland dieselbe Anziehnng üben wird, wie die „Macht der Finsterniß“ und die „Kreutzersonate“ läßt sich noch nicht voraussehen. Im Ganzen kann man gewiß nicht sagen, daß vorzugsweise der ästhetische Werth der letzten Werke Tolstoi's das Interesse für sie hervorgerufen hat. Der Werth der „Kreutzersonate“ ist überhaupt gering; der des Dramas zwar hoch anzuschlagen, aber von einer Art, die einem weiteren Leserkreise schwer zugänglich ist. Unzweifelhaft gründet sich der größte Theil der anerkennenden oder verwerfenden Urtheile, die über die „Macht der Finsterniß“ gefällt worden, auf die stoffliche und nicht auf die ästhetische Wirkung, und von der „Kreutzersonate“ wird man dasselbe fast mit Ausnahmslosigkeit behaupten dürfen. Woher nun diese stoffliche Wirkung? In einer Anzahl von Fällen mag Tolstoi das Unrecht geschehen sein, daß man nicht das Ganze des Stoffes, sondern die pikanten Einzelheiten goutirte. Den dichterischen Genossen, welche wie kürzlich Otto Hartleben in seiner „Angele“ sich mit Behagen im Schmutze wälzen, dem Publikum, das sich mit diesem Produkt von der „Freien Bühne“ herab erheitern ließ, denen mag auch durch einige Stellen der Tolstoi'schen Werke so kannibalisch wohl geworden sein als wären sie in „Auerbach's Keller“. Aber wie schon zu Anfang gesagt, die Zahl

derer, die danach geurtheilt, halten wir doch für gering. Wir meinen, daß die Mehrzahl derer, die sich von diesen Werken Tolstoi's angezogen fühlten, durch jene krankhafte Uebersättigung bestimmt worden ist, die sich unter Völkern hoher Kultur zeitweise zu zeigen pflegt. Die Unmöglichkeit, aus dem ehern geschmiedeten Kreise der thatsächlichen Verhältnisse irgendwie hinauszutreten, verbunden mit dem Bewußtsein von der Unzulänglichkeit derselben, führt dazu sich utopisch an extremen Ideen zu berauschen, deren praktische Durchführung, weil unmöglich, keine Sorgen zu erregen braucht. So wenig die Tausende von Gebildeten, welche Bellamy's Zukunftsbuch verschlungen haben, daran denken, ihr Privateigenthum dem sozialen Staat zu opfern, ebensowenig denken diejenigen, die von der „Kreutzersonate" hingerissen werden, an das Cölibatsgelübde, oder beabsichtigen die, welche Tolstoi's Evangelium von dem Unwerth dieses Daseins begeistert aufnehmen, ihren egoistischen Kampf um's Dasein einstellen oder auch nur mildern zu wollen. Mancher Beobachter der Gesellschaft mag vielleicht etwas erfreuliches darin finden, daß in einer Zeit, wo die Uebervölkerung und die Beengtheit des Lebens rücksichtsloser als je das verzweifelte Streberthum des Einzelnen sich äußern läßt, doch derartige entgegengesetzte Ideen soviel Antheil erregen, und daß derjenige, der seinen Nebenmann ohne Zaudern in den Abgrund stürzt, sich dennoch platonisch über die egoistischen Prinzipien des modernen Gesellschaftsbaues grämt. Allein wir glauben im Gegentheil, daß diese Neigung zu Utopien ein ungünstiges Symptom, weil ein Symptom der Schwäche und Haltlosigkeit ist. Eine unermeßliche Summe von innerer Unwahrheit und Selbsttäuschung wird durch sie erzeugt, und dagegen der Blick für das Mögliche, was geschehen *kann* und geschehen *soll*, getrübt, die Thatkraft, dies durchzuführen gelähmt.

Nicht minder vom Standpunkte der Volkswirthschaft als im Namen der Poesie ist es zu wünschen, daß die unnatürliche Verbindung, welche beide geschlossen, sich wieder löse. Dem Grafen Tolstoi aber wird die Welt am besten gerecht werden, wenn sie um seiner ächt poetischen Werke willen die lehrhaften Erzeugnisse seines Alters vergißt.

Die Berliner Freie Bühne.

Von

Robert Hessen.

Im dramatischen Streben mit all seinen unendlichen Schattirungen, Mischungen und Uebergängen kann man doch drei größere Richtungen ziemlich genau unterscheiden.

Die Eine möchte den Zuschauer über ihn selbst hinausheben. Diese Richtung ist durchaus positiv und fast immer tendenziös. Sie geht davon aus, daß Nichts sosehr geeignet sei, große Thaten zu erzeugen, als seinen Geist mit großen Gedanken zu nähren, und lebt der Ueberzeugung, daß die beste Triebfeder zum Guten für den Menschen darin bestehe, daß man ihm Gutes zutraue. Daher sucht sie mit Vorliebe die Helden der Geschichte auf und möchte den Zuschauer mitunter glauben machen, daß jeder Held siegt. Daher schaudert sie andrerseits vor einer allzugenauen Bekanntschaft mit den Nachtseiten des Lebens zurück, sie fürchtet für diejenigen, die damit vertraut werden könnten, ja sie möchte das, was herabzieht, sie möchte die Stärke des Bösen oft ganz und gar verleugnen. Sie hat somit einen hygienischen Zug. Wie die Medizin darauf ausgeht, Krankheiten zu heilen oder die Juristerei darauf, Vergehungen zu bestrafen, so sucht die Hygiene gesunde Zustände zu schaffen, in welchen Krankheitskeime nicht aufkommen, oder in ethischer Beziehung zweckmäßige Einrichtungen zu treffen, in welchen die Versuchung und der Anlaß zu Sünde und Verbrechen sinken.

Zu der eben geschilderten Gattung von Stücken gehören die „Hermannsschlacht", durch welche die patriotische Leidenschaft angefacht, und der „Nathan", durch den die konfessionelle Duldung gefördert werden sollte, aber nicht minder auch die „Fourchambaults" von Augier und alle jene tausend Melodramen und Rührspiele, in welchen wir mit übermenschlicher Seelengröße bekannt gemacht werden, wo alle jungen

Mädchen selbstlos und alle jungen Männer edel sind. Und obwohl dieser übermäßige Verbrauch von Vortrefflichkeit der Wahrheit nur selten entspricht, so wird man derartigen Stücken doch das Eine zum Lobe nachsagen müssen, daß durch sie noch niemals eine jugendliche Einbildungskraft vergiftet worden ist.

Die zweite Richtung ist der ersten schnurstracks entgegengesetzt, d. h. ganz und gar negativ. Sie löst auf, sie zerfasert, sie spürt den geheimsten Triebfedern nach. Ihre Fragen lauten fortwährend warum und wozu? Sie ist demgemäß pessimistisch. Sie glaubt nicht recht an das Gute der menschlichen Natur, sie bewegt sich mit Vorliebe im Zwielicht, sie sucht auch die dunkelsten Tiefen der Gesellschaft zu ergründen. Ist ihre Ausbeute abstoßend und häßlich, so schützt sie den Hang zur Wahrhaftigkeit vor. Sie wagt zur Zeit das Aeußerste, ihr Publikum wächst mit jedem Tag und ihre literarischen Vertreter behaupten geradeswegs, daß durch die erste Richtung der Mensch lediglich belogen und eingeschläfert werde. Er habe es verlernt, den Dingen in's Gesicht zu sehn und sich für das Schlechte, für den Sieg der Unvernunft und Bosheit, für die Opfer gesellschaftlicher Unterdrückung und Mißwirthschaft verantwortlich zu fühlen. Daher kämen sie nun, um in die Nacht unsrer Zustände hineinzuleuchten, uns aufzurütteln, uns anzuklagen und schließlich — ebenfalls zu bessern. Ohne Zweifel wird ihnen das vielfach gelingen, wenn auch ebensooft ein unreifes Publikum aus den unverhüllten Schilderungen menschlicher Erbärmlichkeit die Ermuthigung entnehmen wird, das, was so selbstverständlich zu sein scheint, nachzuahmen. Der Leser aber wird in den geschilderten Antipoden ohne Ueberraschung wieder einmal die beiden Pole wiederfinden, die in der Natur in Nord und Süd, Sommer und Winter, Wärme und Kälte, Tag und Nacht erkennbar sind. Das Resultat ist Kampf, und Kampf ist Leben.

Die dritte Richtung verleugnet gewissermaßen die beiden ersten. Sie ist ganz und gar tendenzlos. Wirkt sie erziehend, so ist das mehr eine Begleiterscheinung. Sie ist rein künstlerisch und huldigt mit Vorliebe gewissen Gesetzen, die gemeinhin Schönheitsgesetze heißen, nach dem Geschmack der Jahrhunderte zwar verschieden lauten, aber in den Blüthezeiten menschlicher Kultur von jeher eine innere Verwandtschaft und Aehnlichkeit aufgewiesen haben. Hat sie außer diesem Selbstzweck in der That noch einen andern, so kann es nur die Verfeinerung der menschlichen Nerven, die Läuterung aus Rohheit und Geschmacklosigkeit zu den lichten Höhen der guten Sitte und des künstlerischen Empfindens sein. Dieser Richtung wenden sich die Meister der Dichtung vielfach

in ihren reiferen, abgeklärten Jahren zu. Schiller ist ein markantes Beispiel für sie mit seinen späteren Werken, die sich so eigenthümlich von den agitatorischen, sozialen Stücken seiner Jugend abheben. Ihre Bekenner sind scheinbar, aber auch nur scheinbar, heut im Abnehmen. Unsre Zeit ist zu aufgeregt. Man stellt Alles und Jedes in den Dienst seiner politischen Idee. Die Dramatik vor andern Künsten dient heut der Parteileidenschaft und für allgemein menschliche, formschöne, um ihrer selbst willen erschaffne Werke, sobald sie neu auftauchen wollten, wäre der Boden vorerst nicht günstig.

Es liegt auf der Hand, daß die zweite Richtung, die ich die negative genannt habe, polemisch die rührigste ist und ihre Pfeile mit Vorliebe gegen ihre Antipodin richtet. Sie begann den Kampf in einer Zeit, wo Jene hauptsächlich von Erinnerungen zehrte und kaum einen nennenswerthen Epigonen aufwies, und hatte ihrerseits das große Glück, einen Dichter von bedeutender Originalität (Henrik Ibsen) in's Treffen führen zu können. Um seine Fahne sammelte sich Alles, was mit dem heutigen Stand unsrer Dramatik unzufrieden war. Aber leider erwiesen sich die schaffenden Talente in den Reihen der Neuerer spärlicher als die kritischen, die nunmehr gewisse Schlagworte von Naturalismus und Idealismus, von rezitirendem und realistischem Drama, „menschlichen Dokumenten" und „physiologischer Dichtung" unablässig wiederholten, um schließlich eine ganz bestimmte Kunstgattung als die einzig richtige, als die allein mögliche, als „die neue Kunst" auszurufen. Und es ist den Ibsenianern, denen man selbstlosen, begeisterten Eifer für ihre Sache und Streitbarkeit für ihren Herrn und Meister immerhin zugestehn muß, thatsächlich gelungen, eine eigne Bühne zu gründen, auf der sie unverzagt den Beweis der Wahrheit für ihre Behauptungen antraten.

Diese Berliner „Freie Bühne" nun hat eine Menge Staub aufgewirbelt und zeitweis einen ungebührlichen Lärm verursacht, sodaß sich vornehmere Naturen unwillkürlich zurückzogen, in der Annahme, daß ein Unternehmen, welches sich mit so unerquicklichen Begleiterscheinungen ankündigte, unmöglich einen guten Kern in sich bergen könne. Diese Annahme scheint jedoch durch den Verlauf der Dinge und durch die bereits sichtbaren Folgen nicht ganz gerechtfertigt, und es lohnt vielleicht der Mühe, sich nach Schluß des ersten Kriegsjahrs — wie die erste Spielzeit nicht mit Unrecht genannt wurde — die einzelnen Schlachttage in's Gedächtniß zurückzurufen, Todtenschau zu halten, aber auch zu mustern was erreicht wurde, wie die Völker sich nach diesem Getümmel befinden, ob für zertretne Saaten andere wieder grünen, und

was die Diplomatie, die Fortsetzerin des Krieges mit andern Mitteln, inzwischen ausfindig gemacht hat.

Zunächst also zu den Stücken, die gegeben wurden.

Man kann das erste, die „Gespenster" von Ibsen, füglich hier übergehn, da es längst bekannt ist, und seine tragischen Vorzüge erst kürzlich in diesen Blättern von berufenster Seite behandelt wurden. Erst das zweite, Gerhardt Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" war der eigentliche Prüfstein des Unternehmens, denn es war in der That nach jeder Richtung hin neu. Der Verfasser ist ein Idealist wider Willen. Während er sich in seinen Selbstbekenntnissen vom Idealismus nicht energisch genug abwenden kann und lediglich die Natur unparteiisch abzuschreiben behauptet, zeigt er sich in seinem Erstlingsdrama durchaus beherrscht von bestimmten agitatorischen Absichten, beseelt von tiefer Menschenliebe, von Trauer um das verlorne Glück seiner Nächsten, um das überall zerstörte bessre Selbst, ist er sichtlich erfüllt vom Gefühl der Verantwortung für die Schäden der Welt, für die Siege der Bosheit und schnöden Selbstsucht.

Auch dieses Stück ist in den Preußischen Jahrbüchern bereits besprochen worden. Es wurde damals ein Tendenzstück im schlimmsten Sinne des Wortes genannt, aber nur wegen seiner technischen Mängel, weil die Tendenz den Dichter derartig unterjocht hätte, daß er uns wissenschaftliche Autoritäten citirte, statt rein menschliche Beweggründe wirken zu lassen. Als ein Zeichen der Zeit kann man diese Tendenz jedoch nicht schlechthin verwerfen. G. Hauptmann versucht, uns mit Dingen und Zuständen bekannt zu machen, von denen er mit Recht annahm, daß sie von der Gesellschaft entweder überhaupt nicht gewußt, oder nicht richtig gedeutet, oder endlich verleugnet würden. Er zeigt uns an einem schlagenden Beispiel die zerstörenden Einflüsse industrieller Konjuktur auf das Seelenleben nicht bloß einzelner Menschen, sondern ganzer Dörfer und Bevölkerungen. Er zeigt uns, wie die Gottesgabe, die Kohle, bei dem Mißbrauch, den der Mensch mit ihr treiben läßt, zu einem Fluch wird, während doch jeder Geschäftsmann den stattgehabten Verlauf der Dinge als unabänderlich und in seiner Art als durchaus vernünftig ansehen würde. Der Dichter unternimmt hier mit einem Wort das, was uns bisher für absolut galt, als relativ hinzustellen, er erfüllt die große Aufgabe, den Menschen als solchen wieder in den Mittelpunkt der Politik zu rücken, neue wirthschaftliche Gedanken tief in's Publikum hineinzutragen und so dem Staatsmann den Boden zu bereiten. Wie willkommen uns ein solches Bemühen sein müßte, hat der Schreiber mehr als einmal aus dem Munde hochgebildeter

Berliner erfahren, die mit aufrichtigem Unglauben ausriefen: „Aber Herr Doktor, solche Menschen wie in diesem Stück giebt es ja garnicht!“ An ihre Thür hatte die soziale Frage noch immer nicht gepocht. Aber freilich ist es viel bequemer, nach wie vor Feenmärchen oder Ritterstücke, oder amüsante Lustspiele mit geistreichen Frauen und unbegrenztem Edelmuth, oder allenfalls auch eine Tragödie im Kostüm, etwa im beliebten England zur Zeit Elisabeths, oder weit hinten in der Türkei und im alten Griechenland spielend, auf der Bühne sich anzusehen, um sich desto energischer der sozialen Gefahr von heute, dem Mißbrauch der Kulturmittel und der aufsteigenden Erbitterung der Geschädigten zu verschließen. Der rohe Kohlenprotz, der mit Naturnothwendigkeit ein wüster Trunkenbold, dessen Haus eine Hölle für seine herangeblühte Tochter wird, dieser Mann ist ein Wesen, das unsere Gesellschaft so haben will, das sie aber nicht an den Pranger gestellt wünscht. Sie will die Gemeingefährlichkeit solcher Menschen und Zustände jederzeit ableugnen können, sich selber aber die Möglichkeit offenhalten, in allem raffinirten oder brutalen Lebensgenuß zu verharren und dennoch mit ein Paar gelegentlichen Almosen den Ruf unvergleichlicher Humanität aufrecht zu erhalten. So fehlte denn nicht viel, daß Gerhardt Hauptmann als eine Art Beutelschneider und Raubmörder der Obhut der öffentlichen Gerechtigkeit empfohlen wurde. Die Kunst muß, ... die Kunst darf nicht ..., so ging es nach dem „Sonnenaufgang“ ununterbrochen. Ein Theil dieser Opposition kam aus ehrlichem Herzen, von Leuten, die in den Schöpfungen unserer Klassiker ein für allemal etwas Absolutes erblicken, sich durch die häufig recht anfechtbare und allzu selbstbewußte literarische Vertretung der „Freien Bühne“ verletzt fühlten und einer Gefährdung ihrer Heiligthümer vorbeugen wollten. Am lautesten jedoch waren gewisse Tagesblätter, welche die Kurstreibereien der Börse berufsmäßig bemänteln und niemals reinere Freuden genießen, als wenn ihre Lieblinge an irgend einem Verbrechen gegen Volkskraft und Menschenthum wieder einmal gründlich „verdient“ haben. Man schlug den Sack und meinte den Esel. Es war die Kunstform, die man angriff, es war der Stoff, den man haßte. Gerade deshalb regte sich andererseits in der Kritik auch die Theilnahme für den jungen Autor, und sein Stück, das zwar auf der Bühne wegen der augenfälligen technischen Mißgriffe der neuen Schule, insonderheit wegen seiner massenhaften, störenden Detailanhäufung und des dadurch bedingten Mangels an dramatischem Zug die Zuhörer nicht durchweg im Bann zu halten vermochte, empfindlichere Gemüther aber durch seine Rücksichtslosigkeit vollends erschreckte, wurde nichtsdestoweniger als

eine starke Talentprobe ausdauernd, und im Ganzen siegreich vertheidigt.

Noch bezeichnender für die Gültigkeit der öffentlichen Stimme war es, daß die Erbosung, welche der „Sonnenaufgang" hervorgerufen hatte, sich auch auf das nächstfolgende Stück, die „Henriette Maréchal" der Gebrüder Goncourt übertrug. Selbst „Kladderadatsch" wetteiferte mit dem „Ulk" in gehässigen Zerrbildern, die etwa Apollo den Sonnengott auf einem Düngerwagen darstellten, um die Verderblichkeit der „Freien Bühne" dem Publikum recht in's Gemüth zu führen. So begannen denn die Zeitungen selbst bei der „Henriette" von der liebgewordenen cloaca maxima zu fabeln, während das Stück sich in Nichts von den meisten französischen Sittendramen unterschied, die unbeanstandet und von denselben Kritikern bejubelt über die allerverschiedensten Berliner Bühnen gegangen waren.

Die Fabel ist in wenigen Worten die, daß ein junger Mann sich in eine Matrone verliebt und durch einen wunderlichen Zufall in ihr Haus gebracht wird. Es entspinnt sich ein Liebesverhältniß, dessen Opfer durch einen weitern Zufall die unschuldige Tochter jener Dame wird. Das Stück ist in der Hauptsache romantisch und arbeitet mit den alleraltesten Mitteln, einem Maskenball, einem Duell, einer Krankenpflege in dem einzigen Landhaus Frankreichs, das für die Fortsetzung der Handlung möglich war. Es bewahrt durchweg den geistreichen französischen Plauderton, und doch war die Aufnahme in Berlin annähernd die gleiche wie ihrer Zeit in Paris. Dort wurde die „Henriette" lediglich wegen ihrer etwas loseren Mache von den erregten Zuhörern ausgepfiffen, und hier fiel ein solcher Schwarm berufener Retter des Vaterlandes über die Unglückliche her, daß selbst eingeschworene Anhänger der „Freien Bühne" sich einschüchtern ließen und nur wenige kühlere Köpfe die Vorzüge des Stückes unbefangen anerkannten, die leider durch einen Mißgriff in der Besetzung der Hauptrolle, der schuldigen Matrone, nicht zu voller Geltung kommen konnten. Frau Maréchal war augenscheinlich als ein zartes, schwärmerisches, durchgeistigstes Wesen gedacht, als eine femme incomprise, die zu ihrem Parvenü von Gatten einen schneidenden Gegensatz bildet, während die Darstellerin viel zu massiv war, um die leidenschaftliche Liebe eines Jünglings verständlich zu machen und vielmehr zu Herrn Maréchal zu passen schien.

Das vierte Stück war Björnsons „Handschuh", ein richtiges Thesenstück, das halb einem himmelanstrebenden Idealismus und halb der greisenhaften Stimmung eines Enthaltsamkeitspredigers seine Entstehung verdankt. Svava, die Heldin, eine sehr ernsthafte und gediegene junge

Dame, an jener gefährlichen Grenze wo hübsche Mädchen über die Bestimmung des Weibes epochemachende Ansichten zu äußern beginnen, ist an vielen Bewerbern achtlos vorübergegangen und schenkt ihr Herz endlich einem gereiften Lebemann, der sie richtig zu nehmen verstand. Trotzdem geräth sie plötzlich außer sich, als sie erfährt, daß ihr Geliebter sich nicht derselben schneeigen Reinheit rühmen dürfe, die ihr jungfräuliches Leben bisher ausgezeichnet hat, und wirft ihm, und damit seinem ganzen Geschlecht, den Handschuh in's Gesicht.

Das Stück ist interessant für ein Publikum, das nicht bloß von einem rohen Stoffhunger in's Theater geführt wird und an der geistreichen Durchführung einer These Gefallen findet. Die Verschrobenheit der Grundidee wird einigermaßen dadurch gemildert, daß der Dichter sich soviel guten Geschmack und gesunden Sinn bewahrt hatte, die ideale Forderung Svavas von geriebenen Weltkindern humoristisch beleuchten zu lassen. Nichtsdestoweniger ist Björnson in der engeren Heimath dem Unwillen kräftiger Jugend und dem Spott seiner Kollegen anheimgefallen, der sich besonders im „König Midas" des Dänen Heiberg Luft machte. Unter den Stücken der Freien Bühne nimmt der „Handschuh" trotzdem einen ehrenvollen und verdienstlichen Platz ein, da in der That ein anderes Theater uns kaum mit ihm bekannt gemacht haben dürfte, doch war er im Uebrigen weder für noch gegen die große naturalistische Tagesfrage besonders zu verwerthen.

Einen wahren Sturm entfesselte dann wieder die „Macht der Finsterniß" von Tolstoi. Tolstoi ist ein religiöser Optimist, tief durchdrungen von dem Wunsch, die Menschen zu bessern und zu bekehren, und er schildert in seinem Drama, das er nach einer zehnjährigen Zurückgezogenheit von literarischen Arbeiten schrieb, die Nachtseiten des Lebens mit unheimlicher Deutlichkeit, um die Gewissen seiner Hörer aufzurütteln, um von der Bühne her in weite Kreise die Ueberzeugung zu tragen: „viel, unendlich viel muß geschehen, damit die Dinge besser werden, als sie sind. Wir Alle sind schuld. Jeder von uns ist verantwortlich." Es ist erklärlich, daß die Petersburger und Moskauer Gesellschaft, soweit sie durch Privataufführungen mit dem Stücke bekannt wurden, dem sich die öffentlichen Bühnen verschlossen, ganz wie die Berliner vor dem „Sonnenaufgang" in den Ruf ausbrachen: „Aber solche Menschen giebt es ja gar nicht." Man möchte so gern Nichts zu thun brauchen. Es ist so lästig, daß diese ewigen Dichter kommen und Einen schlecht machen. Es genießt sich so bequem, und plötzlich soll man brutal und ohne Mitleid und leichtfertig sein, während man doch als Blüthe der Kultur so hübsch und so lange dagestanden hatte.

Es klingt nun beinahe komisch, einem Tolstoi Mangel an Kenntniß seiner heimischen Charaktere vorwerfen zu hören. Wer seine großen Romane gelesen hat, wer Turgenieff's Urtheil über ihn kennt, der weiß auch: Tolstoi kann nicht falsch sehn, er muß richtig sehn. Auch strömt uns aus keinem seiner Werke der russische Erdgeruch, der Brodem russischer Hütten so scharf und überzeugend entgegen, wie aus der „Macht der Finsterniß". Vor Allem dieser Fluch slavischer Unkultur, die Vernachlässigung des Weibes, ist in erschütternden Zügen, furchtbar und doch wieder in grausiger Lächerlichkeit uns vorgeführt. Matrona, mit einem Herzen so hart wie Glas, nur für gewisse Regungen des Aberglaubens empfänglich, sorgt für ihren Sohn wie eine Wölfin für ihr Junges. Sie vergiftet und mordet und schwört und schwatzt mit einer Geläufigkeit, die geradezu teuflisch ist. Und dann wieder die kleine 10jährige Anjutka, die das ganze Unheil um sich her vorgehn sieht und in ihrer Todesangst, während draußen ein neugeborenes Kind verscharrt werden soll, sich zu dem alten Knecht Mitritsch auf den vielbestiegenen Ofen flüchtet. Wie grotesk und doch wie poetisch ist diese Nachtszene. Der leichtsinnige junge Bauer Nikita, der alte Vater Akim, ein Arbeiter von schmutzigster Verrichtung, aber mit einem untrüglichen Unterscheidungsvermögen von Gut und Böse im Herzen, ein Mann, vor dessen anständiger Gesinnung so mancher Millionär nicht bestehen dürfte, sie sind echt Tolstoische Figuren, genährt mit des Dichters bestem Herzblut.

Die Wirkung des Stückes war für jeden Unbefangenen eine großartige, tief erschütternde, die letzte Szene mit der Läuterung des Sünders und dem Ausblick in eine bessere Welt rettete sogar den äußern Erfolg, doch ging natürlich die öffentliche Meinung wieder in hohen Wogen, d. h. Unwissenheit und Wichtigthuerei hielten sich die Wage. Daß man so unehrlich war, der Aufführung gewisse Brutalitäten zum Vorwurf zu machen, die gar nicht dargestellt worden waren, durfte nach der ganzen bisherigen Haltung der Presse nicht Wunder nehmen.

Eine ungetheilt freundliche Aufnahme fand dagegen Ludwig Anzengruber's „Viertes Gebot", was nicht zum wenigsten der Vorarbeit anderer Bühnen und der steigenden Beliebtheit des Dichters in Berlin zu danken war. Auch Anzengruber ist im Besitz der poetischen Wünschelruthe. Er wittert Schätze, die der Boden birgt, und gewinnt sie ihm ab. Er ist im höchsten und besten Sinne des Wortes ein Volksdichter, er hat jene Gestalten, die uns Defregger malte, der Poesie erobert. Diejenigen, die, sobald der Name Anzengruber fällt, sich nur mit einem leichten Hautschauder der „liberalisirenden Tendenz" des

„Pfarrers von Kirchfeld" erinnern, thun dem Dichter Unrecht. Er ist es wohl werth, daß man ihn genauer kennen lerne. Er ist scharf gegen Alles, was sich auf Knechtung der Gewissen und Schädigung der freien Persönlichkeit richtet. Es weht ein frischer, muthiger Geist in seinen Werken, Heuchelei und Aberglaube erhalten von ihm schallende Pritschenschläge, aber er kann auch lachen wie ein Kind, und den Ton der naiven, unverdorbenen Volksseele weiß er meisterhaft zu treffen. Er dichtet fast ausschließlich im Dialekt, und doch verrathen alle seine Dramen einen höheren Stil, nicht im Sinne der philosophisch gebildeten Bauern Berthold Auerbachs, sondern ganz im Gegentheil durch die Natürlichkeit des Wesens, durch die Wahrheit der Leidenschaft seiner Menschen, durch die Treffsicherheit seines Humors. Immer weiß er die Kehrseite der Dinge zu finden, er ist ein Beobachter allerersten Ranges und erzielt Wirkungen, die nur von unsern besten Humoristen erreicht werden. Ist der Wunsch durchaus berechtigt, daß die Dialektdichtung stets nur Ausnahme in der Kunstübung bleibe, steht es fest, daß die Poesie, um das Höchste zu leisten, der höchst entwickelten Sprachform bedarf, die sich „weder im urwüchsigen Volksdialekt, noch im hauptstädtischen Jargon der Halbbildung findet", so darf man andrerseits doch nicht unterschätzen, welch' eine vortreffliche Handhabe der Dialekt gerade dem Humor bietet, und daß sich augenscheinlich aus diesem Grund ein Umschwung des Geschmacks vollzogen hat, der immer weitere Kreise für sich gewinnt. Den Dichterruhm Fritz Reuter's niedrig zu bewerthen, wagt heute Niemand mehr, nachdem noch Heinrich Heine in seiner Vorrede zu „Deutschland" sich seines Langen und Breiten darüber ausließ, daß der niederdeutsche Dialekt ein für allemal für poetische Erzeugnisse unbrauchbar sei. Dergleichen ist immer so lange wahr, bis der Zauberer kommt, der uns mit seinem Stab den Nebel von den Augen scheucht und uns beweist, wie vieles von dem, was bis dahin galt, Unsinn gewesen sei. So ist es in der Politik, so ist es in der Volkswirthschaft, und so ist es in der Poesie. Der durchschlagende Erfolg von E. von Wildenbruch's „Haubenlerche" ist ein sprechender Beleg dafür. Noch vor einem Jahrzehnt vielleicht hätte jede vornehme Bühne geglaubt, sie den Vorstadt-Theatern ihres Dialekts wegen überlassen zu müssen.

Um auf das „Vierte Gebot" zurückzukommen, so dreht Anzengruber diesmal den Spieß um. Du sollst Vater und Mutter ehren, steht in der Bibel, — „aber sie müssen auch danach sein", fügt der Dichter hinzu. Die Handlung spielt in Wien in einem Vorder- und Hinterhaus. Die verhängnißvollen Beziehungen zwischen dem Sohn der

reichen und der Tochter der ärmeren Stände sind mit voller Absichtlichkeit aufgedeckt. Aber ein zweites Paar kontrastiert in wirksamer Weise die Schicksale des ersten. Wird dort ein hübsches Kind durch eine lüsterne Schlumpe von Mutter, einen eiteln und großsprecherischen Tagedieb von Vater einem reichen Rentnerssohn freudig überlassen, so geschieht im Vorderhaus dasselbe von bornirten und schwachen Eltern mit einem ernsten, feinfühligen Mädchen, das ihren Musiklehrer liebt. Beide Geschöpfe verdirbt ein und derselbe Mann, ein richtiges Wiener Gigerl (d. i. Geck). Jene, die er verläßt, sinkt von Stufe zu Stufe; diese, die er heirathet, wird Mutter eines elenden Kindes und trägt den Tod im Herzen. Eine bedrückende Figur ist der Tischlergesell, der wie ein Bär arbeitet, so lang er noch seine Geliebte, wenn auch im Besitz jenes Herrn Stolzenthalers (der Wiener sagt regelmäßig Herrn von Stolzenthalers) um sich hat. Als sie frei wird, ist sie doch offen und einsichtig genug, ihm zu sagen, daß sie zu einer ehrlichen Frau fortan verdorben sei. Sie geht in ein „Café schang" und er verzweifelt am Leben und ergiebt sich dem Trunk. „Ob an Einen verkauft, oder an mehrere, das bleibt sich schließlich gleich", — mit diesen bittern Worten reicht der Gefallenen ihre Schicksalsgefährtin aus dem Vorderhaus am Schluß des Stückes die Hand.

Die Satire ist schneidend, aber ganz wie Wildenbruch hat auch Anzengruber es nicht verschmäht, uns durch eine außerordentlich belebte, in ihren Peripetien vielfach spannende und ergreifende Handlung gut zu unterhalten und die Stimmung, oft bis zu ausgelassener Heiterkeit wechseln zu lassen. Hierdurch vor Allem unterscheidet sich das „Vierte Gebot" ebenso wie die „Haubenlerche" von dem fragwürdigsten Drama, das uns die „Freie Bühne" gleich darauf bescheerte, der „Familie Selicke".

Es muß geradezu als eine Unbegreiflichkeit bezeichnet werden, daß die Leiter des Unternehmens dieses Stück als ein „Drama" vorführen konnten. Es hat keine Steigerung, da es überhaupt keine Handlung hat, und es sündigt gegen das Grundprinzip jeder dramatischen Kunst durch seinen gänzlichen Mangel an Kontrastwirkungen. Die Stimmung ist durchweg dieselbe trübe, graue. Kein Lichtblick fällt in dieses Elend, kein Strahl von Hoffnung in diese Plackerei. Dumpf, brütend, trostlos und langweilig lastet es auf uns vom Aufgehen des Vorhangs bis zu seinem Fallen. Selbst in „Macbeth" ertönen doch die Schläge draußen am Thor zum Wahrzeichen, daß die Welt wieder in ihre Rechte trete, selbst im „Richard III." wird die Nachricht gebracht, daß Heinrich Tudor zu Schiff entflohen sei. „Der Rächer lebt", so denkt aufathmend der

Zuschauer. Nichts von alledem ist in der „Familie Selicke", am wenigsten eine Spur jener Kraft, die in Shakespeare's sündigsten Helden lodert und uns selbst im größten Unhold noch erhebt und begeistert.

Die poetische Begabung, welche die beiden jungen Autoren vielleicht noch auf andern Gebieten bethätigen werden, immerhin zugestanden, so kann man das Stück nicht schärfer verurtheilen, als es in den Preuß. Jahrb. bereits (im Märzheft 1890) geschehen ist.

An diesem kranken Lieschen, das drei Akte hindurch auf der Bühne hinter seinem Schirm liegt und schließlich an der Schwindsucht stirbt, an dieser ewig jammernden Mutter, diesem rohen Trunkenbold von Vater, diesen mit sich zerfallenen Kandidaten der Theologie, dieser armen Nähterin, die nicht aus noch ein weiß und schließlich im Elend stecken bleibt, an allen diesen energielosen Figuren, die sich da durcheinander schieben und stottern, kann wirkliches Gefallen nur eine ganz verzweifelte und verbissene Gesellschaft finden, deren einziges Vergnügen die Reue ist, und die beim Anschauen einer Hölle auf Erden einen kläglichen Trost für ihre eigene Unfähigkeit und Erfolglosigkeit sucht und findet. „Katzenjammer unsrer Kultur ohne Humor" ist kürzlich mit einem äußerst prägnanten und glücklichen Ausdrucke diese Spielart des Naturalismus genannt worden. Als bloßes Experiment, wie weit man wohl auf der Bühne in der Verleugnung des eigentlich Dramatischen, in der getreuen Abschilderung der Alltäglichkeit gehen könne, mag die „Familie Selicke" einmal passiren. Gleichwohl steht zu hoffen und zu erwarten, daß die Zeit, wo die Langeweile für interessant und das Platte für bedeutend ausgegeben wurde, bald wieder gesünderen Kunstanschauungen weicht und daß diejenigen sich mehren, die vor einer zweiten „Familie Selicke" schleunigst die Flucht ergreifen würden. Unsere Schlußbetrachtung wird uns noch einmal auf das Stück zurückführen.

Auf die kleinen Leute der schmutzigen Hinterstuben mit zerrissenen Tapeten folgten die „Von Gottes Gnaden". Dieses Fitgersche Trauerspiel fiel ganz und gar aus dem Rahmen der Freien Bühne heraus und kann füglich hier übergangen werden. Es ist in seiner dick aufgetragnen Tendenz völlig veraltet, etwa 100 Jahre zu spät erschienen. Die Vorgänge sind höchst unwahrscheinlich, und die Handelnden von der Weltkenntniß und dem guten Geschmack des Dichters allzuhäufig verlassen. Die Leiter der „Freien Bühne" scheinen dies Drama mit seiner haarsträubenden Romantik und Verschrobenheit zu einer indirekten Beweisführung benutzt zu haben, und in der That war der Abstand

gegen die voraufgegangenen Aufführungen ein greller, kaum erträglicher. So wurde es denn ausgelacht und abgelehnt und dürfte seines Märtyrer-Nimbus (es war von der Polizei verboten worden) dauernd entkleidet sein.

Die Ironie des Zufalls wollte es, daß der Feldzug, den ich bisher geschildert habe, dem Namen nach mit einem „Friedensfest“ abschloß. Das Stück war wieder von Gerhardt Hauptmann, dem champion des deutschen Naturalismus, oder richtiger des Idealismus wider Willen. Auch hier berühren uns breit ausgeführte Bilder aus einer unerquicklichen Häuslichkeit peinlich und langweilig, doch ist das Bestreben nach dramatischer Gestaltung und das Suchen nach Kontrasten bemerkbar. Das Ganze ist eine wunderliche Mischung allerältester Motive mit allerneuster Mache, eine Art Pfropfung von Zola auf Iffland. Die Hauptwirkung, durch die das gesammte, und zwar reichlich zur Hälfte ungünstig gestimmte Publikum an zwei Stellen zu einhelligem, lautschallenden Beifall fortgerissen wurde, bestand in einfacher Rührung, durch das Hervorbrechen von Herzensgüte, Nachsicht und Versöhnung bei Menschen, die durch ein unglückliches Zusammenleben und verbitternde Erinnerungen gegen einander verhärtet waren. Ein Paar helle Frauengestalten bringen Licht und Hoffnung in das Stück, es fehlt nicht ganz an körnigem Humor, und hie und da weiß sich der Autor schon über seine Geschöpfe zu erheben, verräth er in ihrer Führung die überlegne Weltanschauung und den feinen Spürsinn eines wirklichen Dichters. Leider wird er auf dem bisher eingeschlagenen Wege niemals zu einer reifen, dramatischen Technik gelangen. Der nothwendige Fortschritt der Handlung ist ein für allemal unvereinbar mit diesem langen Verweilen bei Einzelheiten, wie es die Naturtreue par force dieser Allerneusten verlangt.

Was ist nun durch alle diese Aufführungen erreicht, was ist erwiesen worden?

Bei der Beantwortung dieser Fragen muß man sich zunächst erinnern, was Alles von der Freien Bühne erwartet und was Alles ihr im Lauf der Zeit zum Vorwurf gemacht wurde. Da fühlten sich in erster Linie diejenigen enttäuscht, die ausschließlich ein Versuchstheater für unaufgeführte deutsche Autoren erhofft hatten. Hiezu hatten sich aber die Unternehmer niemals verpflichtet, im Gegentheil von vornherein angedeutet, daß, um Leben in das stagnirende deutsche Bühnenwesen zu bringen, vor Allem die Vorführung ausländischer Muster geboten erscheine. Das führte nun gleich zu bittersten Feindschaften, zumeist von Seiten derjenigen, die aus Stil und Ton jener Versuchsstücke

sofort eine Gefahr für die eignen Bestrebungen, eine Beschränkung ihres eignen Publikums witterten. Gerade unsre altmodische Lustspielkunst, die mit verblichnen Schablonen, ganz unmöglichen Verwicklungen, ohne Spur von Lebenstreue und wirklicher Charakteristik arbeitet und, wenn es viel ist, ihre Figuren durch die Einfälle über Wasser hält, die der Autor ihnen wahllos in den Mund legt, wurde durch die aufkommende naturalistische Schule verleugnet. Stand zu erwarten, daß die Neuerer Recht behielten, so waren die alten Macher verloren. Aus diesem Grund sah man selbst die kümmerlichsten und blutleersten Backfische, über deren Lustspielleistungen alle vernünftigen Leute bisher die Achseln gezuckt, die aber trotz, vielleicht auch gerade wegen ihrer Seichtheit eine sehr hervorragende Berliner Bühne in Erbpacht genommen und ihr Publikum dort geborgen hatten, — man sah sie emsig und leidenschaftlich Holz zu dem Scheiterhaufen tragen, auf welchem Gerhardt Hauptmann und die übrigen Ketzer verbrannt werden sollten. Die armen Kleinen, falls sie belesen genug dazu waren, hätten sich des Milton'schen Wortes erinnern sollen, daß bei solchem Beginnen die Funken gelegentlich in's eigne Gesicht zurückfliegen. Erreicht haben sie jedenfalls Nichts. Solche saft- und kraftlosen Stücke wie „Loni", „Gaudeamus" u. s. w. finden nicht mehr ihr altes Publikum, und die Zeit wird unweigerlich kommen, wo ihresgleichen nicht mehr als die erste, nicht mehr als die Begräbnißaufführung erlangt.

Aber hievon ganz abgesehn: ist es nicht ein großer Gewinn, daß durch die Freie Bühne, und gerade durch die Entschiedenheit ihres Programms die Diskussion in weiteste Kreise getragen wurde, daß endlich wieder einmal Fragen des Geschmacks lebhaft und mit deutscher Gewissenhaftigkeit erörtert wurden? Es war geradezu erstaunlich, was für Leute plötzlich ein Interesse am Theater gewannen. Wirkt das nicht bildend und läuternd? Ist nicht gerade uns Deutschen eine solche Aufrüttelung zu wünschen und zu gönnen? Dabei trat denn die alte Lehre von dem Werth jeder Agitation sichtlich wieder in ihre Rechte. Alles, was alt ist, muß seine Existenzfähigkeit von Zeit zu Zeit nachweisen. Fällt es, so verdient es zu fallen; taugt es, so wird es bestehn trotz aller Agitation. In der That haben sich gerade in diesem Punkt die Befürchtungen als grundlos herausgestellt, die, ebenso übertrieben wie die gegnerischen Hoffnungen, einer ganz neuen Kunst entgegensahen. Unsre Klassiker zum mindesten haben diese Prüfung glänzend bestanden. „Faust" und „Wallenstein" machen volle Häuser, und wie immer die Hervorbringungen der Gegenwart auch seien, so muß doch durch die allzuharte Kost des Naturalismus das Verlangen nach geläuterten

Formen, nach Dramen, die tendenzlos aus reiner Freude am Hohen und Schönen geschaffen wurden, in aller Stille geschärft werden und wachsen. Ist die Technik des heutigen Tages, die durchaus auf nackte, unerbittliche Lebenswahrheit hindrängt, gar zu verschieden von der holden Welt des Scheins, so ergab sie sich doch ganz von selbst aus den sich aufdrängenden Stoffen, und die Stoffe wieder ergaben sich ganz von selbst aus dem Geist und den Strömungen der Zeit.

D. h. mit andern Worten: der Naturalismus, wie er sich auf der Freien Bühne herausgebildet und gezeigt hat, ist eine Begleiterscheinung der sozialen Frage. Es ist erst kurze Zeit her, daß das Publikum bei uns von der Erregung der Gemüther des niedern Volks eine Ahnung bekam. Seitdem begannen die Gewissen zu erwachen, die Empfänglichkeit für düstre Bilder aus dem engen, dumpfen, verkümmerten Leben der kleinen Leute hatte sich eingestellt, und im selben Augenblick, wie das immer so ist, waren auch die Künstler da, solche Bilder zu liefern. Ebensowenig aber wie der Maler ist der Dichter frei in der Wahl seines Stoffes, und es ist Nichts falscher und verkehrter als die Verwunderung, wie Jemand nur so Häßliches zum Vorwurf nehmen könne, während es doch soviel Schönes in der Welt gebe. Das soll keine Entschuldigung sein für die Verfasser der „Familie Selicke". Ich spreche von dem, was gestaltet, nicht davon, wie es gestaltet wird. Der Stoff allein beweist Nichts; man kann das Verschiedenartigste aus ihm machen. Maler wie Dichter aber — und das ist der Punkt, auf den es ankommt — können als Stoff immer nur das wählen, was auf sie gewirkt, was ihre Einbildungskraft befruchtet hat, und es ist schon von Matthew Arnold darauf hingewiesen worden, daß kein Dichter oder Künstler unabhängig und zufällig aufstehe, daß Beide immer nur Kinder ihrer Zeit seien, daß die langjährige Arbeit der Kritik und der Wissenschaft ihren Ideengang beeinflußt habe, bevor sie daran dachten, jemals selber Etwas gestalten zu können. So ist es nur natürlich, wenn unsre heutigen Dichter und Maler nicht weltfremde Träumer sind, die in stiller Abgeschiedenheit ihren verklärenden Phantasien nachhängen. Sie Alle sind mit ihren Stirnen gegen die harte Wand der Wirklichkeit gestoßen worden, der Lärm der großen Stadt füllt ihre Ohren, das Elend der Massen reizt ihre Augen, Mitleid und der Wunsch zu helfen erfüllen ihr Herz. Sie Alle möchten mitthun wie einst Beaumarchais mitthat, als er „Die Hochzeit des Figaro", — Schiller, als er „Kabale und Liebe", und Kleist, als er die „Hermannsschlacht" dichtete. Ist es aber möglich, sich einen Stoff wie den „Vor Sonnenaufgang" lustspielmäßig, oder

gar in Jamben behandelt zu denken? Hier zum mindesten ist die Richtung auf größtmögliche Lebenstreue innerlich bedingt und in ihrer Art nothwendig.

Damit ist aber zugleich die große Frage nach dem zukünftigen Einfluß der „Freien Bühne“ erledigt. Selbst wenn in reicherem Maß als bisher Versuchsstücke aus ihrem intimen Rahmen in die Oeffentlichkeit dringen sollten, wird doch der Geschmack daran nicht länger vorhalten, als die Spannung der Gewissen und die ängstliche Besorgniß um das Wohl der niedern Klassen. Sobald in absehbarer Zeit eine Klärung der Gemüther eingetreten sein wird, — und gerad in Deutschland sind die Zustände gesünder und hoffnungsreicher, ist der Wille und die Macht zu helfen größer als anderwärts, — wird mit Naturnothwendigkeit ein Rückschlag kommen. Dann wird die Ausgelassenheit nicht zu lustig, und das Heldenhafte nicht heroïsch genug sein können. Dann wird die Freude am Spiel des Witzes, an der Anmuth schöner Frauen, an dem Bund reiner Herzen, dann wird die Theilnahme für erschütternde Kämpfe großer Seelen wieder erwachen, dann werden die Gestalten jener dritten Richtung, von der ich am Eingang sprach, ihren ewigen Zug fortsetzen. Schon heute kann man sagen, daß der Naturalismus par force seinen Höhepunkt überschritten hat. Ein zweites Stück wie die „Familie Selicke“ dürfte selbst das jetzige, zusammengefuchtelte und gesichtete Publikum der Freien Bühne nicht dulden. Das Undramatische kann eben nicht dramatisch werden. Diese Technik, die in einem lebensgroßen Menschenbildniß uns plötzlich die Hand mit mikroskopischer Genauigkeit und demgemäß vergrößert, in einem abscheulichen Mißverhältniß zum übrigen Körper darstellen will, dieses langweilige Abklatschen von Unerheblichkeiten ohne Rücksicht auf die Symmetrie des Werks und die Empfänglichkeit der Zuschauer muß in ihrem Widersinn und ihrer Lächerlichkeit doch eines Tages allseitig erkannt werden.

Dann wird von den Wirkungen der Freien Bühne nur übrig bleiben eine Befruchtung aller Schaffenden mit neuen Gedanken, eine Belehrung über das, was technisch künftig gewagt werden darf oder besser zu meiden ist. Eine größere Freiheit des Stoffs wird dem Dichter gestattet werden auf Theatern, wo sich reife Menschen zusammenfinden, um ernste Probleme ernsthaft und schonungslos behandelt zu sehn. Gewisse, heut schon unerträgliche Schablonenkniffe und Mätzchen der ältern Schule werden verschwinden. Verlogne Schönfärberei und witzlose Seichtheit, die sich allein ihrer Wohlanständigkeit wegen für künstlerisch berechtigt hält, werden nicht mehr geduldet werden. Kurz,

da das Gleichniß von dem Salben eines geheiligten Hauptes hier fast zu großartig ist, — es wird der literarische Salat der Zukunft mit einem reichlichen Tropfen naturalistischen Oels angemacht sein müssen.

Verdienen in den Augen der Strengeren die Veranstalter der „Freien Bühne“ nicht größeren Dank als jene Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, so sollte man doch nicht a priori sich ablehnend verhalten gegen ein ästhetisches Laboratorium, das leichter geschlossen als wieder eingerichtet ist, und wo immerhin auch eine große Anzahl ernsthafter Menschen, empfänglich für jede Anregung, nach den Grenzen des Darstellbaren sucht.

Niemals aber können jene Kleinmüthigen Recht behalten, die wegen der Ausschreitungen Einzelner mit ihrer vérité vraie und wie die Floskeln sonst noch lauten, ein Herabziehn wahrer Dichterschaft in den Schlamm der Alltäglichkeit befürchten. Wie sollte das jemals geschehn?

„Solang noch edler Frauen Brust
Bei hoher Kunde rascher schlägt,
Solang des Liedes reine Lust
Ein zartes Frauenherz bewegt:

Solange wird der Held voll Muth
Hienieden seinen Kampf bestehn,
Solange wird des Dichters Gluth
Auf dieser Erde nicht verwehn.“

Mit diesen Worten Karl Immermanns will ich schließen.

Nachschrift der Redaction. Wir haben uns der „Freien Bühne“ gegenüber bisher ablehnend verhalten, keineswegs „a priori“, sondern weil die Begründer und Leiter des Unternehmens in maßloser Ueberschätzung der vorgeführten Werke leidenschaftliche Angriffe gegen die dauernde vorbildliche Geltung unserer klassischen Literatur damit verbanden. Diese Angriffe legten uns die Pflicht der Abwehr auf. Unter dem Gesichtspunkt einer dramatischen Versuchsstation aber, oder eines Ferments, das das stockende scenische Leben in Gährung bringt, wollen auch wir einer wohlwollenden Betrachtung des Unternehmens unsere Spalten nicht verschließen.

Die Frauencolleges an der Universität Cambridge.

Von

Dr. Karl Breul, M. A.

In einem längeren erzählenden Gedichte Tennyson's, „Die Prinzessin" (1847), wird in humorvoll-phantastischer Ausführung eine Frauenuniversität (University), richtiger ein großes Frauencollege*), geschildert, an dessen Spitze die männerfeindliche, ebenso schöne wie kluge Prinzessin Ida steht. In frühster Jugend ist sie mit einem benachbarten Prinzen verlobt worden, doch, herangewachsen, will sie von dem alten Versprechen nichts mehr hören. Andere, nach ihre Ansicht höhere, Ziele locken sie. Sie will sich und ihr Geschlecht von den Männern unabhängig machen, und hat vom Könige ihrem Vater sich einen Sommerpalast an der Grenze des Reiches anweisen lassen, in welchen sie sich mit den Frauen und Mädchen ihrer Umgebung zurückgezogen hat. Hier hat sie nun alsbald eine Hochschule für Frauen gegründet, bei deren Leitung ihr zwei Vertraute als „lady tutors"**) behülflich sind. In diese Gemeinschaft werden der junge Prinz und zwei erprobte Freunde, als aus-

---

*) Unter dem Namen „College" versteht man in England Einrichtungen ganz verschiedener Art. Einmal bezeichnet es eine höhere Schule, z. B. Dulwich College, eine höhere Knabenschule in einer Vorstadt von London. — Sodann bedeutet es ein Internat für Studenten, jetzt auch für Studentinnen, an den großen Universitäten, z. B. King's College, Cambridge (Studenten); Girton College, Cambridge (Studentinnen). Die jungen Leute wohnen im College und besuchen von hier aus die Vorlesungen, welche an der Universität gehalten werden. Daneben giebt jedes College für die ihm angehörenden Studenten allein bestimmte Privatvorlesungen (College lectures) und gewährt ihnen auch sonst Privathülfe. — Endlich pflegt man mit dem Namen „College" auch einige höchste Lehranstalten zu bezeichnen, obschon kein Internat mit ihnen verbunden ist, z. B. King's Coll. London. — In der „Prinzessin" handelt es sich um ein College im zweiten Sinne des Wortes, nur mit dem Unterschiede, daß es zugleich eine Hochschule für Frauen bildet.

**) Ueber die tutors an den englischen Universitäten vergl. u. a. meinen Aufsatz „Ueber das wissenschaftliche Studium der neueren Sprachen an der Universität Cambridge" in E. Kölbings „Englische Studien" XII (1888), 244 u. flgde., welcher auch als Sonderabdruck erschienen und dem dritten deutschen Neuphilologentage zu Dresden gewidmet ist.

ländische Frauen verkleidet, von der ahnungslosen Prinzessin selbst als Studentinnen aufgenommen und in das Leben der Anstalt eingeweiht. Die Einrichtungen des College, die Studien und Erholungen der jungen Mädchen werden darauf in behaglicher Erzählung dem Leser vorgeführt, bis nach kurzer Zeit die Erkennung erfolgt und ein strenges Gericht der Prinzessin über die Eindringlinge ergeht. Ein unerwarteter Zwischenfall befreit indes die kühnen Jünglinge und nach mannigfachen Mühen gelangt der standhafte Prinz endlich an das Ziel seiner Wünsche.

Was der englische Dichter hier in Bezug auf eine Frauenuniversität in humoristischen Bildern vorgetragen, hat seit etwa zwanzig Jahren in einer Anzahl von Frauencolleges ersten Ranges greifbare und erfreuliche, wennschon natürlich vielfach von der Dichtung stark abweichende, Gestalt angenommen. Es handelt sich dabei in erster Linie um Girton College und Newnham College zu Cambridge sowie um Somerville Hall und Lady Margaret Hall zu Oxford*). Mit den ersteren beiden hat Referent

*) Die Oxforder Frauencolleges sind weit jünger und bislang auch von geringerem Umfange als die hiesigen. Es giebt ihrer drei, von denen jedoch Lady Margaret Hall und Somerville Hall weitaus die wichtigsten sind. Das dritte ist die erst 1886 eröffnete St. Hugh's Hall. L. M. H. wurde im October 1879 mit 9 Studentinnen eröffnet, erfuhr im Lauf der Jahre mehrfache Erweiterungen, besonders auch durch ein hinzugezogenes Sondergebäude, Hostel genannt. L. M. H. zählt jetzt an die 40 Studentinnen und die Gesammtzahl der Studentinnen seit Bestehen der Anstalt beträgt 124. Die Anstalt ist in erster Linie für die Angehörigen der „Church of England" bestimmt, doch werden auch andere Studentinnen zugelassen. Die Kosten für Aufenthalt und Unterricht belaufen sich auf etwa 100 £. Eine kurze Geschichte des College und Angabe alles Wissenswerthen enthält der Lady Margaret Hall Report. 1888–9. — Im Gegensatz zu der vorher erwähnten ist Somerville Hall (vgl. S. H. Report. November 1890) „undenominational" im Prinzip, das heißt, es nimmt die Mitglieder verschiedener Religionsformen völlig unterschiedslos auf. Im übrigen entspricht sie der Schwesteranstalt, gleichzeitig mit welcher sie im Jahre 1879 ins Leben trat. Sie kann ebenfalls an die 40 Studentinnen aufnehmen, hat bisher im Ganzen 130 Mitglieder gehabt, die augenblicklich studirenden eingeschlossen. Die Kosten des Aufenhaltes sind noch geringer (85—90 £ Kost, Logis und Unterricht) als in L. M. H. In beiden Halls erhalten die jungen Mädchen nur ein Zimmer, in beiden müssen sie sich zu mindestens einjährigem Aufenthalt verpflichten. — St. Hugh's Hall ist die billigste Anstalt von allen. Kost, Logis und Unterricht beläuft sich hier auf jährlich 60—65 £ — etwa die Hälfte der Kosten von Girton College. Doch müssen in St. Hugh's Hall je 2 Studentinnen zusammen wohnen, arbeiten und schlafen — oder höhere Preise zahlen. Auch diese Hall ist streng religiös und ertheilt religiösen Unterricht in derselben Weise wie Lady Margaret Hall. — Alle 3 Halls sind billiger, aber auch unbedeutender als die Schwesteranstalten zu Cambridge. — In dem lesenswerthen Aufsatz von Friedrich v. Aschen „Universitätseinrichtungen und Universitätsstudien in Oxford" (Pädagogisches Archiv XXX (1888), 513—550) ist von dem sonst sehr wohl unterrichteten Verfasser auf S. 543, Anm. die Angabe der Gesammtzahl der Oxforder Studentinnen als etwa 50 wohl selbst für damals reichlich niedrig angesetzt. Ferner besteht in Cambridge seit 1880 Norwich House nicht länger als eine Studienanstalt. Es war von jeher nur eine Abzweigung von Newnham und

sich seit einer Reihe von Jahren genau bekannt gemacht und hofft, mit den folgenden Ausführungen auch solchen Lesern noch mancherlei Neues bieten zu können, welche den englischen Frauencolleges und dem Universitätsstudium der englischen Frauen bereits ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben. Dieses Interesse fördern und genauere Anschauungen über die englischen Anstalten, ihren Geist und ihre Anforderungen verbreiten, sowie einzelne denselben in Deutschland entgegengebrachte Vorurtheile und Bedenken beseitigen zu helfen, ist der Zweck des vorliegenden Aufsatzes. Zugleich wird sich aus demselben auch ergeben, inwiefern es mit Benutzung der in England gemachten Erfahrungen räthlich und thunlich sein möchte, unter gewissen Bedingungen auch deutschen Frauen und Mädchen die Vortheile einer gediegenen Universitätsbildung zu gewähren. Die zahlreichen positiven Angaben und die durch den Zweck der Arbeit bedingte eingehende Schilderung des wissenschaftlichen und geselligen Lebens in den Colleges, werden hoffentlich auch für diejenigen Werth und Interesse behalten, welche weitergehenden Folgerungen gegenüber einen zurückhaltenden oder ablehnenden Standpunkt einnehmen zu müssen glauben.

Um möglichst anschaulich zu sein und doch Wiederholungen zu vermeiden, lege ich ein bestimmtes College meiner Schilderung zu Grunde und füge wesentlich abweichende Gebräuche in dem andern beiläufig ein.

Etwa eine halbe deutsche Meile in nordwestlicher Richtung von Cambridge liegt inmitten ausgedehnter Gärten ein stattlicher Bau, Girton College, das seinen Namen von dem benachbarten Dorfe Girton trägt. In gesunder Lage*), weit höher gelegen als die Stadt, deren Klima allgemein für weich und erschlaffend gilt, ist das Gebäude weithin sichtbar und bietet einen freundlichen Anblick dar, obschon der Ziegelbau mehr praktisch als künstlerisch ausgeführt ist.

Das College enstand vor 21 Jahren aus sehr bescheidenen Anfängen. Im Oktober 1869 begannen 6 Damen in einem gemietheten

---

ist seit Eröffnung der zweiten Hall von Newnham College mit diesem verschmolzen. — Für die höhere Frauenerziehung im allgemeinen sorgt zu Oxford ein besonderer Verein, die „Association for promoting the education of women in Oxford", deren jährliche „Reports" immer günstigere Erfolge melden.

*) Ueber die Gesundheitsverhältnisse der Studentinnen liegen endlich zuverlässige statistische Nachrichten vor in dem Buche von Mrs. Henry Sidgwick, Health Statistics of Women Students of Cambridge and Oxford and of their sisters. Cambridge University Press. 1890. 1.50 Mk. Aus diesem authentischen Material ergiebt sich, daß das Universitätsstudium den englischen Mädchen — im Vergleich zu ihren nicht studirenden Schwestern — keineswegs schlecht bekommt oder in späteren Jahren bekommen ist, sondern im Gegentheil die meisten Studentinnen besonders günstige Angaben über ihre Gesundheit zu machen im Stande waren.

Hause in Hitchin, 3/4 Stunden mit der Eisenbahn von Cambridge entfernt, ihre Studien*). Im Jahre 1873 siedelten sie und andere in das jetzige eigens für die Aufnahme von Studentinnen errichtete Gebäude bei Girton über, woselbst die Anstalt sich allmählich ausgebreitet hat**). Sie erhielt den Namen „College" ***) wie auch die Schwesteranstalt zu Newnham, während die Oxforder Studienhäuser den Namen „Hall" führen. Ueberall wurden, soweit wie angemessen, Namen und Einrichtungen denen der Studenten Colleges nachgebildet. Die ausgesprochene Bestimmung des College ist „zu den Töchterschulen und der häuslichen Erziehung der Frauen eine ähnliche Stellung einzunehmen, wie sie die Universitäten zu den höheren Lehranstalten für Knaben besitzen". Das Ganze ist ein großartiges Privatunternehmen, mit dem der Staat nichts zu thun hat, welches sich durch ehrliche Arbeit und echtes wissenschaftliches Streben die Anerkennung der Universität und Zulassung zu allen Universitäts-Kursen und Prüfungen errungen hat (seit 1881; vergl. unten S. 58). Die Beiträge der Studentinnen sind derartig bemessen, daß das College, nachdem die Gebäude einmal vorhanden sind, sich aus ihnen vollständig selbst erhalten kann. Auch die Organisation, die Studienpläne und -Mittel rühren ebenso ausschließlich von Privaten her, wie alle Einrichtungen der Universität. Der Einfluß des College im geistigen Leben Englands macht sich bereits stark und erfreulich bemerkbar und daher werden ihm auch von zahlreichen Freunden und Freundinnen reichliche Schenkungen zugewandt. Dasselbe gilt auch für Newnham College, das südwestlich in noch größerer Nähe von Cambridge gelegen ist. Auch dies hat sich aus kleinen Anfängen in gesundem Wachsthum im Laufe von 20 Jahren zu seiner jetzigen Bedeutung emporgeschwungen†). Die letzte große an Girton gemachte Schenkung ist

*) Ueber die allmähliche Entwickelung des College vgl. H. Lange, Frauenbildung. Berlin, 1889. S. 17—24, sowie die verschiedenen Jahrgänge des Girton College Report.

**) Ein Bild des alten College vor dem jetzigen Neubau giebt die illustrirte Monatsschrift „The Woman's World" 1889 (Septemberheft) S. 601, in dem Artikel „Life at Girton". Das Heft ist einzeln käuflich.

***) Die gesetzliche Anerkennung erhielt es 1872.

†) Newnham College, so benannt nach dem in unmittelbarer Nähe von Cambridge gelegenen Vorort Newnham, besteht jetzt aus 3 stattlichen allmählich nach einander errichteten Studienhäusern. Die ersten Anfänge des College sind fast gleichzeitig mit denen von Girton. Im November 1869 wurde in einem Privathause zu Cambridge die von Professor Henry Sidgwick zuerst angeregte Idee, Vorlesungen für Frauen einzurichten, von einer Anzahl einflußreicher Persönlichkeiten beiderlei Geschlechts durchzuführen beschlossen. Diese Vorlesungen sollten ursprünglich alle diejenigen Gegenstände behandeln, in denen in den 1868 von der Universität eingerichteten Higher Local Examinations geprüft wurde. Die ersten Vorlesungen wurden zu Anfang des Jahres 1870 gehalten. Bald kamen von Auswärts Damen nach Cambridge, um an diesen

die von Miß Gamble im Werthe von etwa 19000 £ (380000 Mk.). Bedeutende Schenkungen machten an Newnham der Professor der Moralphilosophie Henry Sidgwick und seine Frau, sowie der verstorbene Vice-Master von Trinity College, Couts Trotter, welcher dem College seine große Bibliothek vermachte. Auch Holloway College in der Nähe von London ist durch eine großartige Stiftung ins Leben gerufen worden.

Die Organisation der Colleges ist die folgende. An der Spitze von Girton steht die außerordentlich thätige und energische Mistreß, Miß Elizabeth Welsh, eine der ersten 6 Studentinnen von Hitchin. Ihr steht Miß Florence Ward als Vice-Mistreß sowie fünf im College selbst wohnende „resident lecturers“ zur Seite. Daneben hat das College etwa 25 lecturers (meist Dozenten an der Universität), welche in der Anstalt selbst regelmäßig Unterricht ertheilen. In Newnham College ist die Organisation im wesentlichen dieselbe, abgesehen von der größeren Ausdehnung der Spitzen und des weiblichen Lehrpersonals, welche durch die 3 verschiedenen „Halls“, aus denen

---

Vorlesungen Theil zu nehmen und als die Anzahl derselben wuchs, erschien es wünschenswerth, sie in einem für ihre Bedürfnisse passenden gemeinsamen Studienhause unterzubringen. Im October 1871 kam Miß Anne Clough nach Cambridge und eröffnete ein solches Haus mit 5 Studentinnen. Sie und Prof. Sidgwick übernahmen die gesammte Verantwortlichkeit. Von 1872—74 vereinigte Miß Clough eine stetig wachsende Anzahl von Studentinnen in Merton Hall. Als 1874 die Zahl der Studentinnen auf 20 gestiegen war, trat eine Anzahl von Privatpersonen als „Newnham Hall Company“ zusammen und beschloß den Bau eines eigenen Studienhauses in Newnham. Die Newnham Hall (jetzt Old Hall) wurde gebaut, mit Platz für 30 Studentinnen, und im October 1875 eröffnet. Im Jahre 1873 war die Sorge für die Vorlesungen einem Comité unterstellt, welches sich „Association for promoting the Higher Education of Women in Cambridge“ nannte, und eine Zeitlang bestanden der Vorlesungsausschuß und der Wohnungsausschuß (N. H. C.) unabhängig neben einander. Als indeß die Zahl der herbeiströmenden Studentinnen stetig wuchs und Newnham Hall sich bald als zu klein erwies, wurde zunächst in 2 Häusern der Stadt aushülfsweise Unterkommen geschafft (das eine derselben hieß Norwich House), um deren Einrichtung und Ueberwachung sich die unermüdliche Miß Marion Kennedy große Verdienste erwarb. Zu den in diesen Häusern untergebrachten Damen kam noch eine Reihe sogenannter „Out-students“, welche in bestimmten Häusern der Stadt untergebracht und zu beaufsichtigen waren. So war im Jahre 1879 die Anzahl der Vorlesungen hörenden und zu Newnham Hall sich rechnenden Studentinnen eine sehr große geworden und eine Vereinfachung der Fürsorge für alle erschien dringend geboten. Daher wurden 1879 der Vorlesungs- und der Wohnungsausschuß mit einander verschmolzen, der Bau einer zweiten großen Hall neben Newnham Hall beschlossen und im Mai 1880 wurden beide als „Newnham College“ gesetzlich zusammengefaßt. Die Wohnungen in der Stadt wurden aufgegeben, Mrs. Sidgwick und später Miß Gladstone treten an die Spitze der neuen (North) Hall, welche später Sidgwick Hall genannt wurde. In Folge der fortwährend steigenden Anzahl der Studentinnen wurde die dritte, größte und schönste Hall hinzugefügt und 1888 eröffnet, in welcher die hochbejahrte Vorsteherin, Miß Clough, ihren Sitz aufschlug.

Newnham College besteht, bedingt ist. 25 Studentinnen haben in Girton College dieses Jahr im Juni ihr Examen gemacht und die Anstalt verlassen, 85 sind noch in der Vorbereitung begriffen. Die Gesammtzahl der Studentinnen seit Begründung des College beträgt 370. Newnham College hat an früheren und jetzigen Studentinnen die stattliche Zahl von 554 aufzuweisen, augenblicklich studiren dort 134 Damen, wovon 30 sich in diesem Jahre für das Tripos Examen melmeldeten. Die Studentinnen von Girton College wohnen fast ausnahmslos im Gebäude selbst und nur unter ganz besonderen Umständen wird einer Dame gestattet, in der allerersten Zeit in einer der Vorsteherin persönlich bekannten Familie zu wohnen. In Newnham giebt es häufiger sogenannte „Out Students“ entweder solche junge Mädchen, die in Cambridge Eltern oder Verwandte haben, oder ältere Damen, die nur auf kürzere Zeit nach Cambridge kommen. Girton jedoch ist im Prinzip völlig gegen die Zulassung von „Out Students“. Hierin unterscheidet es sich auch von den großen Studenten Colleges, z. B. King's oder Trinity College, bei denen oft die Mehrzahl der Studenten, wenigstens in den ersten Jahren, nothgedrungen aus Mangel an Raum im College in besonders von der Universität gebilligten und sehr sorgfältig überwachten Privatwohnungen (licensed houses), lebt. Doch ist gerade im Falle der Studentinnen das gemeinsame Zusammenleben in einem großen, wohleingerichteten Studienhause unter milder, aber sorgsamer Obhut einer erfahrenen Vorsteherin ganz besonders wichtig und segensvoll. Die innere Einrichtung von Girton College ist eine äußerst behagliche. Die Studentinnen haben zwei Zimmer zu ihrer Verfügung und wetteifern förmlich miteinander, sich dieselben hübsch und wohnlich einzurichten. Man tritt bei ihnen nicht in das Studirzimmer eines Gelehrten sondern man wird vielmehr von dem Behagen erfüllt, das weibliche Zierlichkeit um sich zu verbreiten versteht. In Newnham bewohnt jedes junge Mädchen nur ein Zimmer, doch sind die Einrichtungen so getroffen, daß dasselbe bei Tage ein freundliches Wohnzimmer abgiebt. Empfangszimmer, Speisesaal, Hörsäle, Laboratorium, Turnhalle, Lesezimmer und Bibliothek sind in beiden Anstalten den Bedürfnissen entsprechend vorzüglich eingerichtet, wenn auch in Newnham College alles mit größerer Einfachheit. Dagegen kann Girton College keine so reichhaltige Bibliothek aufweisen, der Grund liegt in dem schon erwähnten Vermächtniß Couts Trotter's an Newnham College. Die Bibliothek von Newnham umfaßt jetzt an die 5300 Bände. Außerdem besitzen beide Anstalten ein kleines, leicht zu isolirendes Hospital für ansteckende Krankheiten.

Girton College beherbergt augenblicklich außer der Mistreß, Vice-Mistreß und fünf im College wohnenden Dozentinnen, in der College-Sprache „Dons“ (= Dominas, ebenso in den Studenten-Colleges = Dominos) genannt, 110 Studentinnen und etwa 50 Dienerinnen. Newnham College zählte zu Anfang dieses Jahres 131 Studentinnen, wozu noch 10 Damen als Vorsteherinnen oder Dozentinnen hinzukamen. In der Clough Hall wohnen die erste Vorsteherin Miß Anne Clough mit drei Dons und 49 Studentinnen. In der Sidgwick Hall die Vorsteherin Miß Helen Gladstone, die Tochter des bekannten Staatsmannes, mit zwei Dons und 47 Studentinnen. In der Old Hall die Vorsteherin Miß Jane Lee mit zwei Dons und 35 Studentinnen. Dazu kommen noch 3 Damen als „out-students“, sodaß augenblicklich die Gesammtzahl der Studentinnen 134 beträgt. Es können bis zu 140 Damen Aufnahme finden. Dieser große Aufschwung ist, wie bei Girton, erreicht durch die lebhafte und stets wachsende Theilnahme von Privaten, durch das Entgegenkommen der Universitätsbehörden und Dozenten, durch den großen Eifer, die tüchtigen Leistungen und die musterhafte Haltung der Studentinnen. Nähere Auskunft über Einrichtungen, Preise und Studiengang giebt der alljährlich erscheinende Newnham College Report.

Bei aller Freiheit, welche im einzelnen gestattet wird, ist natürlich die Aufrechterhaltung einer festen Hausordnung unerläßlich. In Girton hat jede Studentin ihren Namen täglich dreimal zu bestimmten Stunden in ein besonderes Buch einzutragen, um dadurch ihre Anwesenheit im College zu erweisen. Dieses Buch liegt zwischen 8 und 9, 12 und 3, 6 und 7 Uhr aus. Falls sie zwischen diesen Mahlzeits-Stunden das College zu verlassen wünscht, bedarf sie besonderer, übrigens bereitwillig gewährter, Erlaubniß der Vorsteherin. Die Studentinnen müssen im Winter um 6 Uhr, zu andern Jahreszeiten bei Anbruch der Dunkelheit im Bezirk der Anstalt sein. Abends um 10 Uhr wird das College geschlossen, doch erhalten Studentinnen leicht schriftliche Erlaubnis, bis 11 Uhr auszubleiben, wenn sie einer Einladung zum Abendbrot in Cambridge Folge zu leisten oder dort einen Vortrag oder ein Konzert zu hören wünschen. Nach 11 Uhr dürfen sie unter keiner Bedingung heimkehren. Studentinnen dürfen in Cambridge überall in Privathäusern nach Wunsch Besuch machen, in den Colleges der Studenten jedoch nur mit einer ihren Eltern bekannten älteren Dame oder in Begleitung der Vorsteherin oder Vice-Vorsteherin. Eine Studentin darf keine Vorlesung allein besuchen, in welcher sie die einzige Dame ist, sondern bedarf stets einer „chaperone“. Im College giebt es einen Empfangssaal, in dem die Studentinnen Herren empfangen und von wo aus sie diesen das

College zeigen dürfen. Besuche von Angehörigen und Freunden sind jederzeit ziemlich zahlreich, besonders aber im Mayterm, welcher für Besucher in jeder Beziehung die passendste und schönste Zeit ist. Doch können nur die Vorsteherinnen und Lehrerinnen der Anstalt befreundete Damen im College selbst logiren. Alle andern Besucherinnen müssen um 10 Uhr es verlassen.

Girton College nimmt fast nur solche Studentinnen auf, welche beabsichtigen, sich in 3jährigem Studium auf die schwierigsten Universitätsprüfungen (Triposes) vorzubereiten, sogenannte „Honours Students“ (who are reading for Honours)*). Nur in ganz vereinzelten Fällen gewährt das College auch solchen Damen Zutritt, welche diese Verbindlichkeit nicht auf sich nehmen**), und ebenso selten kommt es vor, daß eine Studentin das College vor Beendigung ihrer dreijährigen Studienzeit verläßt, welcher in diesem Falle vom College kein offizielles Zeugniß ausgestellt werden kann. Hieraus folgt, daß nur solche Damen nach Girton kommen, welche hinlängliche Begabung und echten Trieb zur Arbeit haben und daß alle Elemente fern gehalten werden, denen ihr Studium nicht in erster Linie steht und welche zu gründlicher wissenschaftlicher Arbeit nicht geneigt sind. Dieser Umstand ist von allergrößter Wichtigkeit. Nur hierdurch wird es möglich, daß auch die Studenten den Ernst der jungen Mädchen erkennen und achten und sie als gleichberechtigte Mitarbeiter anerkennen. Mit vollem Rechte haben beide Damencolleges alle solche Studentinnen entschieden ausgeschlossen, welche mehr die zahlreichen Vergnügungen der Universität, den Verkehr mit den Studenten, als die ernste hingebende Arbeit im Dienste der Wissenschaft gesucht hätten. Die durchaus würdige und taktvolle Haltung

---

*) Ueber „Honours Students“ sowie „Poll men“, welche nur den „Ordinary Degree“ zu erhalten suchen vgl. meinen vorher erwähnten Aufsatz „Ueber das wissenschaftliche Studium der neueren Sprachen in Cambridge“. Sonderabdruck. S. 4—5. Ueber den Ausdruck „Tripos“ vgl. ebenda S. 5. Man versteht unter diesem Namen die höchsten wissenschaftlichen Prüfungen der Universität, in Oxford nennt man sie „Honours Schools“.

**) Auch in Newnham sind bei weitem die meisten Studentinnen Honours students, doch begnügt sich auch eine Anzahl von jungen Damen damit, die geringeren Anforderungen der Higher Local Examinations zu erfüllen. In diesen Prüfungen kommt es nicht so sehr auf selbständige wissenschaftliche Arbeit an als auf fleißige, schulmäßige Durcharbeitung einer Anzahl vorgeschriebener Gegenstände. Die Prüfungen gehen mehr in die Breite als in die Tiefe und stehen etwa an Stelle dessen, was man in Deutschland „allgemeine Bildung“ nennt, nur daß für den Einzelnen der Kreis der Prüfungsfächer ein etwas beschränkterer ist. Die Vorbereitungen zu diesen Prüfungen sind häufig von dem Vorwurfe einseitiger Dressur nicht freizusprechen, welchen man den besseren Tripos-Studentinnen gegenüber nicht erheben darf, und eine wirkliche Durchdringung des Lehrstoffes, eine lebendige Aneignung und sichere Beherrschung desselben wird fast nie erreicht.

sowie der große Fleiß, die ernste Hingebung der englischen Studentinnen an ihre Arbeit, haben ihnen die volle Achtung und Anerkennung der Studenten eingetragen. In seiner 6jährigen Lehrthätigkeit ist dem Berichterstatter nie ein Fall vorgekommen, wo ein Student sich einer Dame gegenüber nicht durchaus als gentleman benommen hätte. Keine der Unzuträglichkeiten, welche überängstliche Gemüther von dem gemeinsamen Studium der beiden Geschlechter fürchten zu müssen geglaubt hatten, ist eingetroffen. Liegt dies auch ohne Zweifel theilweise an der frühen Gewöhnung des jungen Engländers, sich überall als gentleman zu benehmen, dessen erste Pflicht es ist, Damen mit der höchsten Achtung zu behandeln und sich in ihrer Gegenwart und ihnen gegenüber in keiner Weise gehen zu lassen, so muß andererseits auch den jungen Damen nachgerühmt werden, daß sie im täglichen Zusammensein mit den Studenten nie auch nur im Geringsten als emancipirte Frauen aus den Schranken der Weiblichkeit heraustreten, nie ihrer Würde das Geringste vergeben. Es herrscht zwischen beiden Geschlechtern ein schöner gegenseitiger Wetteifer mit unbefangener gegenseitiger Anerkennung.

Die meisten jungen Damen sind beim Eintritt in das College etwa 19 Jahre alt und kommen gerades Weges aus der Schule. Studentinnen unter 18 Jahren werden nur in ganz besonderen Fällen zugelassen. In den ersten Jahren nach der Gründung des College war das Durchschnittsalter ein weit höheres (zwischen 20 und 30). In Newnham College schwankt das Alter zwischen 18 und 36, das Durchschnittsalter ist dort 21 oder 22. Nicht nur Engländerinnen studiren in beiden Colleges, sondern auch manche Ausländerinnen, darunter einzelne Deutsche, mehrere Amerikanerinnen, augenblicklich sogar eine Hindu (Naturwissenschaften). Die meisten Studentinnen haben ihre Vorbildung in höheren Töchterschulen (High Schools) oder anderen Schulen genossen. Diese werden auch im allgemeinen die tüchtigsten Studentinnen. Nur wenige sind zu Hause durch eine Erzieherin vorgebildet, manche dagegen einige Zeit im Auslande erzogen worden. Einzelne Studentinnen in Newnham sind schon vor dem Eintritt ins College eine Zeitlang als Lehrerinnen oder Erzieherinnen thätig gewesen und haben sich manchmal das Geld für ihre Universitätsstudien erst selbst erworben. Daß die Besucher und Besucherinnen der englischen Hochschulen bisher eine so außerordentlich verschiedene Vorbildung haben, erschwert den Unterricht sehr erheblich und muß als ein großes Uebel bezeichnet werden.

Eine gute Vorbildung ist zum Eintritt in das College unbedingt erforderlich und gewiß sind es im ganzen und großen die begab-

testen und fleißigsten Mädchen Englands, welche die Universitäten besuchen. Zur Aufnahme in das College müssen sich die jungen Mädchen einer Aufnahmeprüfung unterziehen und ein Sittenzeugniß beibringen. In der Aufnahmeprüfung wird in Girton verlangt I. Grundzüge der Arithmetik; Englisch; Englische Geschichte (Grundzüge derselben sowie genaue Kenntniß einer vorgeschriebenen, von Jahr zu Jahr gewechselten Periode); physikalische und politische Geographie; Eine Periode der biblischen Geschichte (nicht obligatorisch). Ferner werden II. eine Reihe von Fächern zur Auswahl gestellt, von denen in zweien eine Prüfung abzulegen ist. Diese sind: Latein, Griechisch, Französisch, Deutsch, Grundzüge der Mathematik*). Die Aufnahme in das College bedingt aber noch nicht die Zulassung zu den Vorlesungen und Prüfungen der Universität. Zu diesem Zwecke ist in Girton noch eine mehrtheilige Prüfung the „Previous Examination“ (in der Studentensprache Little Go genannt) zu bestehen, in welcher außer Religion und Mathematik auch eine Kenntniß der Elemente des Lateinischen und Griechischen (Uebersetzungen und Studium je eines klassischen Werkes) verlangt wird. Auch wird neuerdings im Deutschen, Französischen oder der Mechanik eine Zusatzprüfung gefordert**). Zur Aufnahme in Newnham College ist eine Vorprüfung abzulegen, in welcher neben der Mathematik noch mindestens Latein oder Griechisch oder Deutsch und Französisch zusammengenommen verlangt wird. Die Studentinnen sind also meistens mit den Anfangsgründen der beiden klassischen Sprachen leidlich vertraut, obschon nicht geleugnet werden darf, daß die oft in größter Eile zusammengerafften Kenntnisse in weitaus den meisten Fällen ebenso schnell wieder verloren gehen und ein unbefangener Beurtheiler zugeben muß, daß fast durchweg die Erfolge nicht der aufgewandten Mühe und Zeit entsprechen, da die allzu geringen Sprach- und Sach-Kenntnisse weder eine genußreiche Lektüre der Meisterwerke der Litteratur noch eine verständnißvolle Erfassung

---

*) Vgl. über alles dieses die genauen Vorschriften, welche alljährlich unter dem Titel „Girton College. Cambridge. Entrance and Scholarship Examinations“ veröffentlicht werden. Das letzte Heft enthält die Vorschriften für 1891. Zur Gewinnung einer Scholarship hat die Studentin sich gleichzeitig noch einer zweiten, schwierigeren Prüfung mit besonderer Beziehung auf das von ihr gewählte Fach zu unterziehen.

**) Vgl. den Cambridge University Calendar. 1890. S. 12 flgde. „Regulations for the Previous Examination“ sowie meinen obenerwähnten Aufsatz, S. 12—13. Dieses Vorexamen bleibt solange unumgänglich erforderlich, als keine nach gleichmäßigen Anforderungen ertheilten Abgangszeugnisse die Universität der Aufgabe entheben, den Bildungsgrad der sich ihr zuwendenden jungen Leute festzustellen. Ueber die zahlreichen Universitätsanforderungen und -Vorschriften giebt der stets im October neu erscheinende und die neusten Bestimmungen enthaltende University Calendar einen bequemen und zuverlässigen Ueberblick.

des Geistes des klassischen Alterthums zulassen. Nur in den seltensten Fällen wird von den Damen auf der gelegten Grundlage fortgebaut und es fehlt nicht an kenntniß- und einflußreichen Stimmen, welche ein derartig unbefriedigendes Studium des Lateinischen und Griechischen für alle die, welche sich nicht später dem Sprachstudium, vor allen Dingen den alten Sprachen, zu widmen gedenken, lieber ganz beseitigt wissen möchten, in erster Linie für die Damen. Daß man dennoch bisher in den Colleges beide Sprachen für die Vorprüfungen fleißig, obschon nicht selten ziemlich unlustig, treibt, hat einen doppelten Grund. Einmal ist es vorläufig, besonders in Girton, die Conditio sine qua non für die Zulassung zu den Universitätsprüfungen*). Sodann ließ man sich zu Anfang der Bewegung für das wissenschaftliche Studium der Frauen von dem Gedanken leiten, daß man zur Erkämpfung der Gleichberechtigung es vor allen Dingen den Männern auf ihren eigensten Studiengebieten, den klassischen Sprachen wie der Mathematik, gleichthun müsse. Dies ist von verschiedenen Seiten offen ausgesprochen worden**). — Die Studienzeit der englischen Studentinnen beträgt, gleich der der Studenten, durchschnittlich 3 Jahre. In einzelnen Fällen bleiben Damen nach abgelegtem Examen zur Fortsetzung ihrer Studien auch ein viertes Jahr. Während in Newnham manche Frauen sich auf kürzere Zeit ihren Studien hingeben, ist dies in Girton, wie bereits bemerkt, durchaus etwas Ungewöhnliches, obschon nicht Unzulässiges. Die Aufnahme ins College erfolgt entweder zu Michaelis oder, seltener, zu Ostern. Die-

---

*) Anstatt sich für das Vorexamen der Universität, das „Little Go“ vorzubereiten, wie es die Studentinnen von Girton durchweg thun, ziehen es die Damen von Newnham in den meisten Fällen vor, ein Zeugniß in einigen Fächern der „Higher Local Examinations“ zu gewinnen, welches von der Universität als dem Little Go gleichwerthig angenommen, in Newnham dagegen für gediegener gehalten wird. Im Little Go genügt eine vierte Klasse, in den Higher Local Ex. muß eine erste oder zweite errungen werden in mindestens den beiden wichtigsten der 3 Abtheilungen, in welchen eine Studentin geprüft wird. Die beiden Hauptabtheilungen sind (a) Mathematik (b) Sprachen. Es sind mindestens 2 Sprachen vorzulegen, doch ist es auch erlaubt, in dreien eine Prüfung abzulegen. So können z. B. deutsch und französisch gewählt und so die klassischen Sprachen vermieden werden. Dies geschieht jetzt in Newnham mehr und mehr. In einer dritten Gruppe, welche zu Mathematik und Sprachen hinzutritt, ist die Erreichung einer dritten Klasse genügend. Gegenstände dieser dritten Abtheilung sind meist: Entweder Religion oder Geschichte oder Englische Sprache und Litteratur. Die genauen Vorschriften enthält der alljährlich neu erscheinende Prospekt: University of Cambridge. Higher Local Examinations.

**) Zuerst wurde diese Ansicht mit Entschiedenheit geltend gemacht von Miß Emily Davies in ihrem höchst beachtenswerthen Buche „The higher education of women“. Vgl. auch Helene Lange, Frauenbildung. S. 11 und 68—69. Das scharfe Urtheil Prof. St. Waetzoldt's in der „Mädchenschule“ 1889. S. 29 über die völlige Unzulänglichkeit dieser klassischen Studien für Vorprüfungen ist durchaus zutreffend.

jenigen, welche zu Ostern eintreten, haben den Vortheil einer längeren Studienzeit. Denn da die zur Ablegung einer Prüfung erforderliche Studienzeit eine festbegrenzte ist und ihre Anwesenheit auf der Universität erst vom folgenden Michaelis an gerechnet wird, gewinnen sie einen „term"*) sowie die großen Ferien für ihre Studien.

Der Studienplan für die Damen ist im Ganzen und Großen dem der Studenten**) sehr ähnlich und eben deshalb abweichend von den deutschen Einrichtungen und Anschauungen. Dieses ist ganz besonders in Girton College der Fall. Hier kommt der Grundsatz, im ganzen nur sehr wenige Vorlesungen zu hören, am stärksten zur Geltung. Von dem Besuch verhältnißmäßig zahlreicher Vorlesungen in den ersten Semestern hält man in Cambridge sehr wenig, zu wenig, und in Girton am wenigsten. Mehr als 2 bis 3 Vorlesungen, von denen jede höchstens 3mal wöchentlich stattfindet, dürfen die wenigsten Studentinnen annehmen. Vorlesungen, welche im geringsten außerhalb des engen Kreises des Fachstudiums liegen, werden nicht besucht und sollen es nicht werden. Der Grund dieser Beschränkung des freien Studiums liegt in dem ungebührlich starken Druck der „Competitive examinations", welche die Freiheit des Studiums und jede behagliche Ausbreitung verkümmern***). Die junge Studentin (in der College Sprache „Fresher" genannt, wie der „Fuchs" im Englischen „Freshman" heißt) wendet sich an ihre College Vorsteherin und etwaige Lehrerinnen des College um Rath, wie sie ihre Studien am besten beginnen und fortführen soll. Von diesen wird sie häufig dann noch einem University Lecturer oder Professor behufs weiterer Berathung zugewiesen. Freiheit in der Auswahl und Anzahl ihrer Vorlesungen wird ihr nicht gewährt und, seltsamerweise, auch fast nie begehrt. Das College, die Vorsteherin, entscheidet allein, was die Studentin zu hören hat und was nicht, und sogar, in welcher Reihenfolge die vorgeschriebenen Gegenstände zu studiren sind. Daß sich ein Student oder eine Studentin aus dem Vor-

---

*) Ueber den Ausdruck „term" sowie die einzelnen terms zu Cambridge vgl. meinen Aufsatz, S. 6 Anm. Das akademische Jahr zerfällt hier in 3 terms, von denen die beiden längsten (der Michaelmas term, Mitte October bis Mitte December und der Lent term, Mitte Januar bis Mitte März) je 8—9 Wochen dauern, der kürzere May term nur etwa 6 Wochen. Oxford hat nominell 4 terms, von denen jedoch 2 praktisch zusammenfallen. Die Gesammtzahl der Arbeitswochen ist auf beiden Universitäten etwa die gleiche, etwa 22 oder 5½ Monat. Manche Studenten freilich kommen früher und bleiben länger, doch ist dies nur ein kleiner Bruchtheil. Ueber den Long Vacation term vgl. S. 46.

**) Vgl. m. Aufsatz S. 9 und flgde.

***) Vgl. m. Aufsatz S. 8, die Zusätze zu demselben Englische Studien XIII, 164, sowie Prof. Waetzoldt, „Das Grundübel der englischen Erziehung" im Pädagog. Archiv. XXXI (1889), S. 597—601.

lesungsverzeichniß nach Belieben ihren Stundenplan zusammenstellte und nach eigenem besten Ermessen einen Studiengang entwürfe, dabei auch einmal eine Vorlesung annähme, welche, ohne direct für das Examen nothwendig zu sein, sie anziehen würde zu hören, kommt fast nie vor. Deutschen Studenten würde ein solcher Zwang ganz unerträglich sein, in England wird er kaum empfunden. Dies erklärt sich zum Theil aus den Verhältnissen. Es ist allen Studentinnen genau vorgeschrieben, welches Ziel sie am Schluß ihrer Studien erreicht, welche Klassiker sie gelesen, welche Geschichtsquellen studirt, welche mathematischen Bücher sie durchgearbeitet haben müssen. Alle haben in der gleichen Zeit das gleiche Ziel zu erreichen, alle wünschen den kürzesten Weg einzuschlagen, vom Leichteren zum Schwereren aufzusteigen, so ergiebt sich schon ein ziemlich feststehender, ausschließlich nach Nützlichkeitsrücksichten entworfener Studienplan. Derselbe wird noch mehr festgelegt durch die am Ende jedes Studienjahres abzulegenden Prüfungen, in denen regelmäßig über einen Theil des im Schlußexamen von der Universität verlangten Stoffes*) geprüft und der gemachte Fortschritt festgestellt wird. So bleibt dem Studenten keine Wahl und keine Freiheit. Auch sind Vorsteherinnen und Lehrerinnen im Besitz einer langjährigen Erfahrung**) und vor allen Dingen darauf bedacht, den Studentinnen in jeder nur möglichen Weise die Wege zu ebenen, ihnen jeden Umweg zu ersparen und ihren Erfolg in der Prüfung zu sichern. Das außerordentliche, häufig übertriebene Gewicht, welches auf den Ausfall der Prüfung und die Erlangung einer guten Klasse überall, in Cambridge wie im Lande, gelegt wird und der Werth, den eine erste Klasse für das spätere Fortkommen hat, ist zum großen Theil Schuld an der einseitigen Arbeit für Prüfungen. So lassen sich denn bis auf sehr wenige Ausnahmen Studenten wie Studentinnen von den dons ihrer Colleges ihren Studien-

*) Die Gegenstände, in welchen in den verschiedenen Triposes geprüft werden wird, werden stets 3 Jahre vor Abhaltung des Examens durch Bekanntmachung im Cambridge University Reporter, dem offiziellen Blatt, den Studenten mitgetheilt. Die alljährlich stattfindenden Prüfungen für Studenten und Studentinnen des ersten und zweiten Jahres heißen „Intercollegiate Examinations“.

**) Für deutsche Studenten in ihren ersten Semestern ist im Gegentheil häufig zu beklagen, daß sich, von einigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, selten ein Dozent ihrer mit Rath und That annimmt, daß Niemand auf deutschen Universitäten vorhanden ist, dessen Pflicht es wäre, ihnen jederzeit etwa gewünschten Rath betreffs ihres Studienplans, Besuch von Vorlesungen, Privatarbeit zu ertheilen oder sie an die Dozenten des betreffenden Faches zu weisen, wie es die Tutors in den Colleges thun. Freilich sind diese Collegebeamten und haben mit dem Universitätsunterricht nur als Berather der Studenten des eigenen College zu thun. Vgl. zu dieser Frage meinen Aufsatz S. 11; Dr. v. Aschen im Pädagog. Archiv XXX, 550; und auch Prof. Waetzoldt in „Die Mädchenschule“ II, 30—31.

plan bis ins Einzelnste für jeden term feststellen, obschon einige wenige die Unfreiheit und Unwissenschaftlichkeit eines solchen nur durch Nützlichkeitsgründe bedingten Zuschnitts ihres Studienplans bitter empfinden und lebhaft beklagen.

In den meisten Fällen beabsichtigen die jungen Damen, sich durch ihr Studium an der Universität für bestimmte Berufe vorzubereiten, vor allen Dingen für den Lehrberuf. Viele Studentinnen erhalten jedes Jahr nach Ablauf ihrer Studienzeit und Gewinnung ihres vom College gewährten „Degree Certificate“ Anstellung als Lehrerinnen an den besten höheren Töchterschulen des Landes, wo sie später oft zur Vorsteherin aufrücken. Manche ertheilen Privatunterricht oder halten in großen Städten Vorträge über wissenschaftliche Gegenstände. Andere wieder unterrichten brieflich — ein augenblicklich in England sehr beliebtes Verfahren — in den verschiedensten Unterrichtsgegenständen und bereiten ihre Schülerinnen allein durch briefliche Unterweisung und erklärende Korrektur gestellter Aufgaben auf eine Reihe von leichteren Prüfungen vor*). Einzelne Studentinnen werden später geschätzte Privatsecretäre, viele gehen auch über See in die britischen Kolonien, wo sich besonders in Indien für die akademisch gebildeten und practisch geschulten Frauen an Schulen und Hospitälern ein großer Wirkungskreis öffnet. Auch nach Amerika gehen nicht wenige in vortheilhafte und angenehme Stellungen, ja selbst auf dem Kontinent, in Deutschland und Frankreich, sind einzelne frühere Angehörige der Colleges thätig, u. a. Frl. v. Cotta, die Vorsteherin des Victoria Lyceum zu Berlin. Aus Girton wirken augenblicklich 6, aus Newnham sogar 24 frühere Studentinnen in angesehenen Stellungen, meist als Lehrerinnen, im Auslande. Die besten Kräfte aber suchen die Colleges dauernd an sich zu fesseln und die tüchtigsten Studentinnen finden im College selbst als Vorsteherinnen oder Lehrerinnen Verwendung, welche in jugendlicher Frische und Begeisterung auf die Studentinnen den günstigsten Einfluß ausüben. — Wenn nun auch die Zahl derjenigen überwiegt, welche sich im College für die Ausübung eines bestimmten Berufes vorzubilden wünschen, so ist doch auch die Anzahl solcher Studentinnen keineswegs gering, welche, wohlbemittelt, gut beanlagt und zu Hause wohl abkömmlich, den Wunsch nach Erweiterung ihres geistigen Horizontes fühlen. Auch sie unterwerfen sich meist allen an die andern

*) Es giebt auch ein System des Unterrichts durch Korrespondenz in Verbindung mit jedem der beiden Colleges, um die Selbsterziehung solcher Frauen zu befördern, welche nicht in der Lage sind, sich mündliche Unterweisung zu verschaffen und ihnen bei der Vorbereitung auf solche Prüfungen, welche vor den Universitätskursus fallen, behülflich zu sein.

gestellten Anforderungen und studiren mit demselben Eifer, obwohl für sie die Gestaltung ihrer Zukunft nicht vom Ausfall ihres Schlußexamens abhängt. Man mag dies immerhin als „Bildungsluxus" bezeichnen, es ist doch ohne Frage eine Kapitalsanlage, aus der nicht nur der Studentin, sondern auch später dem Gatten und der Familie die reichsten Zinsen erwachsen müssen. Endlich kommen auch gelegentlich ältere Damen, meist Lehrerinnen, nicht selten Amerikanerinnen, mit einem bestimmten Studienzweck auf eine gewisse kürzere Zeit nach Cambridge, um einzelne für ihren Zweck wichtige Vorlesungen zu hören und die Bibliotheken zu benutzen. Diese schließen sich gewöhnlich an Newnham College an.

Hinsichtlich der wissenschaftlichen Arbeit der Studentinnen ist im allgemeinen das Folgende zu sagen. Es ist durch gemeinschaftliches Uebereinkommen der Damen festgesetzt, daß während gewisser Tageszeiten im College soweit wie möglich jeder überflüssige Lärm (z. B. Klavierspiel, lautes Sprechen in den Gängen) vermieden werden soll. Zu Beginn jedes term macht in Girton die älteste Studentin durch Anschlag am schwarzen Brett die Stunden bekannt, in denen allein laute Geräusche erlaubt sein sollen. Diese Zeiten sind 7½—9 Uhr Vormittags, sodann 1—3, 6—7½, 9—10½. Alle andern Stunden, vornehmlich der Morgen von 9—1 sind „Silence Hours" und die meisten Studentinnen wissen sich so einzurichten, daß sie ihre tägliche Arbeit in diesen Stunden fertigstellen. Sieben Arbeitsstunden (Vorlesungen eingerechnet) täglich gilt allgemein als sehr guter Durchschnitt*). Manche arbeiten auch weniger, andere mehr, besonders die Studentinnen der Naturwissenschaften, welche neben ihren Vorlesungen und Privatstudium noch sehr viel practisch zu arbeiten gezwungen sind. Natürlich kommt es bei der Feststellung solcher Stundenzahl sehr auf die Art der Arbeit und die individuelle Leistungsfähigkeit der Einzelnen an. Von den Studentinnen der Mathematik wird nicht mehr als 6 Stunden täglich erwartet. Unfähigkeit weniger als 5 und Fähigkeit mehr als 8 Stunden täglich zu arbeiten, findet sich nur sehr selten. Damen, welche recht viel Arbeitszeit am Tage ausnutzen, sich dabei aber nicht von fröhlicher Geselligkeit ausschließen wollen, pflegen sehr früh aufzustehn und ihre Arbeit um 6 oder 6½ zu beginnen. Regelmäßige Frühaufsteher thun sich oft zusammen und bereiten vor Beginn der Arbeit abwechselnd für einander den Thee. Die Anzahl der gehörten Vorlesungen ist je nach dem gewählten Studienfach verschieden. Die Studentinnen

*) Vgl. den anonym veröffentlichten Aufsatz „Life at Girton College" by a Girton Student. London. 1882. S. 8—9.

der Naturwissenschaften und der neueren Sprachen haben die meiste, die Studentinnen der klassischen Sprachen und der Mathematik die wenigste Arbeit in Cambridge selbst. Die Vorlesungen zerfallen, wie in den Studenten-Colleges, in Universitätsvorlesungen, welche den Mitgliedern aller Colleges ohne weiteres, meist gegen Erlegung von Colleggeld, offen stehen, und in College-Vorlesungen, welche nur für die Angehörigen der eigenen Anstalt bestimmt sind*). Zu allen University lectures welche fast ausschließlich am Vormittage stattfinden, werden die Damen von Girton zu Wagen hin und wieder zurück befördert. Aus dem näher gelegenen Newnham kommen die Studentinnen zu Fuß herein. In diesen Vorlesungen sitzen die Damen und Studenten gesondert rechts und links vom Katheder. Ein Hospitiren Fremder, besonders fremder Professoren, kommt in den College-Vorlesungen niemals vor, wie es denn überhaupt in England seltener ist als in Deutschland. Die Studentinnen der Mathematik und der alten Sprachen hören im allgemeinen gar keine Universitätsvorlesungen in Cambridge, sondern erhalten ihre Ausbildung ausschließlich durch College-Vorlesungen. Neben diesen her gehen Privatstunden, welche vom College aus für jede Studentin während ihrer ganzen Studienzeit, in Newnham wenigstens während des letzten Theils derselben, eingerichtet und Nachmittags von Dozenten aus Cambridge ertheilt werden. Die Anzahl der Studentinnen, welche, zu einer Klasse vereint, die College-Vorlesungen besuchen, ist nie sehr groß. Es kommt ganz darauf an, wie viele Damen in einem bestimmten Jahre ein bestimmtes Fach studiren. Im letzten Jahr bereiteten sich z. B. in Girton 8 Studentinnen auf das klassische, 9 auf das mathematische Examen vor, daher bestanden die größten Klassen aus 8 und 9 Damen. In Newnham sind diese Klassen manchmal größer, da an ihnen gelegentlich auch Damen aus Cambridge theilzunehmen die Erlaubniß erhalten. Privatstunden werden häufig auch an einzelne Studentinnen ertheilt, nicht selten aber auch an zwei, falls dieselben ziemlich auf der gleichen Stufe stehen. Mathematische Studentinnen erhalten wöchentlich 3 College-Vorlesungen und 3 Privatstunden — alle übrige Zeit haben sie zum Privatstudium zu benutzen. Die meisten übrigen Studentinnen haben etwas mehr, doch, außer den naturwissenschaftlichen, selten mehr als 10 Lehrstunden die Woche, Privatstunden eingerechnet. Neben den Vorlesungen und Privatstunden betheiligen sich die Studentinnen mit Eifer und gutem Erfolge an den practischen Kursen, den Uebungen der Seminare, der Arbeit in den Laboratorien

*) Vgl. m. Aufsatz S. 9 flgde.

und Observatorien der Universität und ihrer Colleges. Auch wird von vielen außer der College Bibliothek auch die reichhaltige Bibliothek der Universität fleißig benutzt. In eindringender Arbeit machen sie sich hier mit den von ihrer Wissenschaft gebotenen Hülfsmitteln vertraut und bei der geringen Anzahl der Universitätsvorlesungen rechnen die Dozenten bestimmt auf den mit- und nacharbeitenden Fleiß ihrer Hörer und Hörerinnen. Die Universitätsferien sind in Cambridge sehr lang. Sie reichen practisch (d. h. in Bezug auf Vorlesungen) etwa vom 10. Juni bis zum 10. October, dauern also volle 4 Monate. Nun hat man aber seit einigen Jahren einen Ferien-term eingerichtet, welcher von Jahr zu Jahr sich größerer Beliebtheit erfreut. Es ist kein offizieller term, an welchem Universitätsvorlesungen gehalten werden, aber Bibliotheken, Hospitäler und Laboratorien sind geöffnet, einzelne Dozenten halten gelegentlich Extra-Vorlesungen. Auch Girton und ebenso Newnham nehmen in der Zeit von Anfang Juli bis Ende August Studentinnen zu ruhiger Arbeit auf, Girton z. B. auf 4—7 Wochen zu einem mäßigen wöchentlichen Satze. Die meisten bleiben 7 Wochen hier. Voriges Jahr kamen 25 Damen nach Girton zurück, also etwa $^1/_4$ der Gesammtzahl. Andere benutzen ihre Ferien in anderer Weise. Manche thun sich zu sogenannten „Reading parties“ (meist 4—6 Damen) zusammen. Sie lassen sich an einem schönen und gesunden Orte in England oder Wales, in den Bergen oder an der See nieder, arbeiten morgens und verbringen die Nachmittage auf gemeinsamen Ausflügen in angenehmer Geselligkeit. Ja selbst im Harz ist vor einigen Jahren eine Reading party von Studentinnen der neueren Sprachen eingekehrt. Manche verbringen auch allein einen Theil der Ferien unter fleißigen Studien im Auslande, wo die großen Ferien ja erst 6 Wochen später beginnen als in England. Viele endlich kehren, durch weite Erholungsreisen erfrischt und angeregt, im October zu ihrer stillen College-Arbeit zurück.

Diese Arbeit besteht fast durchweg in sorgfältigster Durcharbeitung des vorgeschriebenen Pensums, in der Gewöhnung an logisches wissenschaftliches Denken, in der Aneignung der Methode, sowie im Vertrautwerden mit den hauptsächlichsten wissenschaftlichen Hülfsbüchern. Dagegen darf man von den Studentinnen keine selbständige Forschung zur Förderung der Wissenschaft erwarten. Auch die Studenten sind in diesen Jahren fast nie selbstschaffend wissenschaftlich thätig. Es bleibt ihnen auch in der That in den vorgeschriebenen drei Jahren neben der Bewältigung der ihnen gestellten Aufgaben keine Zeit zu eigener Forschung, also zu anderer, nicht auf den Tripos gerichteter Arbeit, übrig. Die wenigsten Studentinnen gehen auch im späteren Leben zu eigener

Forschung und wissenschaftlicher Darstellung der Ergebnisse derselben über. Immerhin aber giebt es einige wenige, welche durch tüchtige Dissertationen nach Ablauf ihrer Studienzeit sich rühmlich bekannt gemacht und z. B. in Girton die für diese Verdienste gestiftete goldene Denkmünze (Gamble Medal) oder eine der beiden in Newnham für selbständige Forschungen nach Ablauf der eigentlichen Studienzeit gestifteten Studentships errungen haben. Freie Arbeiten auf Grund fleißigen Studiums werden als Vorübung für späteres Schaffen von manchen unternommen, z. B. haben verschiedene Studentinnen aus Girton und Newnham College im Cambridger Zweige der Englischen Goethe-Gesellschaft Vorträge gehalten. Mit größter Spannung wird alljährlich in den Frauen-Colleges der Veröffentlichung der Prüfungsergebnisse entgegengesehen. In den letzten Jahren hatten die Frauen nicht nur im allgemeinen sehr günstige Erfolge aufzuweisen, sondern sogar die ganz außerordentliche Genugthuung, daß in zwei Fällen eine Studentin sämmtliche Studenten durch ihre Leistungen in Schatten stellte. Im Jahre 1887 errang Miß Ramsay*) aus Girton die höchste Auszeichnung in der Prüfung in den klassischen Sprachen, in diesem Jahre hat Miß Fawcett aus Newnham, die Tochter des verstorbenen General-Postdirectors, sogar in der Mathematik, dem Fache, in welchem in Cambridge sehr hohe Anforderungen gestellt werden, alle Mitbewerber aus dem Felde geschlagen, eine äußerst tüchtige Leistung**). Die Ergebnisse der Prüfungen sind zweifellos sehr günstige, die jungen Damen leisten in denselben dasselbe wie die jungen Männer. Trotzdem hat die Universität, welche ihnen Vorlesungen und Prüfungen freigegeben hat, mit gutem Grund den Frauen die Verleihung von Universitätsgraden vorenthalten (vgl. S. 60). Sie erhalten von ihrem College auf Grund der bestandenen Prüfung ein officielles Zeugniß, das sogenannte „Degree Certificate", welches für practische Zwecke für sie denselben Werth hat wie der Titel B. A. Solche „Degree Certificates" werden fast nur noch für „Honours Degrees" gegeben, da fast keine Studentin sich an dem von allen einsichtsvollen Engländern ziemlich gering geschätzten „Ordinary Degree" genügen läßt. Die nachstehende Tafel möge dies Verhältniß in Girton veranschaulichen:

gewöhnlicher Grad:	1	2	3	2
Ehren-Grad	9	16	23	23
	1883/1884	1885/1886	1887/1888	1889/1890.

*) Vgl. H. Lange, Frauenbildung. S. 23.

**) Vgl. die illustrirte Zeitschrift The Graphic, welche auf S. 692 (21. Juni 1890) sogar ihr Bild dem großen Publikum vorführt. Eine bekannte Londoner Klaviervirtuosin gab ihr zu Ehren in Newnham ein Konzert.

Es erübrigt noch ein Wort über die Vertheilung der Studentinnen auf die verschiedenen Studienfächer hinzuzufügen, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß ein wissenschaftliches Studium der neueren Sprachen in Cambridge erst seit 1884 besteht und die erste Prüfung erst 1886 abgehalten worden ist. Dies erklärt die bislang kleine Anzahl von Studentinnen der neueren Sprachen.

Die Anzahl derjenigen, welche seit der Verleihung der Degree Certificates bis jetzt (1873—1890) sich in Girton den einzelnen Triposes zugewandt haben, ist folgende: Klassische Sprachen 68, Mathematik 60, Naturwissenschaften 34, Geschichte 19, Moralphilosophie und Volkswirthschaftslehre 18, Neuere Sprachen 5, Theologie 1, Gesammtzahl 205. Augenblicklich (im Juni 1890) war das Verhältniß unter den noch studirenden Frauen Folgendes: Klassische Sprachen 28, Mathematik 25, Naturwissenschaften 16, Geschichte 8, Neuere Sprachen 8, Moralphilosophie und Volkswirthschaftslehre 3. In Newnham College kommen von den Studentinnen, welche bis zum Juni 1889 ihre Honours Examina bestanden hatten, auf Mathematik 47, Klassische Sprachen 38, Moralphilosophie und Volkswirthschaft 23, Naturwissenschaften 59, Geschichte 33, Neuere Sprachen 11, Rechtswissenschaft 1. Medizin als solche wird nicht hier studirt, sondern in London; doch studiren künftige Aerztinnen gelegentlich hier zunächst Naturwissenschaften.

Es liegt nahe, an dieser Stelle die höchste Ausbildung der englischen Frauen mit der durch die deutschen Lehrerinnenseminare gebotenen kurz zu vergleichen. Ersetzt die Ausbildung der deutschen Anstalten das den englischen Frauen auf der Universität Gebotene? Ist die deutsche Schulung die bessere zu nennen im allgemeinen sowohl wie auch insbesondere für künftige Lehrerinnen? Zunächst ist auffällig, daß die meisten künftigen Lehrerinnen Englands durchaus nicht dieselbe pädagogische Schulung und praktische Uebung erhalten, wie ihre deutschen Kolleginnen. Selten nur haben sie, bevor sie den Unterricht einer Klasse übernehmen, eine Lehrstunde an einer großen Schule gegeben oder sich mit den Hauptgrundsätzen der Pädagogik vorher vertraut gemacht. Wenigstens werden die meisten jungen Damen sogleich nach bestandener Prüfung auf Grund eines guten wissenschaftlichen Zeugnisses angestellt. Nur wenige benutzen die ihnen in Cambridge gebotene Gelegenheit (Training of Women for the profession of teaching)*) zu praktischer Ausbildung

*) Der ganze Kursus soll etwa 50 £ kosten und in 2 terms zu je 12 Wochen durchgemacht werden. Die Studentinnen sollen nachher die Universitätsprüfungen für Lehrer und Lehrerinnen ablegen. Sie wohnen in einem besonderen Hause unter einer Vorsteherin, hören die Universitäts- und andere Vorlesungen und erhalten Gelegenheit selbst zu unterrichten.

für den Lehrberuf, und diese wenigen thun es meist in einem besonders hierzu angesetzten vierten Jahre nach Ablauf des Trienniums. Während die deutsche Ausbildung der Lehrerinnen eine verhältnißmäßig sehr vielseitige ist, erscheint die englische weit einseitiger, dafür aber desto eindringender. Nur ein Fach studiren die Frauen in England, aber dieses in wissenschaftlicher Weise. Es wird ihnen sehr viel mehr freie Zeit gewährt, dafür aber auch weit mehr eigene schwere Arbeit von ihnen gefordert. Es wird ihnen nicht so sehr alles in zahlreichen Lehrstunden fertig vorgetragen, sondern es ist darauf abgesehen, sie zu wissenschaftlichem Arbeiten, methodischer Untersuchung und Bekanntschaft mit den besten Hülfsmitteln ihres Faches anzuleiten. Trotz aller Prüfungen ist doch im Grunde weniger Dressur in der englischen als in der deutschen Ausbildung der Lehrerinnen; es wird allerdings weniger „gelernt", jedoch ohne Frage mehr „studirt". In den außerordentlich eingehenden Triposprüfungen ist dem Zufall ein weit geringerer Spielraum gelassen als in den deutschen Lehrerinnenprüfungen. Zur Ertheilung von höherem wissenschaftlichen Unterricht ist daher die englische Studentin zweifellos mehr befähigt als die deutsche Seminaristin. Einsichtige und vorurtheilsfreie Freunde der höheren Frauenbildung werden diese Thatsache zugestehen müssen. Auch rein persönlich steht die englische Studentin ihrem Professor und Lehrer freier und unbefangener gegenüber als die deutsche Seminaristin ihrem Director und Lehrer.

Neben eifriger und fruchtbarer Arbeit erholen sich die jungen Mädchen in Girton und Newnham in mannigfacher Weise, und dem breiten Raum, welcher im College dem Vergnügen, den Spielen und körperlichen Uebungen sowie der Geselligkeit eingeräumt wird, ist es zuzuschreiben, daß die Studentinnen alle so frisch und natürlich froh sind und durchweg so wenig Pedantisches und Blaustrümpfliches an sich haben*). Unter den in den Colleges gepflegten Spielen gebührt der erste Platz dem Lawn Tennis, welches das ganze Jahr hindurch gespielt wird. In Girton gehören fast alle Mitglieder des College dem Tennis Club an, dessen Geschäfte von einer Präsidentin, Vice-Präsidentin und 2 Sekretärinnen geleitet werden. Das College besitzt 9 Tennis Höfe, 4 aus Gras, 4 aus Kies und einen Asphalt-Hof. Außer den täglichen Uebungen gegen einander spielen die Studentinnen auch gegen Newnham, und mit Newnham vereint auch gegen ihre Oxforder Kameradinnen aus Somerville Hall und Lady Margaret Hall. Die Hauptspielzeit ist der

*) Dies ist das übereinstimmende Urtheil aller derer, welche an Ort und Stelle sich mit den Verhältnissen vertraut gemacht haben. Vgl. Prof. St. Waetzoldt in „Die Mädchenschule" II, 31—32; H. Lange, Frauenbildung S. 19.

frühe Nachmittag und im Sommer die Zeit nach dem Dinner um 6 Uhr. Tennis wird, wie alle anderen Spiele, von den Studentinnen sehr ernst genommen und äußerst fleißig geübt. Als Vorkämpferin (champion) des College gegen Newnham oder gar gegen Oxford ausgesandt zu werden gilt als eine hohe Ehre. Andere Spiele, wie z. B. Fives, Hockey, und Cricket, vermögen gegen Tennis gar nicht aufzukommen. Bei schlechtem Wetter wenden sich die jungen Damen auch gern der Turnhalle (Gymnasium) zu. Seit dem Ende des vorigen Jahres (1889) sind in Girton gymnastische Uebungen in den regelmäßigen Collegekursus mit aufgenommen d. h. die Turnstunden stehen jeder Studentin kostenfrei offen. Die Turnhalle ist neu eingerichtet und eine schwedische Lehrerin, Madame Bergman Oesterberg, welche wöchentlich einmal von London herüberkommt, ertheilt den Unterricht nach schwedischem System. Etwa 30 Studentinnen haben sich bis jetzt regelmäßig betheiligt. Mindestens einmal in der Woche wird auch Abends im großen Speisesaal des College eine Stunde fröhlich getanzt. Einzelne Studentinnen benutzen häufig schöne Nachmittage zu weiteren Ausflügen in die Nachbarschaft zu Wagen oder zu Pferde, welche von den jungen Damen selbst geschickt und sicher gelenkt werden: reichliche Bewegung in frischer Luft ist einer der Hauptglaubenssätze des College. —

Neben den Vereinigungen zum Spielen im Freien besteht eine große Anzahl von andern Klubs und Gesellschaften. Die beiden größten Gesellschaften sind in beiden Colleges die Debating Society und die Fire Brigade, die freiwillige Feuerwehr. Die Debating Society hält während des akademischen Jahres 7 große Versammlungen ab, je 3 in den beiden Hauptterms, und eine im Mayterm. Einmal jährlich findet in Girton eine große Debatte gegen die Studentinnen von Newnham statt, welche alljährlich in den Halls der beiden Colleges abwechselnd gehalten wird. Diese oratorischen Uebungen werden in Girton Abends 8 Uhr im Speisesaal abgehalten und zum Schluß wird bis 10 Uhr getanzt. Ein bestimmter vorher bekannt gegebener Gegenstand wird zunächst von einer Studentin ausführlich begründet und vertheidigt, dann von einer andern angegriffen, darauf erfolgen unvorbereitete Reden für und wider, bis endlich zur allgemeinen Abstimmung geschritten und damit die Willensmeinung der Versammlung festgestellt wird. Männliche Zuhörer sind dabei ausgeschlossen, dagegen werden Damen aus Cambridge sehr häufig eingeladen. Wie dem Referenten von verschiedenen Seiten berichtet ist, wird sowohl in den vorbereiteten wie den aus dem Stegreife gehaltenen Reden gelegentlich recht Tüchtiges geleistet. Um einen Begriff von der Art der behandelten Gegenstände zu geben, seien einige

der letzthin besprochenen mit der Entscheidung „des Hauses" mitgetheilt. Die Themata werden in Form von Anträgen „dem Hause" vorgelegt. Ein solcher war: „Dieses Haus möge das Anwachsen der Strikes billigen" (dafür 14, dagegen 33). Andere „Unser Zeitalter neigt allzusehr zur Weichheit des Herzens" (dafür 12, dagegen 45). „Dieses Haus möge den mit bestimmter moralischer Tendenz geschriebenen Roman mißbilligen" (dafür 28, dagegen 38). „Verbesserung irgend einer Gesellschaftsklasse ist ohne Wechsel der äußeren Verhältnisse nicht zu erreichen" (dafür 8, dagegen 35). „Das Anwachsen des Kosmopolitismus und der Verfall des Patriotismus ist ein Zeichen des Fortschritts" (dafür 9, dagegen 47). Bei der letzten großen Debatte gegen Newnham hieß das Thema: „Jede große Reform wird nur durch einseitige Menschen (people with one-sided views) durchgesetzt" (dafür 66, dagegen 112, neutral 8). Eine Art von Vorschule für die Debating Society ist die „Spontaneous Speaking Society" in Girton und die „Sharp Practice Society" in Newnham College. Sie besteht ausschließlich aus Studentinnen der ersten 4 terms, welche sich daran gewöhnen sollen, schnell, gut und kurz aus dem Stegreif über irgend eine beliebige Frage zu reden. Aus den gestellten Anträgen und der eifrigen Erörterung derselben geht klar hervor, mit welchem Antheil und oft auch mit welch gesundem Verständniß die englischen Frauen und Mädchen an den großen Fragen der Zeit sich betheiligen. Aehnlich eigenartig sind die „politischen Abende", welche die Vice-Vorsteherin von Girton, Miß Ward, seit einer Reihe von Jahren Montags abzuhalten pflegt. Sie finden Abends gleich nach dem Dinner statt. Zunächst verliest die Vorsitzende eine Uebersicht über die politischen Ereignisse der Woche, woran sich dann eine mehr oder minder lebhafte Erörterung anschließt. Trotz der schönen Sommerabende und der Lockungen des Tennis werden diese Sitzungen meist zahlreich besucht, ein Beweis für die lebhafte Theilnahme, welche viele Studentinnen dem Gange der großen Welt außerhalb ihrer Collegemauern entgegenbringen. In freistem Meinungsaustausch mit den Genossinnen können sie hier ihre Ansichten bilden und vertheidigen und es wird nicht, wie in zahlreichen Familien, von vornherein angenommen, daß ein junges Mädchen diese oder jene Ansicht, nämlich die väterliche, über politische und soziale Fragen haben müsse. Ein unangenehmes oder gar aufdringliches Politisiren englischer Studentinnen ist Referenten nie vorgekommen, wohl aber zeigten sich in gelegentlichem Gespräche die jungen Damen über die wichtigsten Einrichtungen ihres Vaterlandes besser unterrichtet als deutsche Mädchen gleichen Alters und gleicher gesellschaftlicher Stellung. Ein großer

Eifer herrscht in den zahlreichen Klubs und Gesellschaften. Hier im College fühlen sich die Mädchen zum ersten Male frei und doch wieder als Glieder eines größeren Ganzen, die zum Wohle desselben bestimmte Pflichten gewissenhaft zu erfüllen streben. Sie unterziehen sich denselben gern, und bis an die Schwelle der Triposprüfungen besorgen fast alle Studentinnen höchst eifrig Collegegeschäfte oder die ihnen von ihren Klubs und Gesellschaften auferlegten Verpflichtungen. Am deutlichsten zeigt sich dieses wohl in dem andern großen Verein, der freiwilligen Feuerwehr. Dieser Verein ist sehr rührig und umfaßt in Girton College die meisten Studentinnen. Er besteht aus 3 Corps von etwa je 20 Mitgliedern, die Vorgesetzten sind ein Head Captain, 3 Captains und 6 Sub-Captains sowie ein Secretär. Die Uebungen mit den Pumpen und Eimern finden wöchentlich einmal statt, plötzliche Alarmübungen, welche immer besonders aufregende Ereignisse sind, etwa 3 mal im term. In jedem Mayterm wird eine Uebung im Freien abgehalten, wo die Spritzen wirklich in Thätigkeit gesetzt werden und bei welcher sich Mitglieder des Vereins am Seile aus dem Fenster herablassen. Bei den gewöhnlichen Uebungen werden die kleinen in den Korridors stehenden Feuerspritzen nur zum Schein in Anwendung gebracht, Eimer und Seile gereicht, und im Laufschritt rücken die Corps durch die langen Gänge von einem Ende des College zum andern. Es ist eine besondere Ehre für ein Corps als das erste an der bezeichneten Feuerstelle einzutreffen. Das College besitzt auch einen Musikverein, welcher am Ende einzelner terms, etwa 2 mal jährlich, Konzerte veranstaltet, zu denen die Studentinnen gern befreundete Damen aus Cambridge einladen. Eine Studentin dirigirt diese Konzerte, welchen nachher noch einige Tänze folgen. In andern terms hält der Verein für die Mitstudentinnen allein bestimmte musikalische Abende ab. Auch dem Universitäts-Musikverein, welcher von Zeit zu Zeit Oratorien und Kantaten aufführt, gehören viele Damen aus Girton und Newnham an und besuchen die wöchentlichen Proben mit großem Eifer. Ein gutes stehendes Theater, welches die Studentinnen häufig besuchen könnten, fehlt leider in Cambridge. Es hängt dies mit der bekannten Thatsache zusammen, daß die Engländer überhaupt auf Theatervorstellungen weit weniger Gewicht legen als die Deutschen. Noch vor einigen Jahren gab es in Cambridge kein Theater und die Universitätsbehörden wünschten keineswegs, daß ein solches eingerichtet werde. In ein jetzt vorhandenes, immerhin noch recht bescheidenes Theater, kommen von Zeit zu Zeit Truppen wandernder Schauspieler, welchen es kaum je verlohnt einen Abend zu schenken. Sehr selten nur wird ein gutes klassi-

sches Stück und dann meist mit ganz unzureichenden Kräften zur Aufführung gebracht und an brauchbaren neueren Stücken ist leider die englische Bühne überaus arm. Durch Theaterbesuch empfangen daher die jungen Damen so gut wie gar keine Anregung. Bisweilen befinden sich dagegen in einem Jahrgange von Studentinnen einige schauspielerisch beanlagte Kräfte, welche sich dann zur Gründung eines eigenen dramatischen Vereins zusammenthun. Zur Zeit besteht eine sehr lustige Gesellschaft dieser Art im College, welche sich The Farcical Club nennt und 2 bis 3 mal im term im Speisesaal Vorstellungen giebt, zu denen das ganze College geladen wird. Diese Vorstellungen sind stets sehr zahlreich besucht und erregen die größte Heiterkeit. Doch auch ernste Aufführungen fehlen nicht. Sogar griechische klassische Tragödien in griechischer Sprache, wie die Antigone, sind von den Studentinnen der klassischen Sprachen vor einem engen Kreise geladener Gäste aufgeführt worden. Um aber neben der Gelehrsamkeit auch ihre Vertrautheit mit weiblicher Handarbeit zu bekunden, hatten die jungen Mädchen sämmtliche Kostüme selbst geschneidert. Auch bei der großen 1886 von Studenten veranstalteten Aufführung der Eumeniden des Aeschylus in griechischer Sprache wurde die Rolle der Athene durch eine frühere Studentin von Girton, Miß Case, welche die klassische Prüfung abgelegt hatte, gespielt. Endlich wird jedes Studienfach durch einen besonderen wissenschaftlichen Verein vertreten, dessen Mitglieder einige Male im term sich zu einer Abendsitzung vereinigen. Bei diesen Zusammenkünften werden meist kleine Aufsätze vorgelesen oder sonst in das betreffende Studiengebiet einschlägige Fragen behandelt. Von andern Vereinen seien noch erwähnt eine Bibelgesellschaft, welche wöchentlich einmal tagt; sodann in Girton die „Bücherwürmer" (Book worms), welche werthvolle Werke ankaufen und nach dreijährigem Besitz der College-Bibliothek übermachen; ein anderer Verein, welcher bessere Werke leichter Litteratur käuflich erwirbt und seinen Mitgliedern bequem die Kenntniß der neusten Litteraturerzeugnisse vermittelt. In Newnham College besteht außer ähnlichen Gesellschaften auch noch ein von Freundinnen des Schachspiels gebildeter Schachklub.

Nach allem vorher Gesagten ist der Verlauf eines Normaltages zu Girton etwa der folgende. Einige Frühaufsteher beginnen die Arbeit bereits um 6 oder 6½ Uhr morgens. Um 8 Uhr ruft der Klang einer großen Glocke zum Morgengebet, welches die Vorsteherin in der Bibliothek verliest. Die Studentinnen sind nicht verpflichtet, sich an der Morgenandacht zu betheiligen, doch sind regelmäßig die meisten anwesend. Das erste Frühstück wird von den Studentinnen im Speisesaal zwischen 8¼

und 9 Uhr eingenommen; dann gehört der Morgen von 9 bis 1 Uhr ausschließlich der Arbeit. Die einen fahren nach Cambridge hinein, um Vorlesungen zu hören oder in den Laboratorien und Bibliotheken zu arbeiten; andere bleiben zu stillem Studium im College. Jede Störung am Morgen suchen die Studentinnen sorgfältig fern zu halten. Es bedarf nur eines Zettels mit der Aufschrift „engaged“ an der Thür, um die Bewohnerin jederzeit vor jeder Unterbrechung ihrer Einsamkeit zu sichern. Zwischen 12 und 3 steht im Speisesaal ein kaltes zweites Frühstück (lunch) bereit, während ein warmes Frühstück um 1 und $1\frac{1}{2}$ Uhr aufgetragen wird. Nach dem Lunch beginnt für die meisten Studentinnen eine mehrstündige Ruhepause von der Arbeit, welche zu Spielen oder Besuchen verwendet wird. Für einige fällt eine Privatstunde in diese Zeit, doch vor und nach derselben genießen auch sie ihre freie Zeit. Um 4 Uhr wird im Zimmer jeder Studentin von den Dienerinnen des College eine Tasse Thee angeboten und zugleich auch in die Lehrsäle getragen, wo Lehrer und Studentinnen ihn bei der Arbeit einnehmen. Häufig wird von 5—6 Uhr wieder gearbeitet. Das dinner ist die einzige Mahlzeit, welche zu einer festgesetzten Stunde vor sich geht, im Sommer wie im Winter um 6 Uhr. Obschon die tägliche Theilnahme an dieser Mahlzeit nicht durchaus vom College verlangt wird, beteiligen sich doch fast stets alle Studentinnen, besonders im Winter, wo es draußen wenig verlockend ist. Nach dem dinner bleiben Freundinnen häufig noch eine Weile gemütlich beisammen, die verschiedenen Vereine haben ihre „meetings“, die Feuerwehr hält Uebungen ab, die Vertreterinnen des College üben im Sommer regelmäßig um diese Zeit eine Stunde tennis, während andere sich im Garten ergehen, bis um $\frac{1}{2}8$ Uhr nochmals auf $1\frac{1}{2}$ Stunden Schweigen im College herrscht. Um 9 Uhr, der „Theestunde“ wird noch einmal ein kleiner Imbiß jeder Studentin ins Zimmer getragen und, falls eine Dame am dinner nicht teilgenommen hat, kann sie auch auf Wunsch eine stärkere Mahlzeit erhalten. Ein Tag in Newnham College gestaltet sich dem eben geschilderten sehr ähnlich, obschon naturgemäß in zahlreichen unwesentlichen Einzelheiten Abweichungen stattfinden. Neben diesen gewöhnlichen Arbeitstagen feiern die Studentinnen auch manche fröhlichen Festtage, welche meist in den für am langweiligsten geltenden Lent term fallen. Ein solches Fest wird z. B. in beiden Colleges alljährlich am 24. Februar zur Erinnerung an den Senatsbeschluß („Grace“ of the Senate) gefeiert, durch welchen an diesem Tage im Jahre 1881 die Frauen offiziell zu den Triposprüfungen zugelassen wurden*). In beiden Col-

*) Vgl. über diesen Tag H. Lange, Frauenbildung S. 25—26. Die Universität

leges geht es an diesem festlichen Tage sehr lustig zu und eine Reihe munterer Collegelieder erklingen, welche von den Studentinnen verfaßt und von einem Jahrgange auf den andern vererbt werden. Diese Lieder werden der Außenwelt nicht bekannt, doch sind einige der zu Girton gesungenen und sonst mancherlei interessante Vorkommnisse aus dem Collegeleben, Briefe aus Newnham und den Oxforder Schwestercolleges, mitgetheilt in der „Girton Review", einem ausschließlich von Studentinnen geschriebenen und für sie gedruckten, auf dem Wege des Buchhandels jedoch nicht erlangbaren Collegeblattes. Ein anderer Tag ist das alle zwei Jahre, meist im März, gegebene „Old Students dinner, bei welcher Gelegenheit sich viele alte „Girtonians"*) wieder zusammenfinden, und den geistigen Zusammenhang aufrecht erhalten. Ebenfalls meist im Lent term pflegt Miß Welsh eine große Abendgesellschaft (At home) zu geben. Da ist das ganze College festlich erleuchtet, die schönsten Zimmer der Studentinnen sind zur Besichtigung geöffnet, in allen Hörsälen Büffets eingerichtet, Treppen und Korridore von Studenten und Gästen erfüllt, Tanz in der Bibliothek, und im schön geputzten und in ein Drawing Room verwandelten Speisesaal Begrüßung der Gäste durch die Wirthin. Zu diesem Feste sind stets mehrere Hundert Gäste, Dozenten und ihre Damen sowie die zahlreichen Freunde des College geladen. Ein buntbewegtes fröhliches Fest ist auch die große Garden Party, welche alljährlich zu Anfang Juni von der Vorsteherin von Newnham College gegeben wird. Auf den herrlich grünen Rasenplätzen des College ergehen sich dann die Hunderte von Eingeladenen, darunter manche alte Studentinnen und Freunde von auswärts, in zwanglosem Geplauder, Studentinnen spielen Tennis, und unter einem großen Zelte sind Erfrischungen aufgestellt. Am Sonntage gehen viele Studentinnen nach Cambridge hinein, um dem Gottesdienst in den Kapellen von King's College oder Trinity College beizuwohnen. Einige lehren auch in der Sonntagsschule des Dorfes Girton oder gehen dort in die ländliche Kirche. Sonntag Abend wird im Speisesaal von Girton von einem Geistlichen aus Cambridge ein Gottesdienst abgehalten, bei dem eine Studentin auf der Orgel spielt. Außer dem Unterricht in der Sonntagsschule lehren auch einige junge Mädchen aus Girton College in der 2 mal wöchentlich gehaltenen Abendschule des Dorfes, und ähnlich bethätigen sich manche Damen aus Newnham.

Oxford öffnete ihre höchsten Prüfungen den Frauen erst den 2. April 1884 und ihre „Final School of Literae Humaniores" sogar erst im Jahre 1886.

*) So wie die Studentinnen von Girton in familiärer Rede „Girtonians" heißen, nennt man die aus Newnham „Newnhamites".

Bei Angabe der Kosten eines Aufenthaltes in Girton ist vorauszuschicken, daß dies lediglich Kosten der Erziehung sind, daß die jungen Damen nur 5—6 Monate im Jahr sich im College aufhalten, die übrige Zeit aber im Elternhause beköstigt und gekleidet werden müssen. Ferner bedingen Studienreisen, Ferienterms, Reading parties häufig erhebliche Mehrausgaben. Im folgenden ist bei Angabe der Kosten an solche Studentinnen gedacht, welche, ohne verschwenderisch zu sein, sich doch auch nicht von allem zurückziehen. Die festen Ausgaben an das College sind in Girton 35 £ für den term, also 105 £ für das akademische Jahr. Diese Summe deckt den Aufenthalt im College sowie die Universitätsausgaben, Vorlesungsgelder, u. s. w. Nicht eingerechnet sind dagegen rein persönliche Ausgaben, wie Wäsche, Studienbücher, Klaviermiethe, Theater und Konzerte, Subskriptionen für Vereine, Reisen, Beschaffung kleiner Annehmlichkeiten. Im Durchschnitt muß eine Studentin sich auf eine jährliche Ausgabe von mindestens £ 130 (2600 Mk.) gefaßt machen. Will sie die großen Ferien auf einige Wochen zurückkehren, so hat sie für die ersten 4 Wochen 13 £, für jede folgende 3 £ zu erlegen. Da diese Kosten sehr erheblich sind und es den Studentinnen, um ihre Kräfte nicht aufzureiben, untersagt ist, sich während ihrer Studienzeit durch Stundengeben Geld zu verdienen, ist der Besuch von Girton im allgemeinen nur ziemlich bemittelten jungen Damen möglich. Newnham College ist erheblich billiger als Girton, die Ausgaben für das akademische Jahr betragen etwa 100 £ oder etwas mehr. Für out-students gestaltet sich die Sache natürlich verschieden. Sie zahlen nur für tuition und Unterricht. Viele Eltern legen daher von früh auf systematisch alljährlich eine gewisse Summe für die spätere Ausbildung ihrer Töchter zurück. Unbemittelte Studentinnen können in beiden Colleges sich als Beisteuer zur Deckung der Kosten aus einem eigens dafür gestifteten Fonds eine gewisse Summe leihen. Ferner existiren eine sehr große Anzahl größerer und kleinerer Stipendien (Scholarships und Exhibitions), welche vielen Studentinnen eine höchst erwünschte Hülfe sind, ja in manchen Fällen ihnen das Studium überhaupt ermöglichen. Gewonnen werden sie durch besonders tüchtige Leistungen, und die Gewinnung einer Scholarship ist eine auch von bemittelten Studentinnen gesuchte besondere Ehre. Durch diese Stipendien sowie Gewinnung gelegentlicher Preise können die Kosten des Studiums in manchen Fällen auf weniger als die Hälfte herabgemindert werden.

Alljährlich senden die beiden Colleges etwa 50 junge Mädchen nach bestandener Triposprüfung hinaus in die große Welt. Es ist nicht zu verwundern, daß auf alle Studentinnen das Leben im College einen

ganz besonderen Reiz ausübt und daß fast alle alten Studentinnen die hier in akademischer Freiheit, in fleißiger Arbeit und zunehmender Erkenntniß verbrachten Lehrjahre die glücklichsten ihres Lebens nennen. Viele nehmen dauernde Freundschaften, alle eine unzerstörbare Anhänglichkeit an ihr College sowie herzliche Theilnahme an dessen Geschicken mit ins Leben hinaus.

Die beiden Colleges bei Cambridge stehen im besten Verhältniß zu einander. Die Studentinnen treffen in Vorlesungen und bei praktischen Uebungen zusammen und werden manchmal persönlich befreundet. Auch den Studenten gegenüber fühlen sich die Damen der beiden Colleges eins, und groß ist ihre Freude und ihr Stolz, wenn eine Studentin, ob aus Girton oder Newnham, in den Schlußprüfungen sich ausgezeichnet hat. Zwischen den Studentinnen beider Colleges und auch denen beider Universitäten sowie allen früheren Studentinnen herrscht ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit, welches u. a. 1884 in der „University Association of Women Teachers“ seinen Ausdruck gefunden hat; vor allem jedoch ist in „The University Club for Ladies“. Dieser Klub hat in London ein Vereinslokal und ist ein beliebter Vereinigungsort alter Studentinnen. Im Januar 1887 eröffnet, zählte er im Juli bereits 240 Mitglieder.

Häufig hört man mit Bezug auf die Frauencolleges die Befürchtung ausgesprochen, daß durch dieselben das Familiengefühl der jungen Mädchen erheblich abgeschwächt, ja oft völlig zerstört werden würde. Ist nun auch in ganz vereinzelten Fällen die Richtigkeit dieser Behauptung zuzugeben — dem Referenten sind nur 2 derartige Fälle bekannt geworden — so sind dies sicherlich Ausnahmen. Voraussichtlich wären diese Mädchen auch abgesehen von ihrem Collegeleben keine guten Haustöchter geworden, in andern Fällen mag auch die Schuld am Elternhause und am Mangel jeglicher geistigen Anregung durch das häusliche Leben liegen. Die überwiegende Mehrzahl der Studentinnen ist häuslich, freut sich auf die Ferien wie der deutsche Student, und erhält Familienbesuch auf der Universität. Viele kehren nach Ablauf ihrer Studienzeit freudig und mit weiterem Gesichtskreis und Herzen ins Elternhaus zurück, lehren jüngere Geschwister und bringen eine Summe von Anregung aus ihrem früheren Leben als unverlierbaren Schatz mit sich. Viele verheirathen sich auch und meist an tüchtige und einflußreiche Männer, welche offenbar nicht der Ansicht sind, daß eingehende Studien und Gewöhnung an folgerichtiges Denken die Frauen als Gattinnen und Mütter pedantisch und unbrauchbar machen müsse.

Eine andere, gleichfalls nicht selten aufgeworfene und sogar vor

einigen Jahren (1886) in einer gemeinsamen Debatte beider Colleges behandelte Frage ist die: Macht das Collegeleben die Studentinnen selbstisch? Die große Mehrzahl der jungen Damen war der Ansicht, daß im Gegentheil die mannigfachen Einflüsse, denen die Studentinnen während ihrer akademischen Jahre im College fortwährend ausgesetzt seien, die Wirkung hätten, die unselbstische Entwickelung der geselligen Tugenden zu befördern. Und daß dies richtig und wirklich im Leben der Fall ist, lehrt unwiderleglich die Thatsache, daß in England bei allen großen gemeinnützigen Unternehmungen akademisch gebildete Frauen mit an der Spitze stehen, ja viele für die Frauenwelt wichtige Einrichtungen von früheren Studentinnen ins Leben gerufen sind. In ihnen allen pflegt das Collegeleben eine Reihe von Eigenschaften zu entwickeln, welche für ihr späteres Leben von höchster praktischer Bedeutung sind. Die meisten zeichnen sich vor ihren nicht akademisch gebildeten Schwestern aus durch die Gewöhnung an selbständiges methodisches Arbeiten und logisches Denken, durch einen weiteren Blick und unbefangenere Würdigung der Verhältnisse des Lebens, durch richtige Werthschätzung tüchtiger Arbeit jeder Art und Ehrfurcht vor wahrer geistiger Größe. Das ist — ganz abgesehen von den nicht unbeträchtlichen auf der Universität erworbenen positiven Kenntnissen und welchem Beruf in Haus und Leben sich auch die Frauen später zuwenden mögen — der für alle bleibende Werth eines mehrjährigen ernsten wissenschaftlichen Studiums. Dieser Gewinn ist ohne Frage weit höher anzuschlagen als die Ausbeute an Kenntnissen auf irgend einem Sondergebiete der Wissenschaft. Ein anderer Vortheil des Collegelebens ist der, daß die jungen Mädchen sowohl lernen sich als Glieder eines großen Ganzen zu fühlen, dem gegenüber sie auch gewisse Pflichten pünktlich zu erfüllen haben, als auch sich individuell besser und eigenartiger entwickeln, selbständiger und innerlich fester und unabhängiger werden. Bei alledem brauchen sie die häuslichen Tugenden, die schönen echt weiblichen Eigenschaften, keineswegs abzustreifen und thun es auch nicht. Und ihrer Bescheidenheit droht bei ernsthaft betriebenen Studien vollends keine Gefahr, denn nur das Halbwissen oder das eingedrillte Wissen macht eitel und dünkelhaft, aber das echte Studium, das Aufblicken zu den Leuchten der Wissenschaft und die hingebende Theilnahme an ihrer Arbeit, bildet nicht nur den Verstand, sondern auch vorzüglich den Charakter und macht anerkennend und bescheiden.

Seit 1881 erscheinen in den offiziellen Verzeichnissen über den Ausfall der Triposprüfungen auch die Namen der Studentinnen, aber

in besonderen Listen, in 3 Klassen eingetheilt, und innerhalb jeder Klasse die Namen in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt. Bei den Studentinnen der Mathematik allein werden die Damen auch in den einzelnen Klassen nach Verdienst aufgezählt und jedesmal angegeben, welchen Platz in der Rangliste der Studenten die Studentin erhalten haben würde. Jede Dame erhält von ihrem College ein „Degree Certificate“, von der Universität eine Bescheinigung über Dauer ihres Aufenthalts sowie den Ausfall ihrer Triposprüfung, nicht aber wird sie Mitglied der Universität und kann nicht den Grad eines B. A. (Bachelor of Arts), noch später den eines M. A. (Master of Arts) erlangen. Mit diesem Verhältniß sind nun schon seit Jahren die Frauen und eine Reihe für ihre Bestrebungen gewonnener Männer nicht zufrieden gewesen. Sie haben die Freigebung der Vorlesungen und Triposprüfungen nur als den ersten Schritt zur Erreichung ihrer Wünsche hingenommen. Ihr Endziel ist die Zulassung wissenschaftlich geprüfter Frauen zu den Graden und der Mitgliedschaft der Universität, woraus naturgemäß auch Zulassung zu den Ehrenstellen, Theilnahme an der Verwaltung, Sitz und Stimme im akademischen Senat u. dergl. folgen würde. Zur Erreichung dieses Zieles bedürfte es einer durchgreifenden Umgestaltung der Universitätsverfassung. Der letzte große Versuch, die Zulassung der Frauen zur Mitgliedschaft der Universität durchzusetzen wurde in den Jahren 1887 und 1888 zu Cambridge gemacht. Von allen Seiten gelangten Adressen an die höchste Universitätsbehörde, von einer Reihe von angesehenen Männern (freilich nur sehr wenigen Dozenten und Fellows von Cambridge), von zahlreichen Lehrerinnen, früheren Studentinnen, allen an der Spitze der Frauenbewegung stehenden Damen. Bald erhob sich jedoch in der Universität selbst eine starke Gegenströmung. Eine streng konservative Partei lehnte von vornherein jedes Zugeständniß ohne weiteres ab. Aber auch solche Männer, welche sonst den Frauen und ihren Studien sich günstig erwiesen hatten, fast alle Dozenten und die überwiegende Mehrzahl der in Cambridge lebenden und am besten mit den einschlagenden Fragen vertrauten Fellows und Mitglieder der Universität, blieben diesem Vorschlage gegenüber fest. Sie fügten indessen in ihrem an alle Mitglieder der Universität gerichteten Rundschreiben der schroffen Abweisung eine für die Frauen wohlwollend abgefaßte Begründung sowie einen Vermittlungsvorschlag hinzu. Ihre Eingabe lautete:

1. „Es ist den Interessen der Frauenbildung verderblich, die höhere Frauenerziehung durch Verleihung der Mitgliedschaft und Grade der Universität Cambridge dauernd an die höhere Männererziehung zu fesseln.“

2. „Falls den Frauen im Zusammenhange mit den Prüfungen der Universitäten Oxford und Cambridge Grade zuerkannt werden, so sollten sie durch eine unabhängige Autorität verliehen werden, welche in der Lage wäre, die verschiedenen erziehlichen Aufgaben ins Auge zu fassen, welche sich vom besondern Gesichtspunkte der Frauenerziehung ergeben würden."

Zur Begründung des ersten Theils wurde geltend gemacht, und gewiß mit Recht, daß die jetzigen Triposprüfungen, obschon sie ja für manche Frauen recht wohl passen mögen, doch keineswegs einen Idealkursus für die spezifische Frauenbildung abgeben. Manche wünschenswerthen Aenderungen des Studienplanes in Anpassung an die Bedürfnisse der Studentinnen würden auf lange hinaus nicht zu erreichen sein, wenn die Frauenerziehung jetzt unauflöslich mit der Männererziehung verbunden würde. Eine praktische Nothwendigkeit für die Forderung des Grades liege nicht vor, da ja für Einsichtige die Bescheinigung und der genaue Ausweis über die Ergebnisse der Triposprüfung genau denselben Werth habe wie der Titel B. A. Dagegen sprächen neben den oben angeführten eine Reihe von Gründen sehr entschieden gegen die Verleihung von Graden. Die völlige Mischung von Studenten und Studentinnen, die Zulassung von Studentinnen in Privathäusern, würde die Disziplin erheblich erschweren, die eventuelle Zulassung von Studentinnen für den „Ordinary Degree" würde unfehlbar eine Menge von Elementen in die Universität hineinziehen, die weit besser derselben fern bleiben. Auch auf das Beispiel der Universität London, der Victoria University zu Manchester und der Royal University of Ireland zu Dublin, welche alle den Frauen Grade verleihen, dürfe man sich nicht berufen, da diese Anstalten einerseits nicht dieselben Anforderungen an mehrjährigen Universitätsbesuch stellen, anderseits die mit jenen Graden verknüpften Vortheile denen durch die Cambridger Grade gewährten bei weitem nicht gleichkommen.

Indem nun aber eine große Anzahl einflußreicher Männer der Universität Cambridge aus Scheu vor der „Misch-Universität" den Frauen die Mitgliedschaft und Grade entschieden versagten, anderseits aber auch den Wunsch der Frauen nach Anerkennung ihrer Leistungen durch Verleihung eines wissenschaftlichen Grades als nicht unberechtigt erkannten, schlugen sie vor, daß die beiden hauptsächlich betheiligten Körperschaften, die Universitäten Oxford und Cambridge, sich zusammenthun sollten, um eine Charter zur Gründung einer Centralstelle zu erhalten, welche die Grundlage für eine Frauenuniversität bilden könnte. Es müßten hier vertreten sein die beiden alten Universitäten, ferner alle

großen Frauencolleges und andere geeignete Körperschaften, und ihnen in ihrer Gesammtheit müßte Vollmacht gegeben werden, an Frauen, welche die höchsten Prüfungen zu Oxford und Cambridge oder andere diesen gleichstehende bestanden hätten, Grade zu verleihen, sowohl den B. A. als auch höhere. Eine solche Körperschaft würde voraussichtlich bald kräftig und bedeutend werden. Ihre Unternehmungen würden keinen lokalen, sondern einen nationalen Charakter annehmen. Sie würde die höhere Frauenerziehung mit alleiniger Rücksicht auf die Interessen der Frauen gestalten; sie würde in den Besitz von Mitteln kommen, aus welchen nun auch für Frauen in ihren Colleges eigene Fellowships und Professorships eingerichtet werden könnten, und auf diese Weise würde auch den Frauen sich eine ebenso ehrenvolle und einträgliche erziehliche Thätigkeit eröffnen, wie den tüchtigsten Männern.

Die Universität Cambridge machte die Anschauungen der maßvollen Gegner der Gradeverleihung zu der ihrigen und wies im Jahre 1888 die gestellten Ansuchen zurück.

In der eben als Idealbild für die Zukunft in kurzen Zügen gezeichneten Hochschule für Frauen, wie sie viele Sachkenner und Gelehrte zu Cambridge befürwortet haben, erhalten wir ein Gegenbild zu dem Phantasiegemälde des Dichters, von dem wir bei unsern Betrachtungen ausgingen.

Cambridge, September 1890.

Die Entwickelung der Venetianischen Staatsverfassung.

Ein Vortrag

von

A. v. Ernsthausen.

Wer zum ersten Mal nach Venedig kommt, der wird alsbald von dem mährchenhaften Zauber dieser einzigen Stadt erfaßt und gefesselt. Wenn er sich aber nicht mit einem Augenblicksbilde begnügt, sondern sich in die Vergangenheit vertieft, um zu erfahren, was hier geschaffen und vernichtet wurde, so gewahrt er mit Bewunderung, der freilich ein Gran moralischen Abscheus beigemischt ist, nicht nur, daß hier ein kleines Volk eine ihm gestellte ungeheure geschichtliche Aufgabe auf das Glänzendste gelöst hat, sondern auch, daß diese Aufgabe nicht anders gelöst werden konnte, als es wirklich geschehen ist. Die Venetianer haben in der That, wiewohl allmälig und nach langen Wirren diejenige Verfassung gefunden, welche sie allein befähigen konnte, die Gefahren ihrer schwierigen Lage siegreich zu bestehen.

Die Völker germanischer Herkunft, welche seit dem 5. Jahrhundert das Weströmische Reich überflutheten, gründeten in Frankreich, Spanien und Italien Reiche, verschmolzen mehr oder weniger mit der eingebornen Bevölkerung, hinterließen aber in den gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen überall deutliche und dauernde Spuren ihres Geistes. Auch die venetianische Republik verdankt ihre Entstehung der Völkerwanderung, aber in einem anderen Sinne. Denn es waren nicht fremde Eroberer, welche diesen Staat gründeten, sondern Eingeborne aus den nordöstlichen Theilen des italischen Festlandes, welche den eindringenden Fremdlingen aus dem Wege gingen, um auf den unwirthbaren, nur für Seefahrer zugänglichen und daher fürs Erste geschützten Inseln der Lagunen ein neues Leben zu beginnen. Diese Flüchtlinge waren, welches auch ihre Abstammung sein mochte, echte vom deutschen Geiste fast unberührt

gebliebene Italiener. Man findet daher in Venedig keine Spur von Feudalität und begegnet nicht dem Cultus jener edlen Mannentreue, welche in unseren vaterländischen Liedern so schön besungen wird; dagegen haben die Venetianer den von den Römern ererbten Staatsgedanken mit der größten Rücksichtslosigkeit bis zum Uebermaße ausgebildet: der Staat ist allgewaltig und man gehorcht ihm willig, das Recht des Individuums verschwindet dagegen völlig und wird für nichts geachtet.

Diese Entwickelung wurde aber wesentlich bestimmt durch die geographische Lage Venedigs, welche wir uns zunächst vergegenwärtigen wollen. Die zahlreichen Flüsse, welche von den Alpen entspringen und die norditalische Ebene durchströmen, münden sämmtlich im nordwestlichen Winkel des adriatischen Meeres, wo sie bei Hochwasser eine Menge Sand ablagern. Die östliche Grenze dieser Ablagerungen bildet eine lange und schmale, an mehreren Stellen durchbrochene Bank, welche unter der Mitwirkung der Meeresströmungen die ungefähre Richtung von Süden nach Norden angenommen hat. Die mehrere Meilen breiten Wasserflächen, welche zwischen dieser Bank und dem Festlande liegen, werden die Lagunen genannt. Sie sind von zahlreichen Untiefen und kleinen Inseln bedeckt, welche durch mehr oder minder schiffbare Wasserarme von einander getrennt sind. Einige der größten und höchstgelegenen, später durch Brücken mit einander verbundenen Inseln der Lagunen bilden den Bauplatz des späteren Venedig. Bei seiner Gründung ein Staat fast ohne Territorium, und vereinzelt im Meere liegend, blieb aber Venedig, auch nachdem es drei Königreiche, viele Inseln und Fürstenthümer und eine Menge von Häfen und Küstenstrecken am Mittelmeere erworben hatte, doch nur eine herrschende Stadt mit dienenden Provinzen, welche eine Beziehung untereinander nur in soweit hatten, als sie einer Herrin gehorchten, und welche durch kein anderes Band mit einander verbunden waren, als eben durch die gemeinsame Hauptstadt. Eine Eroberung der letzteren durch den Feind oder auch nur eine gewaltsame Umwälzung im Innern würde das Signal gegeben haben zu einer sofortigen Auflösung des Reiches, dessen Theile unabhängig geworden oder in die Gewalt des ersten Besten gefallen wären, der sie nehmen wollte. Einer so ungeheuren Gefahr vorzubeugen, erforderte die beständige, keinen Augenblick nachlassende Aufmerksamkeit der Regierung und in der That ist es diese Sorge gewesen, welche allen ihren Maßnahmen, Einrichtungen und Gesetzen ihren Stempel aufgedrückt hat.

Wenn wir diese beiden Punkte nicht aus den Augen verlieren, zunächst die Bevölkerung der venetianischen Inseln durch Italiener, welche

die Einwirkung des deutschen Geistes auf sich kaum erfahren hatten, dann die Nothwendigkeit, einer beständigen die Existenz des Staates bedrohenden Gefahr zu begegnen, so werden wir Manches, was uns als Deutsche in der Geschichte Venedigs weniger anmuthet, erklärlich finden und zum Theile selbst entschuldigen. Jedenfalls aber werden wir der Staatskunst und Thatkraft einer Regierung Anerkennung zollen müssen, die umgeben von Neidern und Feinden im Inneren und im Aeußeren und zeitweise im Kampfe mit halb Europa, es verstanden hat, den Staat zur größten Blüthe zu bringen und Jahrhunderte lang in hohem Ansehen zu erhalten, bis er endlich, zwar nicht ohne eigne Schuld, aber vornehmlich in Folge der veränderten Zeitverhältnisse vor einer größeren Macht zusammenbrach.

Schon bei dem Eindringen der Westgothen in Italien sollen viele Einwohner von Padua auf die Laguneninseln geflüchtet sein. Später nach dem Einfall der Hunnen, und nach den Eroberungen der Ostgothen und der Longobarden folgten ihnen neue Einwanderer auch aus vielen anderen Städten und Landschaften des alten festländischen Venetiens, so daß die Masseneinwanderung sich über mehrere Jahrhunderte erstreckte. Während nun die Flüchtlinge der älteren Zeit vorwiegend den geringeren Klassen angehörten, befanden sich unter den von den Longobarden vertriebenen Einwohnern auch gebildete und kapitalkräftigere Elemente, und man kann wohl annehmen, daß mit diesen auch aristokratische Ideen mit hinübergekommen sind, wie sie den Grundzug der späteren Geschichte des Freistaates bilden.

Von der früheren Geschichte der venetianischen Inseln wissen wir nicht viel zuverlässiges. Sie bildeten kleinere Gemeinwesen und wurden von Tribunen regiert, welche ihrerseits nach der Vertreibung der Ostgothen unter dem Exarchen von Ravenna standen. Wann der Zusammenschluß dieser Gemeinwesen zu einem selbständigen — übrigens zunächst noch die Oberhoheit des römischen Reiches anerkennenden — Staate stattgefunden hat, ist unbekannt. Spätestens ist es im Jahre 697 geschehen, in welchem der erste Herzog oder Doge gewählt wurde. Die venetianischen Schriftsteller nennen sogar die Namen derjenigen 12 Personen, welche die Wahl vollzogen haben sollen. Diese Namen gehören Familien an, welche der Republik später nicht weniger als 45 Dogen geliefert, fast sämmtlich im Laufe der Geschichte hohen Ruhm erworben und gegen Ende der Republik noch geblüht haben. Sie bildeten nebst einer Anzahl anderer Familien, welche gleich ihnen ihren Ursprung auf die Tribunen vor der Dogenzeit zurückführen, den ältesten und vornehmsten Adel Venedigs. Man geht wohl nicht fehl in der

Annahme, daß die Ueberlieferung, welche Mitglieder jener Familien an der ersten Dogenwahl theilnehmen ließ, aus der späteren Blüthe derselben ihren Ursprung genommen hat. Wie dem aber auch sein möge, soviel darf als gewiß betrachtet werden, daß an der ersten Dogenwahl auch schon das Volk einen wesentlichen Antheil genommen hatte, wie dies auch bei den Dogenwahlen der zunächst folgenden Jahrhunderte der Fall war. In welchen Formen sich diese Wahlen vollzogen, ist nicht genauer bekannt. Oft geschahen sie höchst tumultuarisch, begleitet von blutigen Parteikämpfen. Einige Male versammelte sich das Volk in der St. Markuskirche und wählte durch Zuruf. Ein andermal erschien das Volk in Gondeln im Lidopasse, und wählte, ohne das Land zu betreten, ebenfalls durch Zuruf.

Die Dogen wurden auf Lebenszeit gewählt, und übten in den ersten Jahrhunderten ziemlich weitgehende monarchische Befugnisse. Sie führten allein die Regierung, ernannten die Mitglieder ihres Rathes wie alle übrigen Beamten, entschieden persönlich über Berufungen und Beschwerden, und beriefen nach Gutdünken die Volksversammlung zur Beschlußfassung über wichtigere Angelegenheiten. Sie befehligten im Kriege die Heere und Flotten oder ernannten deren Befehlshaber, bezeichneten auch im Falle der Abwesenheit ihren Stellvertreter. Man weiß nicht genau, wie weit ihre Befugnisse in der Gesetzgebung, der Auflage von Steuern, der Entscheidung über Frieden und Krieg gingen, aber es ist gewiß, daß mehrere Dogen Steuern erhoben und Kriege begannen, ohne das Volk gefragt zu haben. Daß eine so ungenügend controllirte Gewalt wie die dogale, zu Uebergriffen reizte, war natürlich. Insbesondere zeigten sich mehrere Dogen bestrebt, ihre Macht zu einer erblichen zu machen, indem sie sich bei Lebzeiten ihre Söhne oder Brüder beiordneten und ihnen die Nachfolge zu verschaffen suchten. In einigen Fällen gelang dieses, in anderen widersetzte sich das Volk oder die Parteien. Ueberhaupt waren die ersten Jahrhunderte der Dogenzeit stürmisch und gewaltsam. Auf der einen Seite kriegerische und übergreifende Herrscher, auf der andern ein leicht bewegliches auf seine Souveränität eifersüchtiges Volk, welches von einer mehr und mehr erstarkenden, vorläufig nur faktisch bestehenden Aristokratie geleitet wurde. Man hat einmal von der Russischen Regierungsform gesagt, sie sei eine Despotie gewesen, gemildert durch den Assassinat. Man kann dasselbe von der Venetianischen in jener Zeit sagen, wenn man Assassinat durch Volksaufstände ersetzt. Von den 40—50 Dogen, welche bis 1173 regierten, wurden 5 zur Abdankung genöthigt, 9 abgesetzt, 5 geblendet und verbannt, und 5 ermordet.

Schon früh hatte man indeß die Nothwendigkeit empfunden, die Macht der Dogen zugleich zu beschränken und zu controlliren. Man setzte ihnen angeblich schon im 8. Jahrhundert 2 Tribunen an die Seite, ohne deren Bewilligung sie nichts unternehmen sollten — eine Einrichtung, die in jenen turbulenten Zeiten ziemlich wirkungslos blieb. Aber in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts wurde diese Bestimmung erneuert, und zugleich den Dogen das Recht, sich einen Mitregenten zu ernennen, genommen. Auch wurde es von da ab üblich, daß die Dogen in wichtigen Fällen, wenn sie es nicht für nothwendig oder zweckmäßig hielten, das Volk zu versammeln, eine Anzahl angesehener Bürger, genannt pregadi, die Gebetenen, beriefen, um ihren Rath in Anspruch zu nehmen. Aus diesem Consiglio dei Pregadi entwickelte sich später der Senat. Auch hörte das Institut der Tribunen auf, an deren Stelle nun Richter traten, deren Urtheile der Doge in der Regel nur zu bestätigen hatte. So begann eine allmälige Einschränkung der dogalen Gewalt, die sich unaufhaltsam fortsetzte, und schließlich nicht viel mehr übrig ließ, als die bloße Form der Macht. Inzwischen war aber eine andere Macht in Venedig erwachsen, die ein glühendes Verlangen besaß, dem Einflusse, welchen das Volk durch die Dogenwahl und andre vorbehaltene Rechte, oft aber auch durch die bloße Gewalt auf die öffentlichen Zustände ausübte, ein Ende zu machen. Es wurde schon die Vermuthung ausgesprochen, daß bereits ein Theil der Einwanderer aristokratische Ideen vom Festlande auf die Insel herüber gebracht haben möge. Aber man bedarf dieser Annahme kaum, um die Entstehung einer Aristokratie in Venedig zu erklären. Von Gründung der Stadt an war die Hauptbeschäftigung der Venetianer der Handel. Der Handel ist aber mehr als jede andere Thätigkeit, z. B. der Landbau, geeignet, eine Verschiedenheit in den Vermögensverhältnissen hervorzubringen. Das Gebiet des Landbaues ist fest umgrenzt, das des Handels fast unendlich und durch die Spekulation jeder Ausdehnung fähig. Unternehmungsgeist, Geschick und Glück konnten daher der ursprünglichen Gleichheit, wenn solche je bestanden hatte, sehr bald ein Ende machen. So entstanden in Venedig bald eine Anzahl von Familien, welche durch Besitz weit über die Menge hervorragten, und naturgemäß die höheren öffentlichen Aemter in ihre Hand brachten. Besitz und öffentlicher Dienst wurden somit die Quellen des venetianischen Adels, wobei wir lobend anerkennen müssen, daß nicht etwa die öffentlichen Aemter wiederum eine Quelle des Reichthums wurden. Dazu trat im Laufe der Zeiten der Glanz einer wohlbeglaubigten alten Abstammung, so daß sich im 12. Jahrhundert eine schon in sich geschlossene Nobilität erkennen läßt,

welche den größten Einfluß im Staatsleben ausübte. Daß ein solcher Stand nach rechtlicher Anerkennung und Machterweiterung verlangte, kann nicht Wunder nehmen. So gingen alle jene Bestrebungen, welche die dogale Macht und den Einfluß des Volkes mindern wollten, von der Aristokratie aus und kamen ihr zu Gute, so daß sie in kurzer Zeit die souveräne Herrscherin des Staates wurde.

Zuerst ergriff man nach der Ermordung des Dogen Vitale Michiali 1172 die Gelegenheit, dem Volke die unmittelbare Theilnahme an den öffentlichen Geschäften zu entreißen. Dies geschah nach der Ueberlieferung durch Decrete der Quarantie, der einzigen permanenten größeren collegialischen Behörde, welche dazumal in Venedig bestand. Die Quarantie war ein Tribunal von 40 Mitgliedern, welchem die Rechtspflege oblag, dessen Ursprung übrigens nicht näher bekannt ist. Daß sie das Recht besessen habe, Gesetze zu geben, namentlich aber Verfassungsänderungen zu beschließen, ist nicht anzunehmen. Es scheint, daß sie als die einzige Behörde, welche zur Verfügung stand, im Einverständnisse mit den herrschenden Parteien sich dieses Recht nahm. Man ordnete an, daß jedes der sechs städtischen Quartiere alljährlich 2 Wahlherrn ernennen und daß von diesen 12 Wahlherren jeder einzelne eine gewisse Zahl, im Ganzen 470 Personen aus der gesammten Bürgerschaft wählen sollte. Diese 470 bildeten den größeren oder großen Rath, der nun an Stelle der Volksversammlungen trat, und als Inhaber der Souveränität in allen wichtigen Fragen die endgültige Entscheidung hatte. Gleichwohl glaubte man sich der Volksversammlungen nicht ganz entschlagen zu können: sie wurden noch einigemale berufen, um ihnen das Ergebniß der Dogenwahl mitzutheilen, deren Genehmigung alsdann nur eine Form war. Später kam auch dies in Wegfall, aber erst im Jahr 1423 wurden die Volksversammlungen förmlich abgeschafft. Die 12 aus den 6 Quartieren hervorgehenden Wahlherren wurden wahrscheinlich vom Volke gewählt: dieser sehr indirekte Einfluß auf die Zusammensetzung des großen Rathes war also das einzige wesentliche politische Recht, welches dem Volke verblieb. Gleichwohl wurde der Neuerung vom Volke kein Widerstand entgegengesetzt.

Die Errichtung des großen Rathes gab den Anlaß, das consiglio dei pregadi durch einen zunächst aus 60 Mitgliedern bestehenden jährlich neu gewählten Ausschuß des großen Raths zu ersetzen, welcher den Namen Senat erhielt, und auf dessen weitere Entwickelung ich noch zurückkommen werde. Ob diese Aenderung schon damals, oder erst einige Zeit nachher getroffen wurde, muß ich dahin gestellt lassen.

Gleichzeitig mit der Errichtung des großen Rathes wurde die Macht

des Dogen weiter eingeschränkt. Er hatte bisher sein Raths-Collegium selbst ernannt, jetzt wurde angeordnet, daß der große Rath jährlich 6 Räthe, und zwar für jedes der 6 städtischen Quartiere einen wählen sollte. Diese sollten den Rath des Dogen bilden, der nichts, ohne sie gehört zu haben thun, und dessen Anordnungen nur mit ihrer Zustimmung ausgeführt werden durften.

Endlich wurde die Wahl des Dogen, allerdings nur für diesmal, 11 hervorragenden Bürgern übertragen, deren Namen uns überliefert sind und wohl mit mehr Zuverlässigkeit, als die der Wähler der ersten Dogen. Es finden sich darunter die großen Namen Badoer, Dandolo, Michieli, Morosini, Polani.

Dieses war die große Reform des Jahres 1172. Sie ist von der höchsten Bedeutung, denn sie schuf zwei große Körperschaften, welche fortan die Staatsgewalt in sich vereinigten, zugleich aber von den mächtigen Familien besetzt und beherrscht wurden, während der Doge ebenso wie das Volk ihres Einflusses mehr und mehr verlustig gingen. Die Reform war durchaus im aristokratischen Sinne erfolgt, aber es blieb noch ein Schritt zu thun übrig. Noch war die Nobilität nicht vom Volke losgetrennt, noch waren die großen Körperschaften wenigstens in der Theorie jedem aus der Bürgerschaft zugänglich, noch war der Adel nicht als geschlossener und einzig im Staate herrschender Stand förmlich anerkannt. Es dauerte noch länger als ein Jahrhundert, ehe dieser Schritt geschehen konnte.

Inzwischen traten die 12 ernannten Wähler zur Wahl eines Dogen zusammen. Der Erwählte war Sebastian Ziani, dessen Regierung einen besonderen Glanz erhielt durch einen (übrigens von späteren Schriftstellern in Zweifel gestellten) Seesieg über die Flotte Friedrich Barbarossa's und durch den zu Venedig 1177 abgeschlossenen Frieden zwischen dem Kaiser und dem Pabst Alexander III. Hier war es auch, wo der Pabst dem Dogen neben mancherlei andern Ehrenrechten einen Ring verlieh als Anerkennung seiner Herrschaft über das Adriatische Meer. Ziani war der erste Doge, der nach seiner Erwählung Geld unter das Volk werfen ließ, gleichsam als Entschädigung für das ihm entzogene Wahlrecht. Bezeichnend war es übrigens, daß man die Reformdekrete der Quarantie, um ihren gesetzwidrigen Ursprung zu heilen, durch den neugewählten Dogen förmlich bestätigen ließ, während man sich wohl hütete, auch die Bestätigung des Volkes einzuholen. Nach dem Tode des Dogen Ziani 1178 war es nothwendig, weitere Bestimmungen über die Dogenwahl zu treffen, da man selbstredend nicht beabsichtigte, auf die Wahl durch das Volk zurückzukommen. Es wurde daher bestimmt,

daß der große Rath 4 Kommissare, und jeder dieser Kommissare 10 Wähler ernennen sollte; diese 40 Wähler, deren Zahl später, um Stimmengleichheit zu vermeiden auf 41 erhöht wurde, sollten dann die Dogen wählen. Eine weitere Neuerung war sodann die Ernennung von 3 Avogadori del Commune, 1192. Es waren dies Staatsanwälte zur Vertretung des öffentlichen Interesses sowohl in Staatsangelegenheiten, als in Streitsachen der Privaten. Vor den Tribunalen betrieben sie die Anklage gegen Verbrecher, und gaben in Civilstreitigkeiten ihr Votum kund, wie es noch jetzt die französischen Staatsanwälte thun. In den Berathungen des großen Rathes und des Senates hielten sie auf die Beobachtung der Gesetze und der herkömmlichen Formen. Sie widersetzten sich dem Eintreten der Gewählten in ihre Aemter, wenn ein gesetzliches Hinderniß vorlag. Ihr Veto verhinderte die Ausführung der Beschlüsse aller Magistrate, selbst des Senates und des großen Rathes auf einen Monat und einen Tag, sie konnten das Veto dreimal wiederholen und bezeichneten, wenn dies nicht zum Ziel führte, selbst diejenige staatliche Körperschaft, an welche sie behufs der Endentscheidung appelliren wollten, letzteres jedoch nicht, wenn es sich um Beschlüsse des als souverän betrachteten großen Rathes handelte. Sie wurden auf den Vorschlag des Senates vom großen Rathe gewählt. Später wurde ihre Zahl verdoppelt, und sie wechselten je 3 und 3 im Dienste ab. Die Wirksamkeit dieser Beamten konnte eine sehr nützliche sein, falls sie nicht etwa bloß die Werkzeuge der herrschenden Oligarchie waren. Jedenfalls ist es nicht wahrscheinlich, daß sie jemals die populare Opposition unterstützt haben. Die Einrichtung bestand bis zum Ende der Republik.

Wir nähern uns jetzt einem der glänzendsten Ereignisse der venetianischen Geschichte, der Eroberung und Theilung des oströmischen und der Errichtung des lateinischen Kaiserreichs. Wenngleich es nicht in meiner Absicht liegt, mich hier auch mit der äußeren Geschichte der Republik näher zu beschäftigen, so kann ich jenes Ereigniß doch nicht übergehen, weil es einen zu bedeutenden Einfluß auf die inneren Zustände Venedigs übte. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts hatte sich eine Anzahl fränkischer Großen zu einem neuen Kreuzzuge verbunden. Sie beabsichtigten ein starkes Heer auszurüsten und zur See nach dem heiligen Lande zu führen. Da ihnen aber die Schiffe fehlten, so wandten sie sich an die Republik Venedig mit der Bitte, den Transport der Truppen zu bewirken. Die Venetianer waren hierzu bereit. Aber als gewiegte Handelsleute sahen sie ein, daß sie durch Ausrüstung einer großen Flotte mehr als die bloßen Frachtkosten herausschlagen könnten, wenn sie dem Unternehmen förmlich als Mitbetheiligte beiträten. Sie

hatten schon damals einen bedeutenden Handel nach dem Orient, der aber durch Erwerb von Häfen, Küstenstrecken und Inseln einer großen Ausdehnung fähig war. Ihr Anerbieten wurde von den fränkischen Baronen gern angenommen. Umstände, deren nähere Darlegung ich übergehe, führten zunächst zu einem Angriff auf Konstantinopel, dem ein Vertrag zwischen Venedig und den Baronen über die Vertheilung der Beute vorausging. Waren die Triebfedern des Vorgehens der Venetianer vorwiegend materieller Art, so wirkten doch auch ideale Beweggründe mit. Man wird zur Bewunderung hingerissen, wenn man liest, wie der mehr als 90jährige fast blinde Doge Heinrich Dandolo in der St. Markuskirche die Tribüne bestieg, das Kreuz nahm und die Republik um die Erlaubniß bat, die Flotte und das venetianische Heer anführen zu dürfen, wie er dann nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten vor Konstantinopel landete, beim Sturm auf die Stadt einer der ersten auf der Mauer war und gemeinschaftlich mit den Franken siegreich in die Stadt einzog. Man schritt nach Besitznahme der Hauptstadt alsbald im Einklange mit den getroffenen Verabredungen zur Wahl eines Kaisers, alsdann theilte man das Reich in vier Theile. Ein Viertel bildete die Ausstattung des neuen Kaisers Balduin Graf von Flandern, von den übrigen drei Vierteln fiel die eine Hälfte den Baronen, die andere der Republik Venedig zu; die ersteren besaßen ihre Antheile als Lehnsträger des Kaisers, Venedig erhielt den seinen als unabhängiges Eigenthum. Zu dem Loose Venedigs gehörten viele Küstenstrecken im Schwarzen Meer und in Kleinasien, eine Anzahl von Häfen in Griechenland, und zahlreiche Inseln, insbesondere derjenigen des jonischen Meeres und an der dalmatischen Küste, endlich ein Viertel der Stadt Konstantinopel. Auch die Insel Candia erwarb Venedig durch Kauf von dem Markgrafen von Montferrat, dem sie in der Theilung zugefallen war. Der Doge nannte sich von nun an Herr von $1^1/_2$ Viertheilen des römischen Reiches. Venedig hatte sonach mit einem Schlage einen Besitz erworben, der ihm eine Großmachtstellung und das Uebergewicht im Orient zuwies. Aber allerdings war dies Gebiet noch zum größten Theil erst zu erobern, ein Unternehmen, welches lange dauernde Kämpfe in Aussicht stellte und nicht zu gleicher Zeit von Staatswegen begonnen werden konnte. Man ergriff deshalb ein Auskunftsmittel, welches die Besitznahme jenes Gebietes beschleunigen sollte. Es wurde nämlich 1207 allen venetianischen Bürgern die Erlaubniß ertheilt, Schiffe auszurüsten um die noch nicht in Besitz genommenen Inseln des Archipels und Häfen zu erobern und als Lehen der Republik zu behalten. Natürlich kam diese Erlaubniß vorzugsweise den großen und mächtigen Familien zu Gute und diese,

deren Mitglieder an dem großen Unternehmen Theil genommen, und durch den Verkehr mit den fränkischen Baronen feudale Ideen eingesogen hatten, machten mit Begier von der ertheilten Erlaubniß Gebrauch. Auf diese Weise gelangten die Familien Dandolo, Viaro, Sanuto, Ghisi, Giustiniani, Michieli, Cornaro, Navagieri und andere in den Besitz von großen Herrschaften, die sie unter dem Titel von Herzogthümern oder Fürstenthümern zum Theil Jahrhunderte lang besaßen, während ihnen selbst die Führung von Titeln in Venedig verboten war. So war die Eroberung des römischen Kaiserreichs der Anlaß, daß das Selbstgefühl, die Macht und der Reichthum der Aristokratie ungemein zunahm, während aber auch der Bürgerschaft die Vortheile eines schnell zunehmenden Handelsverkehrs nicht entgingen. Eine Folge des wachsenden Reichthums war aber auch das Emporkommen einer größeren Anzahl jüngerer Familien, welche mit den älteren an Macht und Ansehen wetteiferten, sie bisweilen in den Schatten stellten, und eine Zeitlang das Regiment der Republik in ihre Hände brachten.

Die Venetianer waren sich übrigens klar darüber, daß der Besitz eines so ausgedehnten Gebietes, welches fast nur aus Küstenstrecken und Inseln bestand, ihnen fortwährend Anstrengungen auferlegte, und nur so lange zu behaupten war, als ihnen die Herrschaft des Meeres nicht bestritten wurde. Zugleich konnte ihnen nicht entgehen, daß das lateinische Kaiserreich, an welches sie sich anlehnten, sich nicht lange halten würde. Es war daher natürlich, daß die Frage auftauchte, ob es nicht zweckmäßig sei, den Sitz der Staatsgewalt und der Regierung nach Byzanz zu verlegen, wo man ein Hinterland hatte, und den unterworfenen Besitzungen näher war. Einige Schriftsteller berichten von einer Berathung dieser Frage im großen Rath, welche jedoch von andern bezweifelt wird. Die Liebe zu der alten Vaterstadt soll mit der Mehrheit einer einzigen Stimme für das Verbleiben in Venedig entschieden haben. Hat die Abstimmung stattgefunden, so war sie ein weltgeschichtliches Ereigniß ersten Ranges. Die Phantasie hat freien Spielraum, sich die Folge einer Auswanderung nach Byzanz auszumalen; vielleicht wäre es den Venetianern gelungen, dort einen mächtigen Staat zu gründen und die Türken von Europa fern zu halten, vielleicht auch wären sie ausgeartet, und nur um so schneller aus der Geschichte verschwunden.

In die Zeit nach dem Tode des großen Dogen Heinrich Dandolo fallen einige nicht unwichtige Maßregeln zur weiteren Ausbildung der venetianischen Verfassung. Je glänzender die machtvolle Stellung des alten Dogen gewesen war, um so nöthiger hielt es der Senat, den Staat vor den möglichen Folgen eines solchen Uebergewichts zu sichern.

Man ernannte daher eine Commission von 5 später von nur 2 Mitgliedern, welche die Aufgabe hatten bei jedem Thronwechsel zu untersuchen, ob unter der Regierung des verstorbenen Dogen Mißbräuche stattgefunden hatten, und dann durch eine Correktur des von dem neuen Dogen zu leistenden Eides dafür zu sorgen, daß ähnliches in Zukunft vermieden werde. Diese Correttori della promissione ducale traten fortan bei jedem Thronwechsel in Thätigkeit.

Einige Zeit nachher errichtete man, veranlaßt durch die Zunahme der Geschäfte noch eine zweite Quarantie, welcher die Civilgerichtsbarkeit übertragen wurde, während der ersten Quarantie die Criminalgerichtsbarkeit verblieb. Später kam für die Civilgerichtsbarkeit noch eine dritte und eine vierte Quarantie hinzu.

In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts fanden aus Anlaß der Theuerung des Getreides Unruhen statt, welche vom Senat blutig unterdrückt wurden. Zur gleichen Zeit war zwischen zwei der mächtigsten Familien, den Dandolo und den Tiepolo, von denen die erstere die aristokratische, die letztere die populare Partei ergriffen hatte, ein blutiger Streit ausgebrochen, welcher den ganzen Staat in Mitleidenschaft zu ziehen drohte. Anscheinend um zu verhüten, daß bei der Dogenwahl die Parteiungen nicht zu sehr in den Vordergrund träten, ersann man ein eigenthümliches höchst complicirtes, man kann sagen verschnörkeltes Wahlsystem, welches wegen seiner Absonderlichkeit wohl mitgetheilt zu werden verdient.

Man bezeichnete zunächst 30 Mitglieder des großen Rathes durch das Loos, welche wiederum durch das Loos auf 9 reducirt wurden. Diese 9 ernannten 40 provisorische Wähler, und zwar ernannten die 4 ersten jeder 5, die letzten 5 jeder 4. Ueber jeden dieser 40 wurde ballotirt, und nur diejenigen, welche 7 unter 9 Stimmen erhielten, blieben auf der Liste. Die 40 wurden durch das Loos auf 12 reducirt. Von diesen 12 bezeichnete der erste 3, jeder der beiden andern 2 Personen, im Ganzen also 25, welche der Ballotage unterworfen wurden und 9 Stimmen unter 12 erhalten mußten, um auf der Liste zu bleiben. Die 25 wurden durch das Loos auf 9 reducirt. Jeder der 9 bezeichnete 5, im Ganzen also 45 Personen, welche der Ballotage unterworfen und 7 Stimmen unter 9 erhalten mußten, um auf der Liste zu bleiben. Die 45 reducirten sich wiederum durch das Loos auf 11, von denen die 8 ersten jeder 4, die 3 letzten jeder 3 Personen bezeichnete. Hieraus entstand eine Liste von 41 Wählern, welche zunächst der Ballotage unterworfen wurden und von denen jeder von 11 Stimmen 9 erhalten mußte, um auf der Liste zu bleiben. Demnächst wurde die Liste dem großen

Rath vorgelegt, welcher über jeden einzelnen abstimmte und jeden strich, welcher nicht die Stimmenmehrheit erhielt. An Stelle der gestrichenen mußten die 11 andere präsentiren. War so die Liste festgestellt, so schritten die 41 Wähler zur Wahl. Der gewählte Doge mußte 25 Stimmen erhalten haben, 30 Jahre alt und Mitglied des großen Raths sein. Auch die übrigen Wahlen, welche der große Rath vorzunehmen hatte, fanden in ähnlicher wenn auch etwas einfacherer Art statt. War es wirklich der Zweck des neuen Wahlreglements, Parteiwahlen zu vermeiden, so wurde derselbe nicht erreicht. Unmittelbar nach Einführung des neuen Wahlmodus wurde das eine Parteihaupt Tiepolo und zehn Jahre später das andere Josef Dandolo zum Dogen gewählt. Ging aber die Absicht etwa dahin, die Künstlichkeit der Wahlen für den Einfluß der großen Häupter des alten venetianischen Uradels auszubeuten, so wurde dieselbe ebenfalls nicht erreicht. Denn über 200 Jahre lang, vom Anfange des 15. bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts, gelang es einer Coalition von 19 Familien, die Wahl von Mitgliedern jener ältesten großen Familien zu Dogen consequent zu vereiteln und erst von 1612 ab gelangten die letzteren wieder häufiger zu dieser höchsten Stelle im Staate. Man kann hieraus ersehen, daß in Folge des großen Aufschwunges der Republik auch jüngere Familien zu vorwiegendem Einfluß gelangt waren, während die älteren Geschlechter, von denen manche inzwischen im Kriege hohen Ruhm erwarben, den ihrigen doch nicht verloren, sondern ihn über eine lange Zeit der Unterbrechung hinüber retteten. Es möchte hiernach scheinen, als ob die Complicirtheit des Wahlsystems auf den Einfluß der jüngeren Häuser zurückzuführen wäre.

Wir stehen nun unmittelbar vor dem Zeitpunkte, wo der glühende Wunsch der Aristokratie, vollständig vom Volke losgetrennt und als allein im Staate herrschende Macht anerkannt zu werden, in Erfüllung gehen sollte. Die Bestimmungen über die Wahl des im Jahre 1173 geschaffenen großen Raths habe ich schon erwähnt. Das Volk war dabei insoweit betheiligt, als dasselbe in jedem der 6 Quartiere 2, im ganzen also 12 Wähler ernannte, welche ihrerseits die Mitglieder des großen Rathes wählten und alljährlich erneuerten. Diese Vorschrift kam jedoch außer Uebung. Seit dem 13. Jahrhundert ernannte der große Rath selbst die Wähler, die ihn erneuerten. Dies war gleichbedeutend mit einer Ergänzung durch Cooptation. Bei dem großen Einflusse des Adels konnte es nun nicht fehlen, daß die Zusammensetzung des großen Rathes immer aristokratischer wurde, und daß die Zahl der Mitglieder desselben, welche der Bürgerschaft angehörten immer mehr

abnahm. Aber die Aufregungen im Volke, welche durch die Parteiungen im Adel selbst, insbesondere durch den Streit der Tiepolo und Dandolo, namentlich aber auch durch die Auflegung einer Mehlsteuer geschürt wurden, ließen eine Reaction befürchten. Die aristokratische Partei drängte daher zum Abschlusse. Im Jahre 1286 stellten die 3 Häupter der criminellen Quarantie den Antrag, daß die Wähler angewiesen werden sollten, bei der periodischen Erneuerung des großen Rathes nur diejenigen zuzulassen, welche selbst oder deren Vorfahren schon in demselben gesessen hatten. Allein die Sache war noch nicht reif, der Vorschlag scheiterte an dem Widerstande des Dogen Josef Dandolo, welcher, obgleich selbst einer der ältesten Familien angehörig, sich damals der popularen Partei zuneigte. Als nun Dandolo 1289 starb und zunächst das Volk vergeblich versucht hatte, einen Einfluß auf die Dogenwahl zu gewinnen, lenkte die aristokratische Partei die Wahl auf Peter Gradenigo, dem man die Kraft und den Willen zutraute, die gewünschte Reform zu Ende zu führen. Gradenigo, ein Mann von noch nicht 40 Jahren, energisch, klug und zugleich vorsichtig, zeigte sich seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Er darf, obwohl in auswärtigen Unternehmungen nicht glücklich, als einer der erfolgreichsten aristokratischen Politiker bezeichnet werden, welche je gelebt haben; denn die Einrichtung, welche er dem Staate gab, blieb unverändert durch 4 Jahrhunderte bis zum Sturze der Republik bestehen, und weder äußere Gefahren, welche den Staat mehrmals an den Rand des Abgrundes brachten, noch Verschwörungen im Innern, konnten ihr auch nur das Geringste anhaben. In Mitten der Stürme, welche fast alle anderen Staaten im Innersten aufwühlten, zeigte die venetianische Regierung, wie ein Wunder anzuschauen, das Bild einer vollkommenen Unveränderlichkeit. So wenig demnach die venetianische Verfassung unseren modernen Anschauungen entspricht, so müssen wir doch zugestehen, daß sie den Bedürfnissen dieses eigenthümlichen Staatswesens vollkommen angepaßt war.

Die Reform, welche der große Rath unter den Auspicien Gradenigos an sich selbst vollzog, begann im Jahre 1296, erhielt aber ihre definitive Gestalt erst 1319. Im erstgenannten Jahre wurde beschlossen, daß die Wählbarkeit für den großen Rath fortan nur denjenigen zustehen solle, welche damals Mitglieder desselben waren, oder in den vorhergehenden 4 Jahren gewesen waren. Diese Personen wurden auf eine Liste gebracht, und einzeln der Ballotage der criminellen Quarantie unterworfen; diejenigen welche hierbei 12 Stimmen erhielten, wurden Mitglieder des großen Raths. Alle Jahre wurde diese Ballotage von

neuem vorgenommen. Da indessen durch die erwähnte Bestimmung viele Personen von der Wählbarkeit ausgeschlossen waren, welchen dieselbe nach ihren Verhältnissen wohl zugestanden hätte, so ließ man von 3 Mitgliedern des großen Rathes eine Ergänzungsliste von Wählbaren aufstellen, welche ebenfalls von der Quarantie ballotirt und wenn sie 12 Stimmen erhielten Mitglieder des großen Rathes wurden. Die Zahl der auf die zweite Liste gesetzten Bürger zu bestimmen, wurde dem Dogen und seinen Räthen überlassen. Nachdem dieses Gesetz etwa 3 Jahre in Wirksamkeit gewesen war, wurde im Jahre 1298 angeordnet, daß in die Ergänzungsliste der Wählbaren nur solche aufgenommen werden dürften, welche selbst oder deren Vorfahren schon Mitglieder des großen Raths gewesen waren. Endlich im Jahre 1319 und zwar 9 Jahre nach Gradenigos Tode wurde die Aufstellung der Listen der Wählbaren und die periodische Ernennung des großen Rathes abgeschafft und beschlossen, daß nur diejenigen, welche damals Mitglieder desselben waren sowie deren Nachkommen hinfüro den großen Rath bilden sollten. Erwachsene Söhne wurden nach Erreichung des 25. Lebensjahres, schon bei Lebzeiten ihrer Väter zugelassen. Ein Register derjenigen, welche dem Rath angehörten, wurde aufgestellt, und führte den Namen des goldenen Buches. — In dem durch den Dogen Peter Gradenigo begonnenen und nach seinem Tode vollendeten Reformwerke, welches man die Schließung des großen Rathes nennt, kann man, ungeachtet die ersten Maßregeln und die letzte zeitlich ziemlich weit auseinander liegen, wohl einen vorausbedachten Zusammenhang erkennen. Man wollte (wiewohl die Absicht nicht vollkommen erreicht zu sein scheint) durch die jährlichen Ballotagen der criminellen Quarantien offenbar dem großen Rath allmählich die gewünschte Zusammensetzung geben d. h. gut aristokratisch gesinnte Familien hinein und mißliebige hinausbringen, bevor man zur Schließung des Rathes schritt. Wenn letztere übrigens beinahe 20 Jahre hinausgeschoben wurde, so werden darauf innere und äußere Kämpfe sowie das in diese Zeit fallende auf Venedig ruhende Interdikt des Pabstes Einfluß gehabt haben. Eine Anzahl hervorragender Familien, welche 1319 nicht im großen Rathe vertreten waren, denen man aber die Zulassung nicht verweigern wollte, wurden noch nachträglich zugelassen.

So war durch die Reform zwar nicht eine Aristokratie geschaffen — denn eine solche mit überwiegendem Einfluß im Staate bestand bereits faktisch — wohl aber der wesentlichste Theil der bestehenden Aristokratie als geschlossener Stand und als erblicher und alleiniger Beherrscher des Staates anerkannt. Hiermit hatte die Verfassung Vene-

digs ihre endgültige Form gewonnen. Der Doge war nun nicht mehr der Mandatar des ganzen Volkes, sondern nur der Erwählte der herrschenden Klasse, dessen Macht sich immer mehr verflüchtigte, und als Rest nur die äußere Repräsentation übrig ließ.

Das Volk war nicht unempfindlich gegen seine Ausschließung von jedem politischen Rechte; schon in den ersten Regierungsjahren des Dogen Gradenigo wurde eine Verschwörung von Popularen entdeckt und blutig bestraft. Weit folgenreicher wurde eine spätere in das Jahr 1310 fallende Verschwörung, an deren Spitze drei Männer aus dreien der mächtigsten Familien des Staates standen, Badoer, Quirini und Tiepolo. Die Triebfeder der Verschworenen war neben persönlichem Hasse hauptsächlich eine weitverbreitete Unzufriedenheit mit der auswärtigen Politik des Dogen, welche dem Staate das päbstliche Interdikt zugezogen hatte, dann eine ebenso große Unzufriedenheit der Popularen mit den im Gange befindlichen inneren Reformen, welche, wie es scheint, auch von einigen großen Familien gehegt wurde, die ihren Einfluß unter den früheren Verhältnissen für gesicherter hielten, als jetzt, wo sie ihn mit einer Anzahl zum Theil untergeordneter Persönlichkeiten theilen sollten. Man hatte mit großer Sorgfalt einen nächtlichen Ueberfall des Regierungspalastes geplant. Allein die schnelle Entschlossenheit des Dogen Gradenigo und ein günstiger Zufall vereitelte den Plan. In derselben Nacht, in welcher der Ueberfall stattfinden sollte, wüthete in Venedig ein furchtbarer Sturm, der die rechtzeitige Zusammenziehung der Verschworenen nicht zuließ. Als sie endlich doch in 2 Colonnen auf dem St. Markusplatze anlangten, war es zu spät, sie fanden dort den Dogen, der sie mit einer schleunigst zusammengerafften Macht erwartete und nach einem blutigen Kampfe schlug.

Nach dem Siege wurden die Venetianer inne, eine wie große Gefahr über ihnen geschwebt hatte. Einem besonderen Glücksfalle hatten sie es zu verdanken, daß die bestehende Regierung nicht umgestürzt, und die Stadt nicht der Plünderung auch durch auswärtige Feinde verfallen war: denn Badoer hatte auch eine Schaar bewaffneter Paduaner herbeigeführt, mit denen er, durch den Sturm zurückgehalten, glücklicher Weise zu spät kam. Der große Rath hielt außerordentliche Maßregeln zur Ermittlung und Bestrafung der Aufständischen für geboten. Er ernannte einen Rath von 10 Mitgliedern, der mit unbeschränkter Vollmacht über die Sicherheit des Staates wachen sollte. Zuerst wurde dieser Rath nur für 10 Tage bestellt, dann wurde seine Vollmacht um 10 Tage, dann um 20 Tage, dann um 2 Monate, dann noch sechsmal hintereinander um 2 Monate, dann um 5 Jahre, dann um 10 Jahre

verlängert, endlich im Jahre 1323 für permanent erklärt. Dies war der vielberufene Rath der Zehn, der über Leben und Tod aller Venetianer verfügte, ohne an eine Form oder Verantwortung gebunden zu sein. Nur schwer hatte sich der große Rath von dem Gedanken trennen können, daß diese Einrichtung nur eine vorübergehende sei, bis er endlich nachgab und sie zu einer dauernden machte. Wurde so, wie der Erfolg zeigte, das aristokratische Regiment auf Jahrhunderte gesichert, so wurde zugleich jedem politischen und moralischen Fortschritte die Thüre geschlossen. In unseren Tagen ist ein größeres Volk einer ähnlichen Gefahr glücklich entgangen.

Wir sind jetzt an dem Punkt angelangt, wo die Staatsverfassung Venedigs gewissermaßen ihren Abschluß erreicht hatte. Spätere Einrichtungen und Gesetze bezweckten nur den weiteren Ausbau und die Ergänzung dieser Verfassung, ohne daß principielle Aenderungen vorgenommen wurden. Es wird daher angemessen sein, jetzt die öffentlichen Staatskörper und Behörden der Republik in ihrer Zusammensetzung und ihren Attributen so wie sich solche in den letzten Jahrhunderten der Republik gestaltet hatten, im Zusammenhange übersichtlich darzustellen.

Die Souveränität ruhte in dem großen Rath, der aus sämmtlichen im goldenen Buche verzeichneten Nobili und deren Descendenten bestand, so weit sie das gesetzliche Alter erreicht hatten. Das goldene Buch war geschlossen und wurde nur in seltenen Fällen zur Aufnahme neuer Mitglieder geöffnet. Einer dieser Fälle ereignete sich nach dem s. g. Kriege von Chioggia Ende des 14. Jahrhunderts. In diesem denkwürdigen Kriege der den Venetianern unter Führung zweier Helden, des Pisani und des Carl Zeno, den höchsten Ruhm brachte, befand sich die Republik in der äußersten Noth. Ihre Flotte war zerstört, die Flotte der Genueser lag bei Chioggia, und bedrohte Venedig aus nächster Nähe. Da versprach der große Rath diejenigen 30 Bürger, welche sich durch Opferwilligkeit am meisten hervorthun würden, in die Nobilität zu erheben, und er hielt nach glücklich beendetem Kriege Wort. Später in Zeiten großer Geldnoth wurde auch einer Anzahl von Bürgern gestattet, das Patriciat zu kaufen. Die Nobili hatten theoretisch gleiche Rechte. Doch behaupteten die s. g. tribunicischen Familien d. h. diejenigen, deren Vorfahren schon in der Zeit vor Errichtung des Dogats eine obrigkeitliche Stellung eingenommen hatten, in der öffentlichen Meinung einen gewissen Vorrang. Außerdem konnte man unter der großen Zahl der Nobili (dieselbe hat bis zu 1200 betragen) diejenigen Familien, welche hauptsächlich die Gewalt in Händen hatten, und dies war die kleine Minderzahl, von denjenigen, welche nicht viel zu sagen

hatten, sehr wohl unterscheiden. Von den letzteren waren viele verarmt und genöthigt von öffentlichen Unterstützungen und vom Verkaufe ihrer Stimmen zu leben.

Der große Rath versammelte sich regelmäßig jeden Sonntag unter dem Vorsitz des Dogen. Zu den ihm vorbehaltenen Attributen gehörte das Recht der Gesetzgebung, der Besteuerung, der Verleihung des Adels und des Bürgerrechts und der Ernennung zu fast allen Aemtern, welche mit Patriciern zu besetzen waren, d. h. zu fast allen höheren Stellen der Verwaltung und der Justiz. Die Ernennung zu vielen der wichtigsten Stellen ging übrigens später auf den Senat über. Einen Beweis dafür, daß ungeachtet des souveränen Charakters des zahlreichen großen Rathes eine Oligarchie in Venedig das Regiment führte, war, daß nicht jedes Mitglied Anträge in demselben zu stellen berechtigt war, daß somit die Versammlung eins der wichtigsten parlamentarischen Rechte entbehrte. Dies stand vielmehr nur gewissen Behörden zu, insbesondere dem Dogen, dessen Räthen in ihrer Gesammtheit, den 3 Häuptern der criminellen Quarantie, wenn sie einstimmig waren, jedem der 3 Avogadoren, und noch einigen anderen Magistraten. Die Hauptbeschäftigung des großen Rathes waren die Wahlen, die in ihren äußerst complicirten Formen jährlich etwa 50 Sitzungen ausfüllten.

Kann man den großen Rath als die gesetzgebende Versammlung bezeichnen, so führte die eigentliche Regierung der Senat, der wie alle Behörden ein Ausschuß des ersteren war. Der Senat bestand ursprünglich aus 60 Erwählten des großen Rathes, welche Zahl später verdoppelt wurde. Zu diesen 120 traten aber nach und nach noch eine größere Zahl höherer Beamten hinzu, so daß schließlich die Gesammtzahl der Mitglieder zwischen 200 und 300 betrug. Ich nenne unter diesen außer dem Dogen die Procuratoren von St. Marco, auf welche ich noch zurückkomme, die sämmtlichen den Dogen umgebenden Räthe, die sämmtlichen Mitglieder der criminellen Quarantie, und des Rathes der Zehn, die Avogadoren, die Correktoren des Dogeneides u. s. w. Der Senat entschied über alle wichtigen politischen Angelegenheiten insbesondere über Krieg und Frieden, Abschluß von Verträgen mit auswärtigen Mächten, Verwendung der Staatseinkünfte, Aufnahme von Anleihen, über die Umlage der Steuern, und die Vorbereitung der Gesetze. Auch ernannte er die militärischen Befehlshaber und die Gesandten, und nahm wie schon angegeben, einen wesentlichen Antheil an der Ernennung der höheren Beamten; das Recht im Senate Anträge zu stellen, hatte ausschließlich der Rath des Dogen, die Signorie genannt.

Die Ausführung der Beschlüsse des Senates lag eben demselben

Rathe ob. Dem Dogen waren wie schon erwähnt sechs Räthe beigeordnet, von welchen Jeder je einem der sechs Quartiere der Stadt angehören mußte. Hierzu traten noch die Häupter der criminellen Quarantie und bildeten so unter dem Vorsitze des Dogen die Signorie. Die Räthe waren vom großen Rathe auf 8 Monate gewählt, die Häupter oder Präsidenten der criminellen Quarantie von dieser selbst auf 2 Monate.

Der Signorie waren beigegeben 16 s. g. Savii oder Weise, von welchen 6 einen höheren Rang hatten, 5 im zweiten Range standen, und die übrigen 4 nur Aspiranten waren. Die Savii wurden vom Senate auf sechs Monate gewählt und konnten vor Ablauf von weiteren 6 Monaten nicht wieder gewählt werden. Die Signorie, verstärkt durch dieselben führte den Namen pieno collegio oder kurz Collegium und umfaßte demnach 26 Personen. Das Collegium versammelte sich täglich zu einer Sitzung, in welcher zunächst alle wichtigeren Depeschen und Berichte verlesen wurden. Dann entfernte sich der Doge mit seinen Räthen und den Häuptern der criminellen Quarantie, die Savii blieben zurück, die Berathung begann und die Entscheidung fiel den sechs Savii des höheren Grades, oder auch nur demjenigen von ihnen zu, welcher die Woche hatte. Diese Entscheidungen waren zwar nur Vorschläge, welche dem Senate unterbreitet wurden: indessen hatten sie ein hohes, meist entscheidendes Ansehen, und man kann wohl sagen, daß in der Hauptsache die Savii und besonders die der höheren Ordnung die Regierung des Staates leiteten. Sie bildeten den eigentlichen Kern der Oligarchie und man hat bemerkt, daß kaum mehr als 20 Familien bei der Wahl derselben konkurrirten. Die Stellen der Savii höheren Ranges waren sogar die einzigen, welche von den Prokuratoren von St. Marco, die nächst dem Dogen den ersten Rang im Staate behaupteten, noch erstrebt wurden.

Von den Dogen habe ich bereits erzählt, daß sie in den ersten Jahrhunderten weitgehende monarchische Rechte ausübten, welche jedoch zunächst durch die ihnen beigegebenen Räthe, dann durch den Ende des 12. Jahrhunderts creirten Senat sehr beschränkt wurden, ferner daß sie Anfangs durch das Volk, dann durch eine beschränkte Anzahl von Wählern, endlich seit 1268 von einem durch wiederholte Losungen und Ballotagen auf höchst complicirte Weise gebildeten Ausschuß des großen Rathes gewählt worden. Bei jedem Thronwechsel vermehrte man den Eid der Dogen durch neue seine Macht und Selbständigkeit verringernde Zusätze, so daß er schließlich nur als die allerdings mit großen Ehren umgebene dekorative Spitze der Republik erscheint. Seit der Mitte des

13. Jahrhunderts mußte er schwören, niemals den Versuch zu machen, seine Autorität auszudehnen, diejenigen aber, welche solches planten, selbst zu denunziren, das Geheimniß der Berathungen in den verschiedenen Räthen zu wahren, keine Briefe auswärtiger Höfe weder zu öffnen noch zu lesen, außer in Gegenwart seiner Räthe, ohne deren Zustimmung keine Depesche an die Legationen auszufertigen, den Botschaftern keine Audienz zu gewähren, ihnen keinen Bescheid ohne vorherige Berathung zu ertheilen und anderes, was sich namentlich auf den Ausschluß seiner Söhne von den öffentlichen Geschäften bezog. Später wurde ihm untersagt, Venedig ohne Erlaubniß zu verlassen, den Handel weder selbst noch durch Familienglieder oder Diener auszuüben, Grundstücke außerhalb des Dogado zu besitzen, irgend welchen Einfluß auf die Berathungen zu üben. In den folgenden Zeiten fügte man noch andere Einschränkungen hinzu, welche anzuführen zu weit führen würde; sie waren sämmtlich durch das Mißtrauen diktirt, daß der Doge selbst oder durch seine Familie die ihm eingeräumte Ehrenstellung durch eine wirkliche Machtausübung mißbrauchen könnte. Insbesondere war ihm auch verboten, das Commando der bewaffneten Macht zu übernehmen. Seit dem 13. Jahrhundert hat nur ein Doge die Feldherrnwürde bekleidet, aber nur auf ausdrücklichen Befehl der Republik. Zu den vielen Beschränkungen kamen nun noch eine Menge Verpflichtungen. Der Doge mußte die Sitzungen der Räthe leiten, vielerlei Ceremonien vollziehen, und sogar in Bezug auf seine Kleidung und seinen Haushalt sich den minutiösesten Vorschriften unterwerfen, so daß man ihn wohl mit Recht als den unfreiesten aller Bürger der Republik bezeichnet hat. Gleichwohl hat es auch nach dem 13. Jahrhundert noch Dogen gegeben, welche durch die Macht ihrer Persönlichkeit einen großen Einfluß auf die Geschichte des Staates ausübten. Auf Lebenszeit erwählt, waren sie die einzigen permanenten Mitglieder der Signorie und des Collegiums, während alle anderen einem beständigen Wechsel unterworfen waren. Sie hatten daher den Vorzug stets im Zusammenhange der Geschäfte zu bleiben. Als einen dieser einflußreichen Dogen nenne ich nur den alten Mocenigo, der schon 80jährig, um das Jahr 1420 durch eine eindringliche Rede die Einmischung Venedigs in die Angelegenheiten des italienischen Festlandes für seine Amtszeit verhinderte.

Die Justiz wurde verwaltet durch die Quarantien, welche im Laufe der Zeit auf die Zahl von 4 angewachsen waren, von denen der ersten die Strafgerichtsbarkeit, den drei übrigen die Civilgerichtsbarkeit oblag. Die criminelle Quarantie hatte zugleich Antheil an der Regierung, indem

ihre sämmtlichen Mitglieder dem Senate und ihre Häupter der Signorie angehörten. Sämmtliche Mitglieder der Quarantien wurden vom großen Rathe auf ein Jahr gewählt, konnten aber jederzeit wieder gewählt werden. Die Wiederwahl wurde so sehr die Regel, daß diese Stellen faktiisch als dauernde betrachtet wurden. Die Mitglieder machten von 8 zu 8 Monaten einen Turnus durch alle 4 Quarantien, was namentlich auch einen Wechsel der Mitglieder der criminellen Quarantie im Senate herbeiführte. Von den Staatsanwälten, den avogodori del commune habe ich bereits gesprochen.

Unter den Würdenträgern der Republik sind noch besonders anzuführen die Prokuratoren von St. Marco, die nächsten im Range nach den Dogen. Sie wurden vom großen Rath auf Lebenszeit gewählt und waren mit der Vermögensverwaltung der Kirche von St. Marco beauftragt. Außerdem waren sie die gesetzlichen Vormünder der Waisen, in welcher Eigenschaft sie ein so großes Ansehen erlangt hatten, daß aus ganz Italien Waisenkinder nach Venedig gesandt wurden, um ihrer Fürsorge zu genießen. Endlich übernahmen sie auch die Funktion von Testamentsexekutoren, wenn sie damit beauftragt wurden. Einen politischen Einfluß hatten sie insoweit, als sie geborene Mitglieder des Senates waren.

Wenn die erwähnten höheren Beamtenstellen sämmtlich den Nobili vorbehalten waren, so gab es dagegen eine, die des Großkanzlers, welche nur mit einem Bürgerlichen besetzt werden konnte. Er war der Bewahrer des Staatssiegels, und hatte Sitz aber nicht Stimme in allen Collegien. Gewählt auf Lebenszeit vom großen Rath, genoß er hoher Ehrenauszeichnungen, hatte den Vorrang vor allen andern Beamten, mit Ausnahme der Prokuratoren von St. Marco und der Räthe des Dogen, bezog ein hohes Gehalt und war unabsetzbar. Er mußte aus den Sekretären entnommen werden, welche ihrerseits ausschließlich der Bürgerschaft angehörten. Demnach war dieses Amt gleichsam eine allerdings magere Entschädigung der Bürgerschaft für deren gänzlichen Ausschluß von der Leitung des Staates.

Wer das Gesammtbild der Venetianischen Verfassung überblickt, dem müssen sofort zwei Eigenthümlichkeiten auffallen, wie sie sich in ähnlicher Vollkommenheit und Ausbildung selten wiederfinden. Die eine dieser Eigenthümlichkeiten besteht darin, daß etwa seit dem 14. Jahrhundert das Oberhaupt des Staates nicht den mindesten Einfluß hatte auf die Zusammensetzung seines Ministeriums und daß ebenso der Doge und das Ministerium nicht den mindesten Einfluß hatten auf die Besetzung der höheren Beamtenstellen, die zweite war diese, daß

fast alle höheren Stellen nur auf kurze Zeit besetzt wurden, und einem unaufhörlichen und schnellen Personenwechsel unterworfen waren. Die Folge davon war, daß bei der zahlreichen Besetzung der Behörden und Körperschaften zwar die Continuität der Geschäfte erhalten blieb, daß aber von der Politik eines bestimmten Dogen oder eines bestimmten Ministeriums niemals die Rede sein konnte. Es gab stets nur eine venetianische Politik, und in Venedig herrschten nicht Personen, sondern nur Gesetze und die durch Tradition erprobten Grundsätze. Es hat Venedig in Zeiten der Noth und Gefahr nie an großen Männern gefehlt, ich nenne nur Pisani, Zeno und Morosini, aber niemals hat jemand eine dictatorische Gewalt erlangt, oder auch nur zu erlangen versucht. Venedig hat eine Blüthe gehabt, wie Athen, aber einen Perikles hat es nicht hervorgebracht. Nirgendwo hat der einzelne Mann weniger Einfluß gehabt als dort.

Die Geschichte hat dieses System bewährt gefunden; aber man darf nicht übersehen, daß hinter diesem großen Apparat ein Correktor und Moderator stand, der furchtbare Rath der Zehn. Die Mitglieder desselben wurden vom großen Rathe auf ein Jahr gewählt, und waren erst nach zwei weiteren Jahren wieder wählbar; sie mußten wenigstens 40 Jahr alt sein. Errichtet mit der Aufgabe über die Sicherheit des Staates zu wachen, und Verbrechen, welche die letztere erschüttern könnten, zu verhindern, zu untersuchen und zu bestrafen, begann diese Behörde, bald nach dem sie permanent geworden war, sich in Angelegenheiten der Regierung und Verwaltung einzumischen. Durch die Allgemeinheit der ihr ertheilten Vollmacht, mochte sie sich hierzu für berechtigt halten. Sie ging soweit, hinter dem Rücken der Signorie und des Senates Staatsverträge abzuschließen. Dies führte zu Conflikten und Verhandlungen im großen Rath. Man stellte die Befugnisse des Raths der Zehn näher fest, ohne sie jedoch strenge zu begrenzen, traf aber die Bestimmung, daß der Doge mit seinen 6 Räthen demselben als Mitglieder beitreten sollten. Der Rath der Zehn trat hierdurch aus seiner Isolirung heraus und mit der laufenden Verwaltung in eine gewisse Verbindung, mochte sich aber nun um so mehr für berechtigt halten, die Schranken seiner ursprünglichen Bestimmung zu überschreiten. Zu seinem Amtskreise gehörte im Allgemeinen Alles was die Sicherheit des Staates betraf, und im Besondern namentlich alle criminellen Anklagen, in welche Nobili, Geistliche oder Sekretäre der dogalen Kanzlei verwickelt waren, Delikte von besonderer Wichtigkeit, welche außerhalb Venedigs begangen waren, alle Delikte welche auf Barken und in den Theatern begangen waren, Beleidigungen von Masken, die Angelegenheiten der Wohlthätig-

keitsanstalten, die Polizei der Buchhandlungen und Anderes. Außerdem konnte der Rath alle Criminalsachen überhaupt an sich ziehen. Zur Erklärung einiger dieser Bestimmungen muß bemerkt werden, daß die Canäle und die Theater privilegirte Orte waren, wo für jeden vollkommene Sicherheit herrschen sollte, und selbst Verbrecher nicht verfolgt wurden; um so strenger waren die Strafen für jeden, welcher die Sicherheit dieser Orte beeinträchtigte. Auch die Maskenfreiheit erfreute sich eines ähnlichen Schutzes. Außer diesen gesetzlichen Obliegenheiten erhielt der Rath der Zehn zuweilen besondere Aufträge in Fällen, wo die Macht der ordentlichen Behörden nicht ausreichte, alle Schwierigkeiten zu besiegen z. B. bei Ausführung eines Planes zur Regulirung der Flußmündungen in den Lagunen.

Die Thätigkeit des Raths der Zehn hatte für die öffentliche Sicherheit im Allgemeinen gute Folgen, doch fehlte es auch schon in den älteren Zeiten seines Bestehens nicht an Willkürlichkeiten. Als eine solche kann wohl die anscheinend aus einer Privatrache hervorgegangene Absetzung des Dogen Franz Foscari bezeichnet werden, der mehr als 30 Jahre ruhmvoll regiert und unter dem die Republik ihren höchsten Glanz erreicht hatte.

Der Rath der Zehn hatte von Anfang an vorübergehend Commissionen zur Untersuchung von Verbrechen eingesetzt. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts kam man zu der Ueberzeugung, daß es nothwendig sei, einen permanenten Ausschuß zu solchen Zwecken zu bilden. Der große Rath ermächtigte den Rath der Zehn, dreien seiner Mitgliedern, von denen eins dem Rathe des Dogen angehören sollte, seine gerichtlichen und polizeilichen Rechte zu übertragen. Die drei Gewählten, welche den Namen Staatsinquisitoren erhielten, sollten so lange fungiren als sie Mitglieder des Rathes der Zehn wären und bei ihrem Austritte sofort ersetzt werden; der Rath sollte ihre Befugnisse ein für alle Mal festsetzen. Nach dieser Festsetzung erstreckte sich ihre Gerichtsbarkeit auf Personen aller Stände ohne Ausnahme, selbst auf Mitglieder des Rathes der Zehn. An bestimmte Formen und Beweisregeln waren sie nicht gebunden. Wie sie die Wahrheit erforschen wollten — auch durch die Tortur — war, ebenso wie die Festsetzung der Strafen, ihrem Ermessen überlassen. Nur mußten ihre Beschlüsse einstimmig gefaßt sein. Auch einen der ihrigen konnten sie richten, mußten jedoch alsdann einen Ergänzungsrichter zuziehen. Sie konnten die Todesstrafe nach Belieben öffentlich oder im Geheimen vollstrecken lassen. Sie hatten das Recht, mit allen Gouverneuren, Befehlshabern der bewaffneten Macht zu Lande und zu Wasser, und Gesandten zu corre-

spondiren, und ihnen sowie allen Verwaltungsbeamten und selbst den Verwaltern öffentlicher Kassen Befehle zu ertheilen. Mit einem Worte ihre Macht war eine nahezu unumschränkte. Ihre einzige Richtschnur war die Sicherheit des Staates. Mit dieser Vollmacht mischten sie sich, wenn es ihnen nöthig schien, in alle Staatsgeschäfte. Wenn sie, was häufig vorkam, einen Gesandten beauftragten mit ihnen zu correspondiren, so mußte dieser eine doppelte Correspondenz unterhalten, und durfte der Signorie nur das berichten, was die Staatsinquisitoren für zweckmäßig fanden. Nicht selten ließen sie Strafen vollstrecken ohne auch nur den Schein einer gerichtlichen Verhandlung, oder Personen verschwinden lediglich als staatspolizeiliche Maßregel. Eine wahre Orgie feierte diese Praxis der Staatsinquisitoren in der Unterdrückung der Verschwörung des Jahres 1618.

Diese höchst verwickelte Angelegenheit hier genauer darzulegen ist um so weniger möglich als sie überhaupt wie es scheint, noch nicht klar gestellt ist. Vielleicht — man kann hier nur mit Vorbehalt reden — ist der Verlauf der Sache folgender gewesen. Der spanische Vicekönig von Neapel, Herzog von Ossuna, hatte den Venetianern vorgespiegelt, er beabsichtige sich von Spanien unabhängig zu machen und zu diesem Ende die Erlaubniß erhalten, in Venedig unter den Soldtruppen, welche die Republik damals entließ, Werbungen vorzunehmen. Diese Werbungen geschahen aber im heimlichen Einverständnisse mit dem spanischen Gesandten in Venedig, und die geworbenen Truppen sollten in Wirklichkeit die Stadt in ihre Gewalt bringen, um die Macht der Republik mit einem Schlage zu vernichten. Die Regierung oder, was dasselbe ist, die Staatsinquisition erhielt indessen noch rechtzeitig Nachricht, und in dem Bewußtsein, daß Venedig bei der Sache hinters Licht geführt worden war und eine üble Rolle gespielt hatte, ließ sie, damit niemand übrig blieb, welcher von der Sache Kenntniß habe, alle ohne Unterschied, Denunzianten, Zeugen, Wissende, ob schuldig oder unschuldig, im Ganzen mehrere hundert Personen im Geheimen aus der Welt schaffen. Dieser exorbitante Fall erregte doch einige Bestürzung in Venedig. Man murrte im Senate, aber dabei blieb es.

Eine Einrichtung, deren sich die Venetianischen Machthaber als Regierungsmittel bedienten, verdient noch besonderer Erwähnung. Es war dies die massenhafte Verwendung von Spionen jeden Standes — namentlich waren auch Geistliche und Nobili darunter — welche sich in jede Gesellschaft drängten und überall das Gefühl der Unsicherheit verbreiteten. Solche Spione wurden auch im Auslande gehalten und dienten nicht selten zur Ueberwachung der eignen Gesandten.

Die Einrichtung der Staatsinquisition dauerte bis zum Ende der Republik, also über 3½ Jahrhunderte. Unwillkürlich wirft sich dabei die Frage auf: wie war es möglich, daß sich die Venetianer während eines so langen Zeitraums einer dictatorischen Gewalt unterwarfen, welche ohne an irgend welche Formen gebunden, und ohne jemandem verantwortlich zu sein, unumschränkt über Leben, Freiheit und Vermögen jedes Einzelnen verfügte? Und diese Unterwerfung war eine freiwillige: der Staatsinquisition wurde gerne, unbedingt, aufs Wort, ja mit einem gewissen Fanatismus gehorcht. Die Antwort kann nur diese sein: die Nobili erkauften mit jenem ungeheuren Opfer das Gefühl der Sicherheit ihrer Herrschaft und der Existenz ihres Standes. In Venedig mißtraute man nicht nur dem Neid und der Eifersucht der fremden Kabinets, sondern auch der eigenen Bevölkerung. Der Zusammenhalt des venetianischen Reiches beruhte ausschließlich auf der Flotte. Die Entdeckung des Seeweges nach Indien, die Erstarkung der übrigen Seemächte, die Errichtung stehender Heere in den großen continentalen Reichen verminderte aber den Werth der venetianischen Wehrkraft. Eine gewaltsame Umwälzung in der Stadt, oder auch nur ein Ueberfall hatte mehr Aussicht auf Erfolg, als zu der Zeit, da die Flotten der Republik noch die Meere beherrschten. Darum ist es erklärlich, daß man die Staatsinquisition als das sicherste Mittel, einer so ungeheuren Gefahr zu begegnen, nicht nur duldete, sondern für unentbehrlich hielt. Und in der That hat dieselbe dem in sie gesetzten Vertrauen vollkommen entsprochen. In der ganzen Zeit ihrer Wirksamkeit ist keine Empörung, kein Aufstand vorgekommen, Verschwörungen wurden im Keime erstickt, die öffentliche Ordnung wurde nicht gestört, Venedig war nicht nur die glänzendste sondern auch die sicherste Stadt der Welt. Die Regierung war dabei mild und duldsam; freilich wenn es sich um politische Gefahren handelte, strenge und unerbittlich. Dabei waltete die Staatsinquisition mit Unparteilichkeit, indem sie namentlich den höheren Klassen, insbesondere den Nobili und den Geistlichen nichts schenkte. In Betracht kam auch der stete Wechsel in dem Personal der Inquisitoren, zwei derselben blieben als Mitglieder der Zehn nur ein Jahr, eins als Mitglied des Rathes der Dogen nur 8 Monate in Thätigkeit und eine Wiederwahl war erst nach 2 Jahren möglich. Ein solcher Wechsel machte willkürliche Uebergriffe und Racheakte sehr bedenklich und mag sehr dazu beigetragen haben, die Einrichtung erträglicher zu gestalten.

Eine schwierigere Frage ist die, wie man es möglich gemacht hat, die von den Inquisitoren angewandten Mittel, welche nach unserem Gefühle jeder Moral Hohn sprechen, als zulässige, ja als unbedenkliche

anzusehen. Die Antwort dürfte lauten: es war die durch die eigenthümliche Lage Venedigs bedingte Uebertreibung der Staats- oder Standesidee (denn beides war in Venedig identisch), welche diese Frucht hervorbrachte. Gewiß hat auch den Venetianern der kategorische Imperativ der Pflicht nicht gemangelt; im Verkehr herrschte die strengste Rechtlichkeit, die Fürsorge für die Waisen war eine musterhafte, in Zeiten der Gefahr fehlte es nie an Männern, welche kein Opfer des Guts und Blutes scheuten und Helden wie Heinrich Dandolo, der, ein neunzigjähriger und fast blind sich an die Spitze des Kreuzzuges stellte, oder der achtzigjährige Doge Contarini, der in dem Kriege von Chioggia mit dem ganzen Senate die Flotte bestieg und schwur, nicht zu landen, bevor nicht die Genuesen vertrieben seien oder der edle Pisani, der alle Kränkungen vergaß und mit Carl Zeno, dem Tapfersten der Tapferen, an Muth und Hingebung wetteiferte, müssen uns mit Bewunderung erfüllen.

Aber es scheint eine Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur zu sein, daß sie zwar die Aeußerungen des Egoismus, wenn es sich um die einzelne Person handelt, strenge verurtheilt, daß sie aber sofort milde gestimmt wird, wenn die wahren oder vermeintlichen Interessen einer Gesammtheit, eines ganzen Standes oder gar des Vaterlandes in Frage stehen, in welchem Falle man gerne Moral und Zweckmäßigkeit, oder wie sie alsdann genannt wird, Nothwendigkeit gleichstellt. Diese Wahrnehmung ist in dem bekannten Wort: salus reipublicae suprema lex esto, deutlich ausgesprochen, und selbst der Ausspruch, dessen Erfindung wohl mit Unrecht den Jesuiten zugeschrieben wird, daß nämlich der Zweck die Mittel heilige, besagt im Grunde nichts anderes. Noch in unseren Zeiten sind wir durch einen französischen Professor belehrt worden, daß es eine doppelte Moral gebe, eine Privat- und eine Staatsmoral, eine Behauptung, die gar nicht die Entrüstung verdient, welche sie allgemein gefunden hat, wenn man sie lediglich als die Hinstellung einer bestehenden Thatsache, nicht als eine Forderung der Vernunft betrachtet. Es hat wohl keine Zeit und kein Volk gegeben, wo nicht diese Auffassung der Moral sich gelegentlich mehr oder weniger Geltung verschafft hat. Aber nirgends ist dies in solcher Nacktheit geschehen wie in Venedig. Ein nicht unbekannter Schriftsteller, der Mönch Paolo Sarpi, den die Republik Venedig als ihren Staats- und Rechtsconsulenten angestellt hatte, in welcher Eigenschaft er den Eingriffen des päpstlichen Stuhles mit Geist und Geschick entgegen trat, ist der Verfasser einer Schrift, in welcher er der Republik praktische Rathschläge ertheilt. Er sagt darin: „Ich nenne

Gerechtigkeit alles was zu der Aufrechterhaltung des Staates beiträgt."

Ich denke dies sagt genug. Und doch war dies keine bloße Frivolität. Es war die moralische Ueberzeugung eines ernsten Mannes, hervorgegangen aus einer ungeheuren Uebertreibung der Staatsidee. Da sie aber auf falschem Grunde beruhte, so konnte sie vor der Geschichte keinen Bestand haben. Mag Venedig unter der Herrschaft jenes Grundsatzes glänzend und glücklich gewesen sein, schließlich ist es doch wie mit einem Schwamm von der Tafel der Geschichte weggewischt worden, und so dürfen wir immerhin mit unserem Schiller glauben, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist.

Das Ergebniß der Schulkonferenz.

Von

Paul Cauer,
Oberlehrer am Gymnasium zu Kiel.

Als im Frühling d. J. der Kultusminister die Einberufung einer Kommission zur Berathung der Schulreform in Aussicht stellte, kündigte er zugleich an, daß dabei die verschiedenen Parteien möglichst gleichmäßig berücksichtigt werden sollten. Wie dann im Spätherbst nach und nach die Namen der Berufenen in die Oeffentlichkeit drangen, zeigte sich bald, daß der ursprüngliche Plan geändert worden war. Die Zusammensetzung der Konferenz schien nicht so sehr dazu geeignet, ein Bild von der Mannigfaltigkeit der thatsächlich vorhandenen Reformwünsche zu geben, als vielmehr der ablehnenden Haltung, welche die leitende Behörde bisher allen eindringlicheren Reformbestrebungen gegenüber behauptet hatte, zur weiteren Stütze zu dienen. Zwar waren einzelne Vertreter ganz extremer Richtungen herangezogen. Aber diejenige Gruppe, welche das Verdienst hatte die ganze Frage in Fluß gebracht zu haben, die starke und zahlreiche Partei des Realschulmänner-Vereins blieb nahezu völlig ausgeschlossen, während andererseits als Vertreter des Gymnasiums nur solche ausgewählt waren, von denen jeder wußte, daß sie an den äußeren Privilegien dieser Schulart entschlossen festhielten. Diesem einseitigen Charakter der berathenden Versammlung hat denn auch die Tendenz der gefaßten Beschlüsse entsprochen.

Das alte Gymnasium hat gesiegt, das Realgymnasium ist beseitigt: mit diesem Schlagwort hört man wohl die neue Situation bezeichnen. Und wirklich, die vorhandenen Realgymnasien sind auf den Aussterbeetat gesetzt; sie werden entweder durch Aufnahme des Griechischen in Gymnasien oder durch Aufgeben des Lateinischen in Oberrealschulen sich verwandeln müssen. An und für sich würde eine solche Entwickelung dem Interesse des Realschulwesens ganz wohl entsprechen. Denn das Lateinische war im Lehrplan des Realgymnasiums ein fremdartiges

Element, seine Verstärkung im Jahre 1882 ein entschiedener Fehlgriff. Da an maßgebender Stelle die Absicht besteht, den Uebergang allmählich und nicht gewaltsam zu machen, auch hier und dort auf besondere örtliche Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen, so könnten die Freunde der Realgymnasien schon zufrieden sein, diese Schulen der reineren und im Grunde gesunderen Form einer lateinlosen neunklassigen realen Lehranstalt wieder mehr genähert zu sehen, vorausgesetzt nur, daß diese durch die nöthigen äußeren Berechtigungen lebensfähig gemacht würde. Aber eben diese Voraussetzung fehlt. Zwar die bisherigen Oberrealschulen (11 in Preußen) erhalten einen Zuwachs, da ihnen das Recht der Vorbereitung zu dem höheren Berg-, Bau- und Maschinenbaufach, das ihnen 1886 entzogen worden war, wiedergegeben und die Berechtigung für das Post- und Forstfach hinzugefügt werden soll; aber die Realanstalten im ganzen erleiden eine starke Einbuße, insofern ihnen das Recht, ihre Zöglinge zum Studium der neueren Sprachen zu entlassen, das bisher den Realgymnasien zugestanden hat, genommen und zugleich die Aussicht eröffnet wird, daß sie auch den Zutritt zum Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften verlieren sollen, sobald die Beseitigung des lateinischen Unterrichtes ganz durchgeführt ist. Bedenkt man nun, wie schon bis jetzt die oberen Klassen der Realgymnasien nur mühsam sich hielten, so wird man nicht zweifeln können, daß sie in Zukunft, bei wesentlich verminderten Berechtigungen der Abiturienten, vollends veröden müssen. Die Folge wird sein, daß nicht nur die Realgymnasien, sondern überhaupt die neunklassigen Realanstalten allmählich verschwinden, vielleicht wenige Exemplare in ganz großen Städten ausgenommen, und daß zuletzt als einzige Schule, die auf einen höheren Beruf vorbereitet, das bisherige Gymnasium übrig bleibt. Haben dessen Freunde Ursache sich darüber zu freuen?

An Schülern wenigstens kann es den Gymnasien in Zukunft nicht fehlen. Aber daran war auch sonst kein Mangel; wie steht es mit dem Lehrplan? Allgemein war zuletzt die Klage geworden, daß er zu mannigfaltig sei, daß er den Schülern nicht zu einer einheitlichen Durchbildung des Geistes verhelfe, sondern ein Vielerlei von schnell verfliegenden Kenntnissen mittheile, daß die Primaner und Sekundaner zu einer frischen und fröhlichen Lektüre der alten Klassiker nicht gelangen könnten, weil sie sich mit der Grammatik abquälen müßten, daß die Menge verschiedenartiger Anforderungen zu einer unerträglichen Ueberbürdung mit häuslicher Arbeit geführt habe. Lauter ernste und, wie zugegeben werden muß, vollberechtigte Klagen. Um ihnen abzuhelfen, hat sich die Konferenz dafür entschieden, die Zahl der Unterrichtsfächer

noch wieder etwas zu vermehren, indem das Zeichnen in den mittleren Klassen obligatorisch gemacht und in den oberen das Englische eingeführt werden soll. Doch das ist nicht der einzige Widerspruch. Der Unterricht in den alten Sprachen soll intensiver und erfolgreicher gemacht, gleichzeitig aber um mehrere Stunden wöchentlich verkürzt werden. Die Gesammtzahl der wöchentlichen Schulstunden soll sich vermindern, zugleich aber die häusliche Thätigkeit dadurch verringert werden, daß mehr als bisher die Hauptarbeit des Lernens in die Schule verlegt wird. Schließlich sollen alle diese Unmöglichkeiten durch Verbesserung der Lehrmethode möglich gemacht werden.

Als Karl Lehrs sein 50jähriges Doctor-Jubiläum feierte, schenkte er jedem seiner Gäste ein Blatt, auf dem „Zehn Gebote für klassische Philologen" gedruckt waren. Deren viertes lautete: „Du sollst den Namen Methode nicht unnütz im Munde führen." Ob die Philologen, die an der Berliner Konferenz theilnahmen, dieses Gebot wohl gekannt haben? Oder ob sie geglaubt haben, daß es in der Schule nicht ebenso gelte wie in der Wissenschaft? Der berühmte Mathematiker Euklid wurde von König Ptolemäos dem Sohn des Lagos gebeten, ihm eine bequemere Methode zur Erlernung der Mathematik anzugeben, und war unhöflich genug zu antworten: μὴ εἶναι βασιλικὴν ἀτραπὸν πρὸς γεωμετρίαν. So wird es auch für das zwanzigste Jahrhundert keine besondere Methode zur Erlernung fremder Sprachen geben; wer sie verstehen will, wird tüchtig arbeiten müssen, mag er einem noch so aufgeklärten Zeitalter angehören. Wenn der grammatische Unterricht in den alten Sprachen noch weiter eingeschränkt wird, so wird die Lektüre in den oberen Klassen noch mühseliger und unfruchtbarer werden, als sie es schon jetzt oft ist, weil es immer mehr nothwendig sein wird, die grammatischen Schwierigkeiten, die in den Texten der Alten doch nun einmal gegeben sind, von Fall zu Fall erst in der Lektürestunde zu erklären. Und wenn die Menge der nebeneinander betriebenen Lehrfächer, die schon jetzt zu groß ist, vermehrt und dabei die Zahl der Schulstunden im ganzen vermindert wird, so wird die Anspannung mit häuslichen Arbeiten gesteigert, zugleich aber die geistige Bildung des Gymnasial-Abiturienten, über deren Ungründlichkeit man jetzt klagt, noch weiter verflacht werden. Unser Kaiser hat gewiß vielen aus der Seele gesprochen, als er in der Eröffnungsrede solche Schulen verdammte, die eine Halbheit der Bildung gewähren und dadurch Halbheit für das Leben schaffen. Auf keine der jetzt bestehenden Schularten würde dieses Urtheil so sehr passen wie auf das Gymnasium der Zukunft, wenn es nach den Beschlüssen der Konferenz gestaltet werden sollte.

Man wird einwenden, daß wenigstens in einem wichtigen Punkte der zwiespältige Charakter, an dem die jetzigen Gymnasien und Realgymnasien leiden, künftig zurücktreten werde: in dem Punkte der Einjährigen-Berechtigung. In der That hatten nach dieser Seite hin bestimmte Erklärungen des Kultus-Ministers die froheste Zuversicht erweckt. Wenn er am 18. März d. J. im Abgeordnetenhause verkündigte, es habe sich auf Grund der hochherzigen Initiative Seiner Majestät „die sichere Möglichkeit ergeben, daß das ganze einjährig-freiwillige Berechtigungswesen, welches das wesentlichste Hemmniß für eine gedeihliche Entwickelung des höheren Unterrichtes sei, aus der ganzen Behandlung der organisatorischen Fragen ausscheide", so schien damit der günstige Erfolg verbürgt zu sein. Um so schmerzlicher ist gerade hier die Enttäuschung. Die verhängnißvolle Befugniß, nach dem sechsten Jahreskursus Schüler mit der Berechtigung für den einjährigen Militärdienst zu entlassen, soll den neunklassigen Schulen verbleiben, nur in der Ausübung dadurch beschränkt werden, daß an dieser Stelle ein besonderes Examen eingeschoben wird. Damit ist denn die Zerspaltung des neunjährigen Lehrkursus, die sich, ohne daß irgend jemand sie gewollt hatte, unter der Wirkung des Einjährigen-Rechtes allmählich vorbereitet hat*), endgiltig vollzogen. Nimmt man hinzu, daß die Konferenz es für zulässig erklärt hat, den Gymnasien und Realgymnasien einen bis Untersekunda (inklusive) reichenden gemeinsamen Unterbau zu geben, so wird man sich der Einsicht kaum verschließen können, daß es in Zukunft neunklassige Schulen überhaupt nicht mehr geben wird, sondern nur sechsklassige mit aufgesetzten dreiklassigen Oberstufen. Das ist nicht bloß ein Unterschied des Namens. Bisher wurde mit Recht darüber Beschwerde geführt, daß die Schüler, welche aus Untersekunda abgehen, darunter leiden, daß der Lehrplan der Schule, welche sie benutzen, auf einen Abschluß erst nach neun Jahren berechnet ist; in Zukunft werden diejenigen, welche aus Oberprima zur Universität oder sonst zur Vorbereitung auf einen höheren Beruf abgehen, darunter leiden müssen, daß der Lehrplan der Schule, welche sie von Sexta bis Untersekunda besucht haben, auf einen Abschluß schon nach sechs Jahren berechnet war.

Aber wird nicht aller Schade dadurch aufgewogen, daß in Zukunft die Schnur-Aspiranten überhaupt dem Gymnasium den Rücken kehren und der höheren Bürgerschule sich zuwenden werden? Diese Hoffnung wurde allerdings in der Konferenz ausgesprochen; worauf aber sie sich gründe, blieb ungesagt. Wenn Gymnasium und höhere Bürgerschule

*) Dies ist im einzelnen dargelegt in „Staat und Erziehung" (Kiel, 1890) S. 14—20.

darin sich gleich stehen, daß auf beiden das Einjährigenzeugniß nach sechsjährigem Schulbesuch nur durch ein besonderes Examen erworben werden kann, dadurch aber sich unterscheiden, daß die Bürgerschule bloß zum Eintritt in den Subalterndienst vorbereitet, während die sechs unteren Klassen des Gymnasiums zugleich den Uebertritt in das Obergymnasium und dadurch den Zugang zu allen höheren Berufsarten vermitteln, so braucht man gerade kein Prophet zu sein, um vorauszusehen, daß die Eltern dem Gymnasium fernerhin ebenso sehr den Vorzug geben werden, wie sie es bisher gethan haben. Soll ernstlich der Versuch gemacht werden, ungeeignete Elemente vom Besuch der höheren Schulen zurückzuschrecken, so kann das nur dadurch geschehen, daß diesen Schulen überhaupt die Möglichkeit genommen wird, vor Absolvirung des neunjährigen Kursus das Berechtigungs-Zeugniß für den einjährigen Dienst zu ertheilen. Das mag hart sein für manchen, der davon betroffen wird; aber ohne Härten im einzelnen läßt sich eine große und heilsame Reform überall nicht durchführen. Wird der bisher begangene und durch die Konferenz von neuem empfohlene Weg wirklich festgehalten, so muß der Zudrang zu den Gymnasien, die unverhältnißmäßige Frequenz auch seiner oberen Klassen und damit die Ueberfüllung der höheren Berufsarten als dauernder Uebelstand ertragen werden.

Das zuletzt erwähnte Bedenken weist über den Bereich der Schule hinaus, mit der Ueberfüllung der Klassen aber muß sie selber sich abfinden. In dieser Beziehung hat die Berliner Konferenz einen dankenswerthen Beschluß gefaßt, indem sie eine Maximalfrequenz festsetzte: 40 Schüler für die unteren und mittleren Klassen, 30 für die oberen. Wenn nur zugleich der dringlichere Beschluß gefaßt worden wäre, daß es möglich sein solle den ersten auszuführen! Denn Maximalzahlen (50, 40, 30) gab es auch bisher schon; das Ueble war nur, daß sie oft nicht inne gehalten werden konnten, weil keine ausreichenden Mittel da waren, um neue Klassen oder neue Lehranstalten zu gründen. Wie zurückhaltend der Staat mit Aufwendungen für Schulzwecke ist, zeigt in einem Beispiel die Geschichte des West-Gymnasiums in Berlin, dessen Eröffnung, nachdem längst zuvor das Bedürfniß anerkannt worden war, für Ostern 1884 bestimmt angekündigt wurde und nun zu Ostern 1891 erfolgen soll. Kann man sich wundern, wenn in der Zwischenzeit die bestehenden Schulen der betroffenen Stadtgegend übervolle Klassen haben? Was für Schwierigkeit es gerade an königlichen Anstalten macht, die Theilung einer Klasse vom Provinzial-Schul-Kollegium zu erwirken oder, bei einem vorübergehenden Rückgang der Frequenz, aufrecht zu erhalten, davon weiß mancher Direktor zu erzählen. Niemandem sei

hieraus ein Vorwurf gemacht; vermuthlich ist die Finanzlage unseres Staates eine solche, daß sie peinlichste Sparsamkeit gerade auf dem Gebiete der Unterrichtsverwaltung erheischt. Ist dem so, dann helfen alle Ministerial-Erlasse und Normativbestimmungen nichts: die Noth bleibt die alte. Ist es aber anders, können größere Geldmittel flüssig gemacht werden und gelingt es wirklich dem Kaiser, in dieser wichtigsten aller Fragen den Bann der Tradition zu durchbrechen, dann bedarf es wieder keiner Verfügungen, dann macht sich das Zweckmäßige und Heilsame von selbst.

Dies gilt nicht nur für die Frequenz der Klassen, sondern ebenso in vielen andern Dingen. Die Enquête-Kommission hat in einer der angenommenen Thesen die Pflege der Spiele und körperlichen Uebungen empfohlen, in einer anderen eine bessere praktische Vorbildung der Lehrer gefordert, in einer dritten gerathen, das System der Fachlehrer allmählich in das der Klassenlehrer umzubilden. Alles sehr richtige Gedanken, deren Werth dadurch nicht vermindert wird, daß sie schon oft ausgesprochen worden sind. Aber warum hat man noch immer unterlassen sie zu verwirklichen? — Den Männern, die sich in Görlitz mit so liebenswürdigem Eifer der Turnspiele angenommen haben, soll der Dank dafür nicht verkürzt werden: ein großer Theil des Ruhmes gebührt doch den städtischen Behörden, welche mit seltener Munificenz ihre Schulen ausgestattet haben. Wenn der Finanzminister darein willigte, daß jedem königlichen Gymnasium ähnlich gute Turn- und Spielplätze verschafft werden, wie sie in Görlitz zur Verfügung stehen, so würde die Jugend sich nicht lange bitten lassen, nach Herzenslust sich zu tummeln; die Verfügungen, in denen dazu ermahnt wird, sind viel weniger wirksam. — Die Frage der Lehrer-Vorbildung ist zum guten Theil eine Geldfrage. Die Einrichtung des pädagogischen Probejahrs war vortrefflich gedacht; aber sie ist daran gescheitert, daß es nicht möglich war die geeigneten Lehrer so weit zu entlasten, daß sie sich der Aufgabe der Anleitung von Kandidaten eingehend hätten widmen können. Die neue Seminar-Einrichtung (vom J. 1889) ist viel weniger gut gedacht; doch auch mit ihr könnte Brauchbares geleistet werden, wenn für den Hauptpunkt ausreichend gesorgt wäre. Aber nun ist zur Bezahlung einer, wie die ministerielle Denkschrift hervorhob, ausgedehnten und anstrengenden Mehrarbeit der Betrag von 714$^{2}/_{7}$ Mk. jährlich für drei Männer ausgeworfen, und damit ein dauernder Erfolg für die Gewinnung der tüchtigsten Kräfte von vornherein ausgeschlossen. — Wenn ein Lehrer vier oder fünf Fächer nebeneinander vertreten soll, so gebraucht er dazu beträchtlich mehr wissenschaftliche Vorbereitung als

für die gleiche Stundenzahl in zwei Fächern, weil im letzteren Fall seine Arbeiten, wenn auch für verschiedene Klassen berechnet, doch sachlich ineinandergreifen und sich gegenseitig stützen. Die Schulkonferenz würde also konsequent gehandelt haben, wenn sie die Stundenzahl der Lehrer herabgesetzt hätte, um den Uebergang zum Fachlehrersystem zu ermöglichen. Sie hat aber, trotz eines entgegenstehenden Antrages, die Zahl von 22 Pflichtstunden beibehalten und damit die Nothwendigkeit geschaffen, daß entweder das Fachlehrerwesen fortbesteht oder die Vorbereitung auf den Unterricht in vielen Fällen weniger gründlich wird, als sie sonst gewesen ist. — Es war kein schlechter Feldherr, der den nüchternen Satz aussprach, daß zum Kriegführen drei Dinge nöthig seien: Geld, Geld, Geld. Für die Schule läßt sich etwas Aehnliches behaupten. Darum wurde der Gedanke in Güßfeldt's Schrift von vielen freudig begrüßt, daß der Staat eben die Mittel aufbieten müsse, um neben der kriegerischen Armee, die unser aller Stolz ist, auch die jugendliche und friedliche in den Schulen zu erhalten und reichlicher als bisher zu versorgen. Möchte dieser Wunsch kein frommer bleiben! Die Versammlung der 44 Vertrauensmänner hat, so viel aus den Berichten zu sehen ist, nichts gethan, um auf seine Erfüllung hinzuwirken.

Nicht nur in materieller Beziehung bedarf die Schule einer gewissen Freiheit der Bewegung, sondern fast noch mehr für die geistige Thätigkeit selber. Auch nach dieser Seite hin hat der Verlauf der Berliner Verhandlungen mehr die Gefahren erkennen lassen, die heranziehen, als die Zuversicht erweckt, daß es gelingen werde sie abzuwenden. Auf die Bedenken, welche einer politisch gefärbten Behandlung der neuesten Geschichte im Schulunterricht entgegenstehen, ist wiederholt hingewiesen worden. Wenn der Artikel des Hannoverschen Couriers (vom 14. December) die kaiserliche Rede gegen das Mißverständniß in Schutz nimmt, daß durch sie ein geistiger Zwang habe angedeutet werden sollen, so ist das eine Vertheidigung, deren es wohl kaum bedurft hätte. Ohne Zweifel will der Kaiser das Beste; ob aber der Gedanke, der von ihm als wohlmeinende Anregung ausgeht, auf dem weiten Wege durch das Ministerium bis herab zum Provinzial-Schulrath nicht eine sehr veränderte Gestalt annehmen wird, das ist erst die Frage. Und wenn unter den Berathern des Monarchen keiner sich gefunden hat, der Initiative genug besaß diese Frage aufzuwerfen, so ist das eine recht ernste Thatsache, die nicht geeignet erscheint die Besorgnisse zu zerstreuen. Leben wir doch in einer Zeit, in der selbst die öffentliche Meinung nur allzu bereit ist, sich irrigen Vorstellungen über die Pflicht der geistigen Unterordnung hinzugeben. Davon bietet gerade

jener Zeitungsartikel ein beherzigenswerthes Beispiel, indem er den Satz aufstellt: „Der Lehrer ist nach seinen Rechten und seinen Pflichten in erster Linie Beamter des Staates.“ Nein; wer seinen Beruf lieb hat, der ist Lehrer von Gottes Gnaden und Beamter von Königs Gnaden. Das ist doch noch ein Unterschied.

Daß der Religionsunterricht vor der Belastung mit gedächtnißmäßigem Stoffe sich hüten und vielmehr die Pflege religiöser Gesinnung sich angelegen sein lassen müsse, ist wiederholt anerkannt und erst neuerdings von autoritativer Stelle aus eingeschärft worden. Ein Zeugniß der hohen Bedeutung, welche auch die Konferenz diesem Gegenstande beimaß, hat sie dadurch gegeben, daß sie unter den Mitteln, durch welche auf die sittliche Bildung der Schüler eingewirkt werden könne, die „Beförderung religiöser Gesinnung mittels des Religionsunterrichtes“ beinahe in erster Linie nannte. Trotzdem hat sie sich nicht entschließen mögen, die Beseitigung des Examens und der Zeugnisse für dieses Fach zu fordern. Es scheint, als habe Ludwig Wiese sein Buch über den Religionsunterricht (1890) vergebens geschrieben. Wenn ein Mann, dessen warmer Eifer für die Sache über jeden Zweifel erhaben ist, der Jahrzehnte lang in einflußreicher Stellung bemüht gewesen ist, durch amtliche Anregung und Einwirkung ihr Gedeihen zu fördern, nun am Abend seines Lebens bekennt: „Dieser Weg war ein falscher; der Religionsunterricht muß, wenn er ins Herz dringen soll, von der beengenden Rücksicht auf Censur und Versetzung, vollends auf die Abgangsprüfung frei sein“ — dann ist ein solches Bekenntniß nicht damit abgethan, daß man sagt: „Dadurch dürfen wir uns nicht irre machen lassen; es wäre ja traurig, wenn der Mann recht hätte.“ Es *ist* traurig. Aber noch trauriger, daß auch unter ernsten und klugen Männern immer so wenige sind, die es über sich gewinnen einer erschreckenden Wahrheit ins Auge zu sehen. —

Unbillig wäre es, nicht zu erwähnen, daß die Enquête-Kommission doch auch ihrerseits den Wunsch nach freierer Beweglichkeit im Organismus der Schule ausgesprochen hat. So ist u. a. folgende Resolution angenommen worden: „Die Konferenz spricht der hohen Königlichen Schulverwaltung für die zu Eingang ihrer Berathungen abgegebene Erklärung, in den Stundenplänen und dem Unterrichtsbetrieb der einzelnen Schulen je nach den besonderen Bedürfnissen derselben eine größere Freiheit und Mannigfaltigkeit walten lassen zu wollen, ihren ehrerbietigsten und wärmsten Dank aus in der Ueberzeugung, daß gerade dadurch das höhere Schulwesen in besonderem Maße gefördert werden würde.“ Und hierzu stimmt vollkommen die vorletzte der auf

das Berechtigungswesen bezüglichen Thesen: „Jedem Inhaber des Reifezeugnisses von irgend einer neunklassigen Schule soll die Möglichkeit offen bleiben, die Zulassung auch zu solchen Staatsprüfungen zu erlangen, zu denen sein Reifezeugniß nicht berechtigt. Zu diesem Zweck hat er während der Studienzeit ein Fachexamen abzulegen." Das läßt sich hören. Nur kommt alles darauf an, wie die hier angekündigte Ergänzungsprüfung gehandhabt werden wird. An sich wäre es recht wohl denkbar, daß sie als Uebergang zu dem erstrebenswerthen Zustand der völligen Gleichberechtigung aller neunklassigen Schulen benutzt würde. Um dies aber zu erreichen, müßte erst mit dem Geiste gebrochen werden, in dem bis jetzt nicht nur die bereits üblichen Nachprüfungen sondern überhaupt die allgemeinen Bestimmungen des Reglements angewandt worden sind. Und daß die Berliner Konferenz die Nothwendigkeit dieses Bruches nicht erkannt hat, geht aus anderen ihrer Beschlüsse nur zu deutlich hervor. Sie hat geglaubt die bevorstehenden Aenderungen des Unterrichtsbetriebes durch verschärfte Kontrolle von Seiten der Aufsichtsorgane sichern zu müssen und zu diesem Zwecke mit großer Majorität den Satz gutgeheißen, daß „eine Vermehrung der Zahl der Provinzial-Schulräthe dringend wünschenswerth" sei. Wenn dem hier widersprochen wird, so soll damit nicht etwa der Willkür oder gar Bequemlichkeit einzelner Lehrer das Wort geredet werden. Aber die Stelle, von der aus diese zu gemeinsamer Thätigkeit angehalten werden können, ist nicht die des revidirenden Oberbeamten sondern die des Direktors, der inmitten eines lebendigen Ganzen steht, das er übersehen und durchschauen kann. Seine Wirksamkeit, die mehr und mehr durch Verwaltungsvorschriften eingeengt worden ist, wieder freier und selbständiger zu machen wäre eine der wichtigsten Aufgaben einer gesunden Schulreform. Die von der Konferenz vorgeschlagene Maßregel kann nur dazu dienen die Stellung des Direktors noch mehr zu schwächen.

Wieder hat man es verschmäht, von Wiese zu lernen, der nach einem Rückblick auf eine fast hundertjährige Entwickelung urtheilte*), daß das höhere Schulwesen in Preußen „durch die strenge gleichmäßige Gesetzlichkeit seiner Ordnungen in einem Zustande von Gebundenheit sich befinde, der die Schulen theils hindere, theils ihnen erschwere, ihre wahren Ziele bei der Jugend zu erreichen". Wie es gekommen ist, daß heilsam gedachte Verordnungen, deren nicht wenige darauf abzielten den Unterricht frischer und lebendiger zu machen, das Gegentheil dessen,

---

*) Pädagogische Ideale und Proteste. Ein Votum. 1884. S. 103.

was beabsichtigt war, bewirkt haben, das ist für denselben Zeitraum, den Wieses Rückblick umspannt, von dem Verfasser dieses Aufsatzes an anderer Stelle*) ausführlich dargelegt worden. Und zwar ist der Nachweis geführt nicht auf Grund subjektiver Erinnerungen früherer Schüler oder Lehrer, sondern urkundlich, mit Hülfe der Verfügungen selber, von denen immer eine spätere die schlimmen Folgen konstatirt, welche eine frühere gehabt hat. Im Grunde war dies doch auch die Betrachtung, zu der die Rede, mit welcher der Kultus-Minister die Berathungen der Schulkonferenz am 4. Decbr. einleitete, wo nicht dem Wortlaut so doch dem Inhalt nach aufforderte. Herr von Goßler erinnerte daran, wie die Regierung des preußischen Staates von jeher und besonders seit Anfang dieses Jahrhunderts bemüht gewesen sei, durch Gesetze und Verordnungen dem Unterrichtswesen eine tüchtige und zweckmäßige Organisation zu geben. Ganz gewiß ein berechtigtes Lob. Aber wenn nun als letztes Resultat all dieser Bemühungen der Zustand der Zerfahrenheit erreicht ist, den die Rede des Kaisers in so schmerzlichen Zügen schilderte, so kann doch wohl niemand mehr zweifeln, daß die Schuld weder an den Verordnungen gelegen hat, noch an den Personen, durch die sie ausgeführt wurden, sondern an dem Princip, das überall befolgt wurde. Der Staat Friedrichs des Großen hat sich das Verdienst erworben, die Schule von der Vormundschaft der Kirche loszumachen; nur aus dieser befreienden Tendenz kann der Satz des Allgemeinen Landrechtes, daß Schulen und Universitäten Veranstaltungen des Staates sind, richtig verstanden werden. Aber wie überall, so hat sich auch hier aus der Befreiung eine neue Herrschaft entwickelt. Schon Herbart**) sah sich veranlaßt davor zu warnen, daß „Staaten sich der Erziehungsangelegenheiten auf eine Weise annehmen, als ob sie es sich, ihrer Regierung und Wachsamkeit, zutrauten, das zu vermögen, was doch allein die Talente, die Treue, der Fleiß, das Genie, die Virtuosität der einzelnen erringen, durch ihre freie Bewegung erschaffen und durch ihr Beispiel verbreiten könnten". Nach seiner Ansicht bliebe den Regierungen nur übrig „die Hindernisse zu entfernen, die Bahnen zu ebnen, Gelegenheiten vorzurüsten und Aufmunterungen zu ertheilen, immer noch ein großes und sehr ehrwürdiges Verdienst um die Menschheit". Herbart's Protest ist vergeblich gewesen. Mehr und mehr hat sich im Schulwesen gerade unseres Landes der Grund-

*) In der schon oben citirten Schrift „Staat und Erziehung". Vgl. auch die kürzlich erschienene Recension der Varrentrapp'schen Biographie von Johannes Schulze, Berliner philol. Wochenschrift 1890 Nr. 51.

**) Allgemeine Pädagogik (1806) II, 5, 4.

satz befestigt, daß die Thätigkeit des Staates auf diesem Gebiete nicht bloß eine schützende, fördernde, überwachende, sondern eine im eigentlichen Sinne schaffende sei, daß von ihm die neuen, fruchtbaren, heilbringenden Gedanken ausgehen müßten. Dieser Grundsatz ist es, dessen Befolgung das höhere Schulwesen in Preußen zu einem so reformbedürftigen gemacht hat; er muß aufgegeben werden, wenn es besser werden soll. Die Vierundvierzig haben ihn festgehalten. —

Der Beruf des Lehrers ist ja ein so schöner und die deutsche Jugend ist ein so frohes und empfängliches Geschlecht, daß trotz aller auferlegten Hemmnisse auch in Zukunft durch die aufopfernde Thätigkeit einzelner Männer viel Gutes gewirkt werden kann. Ernst genug ist die Lage doch, wie sie jetzt geschaffen ist oder geschaffen werden soll: das Gymnasium zwar äußerlich als Einheitsschule erhalten, aber in seinem Innern von neuem so geschwächt, daß der Zeitpunkt seines völligen Zerfalles ein beträchtliches Stück näher gerückt erscheint; das Realgymnasium zwar im Prinzip siegreich, da sein Lehrplan noch wieder tiefer in den des Gymnasiums eingedrungen ist, in seinem äußeren Bestande aber zum Untergange verurtheilt, und damit die Agitation für Schulreform und gegen das Gymnasial-Monopol in Permanenz erklärt; der Pfahl im Fleische der höheren Schulen, den das Einjährigenwesen bildet, für immer festgerammt. Und warum das alles? Weil auch diesmal, wie es 1882 geschehen war, die Männer, in deren Händen die Entscheidung ruht, ihr Augenmerk nur auf die unmittelbar vorliegende Schwierigkeit gerichtet und geglaubt haben, sie könnten mit kleinen Mitteln die augenblickliche Bewegung bemeistern. Nur der hilft seiner Zeit, der selbst über sie hinausragt, der es versteht, aus den Erfahrungen der Vergangenheit zu lernen und die Bedürfnisse der Zukunft mit vorausahnendem Geiste zu erfassen. Vater Homer, wo er neben dem edlen, heißblütigen, wagemuthigen Hektor den kühlen, klug besonnenen Polydamas schildert, weiß nichts Besseres von ihm zu sagen: ὃ γὰρ οἶος ὅρα πρόσσω καὶ ὀπίσσω. Möchte uns ein Staatsmann beschert werden, der die Kraft besitzt, rückwärts zugleich und vorwärts zu blicken, und möchte ihm dann die Aufgabe gegönnt sein, diese doppelte Kraft zum Besten der Schule, das will sagen zum Besten des Vaterlandes, zu bethätigen!

Weihnachten 1890.

Das Verhältniß Deutschlands zu Frankreich.

Die Zukunft der Völker von Mitteleuropa. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1890.

Ueber die oben genannte Flugschrift „Die Zukunft der Völker von Mitteleuropa“ berichtete die Norddeutsche Allgemeine Zeitung am 3. Dezember Abends folgendermaßen:

„Der Verfasser sieht die mitteleuropäische Kultur bedroht durch das Streben nach wirthschaftlicher Abschließung in den Vereinigten Staaten und in Rußland; er sucht also nach einem Rettungsmittel für die mitteleuropäische Kultur und glaubt dieses in der wirthschaftlichen „Einheit“ Mitteleuropas zu finden. Deutschland, Oesterreich, Italien und Frankreich werden daher zu solcher mitteleuropäischen „Einheit“ aufgefordert, und — auf dem Papier nimmt sich die Sache ganz gut aus. Aber da stößt der Verfasser selbst auf ein großes Hinderniß, seine Utopie zur Wirklichkeit werden zu lassen: auf die politische Rivalität zwischen Frankreich und Deutschland und die aus dieser mögliche Störung des Friedens. Um dieses Hinderniß zu beheben, läßt der Verfasser die vier genannten Großstaaten vom 1. Januar 1891 bis zum 31. Dezember 1895 sich gegenseitig verbürgen, einander nicht angreifen zu wollen; und Deutschland übergiebt, um des höheren Zwecks der Rettung der mitteleuropäischen Kultur willen dem l'homme éclairé — Elsaß-Lothringen. — Man sieht, die Geschichte ist in der Theorie so furchtbar einfach, daß sie eben nur in einer anonymen Broschüre lancirt zu werden braucht — um die mitteleuropäische Kultur zu retten. Mehr zu sagen ist kaum nöthig.“

Diese Angabe enthält eine der dreistesten Fälschungen, denen man wohl in der Tagespresse begegnen kann. Wer sich die Mühe nimmt, die genannte Flugschrift durchzulesen, der wird Folgendes finden. Der Verfasser will die von allen Franzosen, auch denjenigen, die den Werth

der Freundschaft mit Deutschland ausdrücklich zu schätzen erklären, erhobene Forderung der Rückgabe Elsaß-Lothringens erörtern. Er erklärt, daß die einfache Zurückweisung einer solchen, auf mannigfache Gründe gestützten Forderung, ohne jeden Versuch, die Gründe zu widerlegen, nichts anderes heißt, als die Unversöhnbarkeit aussprechen. Darauf setzt der Verfasser dem Gewähren der französischen Forderung die Ueberzeugung aller Deutschen entgegen, daß Elsaß-Lothringen, in den Besitz der Franzosen zurückgelangt, sogleich das Verlangen aller Franzosen entflammen würde, nunmehr unter günstigeren militärischen Bedingungen den Kampf für die Revanche aufzunehmen.

Weil diese deutsche Ueberzeugung von französischer Seite bisher nicht widerlegt worden ist, vielleicht darum nicht, weil sie von deutscher Seite noch nicht geltend gemacht worden, aber vielleicht auch darum nicht, weil sie von französischer Seite nicht widerlegt werden kann, aus diesem Grunde entwickelt der Verfasser folgenden Vorschlag. Es soll zwischen den Mächten des Dreibundes einerseits und Frankreich andererseits ein Vertrag abgeschlossen werden, daß innerhalb fünf Jahren keine der vertragschließenden Parteien die andere angreifen wird, mit welchen außerhalb des Vertrages bleibenden Mächten auch eine der vertragschließenden Parteien in Krieg gerathen möchte. Der Verfasser schlägt vor, innerhalb dieses fünfjährigen Zeitraumes wesentliche Handelserleichterungen zwischen den vertragschließenden Parteien versuchsweise einzuführen, indem er hofft, daß dann auf beiden Seiten nach Ablauf des fünfjährigen Zeitraums die Neigung entstehen dürfte, sowohl die Grenzfrage als die Handelsfrage im Sinne eines dauerhaften Friedens zu regeln.

Wer einige Geschichtskenntniß besitzt, der wird sich erinnern, daß sowohl in der hellenischen Staatenwelt als im Mittelalter solche Friedensverträge auf Zeit, welche durch die Zeitbedingung allerdings den Charakter von Waffenstillständen tragen, häufig vorgekommen sind. Was ihren Erfolg betrifft, so ist er verschieden gewesen. Sie haben zuweilen dauerhafte Friedensschlüsse herbeigeführt, sie haben in anderen Fällen nur den Ausbruch tödtlicher Kämpfe verlangsamt, aber sie haben selbst in diesem ungünstigen Falle die verderbliche Last langer Kriegsbereitschaft den betheiligten Nationen erspart. In der neueren Diplomatie wäre ein derartiger Friedensschluß ein der Vergessenheit entrissenes Mittel. Warum sollte man sich seiner nicht bedienen, um ein unwahrscheinliches, aber der höchsten Anstrengung werthes Ziel möglicherweise zugänglicher zu machen, als es sich im Augenblick darstellt?

Den sonstigen Inhalt der Schrift, der die ernsthafte Gefahr einer

wirthschaftlichen Trockenlegung Mitteleuropas zeigt, erörtern wir hier nicht. Uns ist für diesmal ein anderer Gesichtspunkt wichtiger. Wir hören nämlich, daß diese Schrift, die, wahrscheinlich auf die Angabe der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung hin, in Deutschland wenig Beachtung gefunden hat, Mitte Januar zu Paris in einer französischen Uebersetzung, besorgt von Herrn August Lalance, erscheinen wird. Gegenüber einer solchen Mittheilung drängt sich unabweislich die Frage auf, warum solche Stimmen, welche die Möglichkeit einer Aussöhnung Frankreichs mit Deutschland untersuchen, in Frankreich bei einem kleinen, aber auserwählten Kreis Beachtung finden, während sie in Deutschland gar keine Beachtung finden.

Wir lesen alle Tage davon, wie die französische Nation aller Stände von einem wahren Taumel der Russenanbetung ergriffen wird. Die Erscheinung läßt sich nur dadurch erklären, daß in Frankreich, vielleicht mit Recht, die Ueberzeugung verbreitet worden ist, daß Rußland von langer Hand, aber mit dem größten Ernst und mit der größten Umsicht die Anstalten zu seinem Angriff auf Deutschland trifft, bei dessen Bewerkstelligung dann Frankreich die ihm zukommende Hülfsrolle und Belohnung zu beanspruchen hat. Stände die Sache noch so, wie sie vor einigen Jahren stand, wo Rußland den Franzosen zumuthete, ihrerseits mit dem Angriff zu beginnen, worauf dann Rußland nach Befinden eingreifen würde, so hätte die französische Begeisterung für alles Russische nicht den jetzigen Gipfel erreicht. Die Zahl der Eingeweihten mag in Frankreich nicht groß sein, aber eine Ueberzeugung, von Eingeweihten mitgetheilt, verbreitet sich bald epidemisch. Außerdem braucht man nur die russischen oder selbst die deutschen Zeitungen zu verfolgen, um zu erkennen, mit welcher Ruhe, da es ja einen deutschen Angriff unter keinen Umständen zu befürchten hat, aber auch in welch großartigem Maßstabe Rußland seine Kriegsanstalten gegen Deutschland trifft.

So wird also der Taumel des Russenkultus, der die Franzosen ergriffen hat, erklärlich. Umsomehr aber muß der verständige Beobachter anerkennen und selbst bewundern, daß es unter diesem leidenschaftlichen, dem Rausche großartig scheinender Gedanken so leicht zugänglichem Volk erleuchtete Köpfe giebt, die von dem russisch-französischen Kampf gegen Deutschland, welchen Ausgang er auch nehmen möge, für Frankreich, für die europäische Kultur keinen Segen erwarten. Die Stimme dieser erleuchteten Geister erhebt sich, wie es nicht anders sein kann, nur schüchtern. Ist es doch beinah ein sicheres Märtyrthum, dessen Gefahr diese Männer laufen. Um so unbegreiflicher ist es, daß die öffent-

liche Meinung Deutschlands den Anstrengungen jener Männer mit der größten Indolenz beiwohnt, als ob die Angelegenheit, die sie verfechten, nicht auch eine Angelegenheit Deutschlands, und zwar die allerwichtigste und folgenschwerste wäre. Die öffentliche Meinung Deutschlands scheint in der That jetzt zum Axiom gemacht zu haben, was 1870 noch kein deutsches Axiom war, daß Frankreich der ewige Feind Deutschlands sei, und daß, wo immer Frankreich auf einen Gegner stößt, oder einen solchen sich schafft, Deutschland diesen Gegner unterstützen müsse. Auf diese Weise sieht Frankreich auf allen seinen Wegen die deutsche Feindschaft, es sieht seine Geltung nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt, nicht nur in der Gegenwart, sondern in der Zukunft durch Deutschland eingeengt und bedroht. Wenn unsere Klugheit in einer solchen Behandlung Frankreichs besteht, dann sind allerdings alle Versuche erleuchteter Franzosen vergeblich, dann bleibt dem französischen Volk nichts übrig, als im Bunde mit Rußland die Befreiung aus einer überall eingeengten und bedrohten Lage zu suchen. Wer hat eine Entgegnung, wenn leidenschaftliche Franzosen ihren Landsleuten einprägen: wo wir auch unseren berechtigten Vortheil suchen, in Madagascar, Egypten oder Neufundland, wir laufen Gefahr, daß Deutschland seine Heere von Metz auf Paris in Marsch setzt.

Es wäre also eine der wichtigsten und werthvollsten Aufklärungen, die wir den Franzosen schulden, daß unser Wille nicht gegen ihre Weltstellung gerichtet ist. Niemand denkt jedoch bei uns an solche Erörterungen, und dafür giebt es doch nur die Erklärung, daß unter dem deutschen Volke keine Gabe seltener ist, als die Fähigkeit zur Politik. Seit 1870 stehen wir und sehen auf Frankreich als den Feind, von Rußland sehen wir nichts. Es ist zum Glück anders in unseren regierenden Kreisen; aber die Stumpfheit und Schwerfälligkeit des politischen Denkens in der Nation macht den regierenden Kreisen jede heilsame und kühne Evolution fast zur Unmöglichkeit.

Die Flugschrift, von der wir ausgegangen waren, sucht den Franzosen die üblen Folgen selbst eines glücklichen Kampfes begreiflich zu machen, den sie im Bunde mit Rußland gegen Deutschland führen könnten. Wir wollen sehen, ob diese Erwägungen, wenn sie den Franzosen in ihrer Sprache zugänglich gemacht werden, in Frankreich Eindruck machen. Wenn dies geschehen sollte, so muß doch jede solche Anregung durch die stumpfe Gleichgültigkeit der öffentlichen Meinung Deutschlands gegen jeden Gedanken einer Aussöhnung mit Frankreich bald wieder zu Boden fallen. M—t—s.

Politische Correspondenz.

Innere Politik. Der Conflict über die Landgemeinde-Ordnung. Die Schul-Conferenz. König und Minister.

Eine Fülle von Gesetz-Entwürfen beschäftigt den Landtag wie den Reichstag. Directe Steuer in Preußen, die Zuckersteuer im Reich, gesetzliche Gestaltung des Volksschulwesens, die Einführung der Invaliditäts- und Altersversicherung — jeder Gegenstand allein groß genug, das öffentliche Interesse zu erfüllen. Alles aber wird in diesem Augenblick noch übertroffen durch den Conflict zwischen dem Minister des Innern und den Conservativen über die Landgemeinde-Ordnung und durch die Revolutionirung unseres überlieferten höheren Bildungs- und Erziehungssystems durch das persönliche Eingreifen des Königs. Das letztere ist oder kann wenigstens von Allem das historisch Bedeutsamste werden. Die Steuerreform und die Landgemeinde-Ordnung kommen, wie der Minister Herrfurth gesagt hat, doch: Etwas früher oder etwas später, etwas besser oder etwas schlechter — dadurch werden die zukünftigen Geschicke Deutschlands und Preußens nicht bestimmt werden. Müßten wir besorgen, daß wirklich weder eine Landgemeinde-Ordnung noch eine eingreifende Steuerreform überhaupt zu Stande kämen, so würde das allerdings eine wirkliche und schwere Gefahr für unser Staatsleben bilden. Aber diese Besorgniß haben wir noch nicht. Der Wille, die Kräfte, die Erkenntniß des rechten Zieles sind da, da mag man also auf eine gute Entwickelung vertrauen. Mit der Zeit werden die Zucker-Prämien fallen und die Realsteuern an die Gemeinden kommen. Wird dies Beides erreicht, so ist alles andere ziemlich nebensächlich. Ob das Tempo der Abschaffung der Zuckerprämien etwas zu schnell oder zu langsam genommen wird, ist der Außenstehende nicht im Stande zu beurtheilen. Daß die Regierung nicht gewillt ist, die Landwirthschaft wirklich zu schädigen, darf präsumirt werden.

Der Streit um die Landgemeinde-Ordnung gehört in die große Klasse der historischen Erscheinungen, wo eine Partei ihr eigenes Interesse in kurzsichtiger Verblendung verkennt und bekämpft. So haben unter dem Minister Falk die Liberalen die Synodal-Ordnung und die Civil-Ehe geschaffen und die Orthodoxen den Himmel gegen sie angerufen. Jetzt ist jene die furchtbare Waffe in der Hand der Orthodoxen geworden, und nichts hat mehr dazu getragen

den Ernst und die Heiligkeit der Kirche wieder erkennen zu lassen, als die kirchliche Trauung, seit sie freier Entschluß ist. So haben die Girondisten 1792 die Kriegserklärung betrieben und Robespierre sie bekämpft, die jene auf die Guillotine führte, diesen zur Dictatur. Das Ziel unserer östlichen Großgrundbesitzer muß sein, der herrschende Stand in ihren Gegenden zu sein und zu bleiben. Das können sie unter constitutionellen Verhältnissen bei allgemeinem Wahlrecht nur, wenn sie jede formell exceptionelle Stellung aufgeben. So lange noch ein Rest feudaler Institutionen und kastenmäßiger Abgeschlossenheit besteht, so lange besteht auch der Gegensatz zwischen Großgrundbesitzern und Bauern und so lange dieser Gegensatz besteht, so lange wird er bei allen Wahlen gegen die ersteren ausgebeutet und erschüttert den Boden unter ihren Füßen. Sobald diese Kluft aber geschlossen ist, so fällt, die geschichtliche Erfahrung lehrt das allenthalben und immer von Neuem, die Führung des Landes den angesessenen, alten, vornehmen Familien zu. In der Provinz Hannover sind nur 5% des bebauten Grund und Bodens Ritterguts-Besitz. Trotzdem sind die welfischen Abgeordneten lauter Edelleute. In England sind Feudalität und Erbunterthänigkeit seit dem 14. Jahrhundert erloschen, aber unerschüttert ist durch das ganze halbe Jahrtausend die sociale Präponderanz und bis in unsere Tage auch die politische Herrschaft des englischen Grundadels geblieben. Wenn heute auch bei uns die östlichen Provinzen in dem Parlament vorwiegend conservativ vertreten sind, so ist das nicht zum wenigsten der Kreis-Ordnung von 1872 zu verdanken, welche die eigentliche Kreuz-Zeitungs-Partei damals bekämpfte. Die Reform der Landgemeindeordnung ist die Fortsetzung dieser Arbeit, die Vollendung des im Jahre 1807 begonnenen Stein-Hardenberg'schen Reformen-Werks. Unsere Conservativen suchen nun, ohne grundsätzlich zu widersprechen, die selbständigen Gutsbezirke, in denen der Besitzer allein die Gemeinde darstellt, möglichst zu erhalten. Die Regierung will die Befugniß haben, allenthalben da, wo das öffentliche Bedürfniß es erfordert, solche selbständigen Gutsbezirke entweder völlig aufzuheben, oder wenigstens für bestimmte Zwecke (Armenpflege, Wegebau, Volksschule) mit anderen Gemeinden zu einem Zweck-Verbande zu vereinigen. Im Princip ist man einig, daß das geschehen soll; es handelt sich nur noch um das Maaß der Ausführung. Die Regierung will, um schärfer vorgehen zu können, selbst die Neu-Organisation in die Hand nehmen, die Conservativen wollen sie an die Zustimmung der Selbstverwaltungskörper (Kreis-Ausschuß oder Bezirks-Ausschuß oder Provinzialrath) binden. Wir unsererseits wünschen dringend und zwar in conservativem Interesse, damit der Großgrundbesitzerstand die Rolle einer politischen Führer-Klasse, zu der er nach aller historischer Erfahrung ganz besonders geeignet ist, möglichst umfassend ergreifen könne, daß die selbständigen Gutsbezirke, wo sie immer Anstoß erregen, unterdrückt werden. Die materiellen und politischen Einbußen, die der Landadel dadurch verleidet, sind minimal im Vergleich zu dem Gewinn einer völlig unangreifbaren politischen Position, die ihm blüht, sobald er die Ritterrüstung vollständig abgelegt und sich auf den Standpunkt eines ersten

Standes im modernen Staatsbürger-Staate gestellt hat. Nicht Liberalismus und Conservatismus sind es, die hier kämpfen, sondern aufgeklärter und verstockter Conservatismus.

Hoffentlich bleibt die Regierung fest und findet zugleich die Modalität, die den Conservativen die Zustimmung ermöglicht. Denn obgleich wir die Auflösung des Abgeordnetenhauses keineswegs als eine Ungeheuerlichkeit ansehen würden, so ist das doch ein nur äußerstes Hülfsmittel, zu dem uns die Situation noch keineswegs angethan zu sein scheint. Die Verstärkung, die eine Neuwahl der deutsch-freisinnigen Partei im Abgeordnetenhause wahrscheinlich zuführen würde, würden wir nicht als ein Unglück ansehen, da sie die Zersetzung innerhalb dieser Partei sehr beschleunigen würde.

Nicht wenig hängt für die Entwickelung naturgemäß von der Haltung des Centrums ab; im Reichstag bei der Zuckersteuer hat es sogar allein die Entscheidung. Da ist es interessant zu beobachten, wie Princip und Taktik miteinander kämpfen. Die große Masse der Centrumsabgeordneten aus dem Westen hat nicht das geringste Interesse an der Erhaltung der feudalen Velleitäten im Osten; sie haben auch keine Interesse an der Erhaltung der Zucker-Ausfuhr-Prämien. Aber nach dem wohlbewährten Systemen des Herrn Abgeordneten Windhorst werden die Entscheidungen des Centrums nicht nach sachlichen Gründen abgegeben, sondern nach taktischen. Die Sperrgelder, die Jesuiten, das Volksschulgesetz bieten treffliche Handelsobjecte und da der Freisinn noch immer keine Miene macht als Concurrent aufzutreten, im Gegentheil durch Geschrei und Flaumachen die Regierung einzuschüchtern und dem Centrum zuzutreiben bemüht ist, so wird auch diesmal Herr Windhorst wohl nicht ohne ein schönes neues Stück für den Hausrath der Alleinseligmachenden aus der Parlaments-Campagne zurückkehren.

Da, so lange der Deutsche Freisinn unter der Herrschaft des Herrn Richter verharrt, nichts übrig bleibt als sich mit Resignation in dieses Verhältniß zu fügen, die Einzelheiten bei diesen Winkelzügen aber nicht weiter zu berechnen, oft nicht einmal zu durchschauen sind, im Ganzen jedoch man guten Glauben an den endlichen Ausgang der Reform-Bestrebungen haben darf, so afficiren uns die einzelnen Oscillationen und Zerrereien in der Ausarbeitung weniger. Von viel größerer Bedeutung erscheint uns die Krisis, in der in diesem Augenblick sich unser höheres Schulwesen befindet. Hier steht in der That die Zukunft Deutschlands auf dem Spiel. Keine noch so gewaltige Armee, keine wirthschaftliche Blüthe, keine Socialgesetzgebung, keine Steuer- und Verwaltungs-Reform kann uns retten, wenn die Wurzeln unseres geistigen Lebens verdorren, wenn die klassische Bildung zum Absterben verdammt wird. Niemand, erwidert man uns, will das und die Conferenz hat das gerade Gegentheil beschlossen. Wir wollen gestehn, daß solches anfänglich auch unser Eindruck gewesen ist und daß erst der vorstehende Aufsatz unseres verehrten Mitarbeiters Herrn Cauer uns völlige Klarheit darüber geschaffen hat, was die Beschlüsse der Schul-Conferenz in Wirklichkeit besagen. Sie bewegen sich in Widersprüchen,

weil sie das Unmögliche haben möglich machen wollen; sie werden, wenn ausgeführt, von alle dem was sie anstreben das gerade Gegentheil erreichen und nicht nur die klassische Bildung, sondern auch den Rest von gesundem Schulleben, der uns noch geblieben ist, ruiniren. Das Cultusministerium ist von je der klassische Boden gewesen für die Staatskunst, die mit dem redlichsten Streben nach dem Guten das Schlechte erreichte. Der letzte Grund ist, daß Dinge durch Reglement gemacht werden sollen, die nicht reglementirt werden können. Das Cultusministerium hat den unvergänglichen Ruhm, der Hort der klassischen Bildung gewesen zu sein und zu sein. Aber indem es glaubte, daß Bildung und Examen gleichbedeutend seien und das complicirte Berechtigungswesen schuf, hat es die klassische Bildung oder vielmehr Stückwerk und Scheingebilde an ihrer Statt weiten Volksschichten aufgezwängt, die sie nicht gebrauchen können und damit die klassische Bildung ebensowohl wie die Erziehung ganzer Schichten des Mittelstandes verkrüppelt und verdorben. Von diesem letzten und tiefsten aller Uebel, dem „Reglement" hat sich auch die Schul-Conferenz nicht frei zu machen gewußt. Einige schüchterne Ansätze, der Pädagogik die Lebensluft, die Freiheit zurückzugeben, sind gemacht, im Nachexamen, in einer principiellen Resolution. Aber das eigentliche Unheil, die nationale Bildung auf Schritt und Tritt an allenthalben gleichmäßige Examina zu fesseln, ist geblieben. Als ob nicht natürliche Anlagen und echter Wissenstrieb unendlich viel mehr vermöchten, als alles reglementsmäßige Ausfragen je feststellen kann! Nur auf dem Wege der Freiheit kann das, was in den Ansprachen des Königs richtig war, erreicht werden und auf keinem anderen. Dem Lehrerstande eine social und wirthschaftlich anständige Stellung gegeben und vertraut, daß diese Collegien mit ihren Directoren an der Spitze auch die Jugend richtig erziehen und bilden werden, das ist die Lösung. Ob das mehr mit Griechisch oder mehr mit Latein, oder mehr mit modernen Sprachen, mit etwas mehr Lectüre oder mehr Grammatik, mit oder ohne lateinischen Aufsatz geschieht, darauf kommt im einzelnen Fall garnicht so sehr viel an; da kann man den einzelnen Schulen die allergrößte Latitüde verstatten. Daß die letzte und höchste Bildung die lateinisch-griechische ist, wird sich schon von selber geltend machen. Darum braucht sie nicht in jeder Kleinstadt gelehrt zu werden; es genügt für die geistige Gesundheit unseres Volkes, wenn nur eine gewisse Anzahl solcher Schulen existirt, an diesen aber auch der Klassicismus mit wirklicher Vertiefung betrieben wird. Was die Schul-Conferenz beschlossen hat, ist dagegen, wie wir es schon im vorigen Heft ausdrückten — zwar nicht der Absicht, aber der That nach — „der schlechteste aller Compromisse". Er ließe sich vielleicht noch zum Guten wenden, wenn er wirklich nicht im Sinne des bureaukratischen Pedantismus, sondern der Pädagogik als einer freien Kunst ausgeführt würde, aber dazu sind nach den Ueberlieferungen unseres Cultusministerii wohl die Aussichten unendlich gering.

Ein besonderer Zug in der Verhandlung der Schulreform, vielleicht nicht weniger wichtig, als die Sache selbst, ist das persönliche Hervortreten des Königs.

Nicht als ob dieses persönliche Hervortreten in Preußen an sich etwas Neues wäre. Von je ist die These des alten Liberalismus, daß der König, um nichts Falsches zu thun, garnichts thun dürfe und daß ein derartig nullificirtes Königthum das wahre moderne Königthum sei, daß endlich diese Theorie erfunden worden sei, zum Besten des Königthums selbst, um es gegen Kritik und Angriffe zu sichern — von je ist diese These von Anderen wie auch von uns zurückgewiesen worden. Das echte deutsche Königthum auch im modernen Constitutionalismus ist ein persönliches und deshalb auch stark subjectives. Wer dieses Königthum will, muß auch die Subjectivität in Kauf nehmen, wo sie einmal eine ihm weniger genehme Richtung einschlägt. In alle Dem liegt nichts Neues. Neu aber ist, daß die persönliche Auffassung des Königs hervortritt in scharfem Gegensatz zu derjenigen des Fachministers und daß dieser Minister dennoch durch große Vertrauensbeweise ausgezeichnet, im Amte bleibt.

Eine Berliner Zeitung hat folgende Gegenüberstellung gemacht:

Der Kultusminister.
(6. März 1889 im Abg.-Hause.)

Ich muß daran festhalten, daß alle die Einwendungen, die gemacht werden in Bezug darauf, daß wir in der Schule lernen sollen, was wir im künftigen Leben brauchen, für mich nicht entscheidend sind. Wir lernen auf unseren preußischen Gymnasien, wenn ich mich stark ausdrücke, zunächst nichts, was wir im künftigen Leben brauchen, und doch lernen wir gewissermaßen alles. Wir lernen nicht Einzelkenntnisse; wir bereiten uns nicht für einen Einzelberuf vor, sondern wir erwerben uns eine geistige Kraft, eine geistige Zucht, eine moralische Kraft, welche uns befähigt, nicht allein den großen Anstrengungen auf dem Gebiete der Wissenschaft uns zu widmen, sondern auch den großen Anstrengungen und Angriffen mit Erfolg Widerstand zu leisten, die großen Aufgaben zu erfüllen, die im Leben unseres Volkes im Innern und im Verhältniß nach außen an uns herantreten...... Im großen und ganzen steht die Unterrichtsverwaltung noch heute auf

Der König.
(4. December 1890.)

..... Der Grund ist in der Erziehung der Jugend zu suchen. Wo fehlt es da? Da fehlt es allerdings an manchen Stellen. Der Hauptgrund ist, daß seit dem Jahre 1870 die Philologen als beati possidentes im Gymnasium gesessen haben und hauptsächlich auf den Lernstoff, auf das Lernen und Wissen den Nachdruck gelegt haben, aber nicht auf die Bildung des Charakters und die Bedürfnisse des jetzigen Lebens. ..... Beim Examen wird von dem Grundsatz ausgegangen, daß der Schüler vor allen Dingen so viel wie möglich wissen müsse; ob das für das Leben paßt oder nicht, das ist Nebensache. Wenn man mit einem der betreffenden Herren sich darüber unterhält und ihm klar zu machen versucht, daß der junge Mensch doch einigermaßen praktisch für das Leben und seine Fragen vorgebildet werden solle, dann wird immer gesagt, das sei nicht Aufgabe der Schule, Hauptsache sei die Gymnastik des Geistes, und wenn diese Gymnastik des Geistes

dem Standpunkte: es würde ein Unglück für die Nation sein, wenn man frühzeitig ohne die sichersten und reichsten Erfahrungen an den festesten Grundlagen rütteln wollte, auf welchen das humanistische Gymnasium erwachsen ist.

ordentlich getrieben würde, so wäre der junge Mann im Stande, mit dieser Gymnastik alles fürs Leben Nothwendige zu leisten. Ich glaube, daß nach diesem Standpunkte nicht mehr verfahren werden kann.

Der Widerspruch zwischen den beiden Anschauungen ist drastisch und doch ist es nicht unmöglich und wird bei den vorzüglichen Verdiensten, die sich Herr von Goßler auf so vielen Gebieten erworben hat, eigentlich von allen Seiten namentlich aber von dem König selbst gewünscht, daß er die Ausführung der Schulreform in der Hand behalte.

Heißt das, daß der Minister nur das Werkzeug in der Hand des Monarchen ist, wie der Ministerialrath das Werkzeug des Ministers? Ganz gewiß nicht. Das ist nicht deutsches Recht, war es nicht einmal vor der Verfassung. So war es allerdings in Preußen unter Friedrich dem Großen und bis zum Jahre 1807. Seit dem berühmten Conflict Steins mit Friedrich Wilhelm III. aber im Jahre 1807 bildete sich der Grundsatz, daß der Minister für die Führung seines Amtes verantwortlich sei und sich nicht unter allen Umständen durch königlichen Befehl decken könne. In Consequenz dieser Anschauung nahm im Jahr 1819 der Kriegsminister von Boyen wegen einer Differenz mit dem König über die Organisation der Landwehr seinen Abschied.

Wo aber ist nun die Grenze zwischen der ministeriellen Selbständigkeit und dem Gehorsam? Auf eine Majorität in der Volksvertretung kann sich ein Minister bei uns nicht stützen. Denn erstens haben wir keine Majorität, sondern lauter Minoritäten und zweitens ist es gegen unsere Verfassung; selbst für den Fürsten Bismarck haben alle seine Freunde und Anhänger im Reichstag wie Landtag in seiner Differenz mit der Krone nichts ausgerichtet. Die Selbständigkeit der Minister der Krone gegenüber beruht allein auf dem Grundsatz der moralischen Verantwortung. Der Minister muß mit sich fortwährend erwägen, ober er im Stande ist, den Intentionen und Befehlen des Monarchen nach seiner eigenen Ueberzeugung nachzukommen, oder ob die Differenzen so klein sind, daß er darüber hinwegsehen kann. Werden die Differenzen zu groß, so muß er das aussprechen und nun muß der König erwägen, ob er lieber nachgeben oder auf die Dienste dieses Ministers Verzicht leisten will. Das ist ein lebendiges, ewig oscillirendes Verhältniß, nach keiner Regel fest zu bestimmen, nach keinem sicheren Maßstab im Einzelnen zu beurtheilen. Tausend Rücksichten der Politik und der Personen spielen unausgesetzt hinein. Wer will sagen, wo die Charakterfestigkeit aufhört und der bloße Eigensinn anfängt? Er müßte erst eine Definition finden, was Groß und was Klein, was Wichtig und was Unwichtig ist. Das Verhältniß des Königs und des Ministers in unserem Staate ist, so paradox es klingt,

das Verhältniß eines unausgesetzten innern Kampfes mit einander. Auf Gebieten, denen der König ein lebendiges Interesse zuwendet, wird er auch eine selbständige Meinung haben. Nur durch einen sehr merkwürdigen Zufall könnte solche Meinung immer gerade mit der des betreffenden Fach-Ministers zusammenfallen und der Minister ist weder verpflichtet noch berechtigt, sich unbedingt zu unterwerfen. So hat wie wir jetzt aus dem Sybel'schen Werk und dem Tagebuche Kaiser Friedrichs urkundlich wissen, wie man es aber nach der menschlichen Natur a priori annehmen durfte, Fürst Bismarck mit Kaiser Wilhelm dem Alten in fortwährendem Conflict gelegen. Das Andenken Beider in der Geschichte ist darum nur desto größer. Bald hat der Eine nachgegeben, bald der Andere, aber Beide haben sich in diesen Conflicten als Charaktere gezeigt, Beide haben die Eigenschaften entwickelt, zu denen sie berufen waren, der Eine staatsmännische, der Andere königliche. Die preußisch-deutsche Politik der Epoche trägt ebensowohl die Züge des Monarchen wie seines leitenden Ministers.

Wenn wir in diesem Augenblick diese großen Erinnerungen wachrufen, so geschieht das, weil, wenn auch auf einem viel geringeren Gebiet, doch das Analoge sich abspielt und zwar vor allem Volke. Das ist ein Vorgehn, welches, wenn es gut durchgeführt wird, einen Zug jener Großartigkeit zeigt, die „der Heuchelei [daß in den oberen Regionen immer Alles Ein Herz und Eine Seele sei] niedere Maske verschmäht". Es ist unmöglich, daß Beide, der König und der Minister, ihren Willen ganz durchsetzen. Einer, vielleicht Beide, müssen den Vorwurf der Nachgiebigkeit vor aller Welt auf sich nehmen. Trotz des vielbesprochenen „sic volo sic jubeo" hat der König durch die Beibehaltung des Herrn von Goßler, von dem er eine volle Aufnahme seiner Ideen nicht erwarten kann, bereits gezeigt, daß er seine persönlichen Ansichten in dieser complicirten Frage keineswegs als den starr und unabänderlich allein maßgebenden Factor betrachtet wissen will. Der Versuch, in der Schul-Conferenz die Gegensätze auszugleichen, ist nur scheinbar gelungen, in Wahrheit mißglückt. Auf dem Wege der pädagogischen Freiheit wäre, wie wir im Anschluß an die Cauer'schen Arbeiten auszuführen suchten, vielleicht ein wirklicher Ausgleich denkbar. Aber wenn man sich nun nicht entschließen kann, diesen zu ergreifen? Dann wird es an unfreundlichen Commentaren nicht fehlen. Jedermann kann ja abmessen, wie weit und worin der Eine und der Andere seine Ansicht aufrecht erhalten und durchgesetzt hat. Schon jetzt hat der König Kritiken von höchstem Freimuth (z. B. im „Deutschen Tageblatt" und der „Kreuz-Zeitung") über sich ergehen lassen, wie wir sie in Preußen gegenüber der allerhöchsten Person sonst nicht gewohnt sind. In dieser allgemein-politischen Hinsicht wird die Schul-Conferenz eine neue Periode in der preußisch-deutschen Geschichte eingeleitet haben.

D.

Aus Oesterreich.

Wien, 28. Dezember.

Das österreichische Abgeordnetenhaus hat seine Sitzungen wieder aufgenommen, ohne daß es vorher in Böhmen zu der Durchführung jenes Ausgleiches gekommen ist, durch welchen die Regierung und die überwiegende Mehrheit der deutschböhmischen Abgeordneten ein friedliches Nebeneinanderleben der beiden Volksstämme des Landes anbahnen zu können glaubte. Daß die alttschechische Partei, deren Vertrauensmänner den Ausgleich mitberathen und dessen Bestimmungen unterzeichnet haben, jemals von der ernsten Absicht geleitet worden wäre, dem langjährigen, unfruchtbaren nationalen Hader in Böhmen ein Ende zu machen, läßt sich kaum annehmen; sie wird sich von dem Verdachte nicht reinigen können, daß sie von allem Anfange der Verhandlungen an ein falsches Spiel gespielt hat. Man kann doch von Männern, die seit Jahrzehnten inmitten des politischen Kampfes standen und alle Mittel desselben zu gebrauchen gelernt hatten, nicht voraussetzen, daß sie sich über die Stimmung unter der tschechischen Bevölkerung völlig getäuscht haben, daß sie von dem Erfolge der jungtschechischen Agitation gegen sie und ihr Werk überrascht worden sein sollen. Es geht auch kaum an, die Sorge um die Mandate allein für den Abfall von Rieger und seinen nächsten Freunden verantwortlich zu machen, denn es ist noch gar nicht erwiesen, daß die dissentirenden Parteimitglieder durch ihre offene Felonie ihre politische Existenz zu retten vermögen. Sie haben eben nur die erste Gelegenheit benützt, sich von der bisherigen Führung loszusagen und andere Wege einzuschlagen, weil sie sich mit den Deutschen in Böhmen überhaupt nicht versöhnen wollen, weil sie nicht die Gleichberechtigung der beiden Volksstämme, sondern die Unterwerfung der Deutschen unter einen ausschließlich für tscheschische Zwecke eingerichteten Verwaltungsorganismus anstreben. Sie träumen insgesammt von einem Staatsrecht, durch welches das Königreich Böhmen als ein slavischer Staat erklärt werden soll, in welchem die Deutschen nichts anderes als geduldete Freunde zu sein hätten. Sie trennen sich von dem ihnen so lange alliirten Großgrundbesitze, weil das demokratische, radikale Element, das in der Seele jedes Slaven schlummert, sich immer mächtiger geltend macht, seitdem die Kraft der staatlichen Autorität ihnen gegenüber in stetem Nachlassen begriffen ist. Mangelhafte Geschichtskenntniß und falsche Beurtheilung der Volkseigenschaften hat die Führer des böhmischen Adels, die ja zum größten Theile weit davon entfernt sind, national zu fühlen, zu der Hoffnung verleitet, sie würden in den Tschechen treue und unterwürfige Söldner in dem Kampfe gegen den Liberalismus finden. Die Schwarzenberg und Martinitz haben dem Slaventhum in Böhmen in den Sattel geholfen und nun meint es, auch ohne sie, am liebsten sogar gegen sie reiten zu können. Man hat aus den Worten des Fürsten Windischgrätz in der Debatte über das als erste Ausgleichsvorlage berathene Landeskulturrathsgesetz das Entsetzen hören können, welches die großen Herren ob der Unbot-

mäßigkeit und der frechen Angriffe erfaßte, welche ihre früheren Freunde nur gegen sie selbst erheben.

Die Stellung, welche die Regierung heute zur Ausgleichsfrage einnimmt, ist Niemandem klar, ihr selbst wahrscheinlich am wenigsten. Die Solidarität der österreichischen Minister ist nur mehr eine Phrase. Graf Taaffe scheint von der altbewährten Methode des Abwartens noch immer das Beste zu erwarten Er läßt die Parteien sich selbst zerfleischen und rechnet auf ihre Ermüdung, die ihm über kurz oder lang doch Gelegenheit geben wird, die ihm aufgetragene Aufgabe der Versöhnung ihrer Lösung näher zu bringen. Sind die factiösen Deutschen, nachdem sie sich vergeblich bemüht hatten die Leitung des Staates wieder in die Hände zu bekommen, endlich doch praktische Politiker geworden so werden die Tschechen ihre Herrschaftsgelüste auch in den Hintergrund drängen wenn sie sich nach ihrem Staatsrechts-Baal heiser geschrieen haben, ohne gehört zu werden. Der Finanzminister Dunajewski, der gewandteste „Macher" des Ministeriums, hat sich um den Ausgleich überhaupt nie gekümmert, er findet den Bestand der slavisch-klerikalen Majorität den bequemsten Motor der Regierungsmaschine, die vor Allem für seine polnischen Landsleute und die großen Geldkräfte zu sorgen hat, die ihm seine Geschäfte führen helfen. Wieweit der Einfluß des Grafen Schönborn, des ehrlichsten und aufrichtigsten Freundes einer friedlichen Abgrenzung der nationalen Interessen in Böhmen, geht, ist außerhalb des Ministerrathes nicht bekannt geworden, aber es dürfte auch an höchster Stelle nichts übersehen worden sein, daß seine gerechte Handhabung der Justizverwaltung bei den Deutschen dem größten Vertrauen begegnet.

Es hat seit dem 22. November, an welchem die Abstimmung im böhmischen Landtage die Durchführung sämmtlicher Ausgleichvorlagen unwahrscheinlich, ja für den Augenblick ganz ausgeschlossen erkennen ließ, in der deutschen Presse nicht an Stimmen gefehlt, welche den liberalen Deutschösterreichern das Eingehen auf die nunmehr aussichtslose Ausgleichsaction neuerdings zum Vorwurfe machen. Man gefällt sich namentlich auf deutschnationaler Seite darin, die Werthlosigkeit der in den Ausgleichsgesetzen für die Deutschen beanspruchten Einrichtungen hervorzuheben und die Schmach zu beklagen, die den Deutschen durch die Ablehnung dieser geringfügigen Zugeständnisse erwachsen sei. Es ist schwer zu begreifen, was die Vertreter der Alpenländer bewegen soll, es den Deutschböhmen übel zu nehmen, wenn sie ihre nur sie selbst betreffenden Angelegenheiten nach eigenem Ermessen ordnen, wenn sie ihre nationale Existenz und ihre wirthschaftlichen Interessen in der Weise zu sichern suchten, die vor einem Jahre möglich schien. Die Anmaßung und die dünkelhaften Forderungen der Tschechen können doch den Deutschen nicht zur Unehre gereichen? Oder wäre die Lage der letzteren eine günstigere, hoffnungsvollere, wenn das Odium durch Halsstarrigkeit die Völkerversöhnung gehindert zu haben, auf ihnen lasten würde? Es ist ganz gleichgiltig, welche Beweggründe die Herren v. Plener und Schmeykal veranlaßt haben, der Einladung der Regierung Folge zu leisten;

richtig war der Schritt, zu dem sie sich entschlossen haben, deshalb nicht minder, wenn die nationale Gesinnung ihnen auch den allergeringsten Antrieb dazu gegeben hat. Der Fehler, den die Deutschösterreicher begangen haben, bestand vielmehr darin, daß sie zu lange auf eine eingebildete Macht pochten und sich zu Demonstrationen hinreißen ließen, die gänzlich wirkungslos geblieben sind, statt den Weg der Unterhandlung zu betreten, als die Regierung noch kräftigere Stützen im böhmischen Landtage besaß. Das deutschböhmische Volk hat in der Zeit der Landtags-Abstinenz seine Schuldigkeit voll gethan, aber es war nicht klug, ihm die damit verbundenen Opfer aufzuladen, ohne zu wissen, was durch deren Einsatz gewonnen werden sollte und konnte. Im politischen Kampfe ist es keines Volkes Schande, wenn es seine Rechte Schritt für Schritt vertheidigt, wenn es jeden, auch den geringsten Vortheil sich sofort zu Nutze macht. Es ist sehr leicht, überspannte Forderungen zu erheben, wenn man weiß, daß sie ohnedem niemals erfüllt werden können. Wenn die Deutschböhmen heute auf ihrem Scheine bestehen und auf jedem Titelchen der Ausgleichsbedingnisse beharren, so besitzen sie dafür die Sanction der Regierung und der Krone, ihr Kampf, und wenn er noch so hartnäckig geführt wird, ist ein loyaler und zum Siege braucht es nichts als Festigkeit und Geduld. Schlechter ist die Lage der Deutschen in Böhmen seit den Wiener Konferenzen gewiß nicht geworden, und wenn sie zum zweitenmale genöthigt werden sollten, den böhmischen Landtag zu verlassen, dann hätten sie den großen Vortheil für sich, daß sie jeder Regierung sofort den Preis namhaft machen könnten, den sie für die Wiederaufnahme ihrer parlamentarischen Thätigkeit verlangen: der Einlösung des ihnen feierlich gegebenen Wortes, den Ausgleich zur That zu machen. —

Das Gemeindestatut für „Groß-Wien" ist durch den niederösterreichischen Landtag zu Stande gebracht worden, das betreffende Landesgesetz hat bereits die kaiserliche Sanction erhalten und somit besitzen wir in Oesterreich eine Hauptstadt, die nach gegenwärtigen Schätzungen eine Bevölkerung von $1\frac{1}{2}$ Millionen nach den Ergebnissen der bevorstehenden Volkszählung vielleicht eine noch größere Bewohnerzahl umfassen wird. Es läßt sich nicht leugnen, daß das statistische Moment bei der Einbringung des Gesetzentwurfes für „Groß-Wien" mehr Gewicht gehabt hat, als das wirthschaftliche. Der Beweis dafür, daß die Bewohner der nun zu Stadtbezirken erhobenen Vororte materiell gewinnen werden, konnte weder von der Regierung, noch von den Vertretern der Stadt Wien erbracht werden, es ist im Gegentheil nicht zu bezweifeln, daß in manchen Vororten die Lasten bedeutend anwachsen, die Lebensverhältnisse sich schwieriger gestalten werden. Die Entschädigung, die sie dafür durch Erweiterung der Verkehrseinrichtungen, durch die Antheilnahme an den Humanitätsanstalten von Alt-Wien erfahren sollen, wird nur sehr langsam fühlbar werden. Die Opposition, welche die „Vereinigten Christen" und namentlich ihr Wortführer Dr. Lueger gegen das neue Statut erhoben haben, wird, was ihre Form betrifft, im Kreise gebildeter Menschen gewiß keine Befriedigung erweckt haben, aber der den vielen wüsten Reden zu Grunde liegenden Tendenz stimmen sehr viele

achtbare Bürger von Wien und den Vororten bei. Es ist sehr zu beklagen, daß die Partei, welche sich die Bekämpfung der in der Gemeindeverwaltung zu Tage tretenden Uebelstände vorgesetzt hat, so durchaus unwürdige Vertreter in den Gemeinderat und Landtag entsendet. Dieselben stehen weit unter dem Durchschnittswerthe ihrer Wähler, die nicht etwa nur aus den niedersten Classen der Bevölkerung hervorgegangen sind, sondern zahlreiche Mitglieder des höheren Beamten- und Kaufmannsstandes unter sich zählen, die zwar überzeugungsvoll für die Antisemiten stimmen, sich aber niemals in Wählerversammlungen einfinden, am allerwenigsten aber geneigt wären, selbst ein Mandat in einen Vertretungskörper anzunehmen, und darin ihrer Meinung Ausdruck zu geben. Die Feinde des Großkapitals und namentlich des von jüdischen Händen beherrschten sind viel zahlreicher, als Herr v. Plener meint, der sich jüngst veranlaßt gesehen hat, die Beziehungen der liberalen Partei zu demselben theils zu läugnen, theils zu vertheidigen. Nicht das Kapital an sich, dessen Nothwendigkeit zur Production kein Vernünftiger in Abrede stellen wird, sondern der Mißbrauch des Kapitals zur Ausbeutung jeglicher Arbeitskraft, der geistigen, wie der körperlichen, wird als schädlich bezeichnet und nicht die Theorieen allein, welche der Liberalismus über Kapital und Arbeit aufstellt, haben dem letzteren das Vertrauen vieler denkender und um das allgemeine Wohl sorgender Männer entzogen, sodann mehr noch die Praxis, welche liberale Abgeordnete in Anwendung gebracht haben, indem sie sich als offene und geheime Geschäftsführer der großen Geldinstitute und Finanzbarone brauchen ließen, deren Absicht gar keine andere sein kann, als durch größtmögliche Herabdrückung des Verdienstes der Arbeiter sowie durch Anlockung der kleinen Besitzer zur Betheiligung an ihnen unverständlichen Börsen-Operationen ihren Gewinn zu vermehren. Der Satz von der Wohlthat der freien Bewegung verfängt nicht mehr seitdem die Wege offenkundig geworden sind, welche das Kapital wandeln muß, um verdoppelt und verzehnfacht zu den großen Sammelstellen zurückzukehren, von denen es auszugehen pflegt. Man weiß, daß die Eröffnung und Erweiterung dieser Wege oft unter dem Deckmantel liberaler Gesetzgebung besorgt wird und lernt die kleinen, aber ausgiebigen Abflußkanäle kennen, durch welche auch die Taschen sogenannter Volksvertreter in die große Circulation einbezogen werden. Wenn persönlich unantastbare und ehrenhafte liberale Abgeordnete diese Vorgänge, die ihnen nicht gänzlich unbekannt bleiben können, zu vertuschen suchen, so machen sie sich zu Mitschuldigen an der Volksausbeutung und dürfen sich nicht wundern, wenn das empörte Gemüth der Ausgebeuteten sich auch in heftiger Erregung Luft macht. Das ist ja der Krebsschaden jedes veralteten und unhaltbar gewordenen Systems, daß auch seine von den edelsten Absichten geleiteten Anhänger aus Liebe für eingebildete Vorzüge die Schattenseiten übersehen, sich und Andere über die wahre Gestalt der Dinge täuschen und ihre herben Kräfte für eine verlorene, ja unheilbringende Sache einsetzen. Kann ein Mann von so gründlicher Bildung und unbestreitbarem Talente, wie Herr v. Plener, ernstlich glauben, daß der Druck, welchen das Judenthum durch das

Großkapital auf die Gesellschaft ausübt, nur in der Phantasie der Herren Vetter und Gregorig bestehe, daß eine Bewegung, wie die antisemitische in Wien, so große Fortschritte machen könne, wenn ihr jede Berechtigung abgeht und selbst wenn sie von den ungeschicktesten und unangesehendsten Agitatoren betrieben wird, wie dies gerade in Wien der Fall ist? Tausende und Tausende wenden sich entrüstet und angewidert von den Unarten und Bosheiten ab, durch welche das langersehnte „freie Wort“ geschändet wird, und doch werden sie der Partei nicht den Rücken kehren, weil sie die Ueberzeugung in sich tragen, daß unter allen der oft in roher Form vorgebrachten Anschuldigungen ein volles Korn Wahrheit verborgen ist und daß auch das Lallen der Schwachen im Geiste gehört werden soll, wenn der Jammer und die Noth so vieler Unmündiger daraus hervorklingt. *

Der Friede. — Rußland. — Italien. — Frankreich. — England.

Berlin, Ende Dezember 1890.

Was ist der Friede süß, welch unwiderstehliches Bedürfniß der Menschheit? Wer geht zum Zahnarzt, als im letzten Augenblick? Wer läßt sich gar den Chirurgen kommen, einen kranken Fuß abzunehmen? Gewöhnlich müssen das die Angehörigen mit List oder Gewalt durchsetzen. Wenn solche Hülfe zu fürchten ist, dann sagen die Kranken, leicht und schwer: Ich bin ja ganz gesund, mir fehlt ja gar nichts.

Wer hätte nicht Mitgefühl mit diesen menschlichen Gefühlen! Seit zehn Jahren wetzen die Chirurgen ihre Messer, aber die friedlichen Bürger sagen: „Der Friede wird immer schöner, immer fester, er hat nur die Unart, gepanzert einherzuschreiten; daran muß man sich gewöhnen.“ Und sie gewöhnen sich. Seltsam ist eine Zeitung zu lesen, die als Leitartikel einen Hymnus auf den gesicherten Frieden bringt, dann aber im Nachrichtentheil erzählt, wie Herr v. Freycinet am 28. Dezember bei einer Versammlung der Senatswähler des Seine-Departements den allgemeinsten Enthusiasmus erregt hat durch die Anspielung auf den Traum seines Lebens, seinen Namen in die Geschichte als Organisator des Sieges einzuschreiben.

In der That, man kann es dem friedlichen Bürger nicht verargen, wenn er von Krieg und Kriegsgefahr nichts hören und nichts lesen will. Was kann er dabei thun? Nur leider sind die Zeitungen nicht bloß für die friedlichen Bürger da. Sie drücken herunter oder erhöhen nach Umständen die politische Intelligenz der Nation, und diese Intelligenz darf niemals auf den engen Kreis der Regierenden beschränkt sein. Vielleicht kommen wir dahin, esoterische und exoterische Zeitungen zu haben. Die esoterischen brauchen nicht mit Geheimschrift gedruckt zu werden, es genügt, daß ihr Inhalt ein durchweg ernster und strenger, und daß sie nicht auf einen großen Absatz angewiesen sind. An dem Bedürfniß nach solchem Absatz leiden unsere besseren Zeitungen. Eine gute

Zeitung kann nicht verbreitet sein, eine ernste Zeitung muß in der Lage sein, sich auf einen kleinen Kreis zu beschränken.

Der aktiven Kriegsvorbereitung zweier starken Nachbaren setzen wir die passive Kriegsbereitschaft entgegen, und glauben, dabei schlafen zu können. Wenn sich das nur nicht bestraft!

* * *

Aus dem russischen Paradies sind immer wieder dieselben Nachrichten zu melden: Quälereien in den baltischen Ländern und in Finnland, große strategische Bahnen vom europäischen Westen bis nach dem äußersten asiatischen Osten, Bildung neuer Truppentheile, namentlich auch von den Spezialwaffen, für die verschiedenen Regionen des ausgedehnten westlichen Kriegstheaters. Neue Anleihen sind fortwährend in Vorbereitung, und die französischen Bankhäuser, lange Zeit so spröde gegen den Umsatz russischer Obligationen, weil der kleine französische Kapitalist noch spröder war, haben die alte Abneigung völlig überwunden. Man darf sehr gespannt sein, was für Gesichter der französische Besitzer russischer Obligationen machen wird an dem Tage, wo Rußlands Credit und Waffenüberlegenheit die Feuerprobe zu bestehen haben wird, auf die es selbst mit aller Kraft hinarbeitet. Unterdeß häufen sich aus allen Theilen des europäischen Rußland die Nachrichten über die furchtbare Noth der bäuerlichen Bevölkerung und auch der größeren Grundbesitzer. Diese Klassen sind es nämlich, welche die Triumphe des Herrn von Wyschnegradski bezahlen müssen. Dieser Minister, den die Nachwelt sicher unter die Finanzkünstler, man weiß nur noch nicht welcher Art, aufnehmen wird, entnimmt seinem bereits aufgehäuften Goldvorrath gelegentlich die Mittel zum Ankauf von Rubelnoten, wodurch er den Kurs dieser Papiere in die Höhe treibt. Er macht dabei doch seinen Gewinn, denn mit den hochstehenden Rubelnoten kauft er mehr Gold, als er vorher aufgewendet hat. Die andere Wirkung ist aber, daß die Noten zu theuer sind, um sie zur Anschaffung von russischem Getreide einzukaufen, so bleibt das Getreide den russischen Erbauern in den Scheunen und verfault. Herr von Wyschnegradski entschließt sich auf die lauten Klagen allerdings einmal, den Rubel wieder zu werfen. Allein die europäischen Käufer, die andere Verbindungen aufgesucht haben, kommen nicht sogleich auf Kommando wieder zu dem russischen Getreideproduzenten oder Zwischenhändler. Das Schwanken des Rubelkurses erzeigt so nur die Unsicherheit aller Kaufverhältnisse. Dazu drückt auf die Bauern das Paschasregiment der neuen Kreishauptleute, über die wir des öfteren hier gesprochen. Das Uebermaß der Noth hat schon zu partiellen Aufständen geführt, die natürlich einstweilen mit Leichtigkeit unterdrückt werden. Das orthodox-despotische System sucht dabei immer nach neuen Verfolgungsobjekten; solche hat man neuerdings gefunden in den Juden, in den deutschen Kolonisten, in den sogenannten Stundisten, einer religiösen Sekte, die namentlich unter den Bauern Südrußlands verbreitet ist und deren Lehre darauf ausgeht, das Uebermaß des Aberglaubens, des Fetisch- und Bilderdienstes, das sich um den sogenannten orthodoxen Glauben angesiedelt, einigermaßen zu be-

seitigen. Auf Rußland würde heute der Vers des Schillerschen Reiterliedes passen: „der dem Tod ins Angesicht schauen kann, der Soldat allein ist der freie Mann", wenn nicht im Heere die Sklaverei am entsetzlichsten wäre und Freiheit nur erreichbar durch Bestechung, die aber doch nicht davor schützt, aus Versehen erschossen zu werden, wie neulich der Sohn jenes reichen Theehändlers in Moskau.

* * *

In Italien sehen wir den hochbegabten Ministerpräsidenten über die stärkste Majorität gebieten, die jemals ein parlamentarisches Cabinet besessen hat. Wir haben früher den gezwungenen Rücktritt des Finanzministers Seismit Doda erwähnt, der einem irredentistischen Bankett beigewohnt hatte, ohne im Namen der Regierung Verwahrung einzulegen. Mit der Wahrnehmung der Finanzverwaltung wurde einstweilen der Schatzminister Giolitti beauftragt. Als nun am 10. Dezember das durch die Erneuerung der Deputirtenkammer erneute Parlament zusammentrat, erhob Giolitti, nachdem er zu Anfang dem Finanzprogramm Crispis beigestimmt, Schwierigkeiten gegen die Fortsetzung der öffentlichen Arbeiten in dem alten Maßstabe in den Südprovinzen. Crispi hielt die Fortsetzung dieser Arbeiten durchaus für nothwendig, um die Südprovinzen aus ihrer langen Vernachlässigung zu reißen; Giolitti wollte auch diese Arbeiten beschränken, um zu den gewünschten Ersparungen zu gelangen. Neue Steuern wollte auch Crispi nicht und hatte dies den Kammern versprochen, aber er wollte das Geld für die Arbeiten in den Südprovinzen durch andere Ersparungen aufbringen. Die beiden Staatsmänner einigten sich nicht, Giolitti mußte weichen und Crispi berief den früheren Finanzminister Grimaldi zur Wahrnehmung der Finanzverwaltung wie der Schatzverwaltung. Diesen Vorfall nahm die Linke zum Anlaß einer ungeschickten Interpellation, bei deren Begründung sie das Verfahren des Ministerpräsidenten als verfassungswidrig hinzustellen suchte. Die Folge war, daß Crispi ein Vertrauensvotum verlangte und mit ungeheurer Majorität zuerkannt erhielt.

* * *

In Frankreich geht die Bewegung fort, welche der Kardinal Lavigerie am 12. November zwar nicht eingeleitet, der er aber durch seinen damaligen Trinkspruch einen gewaltigen Anstoß gegeben hat. Französische Bischöfe hatten sich mit der Frage an den Papst gewandt, ob das Oberhaupt der Kirche den Ansichten des Kardinal-Erzbischofs von Algier zustimme. Darauf erließ der Kardinal-Staatssekretär Rampolla an einen dieser Bischöfe ein Schreiben, das ohne den Namen des Adressaten veröffentlicht worden ist. In diesem Schreiben wird, nach der Ausführung, daß die römische Kirche sich mit allen Staatsformen verträgt, weil jede derselben, gut gehandhabt, gute Früchte bringen kann, deutlich genug darauf hingewiesen, daß die Katholiken am Besten thun würden, die französische Republik zu unterstützen, um denjenigen Einfluß auf sie zu erlangen, der geeignet ist, die gute Handhabung und die guten Früchte zu sichern.

Keine Frage, alle Klerikalen und fast alle Monarchisten in Frankreich würden mit klingendem Spiel zur Republik übergehen, wenn diese sich herbeilassen wollte, den geistlichen Unterricht in den Schulen, namentlich in den Töchterschulen auf Wunsch der Munizipalvertretungen zuzulassen, und andererseits von den angehenden Priestern nicht den Dienst bei der Fahne, sondern nur den Hospitaldienst zu verlangen. Paul de Cassagnac selbst hat am 10. Dez. in der Deputirtenkammer erklärt, daß diese geringe Forderung der Preis für den Anschluß der Monarchisten an die Republik sei. Aber die regierenden Republikaner wollen diesen Preis nicht zahlen. Ihre besonnensten Staatsmänner haben sich bei den neuerlichen Kandidatenreden zur Senatorenwahl im ablehnenden Sinne ausgesprochen: Jules Ferry und Herr von Freycinet, der Ministerpräsident selbst. Man hat im Ausland Mühe, diese Haltung zu verstehen. Ein Gewinn wäre es doch unleugbar, wenn die zahlreichen französischen Katholiken sämmtlich Republikaner würden. Ist es denn nothwendig, daß die Republik, wie sie von ihren Anklägern beschuldigt wird, atheistisch und freimaurerisch bleibt? Paul de Cassagnac giebt in seinem Blatt alle Tage die Erklärung, die Republikaner beharrten nur darum dabei, die Katholiken auszuschließen, weil durch deren Eintritt in ihre Reihen der Esser an der Staatskrippe zu viele würden. Im Ausland kann man nicht wissen, wie weit dieser Grund mitwirkt. Es läßt sich aber doch wohl nicht annehmen, daß er der alleinige ist. Die herrschende Partei, die immerhin mehr als einen bedeutenden Staatsmann zählt, kann sich doch unmöglich verbergen, daß der Ausschluß der ganzen katholischen Bevölkerung auf die Dauer ein sehr gewagtes Spiel ist. Wir nehmen also bei den Republikanern andere Gründe an und glauben, für ihr Verhalten einen doppelten Grund zu finden.

Der erste Grund zur Ablehnung für die Republikaner ist wohl, daß sie fürchten, der Klerus habe bei völliger Freiheit und ungebrochenem Einfluß noch immer die Macht, sich der Republik durch die Majorität der Wähler zu bemächtigen. Daher beharren die Republikaner auf der sogenannten Laicisation des Unterrichts, weil sie glauben, mit derselben die Macht des Klerus einzudämmen. Dann aber finden sie es vortheilhaft, den Klerus in die monarchistische Parteistellung zu drängen, weil sie wissen, daß die Rückkehr der Monarchie selbst dem größten Theil der katholischen Bevölkerung als eine Unmöglichkeit erscheint oder gar verhaßt ist. Der Klerus freilich ist klug und entschlossen genug, dieses Manöver zu vereiteln. Er läßt sich nicht mehr in die monarchische Parteistellung hineindrängen. Angesehene ehemalige Führer der monarchischen Parteien gehen ihm darin voran. Am 10. Dez. erklärte in der Deputirtenkammer Herr Dugué de la Fauconnerie: Die Royalisten dürften der republikanischen Regierung das Budget nicht mehr verweigern, denn sie wollten eine Regierung und seien keine unvernünftigen Radikalen. Darauf stimmte der größte Theil der Rechten für das Budget, ein kleiner Theil enthielt sich, ein noch kleinerer Theil stimmte dagegen.

Es kann nicht fehlen, wenn die Monarchisten die staats- und national-

feindliche Politik aufgeben, mit den Radikalen zu stimmen, wenn sie somit konservative Republikaner werden, daß sie dann in der Republik über kurz oder lang Vertrauen und Einfluß erlangen, nicht nur bei den Katholiken, sondern auch bei den, von der religiösen Frage abgesehen, konservativ denkenden, das heißt für eine starke und dauerhafte Regierung eingenommenen Opportunisten. Sie mögen hoffen, auf diesem Wege eines Tages mächtig genug werden zu können, um auch die religiöse Frage anders zu ordnen, als sie jetzt geordnet ist. So sehen wir, daß der französischen Entwicklung, wenn nicht ein anderes Problem gestellt, doch ein neuer Lösungsversuch eines alten Problems in Aussicht gestellt ist: des Problems, den religiösen und konservativen Geist mit den freien Institutionen zu vereinigen. Das Wesen der Republik besteht in einer sicher begründeten Oligarchie mit großer Bewegungsfreiheit des öffentlichen Geistes. Wenn die Franzosen sich einbilden, wie noch neulich Herr von Freycinet vor den Senatswählern gethan, ihre Republik sei etwas qualitativ anderes, als die moderne westeuropäische Monarchie, so sind sie freilich Narren des Scheines oder ihres eigenen Schwindels. Das einzige richtige Wort, das die französischen Radikalen im Munde führen, lautet: die Republik, die wir haben, ist lediglich eine Monarchie ohne Monarchen, man könnte auch sagen: eine adynastische Monarchie.

Das Wesen der Monarchie besteht in der Bildung einer aus der Gesellschaft und ihren Besitzgegensätzen herausgehobenen, gesetzlich umgrenzten und nach gesetzlichen Direktiven handelnden Regierungssphäre. Die Festigkeit einer solchen Sphäre wird sicherlich durch eine historisch eingelebte Dynastie an der Spitze wesentlich erhöht, aber diese Sphäre, einmal gegründet und als Bedürfniß empfunden, kann auch unter einer besonnenen Oligarchie, welche durch einen nach und nach bewährten Wahlapparat das Parlament beherrscht, sehr wohl bestehen.

* * *

Aus England könnte man von diesem Dezember recht viel berichten, wenn die dortigen Dinge in demselben Grade als sie lebhaft sind, auch lehrreich und anziehend wären. Das ist ganz und gar nicht der Fall.

In der vorigen Correspondenz haben wir unsere Meinung über den Fall des Königs von Irland, wie man ihn eine Zeit lang nannte, des Mr. Parnell gesagt, den man durch einen nachträglichen Ehebruchsprozeß von der politischen Bühne zu verdrängen unternahm. Der erste, der sich von ihm lossagte, war Mr. Gladstone, wir wissen nicht ob aus Huldigung für den englischen cant, oder weil ihm die Gelegenheit willkommen war, sich von einem Manne loszusagen, dessen Pläne eine selbst für einen radikalen Engländer gefährliche Tragweite verriethen. Parnell wenigstens erklärte, als er Gladstones Forderung seines Scheidens von der Führung Irlands vernahm, die Irländer hätten nichts von Gladstone zu erwarten, und berief sich dafür auf private Unterredungen, die er mit dem Führer der englischen Radikalen gehabt. Das hat man nun thörichter Weise wieder zum Vertrauensbruch, der eines Gentleman

unwürdig, stempeln wollen. Als ob, wenn zwei Führer verschiedener Parteien nicht einig werden können, nicht für jeden der Tag käme, seiner Partei reinen Wein einzuschenken! Soviel wurde durch Parnells Erklärung deutlich, daß er von dem Zusammenwirken mit dem englischen Radikalismus sich auf die Dauer für die Irländer nicht genug versprach. Hätte er an Gladstones ausreichende Absichten für Irland geglaubt, so hätte Parnell, den wir für einen Patrioten halten, nicht um seiner Führerschaft willen den Bruch herbeigeführt. Statt dessen sah er, wahrscheinlich mit Recht, in seinem Rücktritt die Gefahr des Heruntersinkens der irischen Bewegung zu werthlosen Zielen. Nun fand er aber Gegner im eigenen Lager. Parnell ist Protestant, und die katholische Priesterschaft Irlands, die den Protestanten ungern ertragen, suchte jetzt seine Führung abzuschütteln. Parnell nahm auch diesen Kampf auf. Dabei mußte er freilich die Erfahrung machen, daß Kalk — wenigstens kein ungelöschter — ihm in die Augen geworfen und sein Sehvermögen in Gefahr gebracht wurde. Roh von Sitten, über alle Maßen, das muß man gestehen, ist der Volksstamm, dem Parnell seine Lebenskraft widmet. Aber auch dieser empörende Vorfall hat ihn an seinem Werk nicht irre gemacht. Er ist nach Paris gegangen, um dort eine Zusammenkunft zu haben mit den in Amerika lebenden Irländern, welche durch die Geldsummen, die sie von ihren in Amerika reichgewordenen Landsleuten einzuziehen verstehen, die wichtigste Stütze der heimischen Bewegung geworden sind. Von dieser Unterredung wird wohl abhängen, ob Parnell seine Führerstellung behauptet. Mit Hülfe der amerikanischen Volksgenossen wird er es wohl können, ohne sie wohl nicht.

So hängt von den Berathungen der Führer einer unterdrückten Nationalität ein wichtiger Faktor im Schicksal des englischen Reiches ab. Denn das alte Unterdrückungssystem in Irland werden die Engländer nie wieder aufzunehmen im Stande sein, ohne dort einen permanenten Aufruhr zu schaffen, dessen Wunde ihrem Reich in einem gegebenen Augenblick verderblich werden kann. Das Ministerium Salisbury sucht auf seine Weise die Wunde mit Festigkeit und Klugheit zu schließen, indem es alle Aufruhrversuche mit Strenge niederschlägt, dabei aber die Lage der Pächter ernsthaft zu bessern versucht. Namentlich die Landankaufsbill hat diesen Zweck. Daß die Maßregel wirklich gut entworfen sei, wird freilich von den irischen Parteiführern stark in Abrede gestellt. Die Pächter sollen bei dem Ankauf der Güter von der Regierung Darlehen empfangen, dafür aber deren Schuldner werden. Die Ersprießlichkeit der Maßregel wird damit bestritten, daß sie eine langjährige Schuldknechtschaft herbeiführe. Statt dessen verlangt man wieder ernsthafte Besserung der Pachtbedingungen und Einschränkung der Rechtlosigkeit der Pächter. Aus der Ferne muß man bezweifeln, ob bei dem System der Parzellenpacht jemals den Pächtern ernstlich zu helfen ist. Daher erscheint das von der Regierung vorgeschlagene System besser. Man kann den Argwohn nicht los werden, daß die irischen Parteiführer doch nichts anderes im Sinne tragen, als die gewaltsame Expropriation der englischen Grundherren durch ein irisches Parlament. Die Expropriation gegen

Entschädigung, welche der englische Staat zahlen sollte, hatte einst Gladstone vorgeschlagen. Es scheint aber, daß dieser in den irischen Dingen immer weniger radikal geworden ist. Der von dem jetzigen Ministerium verfolgte Weg führt jedenfalls zu einer späten Emancipation durch eine lange Abhängigkeit von der englischen Regierung hindurch, die nur bei sehr gelinder Handhabung erträglich werden kann. Eine solche Handhabung kann aber auch als Schwäche ausgelegt werden und zu Versuchen widerrechtlicher Abwerfung der Schuld führen. Die irische Frage bleibt die unlösbare Aufgabe des englischen Staats.

w.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Friedrich Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Herausgegeben von Felix Bamberg. Erster Band. Berlin. G. Grote. 1890.

Es ist eine der auffallendsten Erscheinungen der augenblicklichen literarischen Bewegung, daß in ihr so wenig auf Hebbel zurückgegriffen wird. Es läßt sich nur aus dem unbewußten Drange erklären, denjenigen Dichter zurückzustellen, dessen Werke den unwiderleglichen Beweis liefern, daß das Gute der „neuen Richtung“ nicht neu ist. Herrschte wirklich der Wunsch, werthvolle Kunstwerke realistischen Stils zur Geltung zu bringen, so hätte vor Allem andern Hebbel's „Maria Magdalena“ zur Aufführung kommen müssen. Aber bisher haben sich die Theaterleitungen noch nicht darauf besinnen können.

Hebbel's Charakter tritt aus den Briefen (hauptsächlich an Elise Lensing und an Felix Bamberg, einzelnes an Uhland, Heine, Tieck, R. Schumann, W. Jordan, Gervinus u. a.) im Wesentlichen so hervor, wie er schon aus manchen Briefen und seinem Tagebuche bekannt war. Interessant ist die Lektüre dennoch in hohem Maß; wir sehen eine weltfeindliche, in sich abgeschlossene Dichternatur, die aber nicht zu elegischer Resignation, sondern kraft eines derben Egoismus zum Kampfe gegen die Welt gestimmt ist. Daß das Genie unter der Mittelmäßigkeit zu leiden habe, daß es aber seine Sache sei schließlich obzusiegen, dieser Gedanke beherrscht und leitet ihn. In bescheidenen Grenzen hat er diesem Gedanken auch erfolgreich nachgelebt und der Welt das Glück abgetrotzt. Die Art, wie sich dies in seinen Briefen äußert, ist freilich nicht immer erfreulich; die Selbstsucht, welche dem Künstler, der seine persönliche Leistung als das Wesentlichste betrachtet, zuzugestehen ist, kommt bei Hebbel in besonders unliebenswürdiger Form zum Ausdruck; dafür tritt aber auch das echte Selbstgefühl, welches den wahren Künstler erkennen läßt, mit imponirender Klarheit hervor. — Beigegeben ist dem Bande ein interessantes Porträt Hebbel's und überraschender Weise auch eines von Felix Bamberg.

Wenn wir meinen, daß die deutsche Literatur thatsächlich an Hebbel wie an manchen anderen Dichtern vollgültige Meister des realistischen Drama's habe und daß es nicht nothwendig sei, einen realistischen Stil erst aus dem

Auslande zu importiren, so finden wir eine ähnliche Betrachtung in einer kürzlich erschienenen Broschüre.

Eugen Wolff, Sardou, Ibsen und die Zukunft des deutschen Drama's. Kiel und Leipzig. Lipsius und Tischer. 1891.

Wir stimmen mit dem Verfasser im Einzelnen nicht überein, am wenigsten mit seiner stellenweise bis zur Verständnißlosigkeit sich steigernden Geringschätzung Ibsen's; aber wir fallen ihm in der Hauptsache bei, in der Ueberzeugung, daß die letzte und tiefste Quelle realistischer Dichtung in Shakespeare zu finden sei, aus dem sie Goethe und Kleist, Hebbel und Ludwig geschöpft haben. Insbesondere gelungen erscheint der Hinweis, wie die naturalistische Dramatik der Gegenwart das specifisch tragische Element, welches doch die höchste Steigerung des Dramatischen darstellt, in Folge einer undramatischen Alltäglichkeitsschilderung eingebüßt und durch unklare, nicht abschließende Ausgänge der Handlung ersetzt hat. Für die Herrschaft der Mode in solchen Dingen ist es bezeichnend, daß die Dichter „moderner" Dramen, auch wenn sie den Muth des tragischen Abschlusses gefunden haben, dennoch nicht wagen ihr Stück „Trauerspiel" zu benennen, sondern den irreführenden Namen „Schauspiel" oder „Drama" wählen. —

In einer kleinen Schrift von dankenswerther Uebersichtlichkeit und Klarheit hat

Dr. Hugo Kaatz, Die Frage der Volksbühnen

behandelt (Dresden und Leipzig E. Pierson).

Er redet zuerst von den „Festspielen", sowohl den katholischen der Alpendörfer als den neuerdings durch Herrig u. a. gepflegten „Lutherfestspielen". Uns scheint, daß diese Frage eine nicht so sehr allgemeine Bedeutung besitzt. Spiele dieser Art werden immer auf gewisse Feiern und Fälle besonderer Erregungen des Volksthums beschränkt bleiben, wo sie dann ihre erhebende und würdige Wirkung thun. Für die Praxis des ständigen Theaters aber, wie für das Schauspiel als Kunstübung würde die Betheiligung von Gemeinden oder Bürgerschaften, die Vereinfachung und Regellosigkeit des dramatischen Ganges gar nicht wünschenswerth sein.

Der zweite Abschnitt der Schrift beschäftigt sich mit der unseres Erachtens wichtigeren Frage, wie in den großen Städten der Masse des Volks eine angemessene und jedem zugängliche Bühnenunterhaltung geschaffen werden kann. Der Verfasser betrachtet verschiedene Versuche und Vorschläge zur Gründung „freier Volksbühnen" und gelangt endlich zu dem zeitgemäßen Schluß, es sei Sache des Staats durch Subvention in den großen Städten Volkstheater zu ermöglichen. Die „Verstaatlichung" des Theaters wäre ja freilich auch nichts Neues; sie würde uns, wie manche geplante Sozialmaßregel in das Alterthum zurückführen, und vielleicht wird noch des Perikles Maxime, den Unbemittelten das Eintrittsgeld für das Theater von Staatswegen zu schenken, sich wiederholen.

Das Volkslied hat eine populäre Behandlung gefunden durch

Karl Leimbach, Zur Einführung in das deutsche Volkslied.
Bremen. M. Heinsius Nachfolger 1890.

Das Büchlein schließt sich sehr nahe an Vilmar's ähnliche Sammlung an, wie der Verfasser selbst zugesteht. Es bringt und erklärt indeß doch eine Anzahl dort fehlender Lieder, und wird daher manchem nicht unwillkommen sein. —

Zur Poetik liegen uns diesmal zwei Schriften vor. Die eine ohne Prätension, aber mit nicht geringer Kenntniß eine praktisch orientirende Uebersicht bietend, die andere von dem Anspruch ausgehend, durch persönliche Intuition und Beobachtung ein völlig Neues gefunden zu haben.

Deutsche Poetik. Umriß der Lehre vom Wesen und den Formen der Dichtkunst. Von Paul Heinze und Rudolf Goette. Dresden-Striesen.
Paul Heinze's Verlag 1891.

Arno Holz. Die Kunst, Ihr Wesen und Ihre Gesetze.
Berlin. Wilhelm Ißleib 1891.

Die letztere Schrift ist als humoristische Lektüre dringend zu empfehlen. Die völlige Selbstgewißheit des Verfassers, seine Ueberzeugung von dem hohen Interesse, welches jede Mittheilung über die Entwickelung seiner Individualität hervorrufen müsse, erwecken einen höchst ergötzlichen Eindruck. Zu überschlagen wäre etwa nur das zwanzig Seiten lange Gedicht, welches er als Dokument seiner Entwickelung anführt. — Aber die Kunst? Ueber sie liefert der Verfasser nur das Resultat seiner Forschungen; es lautet: Kunst = Natur $- x$, oder in erweiterter Form: „Die Kunst hat die Tendenz wieder die Natur zu sein. Sie wird sie nach Maßgabe ihrer jeweiligen Reproduktionsbedingungen und deren Handhabung."

Von einer „Tendenz" der Kunst wird hier geredet, ohne daß wir erfahren, was eigentlich das Subjekt dieser Tendenz ist. Und diese „Tendenz" der Kunst wäre die mitleiderregende, etwas sein zu wollen, was die Kunst niemals sein kann, oder was sie doch nur erreichen könnte in dem Augenblicke wo sie aufhörte Kunst zu sein. Goethe sagt demgegenüber lakonisch: man solle doch nicht vergessen, daß die Kunst eben deshalb Kunst heiße, weil sie nicht Natur sei.

O. H.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Koenigs. Die Durchführung des Schweizerischen Fabrikgesetzes. Von Dr. G. Koenigs, Geheimer Regierungsrath und vortragender Rath im Königl. Preußischen Ministerium für Handel und Gewerbe. Berlin, Julius Springer.

Lehmann. Der deutsche Unterricht, eine Methodik für höhere Lehranstalten. Von Rud. Lehmann. Berlin, Weidmann'sche Buchh. Preis 8 Mk.

Leimbach. Zur Einführung in das deutsche Volkslied. Auswahl und Erläuterung von 92 Volksliedern älterer und neuerer Zeit Von Karl Leimbach. Bremen, M. Heinsius Nachf. Preis 3 Mk.

Mistral, Frederi, „Nerto“, provençalische Erzählung. Deutsch von August Bertuch. Straßburg, K. J. Trübner.

Müller. Zweijährige Dienstzeit, offenes Schreiben an den Verfasser von „Ne quid nimis“, Herrn Friedrich Wilhelm Schultze. Von August Eduard Müller. Berlin, Rich. Wilhelmi.

Proudhon, P. J., Seine Lehre und sein Leben. Von Dr. Karl Diehl. II. Abtheilung: Das System der ökonomischen Widersprüche, die Lehren vom Geld, Kredit, Kapital, Zins, Recht auf Arbeit und die übrigen Theorien, sowie die practischen Vorschläge zur Lösung der socialen Frage. Jena, Gustav Fischer. Preis 6 Mk.

Plehn. Das eherne Lohngesetz. Eine socialpolitische Betrachtung für die Gegenwart. Von Konrad Plehn. Berlin, Rich. Wilhelmi.

Protestantische Zeitstimmen. V. Ein Beitrag zur Geschichte der evangelischen Landeskirche in Preußen während der Jahre 1889/90. Von einem Laien. Berlin, Julius Springer.

Pudor. Ein ernstes Wort über Rembrandt als Erzieher. Von Dr. Heinr. Pudor. Göttingen, Dietrich. Preis 80 Pf.

Rintelen. Der Civilprozeß. 4. u. 5. Lief. Von S. Rintelen. Berlin, O. Liebmann. Preis 2 Mk.

Rogge. Das Buch von den preußischen Königen. Mit 9 Brustbildern auf Kupferdruckpapier in Holzstich. Von D. Bernh. Rogge. Hannover, C. Meyer. Preis 7,50 Mk.

Schwebel. Aus Alt-Berlin. Stille Ecken und Winkel der Reichshauptstadt in kulturhistorischen Schilderungen. Lief. 1 u. 2 à Mk. 1,50 mit 60 Illustrationen. Von Oskar Schwebel. Berlin, Hans Lüstenröder. (Vollständig in ca. 10 Lief. à Mk. 1,50.)

Simmel. Ueber sociale Differenzirung. Sociologische und psychologische Untersuchungen. Von G. Simmel. Leipzig, Dunker u. Humblot. Preis 3,60 Mk. (Staats- u. soc.-wiss. Forsch. v. Schmoller X. 1.)

Stein. Leibniz und Spinoza. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Leibnizischen Philosophie. Mit neunzehn Ineditis aus dem Nachlaß von Leibniz. Von Prof. Dr. Ludw. Stein. Berlin, Georg Reimer. Preis 8 Mk.

Weiß. Sing- u. Sprechgymnastik. Der Weg zur Meisterschaft in der gesanglichen und rednerischen Vollverwerthung des Stimmorgans. Mit 49 in den Text eingedruckten Illustrationen. Von G. Gottfr. Weiß. Berlin, Herm. Paetel. Preis 5 Mk.

Werchowskij. Stimme eines griechisch-katholischen Christen gegen den Papismus. Aus dem Russischen. Mit einem Vorwort des Verfassers zur deutschen Ausgabe (nebst Beilagen) und dem Porträt desselben. Von Iwann Werchowskij. Leipzig, Schmaler u. Pech. Preis 4 Mk.

Wiegand. August Neander's Leben (1789—1850) dargestellt von Adelbert Wiegand. Zweite (billige) Ausgabe. Erfurt, Fr. Bartholomäus. Preis 1,50 Mk.

Wissenschaftliche Briefe von Gustav Theodor Fechner und W. Preyer. Nebst einem Briefwechsel zwischen K. von Vierordt und Fechner sowie neun Beilagen herausgegeben von W. Preyer. Mit dem Bildniß Fechner's und vier Holzschnitten. Hamburg, L. Voß. Preis 7 Mk.

Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte herausg. v. Dr. Chr. Meyer. Neue Folge. I. Jahrg. I. Heft. Breslau. Jahrgang 10 Mk.

Zeller. Gymnasium und Universität. Ein Beitrag zur Frage der Schulreform. Von Dr. Ed. Zeller. Berlin, Herm. Paetel. Preis 1,50 Mk.

Benko. Das Datum auf den Philippinen. Von Jerolim Freiherr von Benko. Wien, C. Gerold's Sohn.

Berner. Geschichte des preußischen Staates. Zweite Abth. Von Dr. Ernst Berner. München, Verlags-Anstalt für Kunst u. Wiss. 2 Mark.

Bewer. Rembrandt und Bismarck. Von Max Bewer. Dresden, Druckerei Glöß.

Birkmeyer. Die Lehre von der Theilnahme und die Rechtsprechung des deutschen Reichsgerichts. Kritische Studien von Dr. K. Birkmeyer. Berlin, O. Liebmann.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.

Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Napoleon I. und die Juden.

Von

Ernst Barre,
Land-Gerichts-Direktor.

In den letzten Monaten ist viel über die Bewegung geschrieben, welche sich gegenwärtig in Rußland gegen die Juden vorbereitet und nach den Zeitungsnachrichten schon theilweise unerfreuliche Ergebnisse und Bedrückungen aller Art gegen sie gezeitigt hat. Ueber die inneren Vorgänge des weiten Kaiserreichs sind wir trotz der Nachbarschaft ja immer nur mangelhaft unterrichtet. Das aber scheint doch der Kern aller gegen die Juden getroffenen Maßregeln zu sein, daß man ihnen das Eigenthum an ländlichen Grundstücken nehmen, sie vom Ackerbau zurückdrängen und wieder auf den bloßen Schacher als einzige Beschäftigung hinweisen will. Gewiß eine traurige Verkennung einer der ersten Pflichten des Staats, welche dahin geht, seine Mitbürger zu erziehen. In einem erfreulichen Gegensatz zu diesem Vorgehen steht die Gesetzgebung Napoleons I. Auch er fand Klagen über die Ausbeutung seiner Unterthanen durch die Juden vor, wie sie ja in dem benachbarten Kaiserreiche auch jetzt laut werden, aber anstatt sie in die Beschäftigungen zurückzustoßen, bei welchen über Ausbeutung der anderen Klassen am meisten geklagt wurde, fand er in dem Betreiben des Ackerbaus, in der Ausübung von Kunst und Wissenschaft gerade die Erziehungsmittel, die das im Sonderleben erstarrte und verkommene Volk in das allgemeine nationale Leben überführen sollten.

An sich ist es schon eine seltsame Erscheinung, daß der Mann, welchen die Juden in Frankreich als den Begründer ihrer vollständigen bürgerlichen Gleichstellung feiern, auf der anderen Seite drakonische Gesetze gegen sie erlassen hat, wo er die Klagen seiner Unterthanen über gewissenlose Ausbeutung durch sie gerechtfertigt fand. Und während die berufensten und aufgeklärtesten Vertreter des Judenthums den

Kaiser seiner Zeit als den Mann feierten, „welcher für ihr Volk eine selige Ruhe nach langen Verfolgungen und den hellen Sonnenschein der Aufklärung herbeigeführt habe", werden auf der anderen Seite bei den wegen Beleidigung der jüdischen Religion in den letzten 10 Jahren so vielfach angestrengten Strafprocessen, die im Staatsrath gehaltenen Reden desselben Kaisers als ein Zeugniß für die Berechtigung der antisemitischen Bestrebungen nicht ohne einen Schein von Recht angerufen. Und doch ist es derselbe Kaiser, dem auch seine entschiedensten Feinde die Klarheit und Folgerichtigkeit in seinen gesetzgeberischen Maßregeln nicht absprechen können. Auch hier hatte er ein deutliches Ziel und einen festen Willen. Jede Ausnahmestellung der Juden wollte er unterdrücken und ihre vollständige bürgerliche und politische Gleichstellung mit den übrigen Franzosen herbeiführen, sie befreien von dem veralteten Kram talmudischer Weisheit, und die Vereinbarkeit des mosaischen Glaubens mit dem bürgerlichen Recht seiner Staaten nachweisen. Da aber, wo er keine Unterwerfung fand, wo er sie nicht reif genug erkannte für sein modernes Staatswesen, scheute er vor strengen Ausnahmegesetzen, vor einer lästigen vieljährigen Controlle nicht zurück.

Bevor wir zur napoleonischen Gesetzgebung selbst übergehen, wird es nothwendig sein, auf den früheren Zustand der Gesetzgebung Frankreichs, namentlich in den östlichen Departements näher einzugehen.

Es waren namentlich die Klagen aus den deutsch redenden Departements, welche den Kaiser veranlaßten, sich mit der Judenfrage zu beschäftigen. Wie sich bei Abschluß des Frankfurter Friedens in den an Deutschland abgetretenen Provinzen allein mehr Juden befanden als im gesammten übrigen Frankreich, war auch damals das Verhältniß dort ein sehr ungünstiges, und sogar die Alles gleichmachende constituirende Nationalversammlung hatte sich veranlaßt gesehen, zum Schutz der Nichtjuden im Elsaß einige fürsorgliche Bestimmungen zu treffen.

Die schönen und reichen Gegenden des Elsasses müssen für die Israeliten von jeher etwas Anziehendes und Gewinnverheißendes gehabt haben, daß sie trotz aller Verfolgungen und Bedrückungen dort immer wieder zu großer Zahl anwuchsen. Haben doch die grausamsten Judenverfolgungen gerade dort Statt gefunden. Der Judenverfolger Armleder tödtete im Jahre 1349 allein in den kleinen Städten Rufach und Ensisheim gegen 1500 Juden; zu derselben Zeit wurden in Straßburg alle Juden unter der bekannten Beschuldung verbrannt, die Brunnen vergiftet zu haben, und alle Schuld- und Forderungs-Scheine wurden mitverbrannt; wo man sie aber nicht vorfand, annulirte man sie. Auch später, als ein aufgeklärteres Geschlecht in seinem Haß nicht

mehr zu Mord und Scheiterhaufen griff, waren sie im Elsaß noch den ärgsten Bedrückungen ausgesetzt.

Bei den auch nach der Eroberung durch Frankreich so verwickelten territorialen Verhältnissen des Elsasses, in welchem sich auf verhältnißmäßig kleinem Raum eine Menge von kleinen Standesherren und freien selbstständigen Städten mit verschiedenartigen Verfassungen und Stadtrechten zusammendrängten, waren sie ein willkommener Gegenstand der Ausbeutung für ihre Schutzherren. Im Jahre 1672 zahlte jede jüdische Familie im Elsaß eine jährliche Abgabe von 10½ Gulden an den König und von 10 Gulden an den Standesherrn, welcher ihr seinen Schutz angedeihen ließ. Trotzdem durften sie nur das Haus erwerben, welches sie selbst bewohnten. Ohne eine neue mit schwerem Tribut zu erkaufende Erlaubniß des Schutzherrn durfte der Sohn eines Juden, auch wenn er der einzige war, nicht in dem Hause seiner Eltern weiter wohnen, selbst wenn diese die schutzherrliche Genehmigung besessen hatten; ebensowenig konnte er sich ohne eine solche selbstständig niederlassen. Dieser Grundsatz wurde für das Elsaß noch anerkannt in einem arreté du conseil souverain d'Alsace vom 9. December 1755, in welchem es ausdrücklich heißt: „Der Jude hat kein festes Domicil; er ist dazu verdammt, ewig umherzuwandern. Diese Strafe folgt ihm überallhin und sagt ihm unaufhörlich, daß er nirgends Seßhaftigkeit erwerben darf. Selbst die Rückkehr in das Land seiner Väter ist ihm untersagt." Es ist kein zelotischer Prediger, welcher diesen Satz aufstellt, sondern der höchste Gerichtshof des Elsasses, welcher zugleich das Parlament für diese Provinz bildet, begründet mit diesen Worten vierundzwanzig Jahre vor Ausbruch der Revolution die Verpflichtung des Juden, für jedes gestattete Asyl den Schutzzoll zu zahlen.

In Colmar durften ihnen noch im Jahre 1784 weder Zimmer, Wohnungen, noch Keller oder Scheunen vermiethet werden, und den Wirthen war nicht gestattet, einen auswärtigen Juden länger als eine Woche aufzunehmen. In derselben Stadt ordnete ein Dekret des genannten höchsten Gerichtshofs im Jahre 1781 die Austreibung eines jüdischen Knechts an, weil er in einer christlichen Wirthschaft beschäftigt war. Und als dieses harte Dekret doch allgemeinen Unwillen erregte, schränkte der conseil souverain seine Entscheidung dahin ein, daß es christlichen Wirthen gestattet sein solle, für Israeliten durch Personen jüdischen Glaubens koschere Speisen zubereiten zu lassen, aber unter der Bedingung, daß diese Erleichterung ihnen niemals einen Titel dafür gewähren solle, ein festes und dauerndes Domicil zu erwerben.

Noch 1789 mußte in Hagenau der dort seßhafte Israelit Bernheim die Summe von 2000 Franken für die Erlaubniß an die Stadt zahlen, daß sein Sohn sich mit seiner Ehefrau in der Stadt niederlassen dürfe ohne jedoch für das Angebot einer gleichen Summe diese Erlaubniß für seinen Schwiegersohn erwerben zu können*).

Ludwig XIV. war rücksichtsvoller gegen die Israeliten als gegen die Protestanten. Er ordnete 1681 ihre Verhältnisse und räumte einem Rabbiner, dem er den Amtssitz in Breisach, dem Sitze des conseil souverain, anwies sowie einem anderen in Metz für Lothringen eine staatlich anerkannte Jurisdiktion in Religionssachen, Polizei und Civilsachen der Juden unter sich ein. Seine Richtersprüche bedurften aber des Pareatis seitens des ordentlichen Richters, und gegen dieselben erfolgte Berufung an das conseil souverain. Zugleich war der Rabbiner der Notar der Juden.

Aber gegen die Nachsicht und den Schutz der Intendanten, denen er die Juden unterstellte, stemmten sich fortwährend die Stadt- und Land-Gemeinden. Wollten sich an irgend einem Ort Juden ansiedeln, so reichten die betroffenen christlichen Gemeinden mit oder ohne Erfolg Beschwerden ein. Der alte Judenhaß war keineswegs erloschen, und die Furcht vor dem Wucherhandel der neuen Eindringlinge regte fieberhaft auf. Zigeuner ließ man in Thalschluchten und Weilern in vorübergehendem Zuge gelten, aber wie von einer Schmarotzerpflanze hielt man, so lange es gehen mochte, von jeder Ansiedelung der Kinder Israel den Boden frei. Straßburg besonders zeigte sich streng. Bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts fühlte es sich noch stark genug, seine alten Polizeimaßregeln unnachgiebig zu handhaben. Kein Jude durfte in der Stadt übernachten, mit der Abendglocke mußten ihre Geschäfte beendet sein. Eine Zollabgabe wurde auf jeden eintretenden Israeliten, auf seinen Wagen und sein Lastthier erhoben. Und nur eine einzige jüdische Familie war in Straßburg wohnhaft, die Cerfbeer, welche sich dieses Privilegium für eine jährliche Zahlung von 20 000 Fr. erkauft hatte.

So schildert einer der trefflichsten Kenner des Reichslandes L. Spach die damaligen Zustände**).

Trotzdem schien sich die Anzahl der Juden im Elsaß nicht zu verringern. Die Klagen über ihre Vermehrung und ihren Wucher veran-

---

*) Vgl. Mossmann histoire des juifs a Colmar. Barth 1866. Sheid histoire des juifs de Haguenau. Paris 1885.

**) L. Spach, Die Israeliten im Elsaß.

laßten im Jahre 1784 die Regierung Ludwigs XVI. sich mit der Frage zu beschäftigen. Seine Maßregeln fielen besonders auf den Einfluß des am Hofe zugelassenen Cerfbeer, welcher sich durch Lieferungen für die Armee einen Namen gemacht hatte, verhältnißmäßig günstig für die Juden aus.

Am 10. Januar 1784 hob Ludwig XVI. den Leibzoll der Juden auf. Im Anschluß daran wurden durch die lettres patentes vom 10. Juli 1784 ihre gesammten Rechtsverhältnisse einer gründlichen Regelung unterworfen. Diese lettres patentes bewegen sich in derselben Richtung wie die spätere napoleonische Gesetzgebung. Sie wollen einerseits der übermäßigen Vermehrung der Juden entgegentreten. Zu dem Zwecke hatte man dem König vorgeschlagen, alle Heirathen der Juden auf zwanzig Jahre hinaus zu untersagen. Diese Maßregel erschien indeß zu lächerlich, und man unterwarf ihre Verheirathungen nur einer vorhergehenden formellen Erlaubniß des Königs. Sie wurde auch dann für nothwendig erklärt, wenn sich elsässische Juden außerhalb des Landes verehelichen wollten, und es wurde für die Uebertretung dieses Gebotes die Ausweisung aus der Provinz angedroht. Den Rabbinern aber wurden bei Androhung einer Geldstrafe von 3000 Frcs. und im Rückfalle der Ausweisung die Einsegnung einer Ehe ohne Vorlegung des königlichen Erlaubnißscheins untersagt.

Die Autorisation zur Niederlassung wurde allen Juden verweigert, welche nach ihrer Verheirathung festen Fuß im Elsaß fassen wollten, oder dort erst nach Erlaß der Ordonnanz Domicil wählten.

Ueberhaupt wurde allen Juden, die bei Erlaß den lettres patentes kein festes Domicil im Elsaß hatten, untersagt, sich dort aufzuhalten. Und damit in dieser Beziehung eine feste Grundlage gewonnen würde und keine betrügerischen Verschiebungen Statt fänden, was ja bei der nahen und langgestreckten Landesgrenze und dem Herumziehen der Schacher treibenden Juden sehr leicht möglich war, wurde eine Zählung der elsässischen Juden angeordnet*).

Diese ergab 3910 Familien mit 19 624 Köpfen.

Auf der anderen Seite bezweckten die lettres patentes dem Wucher der Juden entgegenzutreten, und sie dadurch von ihren Schachergeschäften abzulenken, daß man ihnen außer dem Betreiben von Handelsgeschäften den Acker- und Weinbau empfahl und gestattete.

Es wurde ihnen deshalb ausdrücklich die Erlaubniß gegeben, Bauerngüter und Weinberge zu dem Zwecke anzupachten, um sie selbst

*) Elie Sheid histoire des juifs d'Alsace. Paris 1887.

zu bewirthschaften. Man gestattete ihnen, Bergwerke auszubauen und öffentliche Arbeiten zu übernehmen, zugleich verbot man ihnen, sich christlicher Arbeiter zur Bebauung der Landgüter und Weinberge zu bedienen. Dagegen wurde, um dem Handel mit Grundstücken entgegenzutreten, ihnen nur der Ankauf eines Hauses mit dazu gehörigem Garten nach Verhältniß des Standes und der Vermögensverhältnisse des Erwerbers gestattet. Alle Ankäufe von Grundstücken zum Zwecke der Weiterveräußerung wurden ihnen untersagt, und die zu diesem Zwecke abgeschlossenen Kaufverträge für nichtig erklärt.

Den Juden wurde, soweit sie im Elsaß ansässig waren, Bank- und alle Handelsgeschäfte zu betreiben gestattet, unter der Bedingung jedoch, sich den bestehenden Reglements über den Handel zu unterwerfen. Sie durften, gleichfalls unter den für Nichtjuden bestehenden Erlaubnißbedingungen, Fabriken und Manufakturen errichten. Dabei wurde ihnen die Führung kaufmännischer Bücher zur Pflicht gemacht und befohlen, dieselben in der Landessprache (also deutsch) zu führen. Jede hebräische Buchführung wurde bei Strafe von 1000 Franken verboten und alle hebräischen Quittungen und Verträge zwischen Juden und ihren Schuldnern in hebräischer Sprache untersagt.

Sie behielten auch ihre deutsche Eidesformel bei.

Die in Concurs gefallenen Juden wurden nur dann zur Wohlthat der Vermögensabtretung zugelassen, wenn dreiviertel ihrer christlichen Gläubiger damit einverstanden waren. Die Klage auf Gütertrennung wurde den Jüdinnen zum Nachtheil der Gläubiger nicht gestattet, dagegen konnten die Ehegatten bei Abschluß der Ehe die Gütertrennung einführen.

Alle Kauf-, Leih- und Pfand-Akte zwischen Juden und Christen mußten bei Strafe der Nichtigkeit vor einem Notar oder vor zwei Zeugen, welche der Obrigkeit der betreffenden Gemeinde angehörten, abgeschlossen werden. Nur Verträge zwischen Handelsleuten waren hiervon ausgeschlossen. Die Verabredung, daß statt der Zinsen Waaren, Getreide oder Früchte zu geben seien, wurde ausdrücklich für nichtig erklärt.

Die lettres patentes enthalten endlich eine Regelung der Abgaben an den Staat, sowie auch für die Religions- und Armenpflegebedürfnisse der Juden selbst.

So war die rechtliche Lage der Juden bei Ausbruch der Revolution. Auch jetzt dauerte es eine Zeit lang, bis man sich entschließen konnte, sie als gleichberechtigte Mitbürger anzusehen.

Sie waren ja bis dahin als Fremde betrachtet und von allen

Bürgerrechten ausgeschlossen, und sie wurden deshalb, wenn sie auch in Frankreich geboren und dort ansässig waren, im Jahre 1789 nicht zu den Versammlungen zur Deputirtenwahl für die General-Staaten zugelassen und ebensowenig für berechtigt angesehen, an der Wahl der Gemeindebeamten Theil zu nehmen. Sie empfanden das Demüthigende ihrer Lage wohl, und von allen Seiten kamen ihre Gesuche um bürgerliche Gleichstellung an die constituirende Versammlung.

Auf der anderen Seite mußte, wie die Revolution alle Leidenschaften des Volks entfesselte, auch der Haß gegen die Juden aufflammen. Und zunächst hatte die constituirende Versammlung Veranlassung, die Juden am 28. September 1789 gegen Gewaltthätigkeiten des Volks im Elsaß in Schutz zu nehmen. Sie beauftragte ihren Präsidenten, die öffentlichen Beamten des Elsasses darauf hinzuweisen, daß die Juden unter dem Schutze des Gesetzes ständen. Am 18. April 1790 erneuerte die Versammlung dieses Dekret, verbot Jedermann, ihre Sicherheit anzugreifen und wies die städtischen und National-Beamten an, die Person und das Eigenthum der Juden zu schützen.

Nachdem die ersten Schutzmaßregeln getroffen, wurde die Frage nach ihrer Gleichstellung zuerst am 23. und 24. Dezember 1789 brennend, als ein Gesetzentwurf über die Zulassung der Nichtkatholiken zu den bürgerlichen und militärischen Aemtern berathen wurde. Die Frage der Gleichstellung der Confessionen wurde mit derjenigen der Berufsstände vermischt und über die Juden zugleich mit den Schauspielern berathen. Clermont Tonerre forderte für beide die Zulassung zu allen öffentlichen Aemtern. Der Abbe Maury bekämpfte ihn; die Schauspieler fanden Unterstützung durch Beaumets und es wurde nach längeren Debatten, bei welchen auch Mirabeau zu Gunsten der Schauspieler geprochen hatte, (Nach Grätz soll er auch für die Juden geredet haben, davon erwähnt Lameth Nichts) den Nichtkatholiken das aktive und passive Wahlrecht ohne Rücksicht auf Stand und Beruf gewährt sans entendre rien innover relativement aux juifs sur l'état desquelles l'assemblée nationale se reserve à statuer*).

Durch diesen Beschluß fühlten sich die Juden von Bordeaux gekränkt, da sie bereits die Bürgerrechte genossen hatten, und auf ihre Vorstellung ordnete das vom König sofort vollzogene Dekret der Nationalversammlung vom 28. Januar 1790 an, daß die in Frankreich unter dem Namen portugiesische, spanische und avignonsche Juden be-

---

*) A. Lameth histoire et l'assemblée constituante I. 225 ff. Grätz Geschichte der Juden XI. S. 209.

kannten Juden fortfahren sollten, die von ihnen bisher genossenen Rechte auszuüben. In Folge dessen übten diese das aktive Wahlrecht aus, soweit sie sonst die vom Staat geforderten Vorbedingungen erfüllten.

Noch einmal wies die Versammlung am 30. April 1790 bei Gelegenheit der Berathung eines Gesetzentwurfs über den Erwerb des Bürgerrechts Seitens der im Auslande Geborenen nach längeren Debatten den Antrag zurück, die Bestimmungen dieses Gesetzes ausdrücklich auf die Juden auszudehnen. Auch diesesmal gelang es den Gegnern, die Vertagung der Judenfrage durchzusetzen.

Dennoch konnte die Ausdehnung der den Juden Südfrankreichs gewährten Bürgerrechte auf alle Juden Frankreichs nur als eine Frage der Zeit betrachtet werden und am 27. September 1791 kam das Dekret zu Stande, welches die französischen Juden mit Recht als den Grundstein ihrer bürgerlichen Gleichstellung betrachten.

In diesem Dekret wird ausgeführt, daß die Vorbedingungen des französischen Bürgerrechts durch die Constitution festgesetzt seien und daß Jeder ohne Unterschied von Glauben und Beruf, welcher den Bürgereid leiste, sich damit allen durch die Constitution auferlegten Verpflichtungen unterwerfe. Deshalb werden alle Vertagungen, Vorbehalte und Ausnahmen aufgehoben, welche in den früheren Dekreten hinsichtlich der Juden (individus juifs) gemacht sind, soweit sie den Bürgereid leisten. Dieser Eid wird als ein Verzicht auf alle Privilegien und Ausnahmen angesehen, welche früher zu ihren Gunsten eingeführt waren.

Um indeß den Einsprüchen gerecht zu werden, welche aus dem Elsaß gegen den Erlaß dieses Dekrets erhoben waren, und welche darin gipfelten, daß die zu französischen Vollbürgern erhobenen Israeliten nun erst recht das Volk aussaugen würden, dekretirte die Nationalversammlung schon am folgenden Tage, dem 28. September 1791, daß die Juden des Elsasses dem Direktorium des Distrikts ihrer Schuldner ihre Forderungen in Höhe des Capitals und der rückständigen Zinsen anzugeben hätten, soweit sie ihnen gegen die in den alten Reglements, „sogenannte Leute aus dem Volke" zustehen. Dem Distriksdirektorium wurde aufgegeben, zu untersuchen, welche Mittel den Schuldnern zur Abtragung jener Forderungen zustehen, und das Ergebniß ihrer Nachforschungen dem Departementsdirektorium einzureichen. Dieses soll ohne Verzug über die Art der Tilgung seine Ansicht äußern und an die Centralbehörde berichten. Das Dekret endigt mit dem echt französischen Schluß „pour être statué ce qu'il appartiendra".

Die Nationalversammlung behielt sich also ihre Entschließungen hinsichtlich der Abhülfe dieser Uebelstände vor. Bei diesem Vorbehalt blieb es aber auch. Die ihnen zustehenden Forderungen wurden allerdings den Bestimmungen des Dekrets gemäß zusammengezählt. Und es ergab sich, daß ihnen anfangs die Einführung des Papiergelds geschadet hatte, daß sie aber seit dem 5. Jahre der Republik wieder anfingen, gefährlich zu werden, und daß ihnen beträchtliche Forderungen in Schuldscheinen und Hypotheken zustanden. Die Höhe derselben ward wahrscheinlich übertrieben im Jahre 1806 auf 70 Millionen Franken angegeben. Den verschiedenen Schriftstellern (Bail, Betting de Lancastel u. a.) stehen nur zum Theil authentische Zahlen zu Gebote. Jedenfalls aber waren ihre Forderungen damals zu einer solchen Höhe angeschwollen, daß die Regierung einschreiten zu müssen glaubte.

Die Klagen über ihren unverbesserlichen Wucher wurden in jener Zeit wieder laut. Man warf ihnen vor, daß sie ihre Kinder nur im Sinne der schmutzigsten Habsucht erzögen, daß Niemand unter ihnen sich den schönen Künsten, dem Gewerbe oder dem Ackerbau widme und daß sie unter allen Formen des Betrugs sich dem Militärdienst und der Conscription zu entziehen wüßten.

Poujol, der sich im Jahre 1806 mit diesen Fragen beschäftigt, unterscheidet auch die portugiesischen und deutschen Juden und nennt die ersteren eine höher stehende Klasse, welche ihre Religion zum größten Theile von demjenigen, was dem Gemeinwesen schade, zu entkleiden gewußt habe. Und er erkennt bei ihnen lobend an, daß sie sich einem ehrbaren und nützlichen Handel und sogar den Künsten und Wissenschaften ergeben hätten.

Gegen die deutschen aber bringt er dieselben Klagen wegen ihres Wuchers vor, wie wir sie auch jetzt von den Antiwuchervereinen vernehmen.

Zur Beseitigung der Uebelstände macht er gesetzgeberische Vorschläge und er kommt in seinen Ausführungen dahin, daß die allgemeine Verleihung des Bürgerrechts ein Fehler gewesen sei. Er schlägt vor, es ihnen eine Zeit lang wieder zu entziehen, und nur an Einzelne zu verleihen, welche durch bessere Eigenschaften und Bürgertugenden den Beweis geliefert hätten, daß sie seiner würdig seien. Er befürwortet die Herabsetzung der den Juden zustehenden Forderungen auf den vierten Theil, die absolute Untersagung der Hingabe von Darlehen Seitens der Juden an Bauern, Handwerker, Minderjährige und niedere Militärpersonen und will auch die Hingabe von Darlehen Seitens der Juden an andere Bürger auf den Fall der Rentenerrichtung auf Obligationen be-

schränken, welche von Notarien verbrieft und wenigstens für einen Zeitraum von zwei oder drei Jahren gewährt werden. Außerdem will er ihnen alle Cessionen verbieten*).

Aber nicht nur von christlicher Seite werden diese Mißstände hervorgehoben, auch von jüdischer werden sie zugegeben. So erkennt ein hervorragender Israelit Isaak Berr aus Nancy in seinem offenen Sendschreiben an den Senator Gregoire (Nancy 1806) die Uebelstände unter seinen Glaubensgenossen unumwunden an, hebt aber hervor, daß ein Zeitraum von 15 Jahren nicht ausreiche, ein Volk vollständig zu erziehen, und betont, daß sich doch Manches unter ihnen gebessert habe.

So lagen die Verhältnisse, als Napoleon I. an die jüdische Frage herantrat.

Der Kaiser hatte die vereinigten Armeen von Oesterreich und Rußland bei Austerlitz geschlagen, seine Stiefkinder mit den Sprößlingen deutschen Fürstenbluts verheirathet, seinen Bruder Joseph zum König von Neapel gemacht und stand vor der Schöpfung des Rheinbunds. Am 27. Januar 1806 war er siegreich nach Paris zurückgekehrt und hatte jetzt Zeit, sich mit inneren Fragen zu beschäftigen.

Aus dieser Zeit stammen eine Menge von Gesetzen für die innere Einrichtung Frankreichs. Wir erinnern nur an die bürgerliche Proceßordnung, welche am 28. März 1806 publicirt wurde.

Man hatte den Juden die volle bürgerliche Gleichstellung gegeben, ohne sich klar zu machen, wie weit sie fähig und vorgebildet seien, sie zu ertragen. Ihre Gewohnheiten und Sitten waren dem Gesetzgeber fremd geblieben, man hatte sich nicht gefragt, wie weit ihre religiösen Lehren sich mit dem modernen Staatsgedanken vereinigen ließen. Man hatte sich nicht einmal klar gemacht, ob ihr Gesetz ihnen die Vielweiberei gestattete, was doch mit der Grundlage des modernen Staats, der monogamischen Familie unvereinbar war. Nun liefen die Klagen ein. Die von allen Präfekten eingezogenen Berichte bestätigten besonders in den östlichen Departements, daß diese Klagen begründet waren. Der Kaiser beschloß, zunächst die drückendsten Uebelstände zu beseitigen und

---

*) Poujol, Einige Bemerkungen über die Juden und insbesondere über die im Elsaß. Straßburg 1806. — Der Prokurator Desquiron zu Mainz schildert den Zustand in der dortigen Gegend gerade so wie Poujol. Er sagt: In der Unglückszeit (nach dem ersten Jahr der Revolution) während Frankreich durch die Parteiungen zerrissen war, überließ sich die jüdische Nation, kühn gemacht durch unser Unglück, ihrer ganzen unseligen Gewinnsucht; der verwerflichste Wucher wurde in's Werk gesetzt, der Zinsfuß stieg bis zu einhundert Procent und der ehrsame Landmann jener Gegenden — — wurde gezwungen, sein bescheidenes Erbe dem Wucherer abzutreten. — Desquiron, Commentaire sur le decret imper. du 17 Mars 1808. Mainz 1808. S. 12 ff.

zugleich eine Versammlung der hervorragendsten Juden einzuberufen, welche über die dauernde Abhülfe berathen sollte.

Zu dem Zwecke wurde das Dekret vom 30. Mai 1806 erlassen.

In der Einleitung wird hervorgehoben, daß in verschiedenen Departements manche Juden durch Betreibung des Wuchers und Anhäufung der maßlosesten Zinsen viele Ackerbauer dieser Landstriche in maßloses Elend versetzt hätten. Es wird die Verpflichtung des Staatsoberhaupts betont, diesen Unterthanen zu Hülfe zu kommen, und ausgeführt, daß es nothwendig sei, bei den Juden Frankreichs die Gefühle der bürgerlichen Moral wiederzubeleben, welche bei einer großen Anzahl von ihnen durch den lange dauernden Zustand der Erniedrigung ertödtet seien. Es liege dem Kaiser fern, diesen Zustand der Erniedrigung aufrecht zu erhalten oder zu erneuern.

Zur Ausführung des Plans habe er beschlossen, eine Versammlung der Ersten unter den Juden zu vereinigen, damit sie ihre Stimme darüber abgäben, „welche Mittel sie für die geeignetsten erachten, um ihre Mitbürger zur Ausübung der Künste und des ehrsamen Handwerks zurückzurufen, um durch ein ehrbares Gewerbe die verächtlichen Beschäftigungen zu ersetzen, welchen sie sich seit Jahrhunderten Geschlechter hindurch ergeben hätten".

Nach dieser Einleitung untersagt der Artikel I während eines Jahrs jede Vollstreckung von Urtheilen und Kontrakten gegen nicht gewerbetreibende Ackerbauer in den Departements Saar, Roer, Donnersberg, Ober- und Nieder-Rhein, Rhein und Mosel, Mosel und Vogesen, wenn die Titel gegen diese Landleute zu Gunsten von Juden errichtet sind. Nur einfach konservirende Akte sind gestattet.

In den folgenden Artikeln wird die Versammlung auf den 15. Juli 1806 nach Paris einberufen. Die Vertheilung der Mitglieder auf die einzelnen Departements wird angeordnet und den Präfekten aufgegeben, sie aus den Rabbinern, den Grundbesitzern und anderen Juden auszuwählen und diejenigen besonders zu berücksichtigen, welche sich durch Rechtschaffenheit und Aufgeklärtheit auszeichnen*).

In Folge dieses Dekrets versammelten sich am genannten Tage in Paris 113 hervorragende Israeliten unter dem Vorsitz des portugiesischen Juden Abraham Furtado aus Bordeaux als (im Gegensatz zu der späteren Versammlung sogenanntes kleines) Sanhedrin.

---

*) Das Departement Ober-Rhein (Ober-Elsaß) entsandte 12, Nieder-Rhein (Nieder-Elsaß) 15, Donnersberg 9, Rhein und Mosel 4, Saar 1, Roer 1 und Mosel 5 Vertreter; in allen anderen Departements sollten die Präfekten auf je 100—500 Juden einen und auf 500—1000 zwei Vertreter ernennen.

Der hebräische Name Sanhedrin oder griechisch Synhedrion war dem alten Testament entlehnt, wie es ja Napoleon I. überhaupt liebte, an alte, meist römische und griechische Institutionen und Bezeichnungen anzuknüpfen, und die Erneuerung byzantinischer Hofämter und mittelalterlicher Kaisergebräuche zum Glanz seines eigenen Kaiserthums hervorsuchte. Die Bezeichnung findet sich zuerst Moses IV, Cap. 11, V. 14 ff., wo nach der Darstellung der Schrift Moses dem Herrn erklärt, es werde ihm allein zu schwer, das Volk Israel zu leiten und zu führen, und er von Gott angewiesen wird, die 70 ältesten Amtsleute in Israel zu einem Rath zu versammeln. Er findet sich erwähnt in den Büchern Esra und Nehemia nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft; von dieser Zeit an bestand er als höchster Gerichtshof bis zur Zerstörung Jerusalems durch Titus. Auch Christus wurde durch das Sanhedrin zum Tode verurtheilt, jedoch mußte das Urtheil durch den römischen Statthalter bestätigt werden, weil dem Gerichtshof die Strafvollstreckung zur Zeit der römischen Oberherrschaft entzogen war.

Der nach diesem alttestamentlichen Vorbild zusammenberufenen Versammlung wurden 12 Fragen zur Beantwortung vorgelegt, welche charakteristisch für Napoleons Bestrebungen sind, zugleich aber auch die Unkenntniß bekunden, in welcher sich die damalige Gesetzgebung hinsichtlich der jüdischen Sitten und Religionsanschauungen befand.

In der Beantwortung dieser Fragen versichert die Versammlung den Kaiser in den überschwänglichsten Worten ihrer Verehrung und Dankbarkeit. Sie erklärt, „ihre Religion gebiete ihr, das Gesetz des Fürsten in bürgerlicher und politischer Beziehung als höchstes Gesetz zu betrachten“ und fährt fort: „Daher werden, selbst wenn ihr Religionsgesetzbuch bürgerliche und politische Vorschriften enthalten sollte, welche nicht im Einklang mit dem französischen Gesetzbuch stehen, diese Bestimmungen aufhören, sie zu beherrschen, da sie vor Allem verpflichtet sind, das Gesetz ihres Fürsten anzuerkennen und ihm zu gehorchen.“

Die erste der Versammlung vorgelegte Frage, ob es den Juden erlaubt sei, mehrere Frauen zu nehmen, beantwortete sie dahin, daß Moses die Vielweiberei nicht verboten habe, und im Orient die Juden mehrere Frauen zu nehmen pflegten, daß aber in Europa schon die Synode zu Worms im 11. Jahrhundert diejenigen Juden mit dem Anathem belegt habe, welche mehrere Frauen nähmen, und daß im Occident die Juden sich stets nach diesem Beschluß und den bürgerlichen Gebräuchen gerichtet hätten.

Die damit zusammenhängende zweite Frage, ob die Ehescheidung gestattet sei und vom Rabbiner ausgesprochen werden könne, ohne daß

die bürgerliche Trennung der Ehe erfolgt sei, wird dahin beantwortet, daß das mosaische Gesetz die Scheidung gestatte, daß vor der Revolution der Rabbiner die Ehe trennen konnte, aber nur in den seltensten Fällen dazu geschritten sei, daß aber seit Leistung des Bürgereids eine Trennung durch den Rabbiner nur nach vorhergehender bürgerlicher Scheidung gestattet sei.

Bei Beantwortung der etwas heiklen dritten Frage, ob es den Juden erlaubt sei, sich mit Personen anderer Religion zu verheirathen, beruft sich das Sanhedrin auf die katholischen Priester, welche gleichfalls eine Ehe zwischen Juden und Katholiken nicht einsegnen, und erklärt die Unmöglichkeit für den Rabbiner, dieses zu thun. Die betreffenden Eheleute seien alsdann bürgerlich, aber nicht kirchlich verheirathet; jedoch höre der Jude durch diese Ehe nicht auf, Jude zu sein, und könne an allen gottesdienstlichen Handlungen Theil nehmen.

Die vierte Frage: Sind die Franzosen in den Augen der Juden ihre Brüder oder Fremde erhält die Antwort: „Die Franzosen sind ihre Brüder". Die Versammlung bezieht sich auf die Vorschrift des alten Testaments: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", auf David, den Talmud und den Rabbiner Hillel, hebt hervor, daß dieses Gefühl durch die Wohlthaten der Revolution einen hohen Grad von Energie gewonnen habe und schließt die langathmige Antwort mit der wohltönenden Phrase: „Ja Frankreich ist unser Vaterland, die Franzosen sind unsere Brüder, und diese ruhmreiche Bezeichnung, welche uns in unseren eigenen Augen erhöht, ist die sichere Bürgschaft, daß wir nicht aufhören werden, sie zu verdienen."

Nach einer bedeutungslosen fünften bejaht die Versammlung den Kern der sechsten Frage, ob die Juden die Verpflichtung hätten, Frankreich zu vertheidigen, indem sie die Vaterlandsvertheidigung für eine ehrenvolle und kostbare Pflicht erklärt. Sie erinnert daran, daß als den Juden durch Cyrus gestattet sei, nach Palestina zurückzukehren, nur 42000 unter ihnen von der Erlaubniß Gebrauch gemacht hätten und gerade die wohlhabenderen in Babylon geblieben seien, weist darauf hin, daß der englische Jude sich in Frankreich als Engländer, der Franzose in England als Franzose fühle und betont mit Nachdruck, daß viele Juden mit Auszeichnung unter Napoleons Fahnen gedient hätten.

Die folgenden Fragen nach der Wahl und Polizeigewalt der Rabbiner werden dahin beantwortet, daß sie früher von den Familienvorständen nach Mehrheit der Stimmen gewählt seien, jetzt aber die Art der Wahl verschieden und ungewiß sei, daß ihnen indeß keinerlei Polizeigewalt zustehe.

Durch diese Ausführungen war die folgende Frage erledigt und die zehnte Frage, ob es für die Juden verbotene Berufsarten gebe, beantwortet die Versammlung mit Nein, indem sie sich auf den Talmud bezieht. Dieser bezeichne den Vater als einen Erzieher für das Räuberleben, welcher seine Kinder nicht zu einem bestimmten Beruf anhalte.

Die beiden folgenden Fragen, ob es den Juden erlaubt sei, von ihren Glaubensgenossen oder von Andersgläubigen Wucherzinsen zu nehmen, beantwortet die Versammlung dahin, daß das mosaische Gesetz nicht einmal gestatte, von einem Juden überhaupt Zinsen zu nehmen. Dieses Verbot werde indeß nach dem Untergang des eigenen Staats nicht mehr beobachtet. Das Nehmen von Zinsen von einem Nichtjuden werde allerdings vom Gesetz und Talmud gestattet, beziehe sich aber offenbar auf Handelsgeschäfte, während das eben erwähnte Verbot, Zinsen von einem Juden zu nehmen, die Hingabe von Geld oder Vorräthen an solche Personen, welche dessen im Augenblick bedürftig seien im Auge habe. Der Wucher dagegen werde vom Talmud nach dessen bewährtesten Auslegern auf das entschiedenste verboten. Wenn auch anerkannt werden müsse, daß bei den Juden eine Neigung zu wucherischen Geschäften vorhanden sei, so sei die Anzahl dieser verwerflichen Mitglieder ihres Volks doch gering, und man dürfe ihr Gebahren nicht dem ganzen Volk anrechnen.

Die Antworten wurden dem Kaiser vorgelegt und erfreuten sich, wie er der Versammlung durch seine Commission mittheilen ließ der allerhöchsten Billigung.

In der Botschaft vom 18. September 1806 gab er der Versammlung dieses ausdrücklich zu erkennen. Nach einem Rückblick auf die Leidensgeschichte der Juden hebt sie hervor, daß auch jetzt noch manche Juden das Fernhalten vom Ackerbau und den nützlichen Beschäftigungen mit dem geringen Maß von Vertrauen zu der Dauer der neuen bessern Zustände zu rechtfertigen suchten. Dieser Mangel an Vertrauen sei bei Menschen erklärlich, deren ganze Existenz seit Jahrhunderten von der Laune des Augenblicks und der Willkür des Gewalthabers abhänge. Er sei aber ungerechtfertigt, denn der Kaiser versichere die Juden der freien Ausübung ihrer Religion und des vollen Genusses aller politischen Rechte. Aber für diesen erhabenen Schutz verlange er auf der anderen Seite eine religiöse Garantie für die genaue Beobachtung der Grundsätze, welche die Versammlung in ihren Antworten niedergelegt habe. Die Botschaft fährt fort: „Die Versammlung, wie sie heute zusammengesetzt ist, kann an sich Sr. Majestät diese Garantie nicht bieten. Es ist nothwendig, daß die Antworten von einer anderen achtungge-

bietenden und heiligen Versammlung zu Beschlüssen erhoben und neben den Talmud gestellt werden, damit sie so in den Augen der Juden aller Zeiten und Länder die größtmögliche Autorität gewinnen. Dieses ist auch das einzige Mittel, der Größe und Hochherzigkeit der Absichten Sr. Majestät entgegenzukommen und allen euren Glaubensgenossen den glücklichen Einfluß der gegenwärtigen denkwürdigen Zeit zu beweisen."

„Die Menge der Ausleger eures Gesetzes hat seine Reinheit zweifellos getrübt. Und die Verschiedenheit ihrer Auffassungen| mußte die Mehrzahl ihrer Leser zu Zweifeln führen. Jetzt handelt es sich darum, der Gesammtheit der Juden den wichtigen Dienst zu thun, ihre Glaubenslehre über die Materien festzustellen, welche euch bereits unterbreitet waren. Um in der Geschichte Israels eine Versammlung aufzufinden, welche durch die ihr verliehene Autorität geeignet wäre, die erwarteten Wirkungen hervorzurufen, muß man bis auf das große Sanhedrin zurückgehen. Dieses große Sanhedrin beabsichtigt Se. Majestät jetzt zusammenzuberufen. Diese mit dem Tempel gestürzte Körperschaft soll wiederauferstehen und in aller Welt das Volk erleuchten, dem es einst vorstand. Sie wird das Volk zum wahren Verständniß seines Gesetzes zurückrufen und ihm eine würdige Darstellung desselben geben, um alle lügenhaften Auslegungen zu unterdrücken. Sie wird ihm die Liebe und Vertheidigung der Länder, welche es bewohnt, zur Pflicht machen und wird es lehren, daß es mit allen Banden der Zuneigung, welche es an sein altes Vaterland fesselten, an den Orten hängen muß, wo es zum erstenmale seit seinem Zerfall seine Stimme erheben darf."

Dieses große Sanhedrin wurde denn auch von Napoleon zusammenberufen und von allen Synagogen Europas beschickt. Von deutschen Namen finden wir außer den elsässischen Friedberg, Willersheim, Schmoll, Worms, Mayer, Günzburg, Seligmann, Liebermann und andere. Es tagte in der auch im alten Testament üblichen Zahl von 70 Mitgliedern in Paris vom 8. Februar bis zum 9. März 1807.

Zum Präsidenten wurde der Rabbiner David Sintzheim aus Straßburg, zum ersten Beisitzer der Rabbiner Seyre aus Vercellae und zum zweiten Cologna aus Mantua ernannt. Als Sekretäre fungirten Mitglieder der deutschen und portugiesischen Synode. Für alle diese Aemter wurden die alttestamentlichen Bezeichnungen hervorgesucht und der Versammlung auch ein besonderes Kostüm, schwarzer Anzug mit Rabbaten und ein dreieckiger Hut vorgeschrieben.

Die Verhandlungen wurden hebräisch, französisch, deutsch und italienisch geführt.

Sowohl die Eröffnungsrede des H. Berr aus Nancy als auch die Einleitung, welche die Versammlung selbst ihren Beschlüssen voraus-schickt, drückt in schwülstiger und außerordentlich serviler Weise den Dank des Judenthums für Napoleon und die großen Hoffnungen aus, welche das Volk Israel an die Zusammenberufung des Sanhedrins knüpfte.

Sie nahm die von der ersten Versammlung bereits ausgesprochene Ansicht gleichfalls an, daß das göttliche Gesetz religiöse und politische Bestimmungen enthalte, die religiösen Satzungen seien ihrer Natur nach unwandelbar und unabhängig vom Wechsel der Zeiten und der Umstände, die politischen Bestimmungen dagegen, welche die Verwaltung und Verfassung des Volks Israel in Palestina regelten, hätten keine Bedeutung mehr, seit es kein eigenes Volk Israel mehr bilde.

Nach dieser Vorausschickung geht die Versammlung als rechtmäßig zusammenberufene Nachfolgerin des alten Sanhedrins dazu über, die Beobachtung der Staatsgesetze in religiöser Form vorzuschreiben, und giebt so gewissermaßen ein neues Gesetz für die Juden, welches nach Napoleons Idee an die Stelle alttestamentarischer und talmudischer Weisheit treten sollte. Sie beantwortet die ihr vorgelegten zwölf Fragen in derselben Weise wie ihre Vorgängerin, verpflichtet die Rabbiner die Staatsgesetze bei Einsegnung und Trennung der Ehen zu berücksichtigen, erklärt die Ehen zwischen Juden und Christen insofern für gültig, als sie mit keinem Fluch belegt seien, macht den Juden die Werke der Barmherzigkeit gegen ihre christlichen Mitbürger zur Verpflichtung und geht dann im Einzelnen auf die Wucher- und Zins-Fragen ein, in welcher sie sich auch den Staatsgesetzen vollständig anschließt. Von besonderen Vorschriften sei noch erwähnt ein Artikel, der jeden zum Militärdienst einberufenen Israeliten von der Beobachtung aller religiösen Gebräuche, die sich nicht mit dem Militärdienst vereinigen lassen, befreit.

Furtado in seiner Schlußrede nahm nochmals Veranlassung, auf den Vorwurf des Wuchers zurückzukommen. Er sagte:

„Mit Bezug auf das Darlehn habt ihr erkannt, daß die in den unglücklichen Zeiten, in welchen die persönliche Freiheit und das Eigenthum häufigen Angriffen ausgesetzt war, bei unserem Volk entstandene Gepflogenheit des Wuchers unentschuldbar wird unter dem Einfluß einer vortrefflichen Herrschaft, unter welcher es vollkommen Schutz findet."

„Daher war es Zeit, daß diese Gepflogenheit, welche den Juden so oft als ein Ausfluß ihrer Religion vorgeworfen wird, durch ein

jüdisches Tribunal die unauslöschliche Geißelung findet, welche sie verdient."

„Dann werden wir nach und nach die ungerechte Meinung verschwinden sehen, welche auf die Gesammtheit einen Tadel warf, den Einzelne verdienten, und welche auf Grund der Handlungen Einzelner eine moralische Gemeinsamkeit für eine ganze Klasse gewissermaßen consakrirte, nur aus dem Grunde, weil sie denselben Glauben bekannte*)."

Während von der napoleonischen Regierung Alles geschah, um die Beschlüsse des Sanhedrins auf officiellem und nichtofficiellem Wege zur Kenntniß des Volks und der Juden selbst zu bringen und ihre große Bedeutung von oben her überall auf das lebhafteste betont wurde, blieben auch die von dem erhabenen Zweck des Sanhedrins durchdrungenen Mitglieder in dieser Richtung nicht unthätig. Der Präsident Sintzheim erließ in hebräischer und französischer Sprache ein Sendschreiben an seine jüdischen Mitbürger, in welchem er in der jüdischen Geschichte drei Epochen, die Verfolgung, das Morgenroth der Leuchte der Aufklärung und den hellen Sonnenschein einer neuen Zeit unterscheidet, „in welcher eine erlauchte Gesellschaft sich in Frankreichs Hauptstadt versammelt, die Spuren der abgestreiften Fesseln tilgt und der leidenden Menschheit letzte Zähre trocknet". Er ermahnt seine Mitbürger, die alten Vorwürfe von sich abzulehnen, den Wucher aus ihrer Mitte zu verbannen und sich dem Ackerbau, den Handwerken und den schönen Künsten zu widmen**).

Nachdem Napoleon I. durch die Beschlüsse des Sanhedrins den Beweis geliefert zu haben glaubte, daß die religiösen Vorschriften der Juden nicht im Widerspruch mit seiner Gesetzgebung ständen und kein Hinderniß bildeten, von ihnen die volle Ausübung der bürgerlichen Pflichten zu verlangen, ging er dazu über, den Cultus der Juden zu regeln und durch dauernde gesetzgeberische Maßregeln ihrem Wucher entgegenzutreten und sie durch Gesetze zu erziehen.

Er erließ die großen Judendekrete vom 17. März 1808.

Durch das erste werden die Religionsverhältnisse der Juden geordnet. In jedem Departement, welches 2000 jüdische Einwohner enthält, wird ein Consistorium und eine Synagoge gebildet. Das Consistorium besteht aus dem Groß-Rabbiner, einem anderen Rabbiner und drei israelitischen Notabeln, welche nach einer von der Regierung aufgestellten

*) Die Beschlüsse des Sanhedrins wurden staatlich anerkannt. Und wer sie in Frankreich anficht, stellt sich außerhalb der jüdischen Religionsgenossenschaft.
**) Sintzheim, Sendschreiben. Straßburg, Silbermann.

Liste von 25 Personen gewählt werden. Unter den erforderlichen Eigenschaften ist auch aufgezählt, daß der Betreffende nicht „als Wucherer bekannt" sei.

Die Funktion des Consistoriums ist, darüber zu wachen, daß die Rabbiner, sei es öffentlich, sei es im Privatgespräch keine Lehre oder Gesetzesauslegung verbreiten, welche mit den Beschlüssen des großen Sanhedrins im Widerspruch steht.

In Paris wird ein Central-Consistorium gebildet, welches aus drei Rabbinern und zwei Laien besteht, und welchem die Beaufsichtigung der Provinzial-Consistorien und die Bestätigung der Rabbiner anvertraut ist.

Im Uebrigen werden die Gehälter der Rabbiner festgesetzt, ihre Pflichten und Rechte bestimmt und die Aufbringung der Kultuskosten und sonstigen Gemeinde-Bedürfnisse geregelt.

Daß die gewählten Mitglieder der Consistorien der Bestätigung Seitens der Regierung bedürfen, versteht sich bei napoleonischen Dekreten von selbst.

Der centralisirende Zug, welcher durch alle napoleonischen Institutionen hindurchgeht, ist auch in diesem Dekret nicht zu verkennen; es bildet aber trotz aller liberalen, späteren Aenderungen, bei denen namentlich dem Laienelement und der Auswahl desselben eine größere Freiheit eingeräumt ist, immer noch die Grundlage der jüdischen Kirchen- und Gemeinde-Verfassung für Frankreich und Elsaß-Lothringen.

Ein anderes Dekret (vom 17. März 1808) setzt an die Stelle der Bestimmungen jenes eine Art Moratorium statuirenden Gesetzes vom 30. Mai 1806 sehr in's Einzelne gehende Ausnahmebestimmungen.

Zunächst wird jedes Darlehn für von Rechtswegen unverbindlich und uneinklagbar erklärt, welches von einem Juden einem Minderjährigen ohne Genehmigung des Vormunds, einer Ehefrau ohne Autorisation des Ehemanns, einem Soldaten oder Unterofficier ohne Genehmigung des Hauptmanns und einem Officier ohne diejenige des Truppenchefs gegeben wird. Auch jeder weitere Inhaber oder Cessionar soll keinen Vortheil aus demselben ziehen können. Dann wird jede Klage aus einem Wechsel, Check oder anderen Zahlungsversprechen, welche von einem Nichthandelsmann zu Gunsten eines Juden ausgestellt ist, für unzuläßig erklärt, wenn nicht der Nachweis geliefert wird, daß der Werth des Papiers voll und ohne Betrug gezahlt sei.

Jede Forderung, deren Grundstock auf offene oder geheime Weise durch Zinsenanhäufung um mehr als 5 Procent erhöht ist, muß von den Gerichten ermäßigt werden. Wenn die dem Capital zugeschlagenen

Zinsen 10 Procent übersteigen, wird die ganze Forderung für wucherisch und als solche für nichtig erklärt.

Des Weiteren wird auch hier die schon im bürgerlichen Gesetzbuch allgemein den Gerichten eingeräumte Befugniß wiederholt, bei gerechtfertigten und nicht wucherischen Zinsen den Schuldnern angemessene Zahlungsfristen zu bewilligen.

Die folgenden Artikel bestimmen, daß kein Jude vom 1. Juli 1808 an irgend einen Handel, ein Gewerbe oder sonstiges Geschäft betreiben darf, ohne daß ihm hierzu ein Patent vom Präfekten verliehen werde. Diese Patente sollen ihm nur auf sorgfältige Erkundigungen und ein Attest des Municipalraths, daß er kein wucherisches oder verbotenes Geschäft betrieben habe, und auf ein weiteres Zeugniß des Consistoriums über seine gute Führung gewährt werden. Die Patente sollen jedes Jahr erneuert werden, und die General-Prokuratoren die Entziehung der Patente durch Entscheidung der Appellhöfe betreiben, wenn ein patentirter Jude ein wucherisches oder verbotenes Geschäft betreibt. Jedes Handelsgeschäft eines nicht patentirten Juden wird für nichtig erklärt. Ebenso wird jede Hypothek des nicht patentirten Juden aus einem Gewerbe oder Handelsgeschäft für nichtig erklärt. Für alle Nicht-Handelsgeschäfte eines nicht patentirten Juden wird die Zulässigkeit eines gerichtlichen Verfahrens darüber angeordnet, ob ein wucherisches oder verbotenes Geschäft zu Grunde liege. Die Gerichte werden beauftragt, die Forderungen zu ermäßigen und wenn die Zinsen 10 Procent übersteigen, zu vernichten. Es wird den Juden jedes Darlehen gegen Annahme eines Unterpfandes an Dienstboten oder Tagelöhner sowie jede Pfandannahme von Arbeitswerkzeugen, Instrumenten, Utensilien und Kleidern von Dienstboten, Arbeitern und Tagelöhnern untersagt, ebenso jede sonstige Annahme von Pfändern beim Darlehen, wenn nicht ein Notar in einem Akte bestätigt, daß das geliehene Geld in seiner Gegenwart ausgezahlt sei.

Keinem Juden, der nicht zur Zeit des Inkrafttretens des Gesetzes in den Departements Ober- und Nieder-Rhein domicilirt ist, wird fernerhin gestattet, sich dort niederzulassen. Ebenso wird es im ganzen französischen Reich den in einer Gemeinde nicht domicilirten Juden nur dann gestattet, sich niederzulassen, wenn sie ein ländliches Grundstück ankaufen und Ackerbau treiben, ohne sich in Handels- und sonstige Geschäfte zu mischen. Der Kaiser behält sich selbst vor, Ausnahmen zu gestatten.

Sodann wird die persönliche Wehrpflicht der Juden mit den Worten angeordnet „tout juif conscrit sera assujeté au service personel", und

ihnen die Einstellung von Stellvertretern, die ja sonst für zulässig erklärt und bei vermögenden Franzosen allgemein üblich war, verboten.

Die Dauer dieser allgemeinen Beschränkungen wurde auf zehn Jahre festgesetzt. Der Kaiser spricht die Hoffnung aus, daß nach Ablauf dieser Zeit kraft dieser Maßregeln kein Unterschied zwischen seinen jüdischen und anderen Unterthanen mehr bestehe, behält sich aber vor, die Dauer des Dekrets zu verlängern, wenn seine Erwartungen sich nicht erfüllten.

Mit diesen Dekreten war die napoleonische Gesetzgebung hinsichtlich der Juden zum Abschluß gelangt.

Die Juden Frankreichs mögen, nachdem sie in den Reden und Beschlüssen des kleinen und des großen Sanhedrins und der noch neben diesen Versammlungen tagenden jüdischen Notablen-Versammlung den Kaiser als Befreier des jüdischen Volks begrüßt hatten solche Ausnahmegesetze wie das dritte Dekret vom 17. März 1808 nicht mehr erwartet haben. Aber der unbefangene und vorurtheilsfreie Leser der Gesetze wird ihre einheitliche Idee derselben erkennen. Ungegründet erscheinen die Angriffe der Gegner, welche wie Grätz in seiner Geschichte der Juden jedes dieser Gesetze auf plötzliche Einflüsse und besondere Neigungen und Abneigungen der einzelnen Berichterstatter über die den Dekreten zu Grunde liegenden Gegenstände zurückführen. Das beweisen schon die bei Grätz mitgetheilten Reden des Kaisers, welche er im Jahre 1806 im Staatsrath gehalten hat. Schon in der Sitzung vom 7. Mai 1806, in welcher Napoleon zuerst seine Absicht kund giebt, „die Generalstaaten der Juden" wie er sie nennt, zusammenzuberufen, sagt er „nicht mit metaphysischen Gesetzen kann man die Juden regeneriren, hier sind einfache Gesetze nothwendig und zwar Ausnahmegesetze", nachdem er in seiner früheren Rede vom 30. April sich in außerordentlich scharfer Weise über den Wucher der Juden und die Unmöglichkeit, ihnen das Elsaß, den Schlüssel Frankreichs, zu überlassen ausgesprochen hatte. Die außerordentliche Heftigkeit seiner Ausdrücke mag bei dem leidenschaftlichen Charakter des Kaisers durch die humane oder nach seiner Ansicht ideologische Vertheidigung der Juden hervorgerufen sein, auf welche er im Staatsrath stieß, aber schon in diesen Reden sind die Grundzüge enthalten, welche seinen späteren gesetzlichen Maßregeln die Richtung gaben.

Er wollte die Juden nur dort unter Ausnahmegesetze stellen, wo es nach seiner Ansicht nothwendig war. Und daß er sie dort von dem Druck des dritten Dekrets vom 17. März 1808 befreite, wo dieses nach den eingezogenen Berichten nicht nothwendig erschien, ist ein fernerer Beweis dafür, daß er sie nicht willkürlich drücken, sondern regeneriren

wollte. Deshalb wurden die Juden von Bordeaux, welche schon von den französischen Königen Heinrich II. und Heinrich III. unter ihren besonderen Schutz genommen waren, und welche auch später das Parlament von Bordeaux gegen beabsichtigte Verfolgungen siegreich vertheidigt hatte, von der Ausnahmestellung des Dekrets von vorn herein ausgenommen, weil sie zu keinem Tadel Veranlassung gegeben hätten. Und ebenso die Juden der Departements Gironde und Landes. Am 16. Juni 1808 wurde das Dekret für die Juden von Livorno, am 22. Juli 1808 für diejenigen der Basses Pyrenées, am 11. Juli 1811 für die Alpes maritimes und einige andere Departements und am 26. December 1813 für die Juden von Paris aufgehoben, so daß es im Wesentlichen nur noch für die Juden der nördlichen und östlichen Departements bestand.

Als der Ablauf der in dem Dekret festgesetzten und für die östlichen Departements noch bestehenden zehnjährigen Frist herannahte, bemächtigte sich ihrer, soweit in ihnen die Judenschaft zahlreich vertreten war, eine lebhafte Unruhe. Namentlich äußerte sie sich im Elsaß. Der Conseil général des Ober-Rheins sprach sich darüber in folgender Weise aus:

„Der Conseil général sieht mit Unruhe und Schmerz die traurigen Folgen, welche für die Bevölkerung dieses Departements die Nichterneuerung des Dekrets vom 17. März 1808 gegen die wucherischen Forderungen der Juden haben würde."

„Es handelt sich nicht darum, sie unter Ausnahmegesetze zu stellen, weil sie Juden sind, sondern weil sie gewohnheitsmäßige Wucherer sind und weil nur die Wahl vorhanden ist zwischen der Aufrechthaltung ihrer betrügerischen Titel und dem Ruin des Volks. Wir leben nicht mehr in dem blinden Zeitalter, in welchem man sagte „„die Colonien mögen lieber zur Grunde gehen als ein Princip"". Die Folge der Nichterneuerung jener Maßregel würde gerade das Wiederaufleben der älteren schlechtesten Titel in ihren Händen sein, während die Herrschaft des Dekrets sie zwang, dieselben in ihrem Portefeuille zu bewahren."

Der Generalrath führt weiter aus, daß gerade aus den Nachbarländern die Juden in's Elsaß zusammenströmten, weil sie in den Grenzländern mehr bedrückt und bewacht würden, weist auf den im Allgemeinen ruhigen und geduldigen Sinn der Elsasser hin, der aber durch die betrügerischen Handlungen der Juden zum äußersten gereizt sich zu lebhaften Thätlichkeiten und Unruhen hinreißen lassen könnte, und warnt vor der Aufhebung, indem er noch hervorhebt, daß es für das Departement keinen Gegenstand von größerer Wichtigkeit gäbe.

In derselben Weise sprach sich auch ein Gutachten des Ober-Landes-Gerichts zu Colmar aus.

Damals wurden eine Menge von Vorschlägen laut, um das Ueberhandnehmen der Juden und ihre wucherischen Umtriebe zu unterdrücken. Betting de Lancastel, der in den 20er Jahren als Unterpräfekt in Colmar Gelegenheit hatte, den unheilvollen Einfluß der Juden auf die dortige Landbevölkerung kennen zu lernen, weil gerade dort die Klagen von jeher am lautesten waren und es auch noch sind, prüft sie unbefangen. Er beklagt, daß von Napoleon I. Nichts geschehen sei, um den Unterricht der Juden zu heben, und tadelt bei den napoleonischen Ausnahmegesetzen, daß gerade dieser wichtige Punkt bei der vom Kaiser betonten Erziehungsmethode vernachlässigt sei. Er theilt aus seinen Erfahrungen mit, daß wohl einzelne reiche Juden ihren Kindern Privatstunden geben ließen und andere ärmere die Volksschule besuchten, aber bei der großen Abneigung der jüdischen Bevölkerung gegen den Unterricht machten im ganzen Ober-Elsaß nur etwa zwanzig Kinder davon Gebrauch. Man habe gut geschriebene Katechismen mit Vorschriften über die religiösen und staatsbürgerlichen Pflichten unter die jüdischen Kinder zu ihrer Belehrung vertheilt, allein sie seien in zu geringer Anzahl zur Vertheilung gelangt und in französischer Sprache geschrieben, daher für die Juden durchaus unverständlich. Mit großer Mühe habe er bei einem jüdischen Kinde ein solches Exemplar aufgetrieben; es sei neu gewesen, als wenn er es direkt aus einer Buchhandlung bezöge.

In Straßburg, wo die Juden die Wohlthaten eines guten Unterrichts genössen, gebe es manche Mitglieder des mosaischen Glaubens, deren Sitten und Gewohnheiten sich gebessert hätten, und denen Niemand etwas Böses nachsagen könnte.

Die Idee des allgemeinen gesetzlichen Schulzwangs war ihm noch fremd; aber er fordert eine Art von Schulzwang für die Juden und die Einrichtung von Judenschulen für jeden Kreis, sowie eine strenge Kontrolle der in ihnen verbreiteten Lehren namentlich dahin, ob die von den Lehrern ihren Schülern beigebrachten Grundsätze mit den Beschlüssen des Sanhedrin übereinstimmten.

Er erklärt, die an das Dekret vom 17. März 1808 geknüpften Hoffnungen hätten sich nicht erfüllt, weil die Sitten eines Volks mächtiger seien als die Gesetze, und man die wahren erziehlichen Mittel versäumt habe, um die jüdische Bevölkerung zu bessern.

Die Beschlüsse des Sanhedrins seien im Großen und Ganzen wenig bekannt. Es sei den Juden angenehmer, zu glauben, sie hätten kein Vaterland und keine Verpflichtungen gegen dasselbe. Sie zögen vor, zu glauben, daß ihnen der Wucher gestattet sei, und die wenigen, welche die Beschlüsse des Sanhedrins kannten, gäben vor, dieselben seien er-

zwungen, die Gottesgelehrten seien nicht frei gewesen, obwohl in der That kein Protest gegen diese Beschlüsse erfolgt ist*).

Der vorurtheilsfreie Verwaltungsbeamte prüft die gegen die Juden laut gewordenen Klagen und die Besserungsvorschläge in unbefangener Weise. Und er hält von den letzteren, deren damals eine große Menge laut wurden, nur die Errichtung von Darlehnskassen für die ländliche Bevölkerung und scharfe Gesetze gegen den Wucher für angebracht. Er empfiehlt eine Commission zur Ueberwachung des Zinsfußes und weist auch hier wieder auf Straßburg hin, wo sich aus dem Schooße der jüdischen Bevölkerung heraus eine solche gebildet und sehr viel Gutes gestiftet habe. Er schlägt vor, solche Commissionen aus dem Präfekten als Vorsitzenden, einem Mitglied des Generalraths, einem Deputirten und zwei Israeliten von hervorragender Bedeutung zusammenzusetzen.

Weiter fordert er die Amtsentsetzung aller Rabbiner, welche die alten Vorurtheile der jüdischen Unwissenheit begünstigten und sich nicht auf den Boden der Beschlüsse des Sanhedrin stellten.

Trotz der vielfach geäußerten Befürchtungen wurde das napoleonische Dekret nach Ablauf der 10 Jahre nicht erneuert und damit hatte die von Napoleon geplante Ueberleitung der Juden zu ordentlichen gleichberechtigten Staatsbürgern ihr Ende erreicht.

Im Allgemeinen betrachtet man die Aufgabe des Sanhedrins, dessen Zusammentritt von den Juden selbst mit so großen Hoffnungen begrüßt wurde, als gescheitert. Und insofern ist sie allerdings als gescheitert zu betrachten, als es dem Kaiser nicht gelungen ist, die Beschlüsse des großen europäischen Sanhedrins gewissermaßen als ein neues Gesetz an die Stelle des mosaischen und namentlich an Stelle des Talmuds zu setzen. Daß aber eine aus den hervorragendsten und berufensten Vertretern des Judenthums zusammengesetzte Versammlung die Vereinbarkeit der Sätze des Talmuds mit den Grundlagen des modernen Staats anerkannte und das Verdammungsurtheil über diejenigen unter ihren Glaubensgenossen aussprach, welche die christlichen Mitbürger zu ihren Gunsten ausbeuten wollten, war immerhin ein Ereigniß nicht für Frankreich allein, sondern für die ganze damalige civilisirte Welt. Und mögen die im Elsaß gemachten Ausstellungen an den Gesetzen und ihren Wirkungen auch zum Theil begründet sein und namentlich der Einfluß der Schule bei der Gesetzgebung nicht genügend in den Vordergrund getreten sein, so wird doch die in Frankreich mit

*) Betting de Lancastel. Considérations sur l'état des juifs dans la société chrétienne et particulièrement en Alsace. Strassburg 1824.

Ausnahme der östlichen Departements in hohem Grade durchgeführte Vermischung der Gegensätze zwischen Christen und Juden mit auf den Einfluß der napoleonischen Gesetzgebung zurückzuführen sein. Wie wünschenswerth aber eine in moderner Sprache abgefaßte und von den Juden anerkannte Zusammenfassung der Regeln des Talmuds über das Verhältniß der Juden zu den Andersgläubigen für sie selbst wäre, das haben wohl am klarsten die Preßprocesse der letzten zehn Jahre wegen Beleidigung der jüdischen Religion bewiesen, in welchen die anerkanntesten Kenner der hebräischen Sprache über den Inhalt und die Wortbedeutung talmudischer Sätze gerade in dieser Beziehung so widersprechende Gutachten abgegeben haben.

Goethes Elpenor.

Von

Gustav Kettner.

1.

Der Elpenor wurde, wie Goethe in seinem Tagebuch vermerkt hat, am 11. August 1781 angefangen, zu einer Zeit, als man in Weimar der Niederkunft der Herzogin Luise mit dem Wunsch und der Hoffnung entgegensah, daß dem Fürstenpaare nach fast sechsjähriger Ehe endlich der ersehnte Erbprinz geschenkt werden möchte; schon durch den Namen des Helden sollte es, wie es scheint, die Hoffnungen, die sich an die Geburt desselben knüpften, verkörpern. Bereits am 19. August konnte der Dichter der Frau von Stein melden, daß er an diesem Tage die zweite Scene zu beendigen hoffe. Aber am 10. September wurde die Herzogin von einer todten Prinzessin entbunden; in der „Stille und Trauer" (Tagebuch) jener Tage blieb das begonnene Drama liegen. Erst zwei Jahre später, nach der glücklichen Geburt des Erbprinzen Karl Friedrich, als „Alles in Gedichten, Glückwünschungen und Freude lebte" (Herder an Hamann 17. Februar 1783), nahm Goethe die abgebrochene Dichtung wieder auf. Am 2. März 1783 schreibt er an Frau von Stein: „Mein Stück zieht sich ins Weite und kriegt mehr Körper. Ich werde aber auf keine Weise fertig", und am folgenden Tage an Knebel: „Ich hatte gehofft, das Stück, dessen Anfang du kennst, auch noch [d. h. neben den Festcantaten Wielands und Herders] bis zum Ausgang der Herzogin fertig zu schreiben, es ist aber unmöglich. Der alte Plan war fehlerhaft, und ich mußte es von vorne an neu umarbeiten. Ich fahre sachte daran fort, und ich denke, es wird nicht zu spät kommen." Endlich am 5. März an Frau von Stein: „Mit Freuden meld' ich, daß meine zwei ersten Akte fertig sind, mich verlangt, dir zu lesen, was du noch nicht gehört hast." Der Kirchgang

der Herzogin fand am 9. statt, von einer Fortsetzung des Elpenor ist nachher nicht mehr die Rede.

Die ausgearbeiteten zwei Akte sollten nach der Ankündigung der 1786 begonnenen Ausgabe der „Schriften" im 6. Bande zusammen mit den Fragmenten des Egmont veröffentlicht werden. Die Vollendung dieses Dramas sowie des Tasso ließ indessen den Dichter davon abstehen, andere Bruchstücke als die des Faust in diese Ausgabe aufzunehmen. Auch hatte er, wie er im Juni 1798 Schiller bekennt, den Elpenor „bald in Aversion genommen". Als er das Fragment damals dem Freunde mittheilte, hatte er es „seit zehn Jahren gewiß nicht wieder angesehen". „In das beiliegende Manuscript", fügte er hinzu, „mochte ich gar nicht hineinsehen; es mag ein Beispiel eines unglaublichen Vergreifens im Stoffe, und weiß Gott für was noch anders ein warnendes Beispiel sein. Ich bin recht neugierig, was Sie diesem unglücklichen Produkt für eine Nativität stellen." Daß Schiller, obwohl er anfangs Goethes Autorschaft gar nicht ahnte, dennoch im Ganzen günstig urtheilte und es schließlich als „ein schätzbares Dokument für die Geschichte seines Geistes und seiner Perioden" bezeichnete, mochte ihn wohl wesentlich mit dazu bestimmen, es in die erste Cottasche Ausgabe seiner Werke von 1806 aufzunehmen. Er übergab zu diesem Zwecke Riemer das Manuscript zur Durchsicht. „Das Stück war", berichtet dieser (Mittheilungen über Goethe II, 625) „in der sogenannten poetischen d. h. rhythmischen Prosa, wie auch die erste Iphigenia, und zwar in fortlaufendem Context geschrieben. . . Ich bewog ihn, den größtentheils schon jambisch fortlaufenden Text vollends in Verse abzutheilen. Er überließ jedoch, da er fast kein Interesse mehr daran hatte, die Arbeit mir, der sie, als seine erste der Art, noch furchtsam und vielleicht zu ängstlich gewissenhaft ausführte, in der Meinung, es sei sowenig als möglich durch Zusätze oder Weglassung daran zu ändern; daher denn auch hie und da Verse mit zu viel oder zu wenig oder gar keinen Füßen mit unterlaufen." Daß indessen Goethe selbst die Redaktion sorgfältig überwacht haben muß, läßt sich jetzt aus den Eintragungen des Tagebuches erkennen: danach beschäftigte sie ihn am 27. und 28. August, 1., 25. und 26. Oktober 1806 (Werke, Weimar. Ausg. III, 2, 165. 172. 176).

So erschien der Elpenor im 4. Bande im Anschluß an die Laune des Verliebten, die Mitschuldigen, Geschwister, Mahomet und Tankred, also Werke von französischer Technik. In den späteren Ausgaben (seit 1815) wurde er zweckmäßiger den Dramen klassischen Stils angereiht (vgl. Scherer im Goethe-Jahrb. III, 164. 168).

Wenn Zelter nach der Veröffentlichung an Goethe schrieb: „Welch ein Fragment! Man ist durch diesen ersten Akt vollkommen in alle fünf Akte des Stückes eingerichtet wie im eigenen Hause; man sieht, wie alles kommen muß, aus der Gesundheit und Fülle der ersten Gliedmaßen", so ist dieses Urtheil durch die bisherigen Versuche, den Plan der Fortsetzung zu bestimmen, nicht bestätigt. Lange ließ man sich sogar in der Gesammtauffassung der Dichtung durch den Zusatz des Titels „Ein Trauerspiel" — der überdies vielleicht ebenso wie das Personenverzeichniß willkürlich von Riemer hinzugefügt ist — soweit beirren, daß man einen tragischen Ausgang des Helden selbst voraussetzte. Erst Zarncke*) wies in überzeugender Weise darauf hin, wie undenkbar es sei, daß Goethe „an dem Tage, an dem die Herzogin im Gotteshause ihre Gebete für den ihr endlich geschenkten Sohn zum Himmel emporsendete, ihr das Bild einer Mutter habe vorführen wollen, deren sämmtliche Hoffnungen wir zum Schlusse an der Leiche ihres Sohnes, des Thronerben, grausam zerknickt sehen." Neben Zarncke haben besonders v. Biedermann**) und Seuffert***) ein richtigeres Verständniß des Fragments und der in demselben liegenden Ansätze für die weitere Handlung angebahnt.

Das Zurückgehen auf die Quellen der dramatischen Fabel führt uns nicht weiter. Goethe entlehnte, wie Zarncke nachwies, einzelne Namen und Motive aus der Antiopesage, wie sie Hygin in der 8. Fabel nach Euripides erzählt; mancherlei Berührungen des Elpenor mit einem chinesischen Stück „des Hauses Tschao kleine Waise, die sich glänzend rächt", welches Goethe wohl durch Du Halde, description de la Chine bekannt wurde, hat v. Biedermann entdeckt — doch haben diese Vorbilder jedenfalls nur die äußerlichste Anregung gegeben, die Ausgestaltung des Stoffes ist so selbständig, daß die Dichtung im Wesentlichen als eine frei erfundene gelten kann.

Um den Plan, welchen Goethe seinem Drama zu Grunde gelegt hatte, deutlich zu erkennen, ist es nicht bloß nöthig, alle Verzahnungen der Handlung sorgfältig zu prüfen, sondern vor allem die eigenthümliche Composition der vollendeten beiden Akte einer genauen Analyse

*) Zur fünfzigjährigen Wiederkehr des Tages, welcher einst K. A. Hase der Universität Jena zuführte, zum 15. Juli 1880. (Leipzig, Druck v. Drugulin. — Nur in 50 Exempl. abgezogen.)

**) Goethe-Forschungen, Frankfurt a. M. 1879, S. 94—123. — Goethe-Forschungen, Neue Folge, Leipzig 1886, S. 132—159. — Die ältere Litteratur verzeichnet Strehlke, Ueber Goethes Elpenor und Achilleis, Marienwerder 1870, S. 8. — Gegen Zarncke erhob nur Ellinger Einspruch, Goethe-Jahrb. VI, 262 fg.

***) Archiv für Litteraturgeschichte XIV, 390 fg.

zu unterziehen, die Stellung, welche die einzelnen Personen in dem Aufbau derselben einnehmen, zu bestimmen. Diese letztere Aufgabe, welche doch die sichersten Aufschlüsse verspricht, ist bis jetzt noch gar nicht in Angriff genommen.

Zunächst aber müssen wir uns die Hauptmomente der Exposition vergegenwärtigen.

2.

Zwei Brüder herrschten einst gemeinsam über ein weites Reich. Der eine hieß Lykus; von dem anderen wird kein Name genannt, er war vermählt mit Antiope, der Tochter eines benachbarten Königs. Zu gleicher Zeit wird beiden ein Sohn geboren. Bald darauf fällt Antiopes Gemahl auf der Rückkehr aus einem siegreichen Kriege in einem tückischen Hinterhalt. Die Wittwe begiebt sich mit ihrem Sohn, nur begleitet von einer Frau und wenigen Knechten, zu ihrer Mutter, um bei ihr Trost zu suchen. Als der Zug an dem nicht weit von der Hauptstadt der letzteren*) sich hinziehenden Grenzgebirge anlangt, wird er plötzlich von Bewaffneten überfallen. Die Knechte werden getödtet, Antiope selbst wird verwundet, sodaß sie ohnmächtig niedersinkt, man entreißt ihr den Knaben, „auch die Gefährtin schwergeschlagen fällt“. „So fanden uns“, erzählt Antiope, „die Hirten des Gebirges, verbanden meine Wunden, führten sorgsam die Sterbende zurück, ich kam und lebte.“ Von dem weiteren Schicksal der Gefährtin schweigt sie, obwohl sie doch vorher nur ihre Verwundung erwähnt hatte.

Den Ueberfall ebenso wie die Ermordung des Gatten hat ihr Schwager Lykus durch seinen Vertrauten Polymetis ausführen lassen, um so das ganze Reich zu gewinnen. Polymetis aber hat den geraubten Knaben insgeheim am Leben erhalten, offenbar um an ihm stets ein Mittel gegen den König und dessen Sohn in der Hand zu haben, falls diese seiner vergessen sollten. Er hat ihn „in den Klüften“ d. h. doch wohl in jenem Gebirge, wo die That geschah, verborgen.

Zum Scheine läßt Lykus das Land eifrig nach dem verschwundenen Sohne der Antiope durchforschen, der — wie Orest in der Iphigenie — durch ein doppeltes Zeichen, eine dreifache goldene Kette mit dem Bilde der Sonne und ein braunes Mal, am Nacken kenntlich ist. Natürlich ist alles Suchen vergebens. Lykus wird Herr des ganzen Königreiches, Antiope zieht sich zu ihrer Mutter zurück. Als sie nach dem Tode derselben ihr Reich geerbt hat, sieht sie sich bald, eine zweite Penelope,

*) „Du kennest das Gebirg“, sagt Antiope zu Elpenor I, 4 (417 Hempel), der bisher noch nicht weit gekommen ist.

von Freiern bedrängt. In ihrer Noth wendet sie sich an ihren Schwager, den sie „zwar nie geliebt hat, dessen Klugheit sie aber stets vertrauen konnte“. Bei der Zusammenkunft erblickt sie seinen Sohn Elpenor, dessen Mutter wir uns inzwischen gestorben zu denken haben, und sogleich ergreift sie eine räthselhafte Liebe zu dem Kinde. „Da sprach ich zu mir selbst, als ich betrachtend dich zwischen meinen Knien hielt: so war das Bild, das mir die Wünsche vorbedeutend durch meine Wohnungen geführt. Solch einen Knaben sah ich oft im Geist auf meiner Väter altem Stuhl am Herd sich lagern.“ Zu ihrer Ueberraschung entdeckt sie an ihm dasselbe Mal, welches ihr Sohn trug, erklärt es sich aber als gemeinsames Erbtheil des Geschlechtes. Da auch Elpenor nicht wieder von ihr lassen will, so bittet sie den König, ihr den Knaben bis zu seiner Mündigkeit anzuvertrauen; nach langem Zögern und erst, als sie verspricht, Wittwe zu bleiben und seinem Sohne auch ihr eigenes Reich zum Erbe zu geben, willigt der Vater ein.

Daß in der plötzlich mit so wunderbarer Macht hervorbrechenden Liebe der Antiope zu Elpenor die untrügliche Stimme des Mutterherzens sich verräth, ist unverkennbar. Es muß also eine Vertauschung der beiden Königssöhne stattgefunden haben. Von wem sie ausging, ist nicht angedeutet; Polymetis, an den man zunächst denken könnte, weiß nichts von dem Tausche, denn er nennt zweimal, und zwar in einem Monologe, Elpenor den Sohn des Lykus.

Die beiden Knaben haben sich, entsprechend der Art der Eltern, verschieden entwickelt. Den Sohn des Lykus, der in den Klüften des Gebirges aufgewachsen ist, nennt Polymetis ein „Ungeheuer“. Dagegen ist Elpenor unter Antiopes Hut ein „schöner, muntrer Knabe“ geworden. Neben ihr selbst hat ihre alte treue Dienerin Evadne ihn gepflegt und erzogen. Polymetis hat den Verkehr zwischen Vater und Sohn vermittelt, er hat es verstanden, sich „durch Freundlichkeit und guten Willen“ auch bei dem letzteren beliebt zu machen. — Als Elpenor zum Jüngling herangewachsen ist, macht sich Lykus mit einem zahlreichen Gefolge auf, um den Sohn wieder in die Heimath zurückzugeleiten, Polymetis wird mit glänzenden Geschenken voraufgesandt. In Antiopes Palast rüstet man sich schon in der Frühe zu festlichem Empfang; am Mittag soll der König eintreffen.

Man sieht, die Verhältnisse drängen auf eine Entscheidung hin. In diesem Moment hochgespannter Erwartung setzt die Handlung des Dramas ein. Mit sicherer Hand hat der Dichter die complicirten Voraussetzungen derselben straff zu eine reinheitlichen Weiterentwicklung zusammengefaßt. —

Im Drama ist Elpenor als der eigentliche Held zwar von Anfang an entschieden in den Vordergrund gestellt; auf ihn als den Mittelpunkt der Handlung beziehen sich alle Fäden derselben, welche die beiden ersten Akte anknüpfen, sein weiteres Schicksal bildet am Schluß den Hauptgegenstand des Interesses — aber dieser Stellung entspricht nicht ganz seine eigene Theilnahme an der Handlung, seine Rolle erscheint hier zunächst noch als eine wesentlich passive. Die verschiedenartigsten Einflüsse treten an ihn heran, von Anderen wird die äußere Verwicklung herbeigeführt und der dramatische Conflict für ihn geschürzt.

Drei Personen fällt in den beiden Akten in einfach-klarer Gliederung nach einander die Führung der Handlung zu: in der ersten Hälfte des ersten Aktes der Evadne, in der zweiten der Antiope, im zweiten Akte dem Polymetis.

3.

Am machtvollsten tritt unter den Charakteren des Dramas Antiope hervor. Sie verknüpft am engsten die gegenwärtige Handlung mit der Vergangenheit, auf ihr hat das Geschick des Hauses bisher am schwersten gelastet, von ihr überkommt Elpenor seine schicksalsvolle Aufgabe.

Mit Wehmuth zwar, aber doch „gesetzt und freudig“ sehen wir sie zu ihrem Pflegesohn treten, um ihn „in das Leben zu entlassen“. Mit derselben Fassung beginnt sie die Erzählung ihrer Leiden. Eine tiefe Trauer liegt zwar über ihren Worten, aber in dem epischen Ton der Rede, welche in klarem Zusammenhang die Ereignisse entwickelt, bei einzelnen Scenen ausmalend verweilt und die Aeußerungen des Schmerzes nur leise einklingen läßt, scheint ein Herz zu uns zu sprechen, dem das Erlittene gegenständlich geworden ist.

Dann führt sie den Elpenor an den Altar, damit er vor den Göttern des Hauses den Schwur der Rache leiste. Auch die Beschwörung trägt zunächst den Charakter feierlicher Ruhe; so schildert sie die Trauer der Penaten beim Erlöschen des Geschlechts, so das rastlose Walten des Rachedämons. Aber indem sie sich nun ausmalt, in welcher Weise die Rache stets den Schuldigen ereilt, wird die Sprache leidenschaftlicher, und als sie endlich den Fluch über den Mörder ausspricht, da scheint es fast, als könne sie sich nicht ersättigen in wilder Lust, mit einer solchen grausamen Sorgfalt zeichnet sie dem Elpenor vor, wie er jenen Fluch an dem Frevler selbst und allen den Seinen vollziehen soll. Indessen, als nun Elpenor geschworen hat „aller ihrer Wünsche Umfang zu erfüllen“, scheint plötzlich auch die finstere Leidenschaft, die wie ein Rausch sie überkam, verflogen. Sie fühlt „des Lebens Last von sich

genommen", denn „der Haß ist eine läst'ge Bürde, er senkt das Herz tief in die Brust hinab und legt sich wie ein Grabstein schwer auf alle Freuden. Nicht im Elend allein ist fröhlicher Liebe reiner, willkommener Strahl die einzige Tröstung." So steigt sie hinab zur heiligen Quelle, die des Hauses Fuß benetzt, um „wegzuwaschen der Rachegöttinnen Flecken hinterlassende Berührung; weithin führt sie allreinigend nun die Welle, und ein stiller Keim friedlicher Hoffnung hebt wie durch gelockerte Erde sich empor und blickt bescheiden nach dem grün färbenden Lichte".

Ein neues Gelübde nimmt sie jetzt dem Jüngling ab. Mit Handschlag und Schwur muß er ihr versprechen, falls ihr Sohn noch lebe und wieder erscheine, mit ihm das Reich zu theilen. Das Verhältniß der beiden Aufgaben, welche so an Elpenor herantreten, bestimmt sie selbst deutlich genug mit den Worten: „Schöner als das Ziel der Rache sei dir dieser Blick in alle Fernen deines Wandels", wie sie ja auch vorher schon die Liebe über den Haß gestellt hatte. Und indem sie Elpenors „künftiges Geschick" sich vorstellt und daran denkt, daß „den Großen mit großem Maße Freud' und Schmerzen bereitet sind", tröstet sie sich und ihn mit der Zuversicht, daß „das Leben alles überwiegt, wenn die Liebe in seiner Schale liegt". So scheidet sie von ihm mit dem Wunsche: „Und fröhlich sei Dir eines neuen Lebens Tag!"

Diese Schlußworte des ersten Aktes klingen wie ein Omen für den Ausgang des ganzen Dramas. Daß auch der Antiope keine tragische Rolle in demselben zugedacht sein konnte, scheint mir schon nach dieser Introduktion derselben unzweifelhaft. Aber für einen schweren dramatischen Conflikt sind die Elemente gegeben, sie liegen in ihrem Verhältniß zu Elpenor.

Ihr eigener Sohn, glaubt sie, sei bei jenem Ueberfall ermordet, aber der Hoffnung, ihn dereinst noch wieder zu entdecken, hat sie deswegen nicht entsagt. Anderseits die Liebe zu Elpenor, welche sie sogleich beim ersten Erblicken so übermächtig ergriff, hat sich in den langen Jahren, wo sie in ihm „ihr Kind und ihres Herzens Kind" sah, völlig zur Mutterliebe entwickelt. Wenn nun in dem Sohn des Lykus ihr vermeinter, so lange als todt beweinter Sohn wieder auftritt, so muß sich hieraus für Antiope ein schwerer Zwiespalt der Empfindungen ergeben. Derselbe wird dadurch noch verschärft und zu einem leidenschaftlichen dramatischen Conflikt gesteigert werden, daß jener so plötzlich auftauchende Prätendent von roher, ungeschlachter Art ist — ein Ungeheuer nennt ihn ja Polymetis —, verwildert durch das rauhe Leben in den „Klüften" des Gebirges: Antiope wird sich vergebens abmühen,

die instinktive Mutterliebe, die sie für den „schönen muntren Knaben“ Elpenor empfindet, wie ein Unrecht gegen den verwahrlosten Sohn zu bekämpfen, die Stimme des Herzens wird ihm gegenüber schweigen.

Die Situation der Antiope bietet eine merkwürdige Aehnlichkeit mit derjenigen der Marfa im Schillerschen Demetrius. Auch der Czarewna ist ihr Sohn durch einen Thronräuber entrissen, auch sie hat ihn Jahre lang als todt beweint, ohne doch völlig die Hoffnung, daß er noch lebe, aufgegeben zu haben, auch sie hegt tief im Herzen das Verlangen nach Rache, auch ihr erscheint plötzlich, wie vom Grabe erstanden, der Verlorene. Man mag an der Entwicklung, welche dieselben dramatischen Motive in dem Schillerschen Fragment gefunden haben, unbeschadet der Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse beider Dramen und der Eigenart der Dichter, sich zur Anschauung bringen, in welcher Weise etwa jene Motive im Elpenor auszugestalten gewesen wären, und ahnen, welche gewaltige dramatische Kraft in ihnen liegt.

Als Marfa die unglaubliche Kunde erhält, geräth ihr ganzes Innere in Aufruhr:

O meine Ruh' ist hin, hin ist mein Friede!
Ich kann dies Wort nicht glauben, ach und kanns
Nun ewig nicht mehr aus der Seele löschen!
Weh mir, erst jetzt verlier' ich meinen Sohn,
Jetzt weiß ich nicht mehr, ob ich bei den Todten,
Ob bei den Lebenden ihn suchen soll,
Endlosem Zweifel bin ich hingegeben!
(Goedeke, hist. krit. Ausg. XV, 2, 490.)

doch in der Erinnerung an das unsägliche Weh, das man ihr angethan hat, hingerissen zu leidenschaftlicher Begier nach Rache, klammert sie sich fester und fester an den Glauben an die Echtheit Dimitris:

Es ist mein Sohn, ich will nicht daran zweifeln . . .
Er ist mein Sohn, ich glaub' an ihn, ich wills,
Ich fasse mit lebendigem Vertrauen
Die Rettung an, die mir der Himmel sendet! (S. 501.)

Aber als ihr nun die Zusammenkunft mit ihm bevorsteht, in der sie ihn vor allem Volk anerkennen soll, „spricht sie von derselben mit mehr Zweifel und Furcht, als Hoffnung, ihr Glaube an die Person des Demetrius ist fast ganz verschwunden, sie zittert diesem Moment entgegen, der ihre höchste Glückseligkeit sein sollte. — — Der kleine Rest der Hoffnung in Marfas Herzen schwindet ganz beim Anblick des Demetrius. Ein Unbekanntes tritt zwischen beide, die Natur spricht nicht, sie sind ewig geschieden.“ (S. 560—61.) Schiller bemerkt zu dieser Skizze: „Dieser Moment gehört zu den größten tragischen

Situationen, und gehörig eingeleitet, kann er die größte Wirkung nicht verfehlen."

Es ist vielleicht kein bloßer Zufall, daß Schiller gerade damals, als er die Marsascenen ausführte, am 24. April 1805, an Goethe schreibt: „Vergessen Sie nicht, mir den Elpenor zu schicken". Es ist bekannt, daß die beiden Freunde „von dem ersten Vorsatz an bis in die letzte Zeit den Plan des Demetrius öfters durchgesprochen: Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und anderen für und wieder streiten, wie es zu machen wäre" (Goethe, Tag- und Jahreshefte 1805). Liegt es da nicht nahe anzunehmen, daß bei solchem Gespräch auch wohl die Rede auf das Analoge in der Situation der Antiope gekommen sei und so vielleicht das Stück, welches Goethe vor sieben Jahren dem Freunde mitgetheilt hatte, ein neues Interesse gewonnen habe?*)

4.

Neben Antiope, durch welche Elpenor seine dramatische Aufgabe überkommt, sind vom Dichter bedeutsam in strenger Symmetrie Evadne und Polymetis gestellt; wie den ersten Akt die Vertraute der Antiope, so eröffnet den zweiten der Vertraute des Lykus. Der äußeren Stellung in dem Aufbau des Dramas entspricht ihre Bedeutung für die Handlung: in jener zeichnet der Dichter die treue, liebevolle, erfahrene Freundin des Helden, in diesem den arglistigen Schmeichler und Intriganten, sie sind gleichsam sein guter und sein böser Engel — beide werden unverkennbar als Gegenspieler eingeführt.

Die dramatische Bedeutung der Evadne ist bis jetzt, so scharf sie durch die Composition hervorgehoben wird, noch gar nicht gewürdigt. Freilich könnte es zunächst wohl scheinen, als ob die ihr gewidmeten drei Eingangsscenen bloße Expositionsscenen wären, und sie selbst als Schaffnerin des Hauses nur die stereotype Rolle der confidente spielte. Indessen einmal ist das Ergebniß dieser Scenen für die Exposition so gering, daß dieser Zweck kaum die breite Ausführung rechtfertigte, die eigentliche Exposition bringen erst die Antiopescenen; auch zur bloßen Ouvertüre sind sie viel zu weit ausgesponnen. Sodann ist die Rolle

*) Düntzer, Uebersichten und Erläuterungen zu dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe S. 306 meint: „Auf Elpenor war wohl bei der beabsichtigten Gesammtausgabe von Goethes Werken die Rede gekommen; Schiller mochte sich durch die tragische Verwicklung angezogen fühlen, und die mögliche Vollendung des Stückes berührt worden sein." Das Letztere ist wohl ausgeschlossen, das Vorhergehende erhält erst durch den obigen Hinweis eine Begründung.

der Evadne doch von Anfang an viel zu individuell angelegt, ihr Verhältniß zu Elpenor sowohl wie zu Antiope zu selbständig gestaltet, es sind auch zu viel Hindeutungen auf tiefere, den Uebrigen noch verborgene Beziehungen derselben zu den dunklen Schicksalen des Hauses eingestreut, als daß ihr nicht später ein wichtigerer Antheil an der Entwicklung der Handlung zufallen sollte. Von den sämmtlichen Personen, die in den ersten beiden Akten auftreten, ist sie die einzige, die noch manches Räthselhafte enthält, die in ihren Reden mehr verbirgt, als sie ausspricht.

Räthselhaft ist zunächst Evadnes Verhältniß zu ihrer Herrin. Es ist sogar dem Knaben aufgefallen: „deine Frau, so klug sie ist, vertraut dir viel; sie fragte dich gar oft um dies und jenes, wenn du auch nicht bereit antwortest." Evadnes ausweichende Antwort: „Wer alt mit Fürsten wird, lernt Vieles, lernt zu Vielem schweigen", ist natürlich nur geeignet, die Bedeutung jener Worte zu verstärken und die Erwartung zu erregen. Als dann die Königin erscheint, sehen wir sie rasch das Gespräch abbrechen und der Unterredung derselben mit Elpenor sich entziehen. — Daß Antiope am heutigen Tage die eigentlichen Mutterfreuden entbehren muß, berührt sie schmerzlich; aber als die Dienerinnen in ihrer Erwiderung bestimmter auf den Tod des Königssohnes hindeuten, weist sie diese Klagen zurück, da jener ja „im nahverwandten Knaben großer Reichthum" geblieben sei. Verwundert fragen die Jungfrauen: „Den nennst du reich, der fremde Kinder nährt?" Und nun führt sie aus, daß er der Antiope „gehöre durch Lieb' und Bildung", den „Vielverwandten" nennt sie ihn. Schmerz empfindet sie besonders darüber, daß Elpenor zu Lykus kommen soll: „Und wem giebt sie den lieben Zögling wieder?" Was die Dienerinnen darauf über das rauhe Wesen des Königs bemerken, erklärt diesen schmerzlich bewegten Ausruf über einen Vater, der seinen Sohn zurückempfängt, kaum; Antiope selbst hat, wie wir sahen, den Lykus zwar nicht geliebt, doch aber vertrauensvoll sich in ihrer Bedrängniß an ihn gewandt. — Auffallend ist es, daß sie eine genaue Kenntniß der Verhältnisse in Elpenors Heimath verräth: „Nicht nutzen würd' es, würde nur verwirren, beschrieb' ich dir beim Austritt zu genau die fernen Gegenden, durch die du wandern wirst", sagt sie zu ihm beim Abschiede.

Ihr Verhältniß zu Elpenor ist fast so innig, wie das der Antiope. Mit begeisterten, feierlichen Worten tritt sie „ihrem Prinzen" entgegen, um ihn zu segnen. Sie hat den tiefsten Einfluß auf seine Entwicklung gehabt. Aehnlich wie Orest (Iphig. II, 1, 60) die Stunden des Zu-

sammenseins mit Elektren schildert, gedenkt Elpenor der Zeit, wo er „vor ihr am Feuer saß“, und sie durch Bilder von Heldengröße sein Herz entflammte. In offenherzigem Geplauder vertraut er ihr alle seine Sorgen, Hoffnungen und Freuden an. Und auch noch in dieser Abschiedsstunde sehen wir Evadne bemüht, ihn zu leiten; bald mit ruhigem Spott, bald mit ernster Mahnung knüpft sie an die Aeußerungen fröhlicher, jugendlicher Zuversicht an. Aber vergebens dringt er in sie, ihm „ihre Sorgfalt noch ferner zu gönnen“, sie bleibt „unerbittlich“, denn: „Du gehst, wohin ich dir nicht folgen kann“. Daß aber trotz dieser Weigerung sie einen wesentlichen Einfluß auf die weitere dramatische Entwicklung zu üben bestimmt ist, und welcher Art dieser Einfluß sein wird, läßt der Schluß der Scene erkennen. Sie giebt dem Elpenor die Weisung: „Der beste Rath ist, folge gutem Rath und laß das Alter dir ehrwürdig sein!“ Wen kann sie dabei anders meinen, als sich selbst, von der sie eben sagte: „Wie eine Flamme, die nun erst den Holzstoß recht ergriffen, verzehrt die Zeit das Alter schneller als die Jugend.“ Dementsprechend erwidert sie auf Elpenors Bitte: „Entziehe künftig mir nicht deinen Rath!“ „Du sollst ihn haben, wenn du ihn verlangst; auch unverlangt, wenn du ihn hören kannst.“ Wer möchte in diesem wiederholten Aufwerfen des Wortes „Rath“ die Absichtlichkeit verkennen? Auch worauf dieser Rath sich beziehen wird, scheint angedeutet; alle Mahnungen der Evadne warnen vor Ueberhebung, vor der Begierde nach äußerem Glanz; sie gipfeln in den Worten: „Beleidige nicht das Glück durch Thorheit, Uebermuth!“ Man möchte danach annehmen: auf dem Höhepunkt der dramatischen Entwicklung, wo Elpenor in leidenschaftlicher Verblendung das Schicksal herauszufordern im Begriffe steht, wird sie ihn zur Besonnenheit, zu sittlicher Selbstüberwindung zurückrufen.

Den Eindruck, welchen der Leser erhält, daß hier für den Helden eine Beziehung angeknüpft ist, welche für sein weiteres Verhalten von Bedeutung sein wird, bestätigen die Worte, mit denen sie bei Antiopes Eintritt von ihm scheidet: „Die Trennung heißt der Liebe Bund erneuen“. Wir können aber nach dem, was ich oben über Evadnes zurückhaltendes, geheimnißvolles Wesen bemerkte, wohl auch annehmen, daß sie tiefer als alle andern in die dunkle Vorgeschichte eingeweiht ist und deshalb wesentlich zur Aufdeckung der That des Lykus und zur Aufklärung der Abstammung Elpenors berufen sein wird. Die hier sich leicht aufdrängende Vermuthung, daß sie mit jener Frau identisch sein könne, welche die Antiope auf der verhängnißvollen Reise begleitete, und deren weiteres Schicksal vom Dichter zunächst noch völlig im

Dunkeln gelassen ist, scheitert an dem Ausdruck der Antiope: „Und eine Frau war bei mir“; so unbestimmt könnte sie von Evadne nicht sprechen. Aber man kann doch annehmen, daß sie zu derselben in näherer Beziehung stehe oder gestanden habe. Zarncke vermuthete (S. 9), daß jene Frau, von der Fürstin für todt gehalten, bei den Hirten des Gebirgs geblieben sei, denen auch Polymetis das dem Tode bestimmte Kind der Antiope übergab, daß sie dann nach dem Tode von Lykus Gattin vielleicht die Wärterin des Sohnes geworden sei und nun, um so desto sicherer ihren bedrohten früheren Pflegling zu retten, die Vertauschung der Knaben vollzogen habe; vor dem Besuche ihrer alten Herrin bei Lykus müsse sie aber gestorben oder entfernt sein. Bedenkt man nun, daß Evadne „die fernen Gegenden, durch die Elpenor wandern wird“, „genau“ kennt, so liegt doch der weitere Schluß wohl nahe, daß sie die Nachfolgerin jener Frau geworden, nachdem sie von der Sterbenden das Geheimniß erfahren, und mit Elpenor zur Antiope gekommen sei.

5.

Ebenso wie Goethe in der Evadne die Rolle der confidente eigenartig ausgestaltete und vertiefte, hat er auch in Polymetis dem stereotypen Charakter des Intriganten einen größeren Reichthum von Zügen und eine fast dämonische Größe geliehen.

Schwer lastet auf dem Vertrauten des Lykus das Bewußtsein der schwarzen That, die sein Herr durch ihn gegen die Königin verübte; der Gegensatz zwischen der allgemeinen freudigen Erwartung und dem schweren Geheimniß, das er verbirgt, läßt das Gefühl um so drückender erscheinen. Er grollt dem König, dessen Gnade den Diener wie im Taumel zu einer That verlockte, die seiner Seele fremd war, er grollt ihm, weil er „mit schwerem Zepter herrscht“, er „preist den glücklich, der von den Göttern dieser Welt entfernt lebt“, und fühlt lebhaft mit den „Vielen, auf denen in stillen Winkeln liegt der Druck des Elends und der Schmerzen“. „Das schreckliche Geheimniß drängt nach seinen Lippen“, aber er hat es zu lange an seinem Herzen gehegt, das quälende Bewußtsein giebt ihm zugleich ein Gefühl der Stärke und Ueberlegenheit — darum kämpft er schwer, ob er es preisgeben soll; auch beschleicht ihn ein gewisses Mitleid mit dem frohen, vertrauensvollen Knaben, für den die Enthüllung verhängnißvoll werden muß. Schließlich reift die Erwägung, daß Elpenor ihm sein Schweigen nicht danken werde, in ihm den Entschluß, jenen bisher verborgenen Königssohn hervortreten zu lassen, um in dem dadurch hervorgerufenen „ungeheuren

Zwist" seine Unentbehrlichkeit zu zeigen. Und nun erfüllt ihn der Gedanke an die Nemesis, die er entfesseln wird, mit einer furchtbaren Freude am Verderben; wenn er „die alten Larven verborgener schwarzer Thaten aus ihren Grüften heraufbeschwört, mit dumpfem Nebel den Thron, der über Gräbern aufgebaut ist, zu umgeben" und „die schwere Schuld, die nicht erstirbt" zu rächen, dann erscheint er uns fast wie die Verkörperung des Rachedämons dieses Hauses.

In dem bevorstehenden Kampfe will er selbst treu zu Elpenor stehen; denn das bedeutet doch wohl das dunkle Gelöbniß, welches auch dem letzteren eine verwunderte Frage entlockt: „Dieses graue Haupt wirst du an deiner Seite dem Sturm entgegnen sehn, und diese Brust vergießt ihr letztes Blut, vielleicht weil du dich irrtest." Er nimmt dabei an, daß Elpenor den Prätendenten für unächt erklären und ihm gegenüber sein doppeltes Reich behaupten werde. Wir können danach die Rolle, die er im Verlauf des Dramas zu spielen hat, unschwer errathen: in der entscheidenden Stunde, wo an Elpenor die Erfüllung des der Antiope gegebenen Versprechens, sein Erbe mit ihrem Sohn zu theilen, herantritt, wird er in ihm die Herrschbegierde wachrufen und „die Stimme guten Raths", „das Glück nicht durch Uebermuth zu beleidigen", zu übertönen suchen.

Auf dieses Ziel weist schon sein Verhalten im zweiten Akte hin. Man wird es danach verstehen, weshalb er dem Jüngling so breit und in so glänzenden Farben das Glück des Herrschers ausmalt. In scharfem Gegensatze zu Evadne, die mit ruhigem Ernst und leisem Spott die hervorbrechende jugendliche Eitelkeit des Prinzen zu bekämpfen suchte, sehen wir ihn geflissentlich dieselbe nähren, den Thatendrang des Jünglings reizen, seine Lust an Glanz, Pracht, Anerkennung wecken. Mit feiner Berechnung weiß er auch die edleren Regungen desselben für seine Zwecke zu benutzen: um in ihm das Verlangen nach der Herrschaft anzufachen, schildert er ihm das Beglückende des Wirkens, die Segnungen, die er über die vom Glück Verworfenen verbreiten kann, die Dankbarkeit, die sie ihm beweisen werden. Und frohlockend erkennt er, welchen Eindruck seine Worte auf das Herz des Jünglings machen. „Wie Schmeichelei dem Knaben schon so lieblich klingt!" ruft er ihm nach.

Dies führt mich auf das letzte Moment der dramatischen Entwicklung der zwei Akte, auf die Anlage von Elpenors Charakter und die Andeutungen, die über ihre spätere Ausführung gegeben sind.

6.

Ich hob schon hervor, daß Elpenor in diesen Akten noch wesentlich passiv erscheint; ich muß hier hinzufügen: wenn er auch von den mannigfachen und zum Theil widerstreitenden Einwirkungen, die von den Personen seiner Umgebung auf ihn ausgeübt werden, bald schwächer bald stärker ergriffen wird — von einer eigentlichen Entwicklung desselben kann doch in diesem Theile des Dramas kaum die Rede sein.

Wir lernen ihn kennen als einen warmherzigen, rasch und leidenschaftlich empfindenden Jüngling voll überschäumender Kraft. Mit inniger Liebe hängt er an Evadne und Antiope, aber in frischer Thatenlust sehnt er sich ins Leben hinaus. Wie ein Achill unter der Hut der Frauen aufgewachsen, von ihnen auf Schritt und Tritt sorglich geleitet und von allen Wagnissen ängstlich zurückgehalten, hat er bisher nur auf der Jagd seinen Muth erproben können. Seine Lust sind Waffen und Rosse. Alten Helden möchte er es gleichthun. Den Tag, der ihn in das Leben einführen soll, hat er kaum erwarten können; schon viele Nächte floh ihn der Schlummer, schon manchen Morgen ist er den Fels hinauf gelaufen, um nach der Ebene zu schauen, auf der der Zug erscheinen soll.

Die Erzählung der Antiope verfolgt er mit leidenschaftlichem Antheil, er fährt auf, als er die Gewaltthat vernimmt, und klagt, daß er nicht zur Stelle gewesen; ohne einen Augenblick zu zaudern und sich zu bedenken, leistet er das Gelübde der Rache. Er fühlt sich von Stund' an gleichsam aus dem Knabentraum erwacht, „mit einem nie empfundenen Feuer entzündet" „zu einer hohen Heldenwürde erhoben, daß er nun gewisser, mit bewußtem Schritt durchs Leben eilet".

Doch seltsam! als er gleich darauf im nächsten Akte im Gespräch mit Polymetis wieder erscheint, erinnert nichts in seinem Auftreten an das eben Erlebte, auch nicht die leiseste Regung von allen diesen tieferen Gemüthsbewegungen klingt in ihm wieder. Er ist durchaus wieder derselbe, der er zu Anfang des Dramas war, ein frischer, warmherziger Jüngling, der Augenblick scheint ihn völlig zu beherrschen, sein Sinn ganz aufzugehen in den Gedanken an das neue, glänzende und bewegte Leben, das ihn erwartet; er fragt nur nach den Gaben, die ihm sein Vater sendet, nach den Genossen, die ihm bestimmt sind; auf steilen Bergfaden und in gefährlichem Kriegsspiel verlangt er mit ihnen die Kräfte zu erproben*). Begierig lauscht er den feinberechneten Schmeichel-

*) Sollte Goethe nicht in dieses Bild des „raschen, wilden Knaben" charakteristische Züge des Herzogs Karl August verwoben haben? Die Verse, in denen er in dem Gedichte Ilmenau (zum 3. September 1783, also aus dem-

worten des Polymetis. Und als der ferne Schall der Trompete das Nahen des Zuges verkündet, ist er nicht länger zu halten, er eilt den Kommenden entgegen.

So liegen, wie man sieht, in dem Charakter des Knaben noch ungeschieden die guten und bösen Elemente. Mit einer raschen Begeisterung für das Edle und Große mischt sich noch viel knabenhafte Unreife, mit hingebender Liebe verbindet sich doch manch eitler und selbstsüchtiger Zug, sein ganzes Wesen ist noch beherrscht von einem dunklen leidenschaftlichen Drang, einem jähen Ungestüm.

Welches Schicksal wird dieser schicksalsvollen Anlage des Charakters entsprechen? Mit dieser Frage entläßt uns das Fragment, dessen Analyse uns bis hierher leitete. Ehe wir dieselbe zu beantworten und die Fortsetzung des Fragments zu construiren unternehmen, wird es nothwendig sein, erst einmal die dramatische Form derselben und die Art der Lösung des Conflictes im Allgemeinen zu bestimmen.

7.

Seuffert will es noch unentschieden lassen, ob sich die weitere Composition des Dramas mehr dem Stil des Egmont oder dem der Iphigenie angenähert haben würde, obwohl er selbst, ohne sich die Bedenken zu verhehlen, entschieden mehr zu der ersteren Annahme hinneigt und — zum Theil im Anschluß an v. Biedermann — für die letzten Akte an eine bunt bewegte Handlung, einen Krieg z. B., auf erweitertem Schauplatz und vielleicht gar mit einem mehrjährigen Zwischenraum denkt. Aber abgesehen davon, daß der Plan des Elpenor sehr bald nach der ersten Umarbeitung der Iphigenie gefaßt wird und dann die Arbeit an beiden Dichtungen fast unmittelbar neben einander hergeht, so ist im Elpenor die Composition der beiden ersten Akte für die Form der folgenden schlechterdings entscheidend. Denn diese beiden Akte zeigen uns die Form des französisch-classischen Dramas in einer solchen Reinheit und Strenge, daß ein Stilwechsel in den folgenden Akten geradezu eine Ungeheuerlichkeit gewesen wäre.

selben Jahre, in welchem der Elpenor wieder aufgenommen wurde) das ungestüm-leidenschaftliche Wesen des fürstlichen Freundes zeichnet, können fast als eine Parallele zu jener obigen Schilderung gelten. Man vgl. namentlich:

Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal,
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.

In einem Drama, welches zur Feier der Geburt des Erbprinzen gedichtet wurde, mußte ja bei dem poetischen Abbild eines Fürstensohnes wie von selbst der Gedanke an den fürstlichen Vater sich aufdrängen und dem Knaben Eigenschaften leihen, die in dem Mann sich entwickelt hatten.

Nach dem Muster jenes Dramas beschränkt sich der Elpenor auf wenige, für die Handlung unentbehrliche Personen. Die Charaktere derselben, wenn auch durch die Kunst des Dichters vertieft, sind im Grunde doch mehr typisch als individuell entworfen und fügen sich in überkommene Rollenfächer: wir haben da eine trauernde, rachebrütende Königin-Wittwe mit einer treuen und klugen Confidente, einen jungen, feurigen Prinzen, einen alten, grausamen, herrschsüchtigen Oheim und neben ihm einen Unheil stiftenden Schmeichler und Intriganten. Wenn Goethe noch weitere Personen heranzieht, so sind es bloße Statisten, wie die „Jungfrauen" der Evadne. — Der Aufbau des Dramas zeigt die strengste Architektonik, klar symmetrisch sind die Akte gegliedert, in fest geschlossenem Zusammenhang reiht sich Scene an Scene — nirgends eine Spur von der Fülle und Mannigfaltigkeit des dramatischen Lebens im Egmont. Mit welcher Kunst der Dichter die weitausgesponnenen Fäden der Handlung zu straffster Einheit zusammenfaßte und die complicirte, zeitlich und räumlich ausgedehnte Vorgeschichte gerade bis zu dem Punkte entwickelte, wo alles der Entscheidung zudrängt, habe ich bei der Exposition hervorgehoben. Und nun sollte er die so kunstvoll hergestellte Einheit der Handlung selbst wieder zersplittert haben? Nicht umsonst sind alle Personen — nur der Sohn des Lykus fehlt noch — an einen Ort zusammengeführt; nicht umsonst beginnt die Handlung am frühen Morgen, nicht umsonst wird wiederholt die Ankunft des Königs am Mittage angekündigt: der Rahmen eines Tages ist gewissermaßen für die Handlung schon aufgespannt.

Nicht bloß der Form nach lehnt sich unser Drama an die Iphigenie an, auch das dramatische Problem ist ein ähnliches. In beiden Dramen handelt es sich um die Sühnung einer alten Blutschuld, eines schweren Frevels, den ein Bruder gegen den anderen verübte. Fast scheint es, als ob auch an Lykus' Stamm, wie im Geschlechte der Tantaliden das Verhängniß die alte Schuld durch neue Schuld rächen und den Sohn unwissentlich oder wider Willen zum Mörder an dem eigenen Vater machen werde. Aber nachdem Goethe in der Iphigenie im Gegensatz zu der antiken Auffassung anstatt der herben tragischen Lösung oder einer bloß äußerlichen Sühnung den Menschen in ernstem sittlichem Ringen sich über das Schicksal erheben und die Versöhnung durch innere Wahrhaftigkeit, selbstlose Liebe und Gottergebenheit herbeiführen ließ, so konnte er in dem, kurze Zeit darauf concipirten und gleichzeitig mit der erneuten Durcharbeitung jenes Dramas ausgeführten Elpenor schwerlich zu der überwundenen Form der Tragik zurückkehren; für einen so raschen Wechsel haben wir bei ihm kein Beispiel.

So werden wir wiederum aus inneren Gründen auf die Annahme eines versöhnenden Abschlusses geführt, welche Zarncke aus der äußeren Bestimmung des Dramas folgerte und welche wir schon mehrfach durch einzelne Momente der Handlung bestätigt fanden. Wir gewinnen dazu als weiteres, sehr wahrscheinliches Resultat, daß diese Versöhnung wesentlich durch eine ethische Lösung des Conflikts, durch inneren Kampf, Läuterung und Erhebung herbeigeführt werden sollte.

Innerhalb der so gezogenen Schranken wird sich jeder Versuch, den Plan der Fortsetzung zu ermitteln, zu halten haben.

8.

Wir können zunächst mit ziemlicher Sicherheit den Inhalt des dritten Aktes bestimmen.

Auf das Eintreffen des Lykus in diesem Akte spitzt sich die ganze vorhergehende Handlung zu. Mit den Vorbereitungen zu einem glänzenden Empfang und Festmahl sehen wir Evadne mit den Dienerinnen in der Eingangsscene beschäftigt, wir hören, daß der König zum Mittage eintreffen werde, dann erscheint Polymetis als Vorbote desselben, am Schluß verkündet ferner Trompetenklang sein Nahen. Unwillkürlich empfinden wir mit Kassandra:

Feste seh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie jammervoll zerreißt.

Einst hatte Antiope dem Mörder ihres Sohnes geflucht, das Verhängniß möchte ihn ereilen, „wenn er bekränzt mit Fröhlichen von einem Fest zurückkehrt"; dieser Fluch soll sich jetzt erfüllen. Der dritte Akt sollte die Peripetie durch die Erkennung des Lykus als des Mörders und die Entdeckung des todtgeglaubten Sohnes bringen.

Wie aber konnte die Anwesenheit des letzteren bei jenem Feste herbeigeführt werden? Die Verlegenheit dieselbe zu motiviren hat, wie es scheint, bisher wesentlich zu der Annahme einer weitverzweigten Handlung geführt. Und doch hat Goethe einen deutlichen Fingerzeig gegeben, wie er dieselbe einzuleiten gedachte, ohne den Schauplatz zu verändern, ohne die Einfachheit und Geschlossenheit der dramatischen Handlung zu durchbrechen. Am Schluß des Gespräches zwischen Polymetis und Lykus findet sich diese klar erkennbare Verzahnung.

Eben hat Polymetis die auffallenden, wie eine Prophezeiung klingenden Worte gesprochen: „Geheimnißvolle Hilfe kommt von dem Schwachen oft dem Stärkeren zu Gute". Da reißt sich Elpenor, der

die Trompete hört, rasch von ihm los: „O laß mich schnell! Ich will den steilen Pfad hinab den Kommenden entgegen; du folge, lieber Freund, den großen Weg, und willst du, bleibe hier!“ Ich meine, es genügt, nur einmal die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Stelle hinzulenken, um sofort das Absichtsvolle derselben hervorspringen zu lassen. Warum muß Elpenor von Polymetis hier getrennt werden? warum wird, ehe der Jüngling die Scene verläßt, so nachdrücklich die Steilheit des Weges hervorgehoben, den er einschlagen will? Es liegt nahe, zwischen diesen Worten und jenen ominösen des Polymetis einen unbeabsichtigten, mit tragischer Ironie wirkenden Zusammenhang zu ahnen und zu folgern: Elpenor wird, auf dem steilen Pfad hinabstürmend, durch einen Sturz in schwere Gefahr gerathen, er wird von „dem Schwachen“, „dem vom Glück Verworfenen“ d. h. von dem Sohne des Lykus gerettet werden und ihn mit sich in den Palast führen.

Das Ueberraschende, welches die Benutzung eines Sturzes als eines dramatischen Motivs zunächst haben mag, schwindet, wenn man erwägt, daß es Goethe noch zweimal und zwar zu einem ganz ähnlichen Zwecke verwendet hat. In der Natürlichen Tochter läßt er bekanntlich die Heldin, als sie von steiler Höhe die schmalen Klippenstufen ins Thal hinabeilt, stürzen, um sie so mit dem König zusammenzuführen. Und am Schluß von Wilhelm Meisters Wanderjahren wird Felix, als er seinem Vater entgegenreitet, an dem steilen Abhang des Ufers jählings hinabgerissen.

Wie Goethe das Erscheinen von Lykus' Sohn gerade in jenem Augenblick und an jener Stelle motivirt habe, läßt sich natürlich nicht näher bestimmen; besondere Schwierigkeit machte dies gewiß nicht: leicht konnte er z. B. durch den Ruf von der glänzenden Heimholung des Königssohnes, die ja, wie Polymetis schildert, das ganze Volk in freudige Erregung versetzte, herbeigezogen sein, zumal der Zug den Weg durch das Gebirge nehmen mußte.

Dies alles geschähe nun hinter der Bühne in der Zwischenhandlung. Im dritten Akte selbst würde dann Elpenor mit seinem unerkannten Vetter vor Lykus und Antiope erscheinen.

Welcher gewaltige dramatische Höhepunkt ergab sich damit für die Mitte der Handlung, wenn beide Fürstensöhne in rasch geschlossener Freundschaft — „fest umschlungen, wie Kastor und Pollux, Brüder, die sich auf dem Wechselwege vom Orkus zum Licht begegnen“ (so führen die Wanderjahre diese Situation nach Felix' Rettung aus) — in der über Elpenors Ausbleiben bestürzten Versammlung auftraten, und dann, unmittelbar nach dem Ausbruch der Freude über seine Rettung, mitten

unter den festlichen Zurüstungen die Zugehörigkeit des neuen Gastes zur Königsfamilie erkannt würde! Eine auffallende Aehnlichkeit zwischen beiden Jünglingen, wenn sie neben einander erschienen, die Halskette mit dem Bild der Sonne konnten diese Erkennung herbeiführen, die weiteren Enthüllungen wurden dann von Polymetis gegeben, dessen Plan so durch das Schicksal selbst zur Reife gelangte. Als er noch schwankte, hatte er gefleht: „O gebt ein Zeichen mir, ihr Götter! Lös't meinen Mund, verschließt ihn, wie Ihr wollt!" Jetzt war dies Zeichen eingetreten.

9.

Damit ist für Elpenor der dramatische Conflikt, auf den die vorigen Akte vorbereiteten, gegeben.

Rasch, ohne viel Ueberlegung, ohne eine Ahnung von der Bedeutung der übernommenen Verpflichtung zu haben, hat er der Antiope das Versprechen der Rache und der freiwilligen Theilung der Herrschaft, falls sein Vetter noch gefunden werden sollte, geleistet. Nun muß er an dem Tage, den er fast fieberhaft als den Tag des höchsten Glückes herbeigesehnt, entdecken, daß sein vermeintlicher Vater selbst der Mörder ist, nun soll er in dem Augenblick, wo der volle Glanz der Herrschaft ihm lockend winkt, zu Gunsten eines unbekannten, noch zweifelhaften Rivalen dem besten Theil derselben entsagen!

Wenn ich oben auf die Analogie hinwies, welche zwischen der Situation der Antiope und der Marfas im Demetrius stattfindet, so drängt sich uns hier der Vergleich zwischen Elpenor und Demetrius selbst auf: für beide kommt die Stunde, wo sie der Glaube, in dem sie sich bisher gewiegt haben, verläßt, wo das fröhliche Vertrauen schwindet, und es eine Entscheidung zu treffen gilt zwischen Herrschbegierde und Entsagung. Auch Demetrius steht „auf dem Gipfel des Glücks und der Gunst, alles scheint die erfreulichste Wendung zu nehmen, er verspricht Rußland einen gütigen Beherrscher", als er in Tula plötzlich seine wahre Abkunft erfährt (Goedeke XV, 2, 558).

Freilich, der furchtbare Zwang der Verhältnisse und die dämonische Herrschernatur fehlen bei Elpenor, und so konnte er der tragischen Katastrophe entgehen; aber in strenger Prüfung und ernster Selbstüberwindung läuterte sich sein unklarer Thatendrang, erstarkte sein leidenschaftliches Ungestüm zu bewußter sittlicher Kraft. In diesen schweren inneren Kämpfen sollte der unreife Knabe zum Manne erwachsen.

Der erste Conflikt, aus dem er siegreich hervorging, die Abtretung der Herrschaft, sollte ihm wohl, abgesehen von der eigenen Herrschbe-

gierde, erschwert werden durch Polymetis, der getreu der Rolle, die er im zweiten Akte zu spielen begann, alle selbstsüchtigen Regungen in ihm aufzureizen suchte, ihm Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Nebenbuhlers einflößte, sich vielleicht auch, wie einst dem Lykus, zur Beseitigung desselben erbot. In diesem Kampf konnte dann auch der „gute Rath" des „ehrwürdigen Alters" d. h. der Evadne sich bewähren.

Damit aber löste sich der zweite Conflikt für ihn von selber. Indem er seinen Vetter als Sohn der Antiope anerkennt und ihm das mütterliche Erbe abtritt, wird er auch des verhängnißvollen Theiles der Erbschaft, der Verpflichtung zur Rache ledig; der Schwur band ihn nicht mehr, gegen den eigenen Vater das Schwert zu ziehen.

Wie sollte nun diese Rache sich dennoch vollziehen, wie die nothwendig geforderte Vergeltung für den alten Frevel und damit die Entsühnung des Hauses eintreten?

Die oben (in Abschn. 7) aufgestellten allgemeinen Bestimmungen über die Lösung des tragischen Problems wie die sonstigen Voraussetzungen des Stückes scheinen mir nur die eine Möglichkeit zu lassen, daß Lykus, der Urheber des Frevels, auch zugleich die Nemesis an sich vollstrecke. — In dem plötzlich wieder aufgetauchten Sohn der Antiope muß er jetzt den Rächer des ermordeten Vaters fürchten, durch ihn sieht er sich ferner um den Lohn seiner Thaten gebracht, durch ihn sieht er das Reich seines Bruders, für das er den doppelten Frevel auf sich geladen, das er schon als das seinige anzusehen sich gewöhnt hatte, in dem Augenblicke sich entrissen, wo sein eigener Sohn mündig wird und in den Mitbesitz eintreten soll. So scheinen es die Umstände fast mit logischer Nothwendigkeit zu fordern, daß er — wie Macbeth — nun auch den zweiten Schritt thut, um den ersten nicht zurückthun zu müssen, daß er also den vermeintlichen Sohn der Antiope zu ermorden sucht. Aber gerade indem er so auf der Bahn des Frevels in ächt tragischer Weise weitergedrängt wird und die Consequenzen seiner That zieht, zieht er das Verhängniß auf sich herab.

In zwiefacher Weise könnte es sich erfüllen. Die einfachste Annahme wäre: die That gelingt, zu spät erkennt Lykus — etwa durch Evadne —, daß er den eigenen Sohn ermordet hat, und fällt nun durch eigene Hand. Der ganzen Tendenz des Dramas aber möchte wohl eine Lösung gemäßer sein, bei der das Furchtbare der Ermordung des eigenen, schuldlosen Sohnes vermieden würde. So möchte ich schließen: Der ächte Sohn der Antiope, über seine Abstammung inzwischen — wieder durch Evadne — aufgeklärt, wendet von seinem Vetter das Schicksal noch im letzten Augenblicke ab, als es in seine

Hand gegeben war, ohne eigenes Zuthun, sich von dem Nebenbuhler befreit zu sehen; so vergilt er ihm die eigene Rettung und bewährt die Kraft der inneren Läuterung von aller Selbstsucht und Herrschbegierde. Lykus erfährt in dem Momente, wo er das Schwert gegen den leiblichen Sohn zückt, was er zu thun im Begriffe stand, und kehrt nun, von Entsetzen übermannt, den Stahl gegen sich selbst.

So kann Antiopes Sohn, nachdem er in den schwersten Conflikten sich rein von aller Schuld erhalten hat, am Schluß als ein Elpenor, ein Mann der Hoffnung, den Thron besteigen, daß „die Sonne wieder leuchte einem fröhlichern Geschlecht".

10.

Soweit, glaube ich, läßt sich durch consequente Weiterentwickelung der *wesentlichen* Voraussetzungen des Dramas der demselben zu Grunde liegende Plan wenigstens in seinen Hauptzügen noch erkennen. Darüber hinauszugehen und ihn auch in Einzelheiten noch näher zu bestimmen, scheint mir ein ebenso willkürliches als werthloses Unternehmen. Man fühlt sich nur zu leicht versucht, einzelnen zunächst ganz äußerlich und scheinbar zwecklos eingeflochtenen Zügen, ausgedehnteren Schilderungen u. s. w. eine tiefere Bedeutung für die weitere Handlung beizulegen und sie als Verzahnungen für die Reconstruction derselben zu benutzen. Wer aber bürgt uns dafür, daß der Dichter ihnen Folge geben wollte? So tritt Elpenor auf, mit einem Bogen bewaffnet, den er nach langem Bitten von Antiope erhalten hat, es werden ferner zwölf edle Jünglinge erwähnt, die sein Vater ihm zu Gefährten erkoren hat, er selbst spricht von kühnen Zügen, die er mit ihnen im Gebirge unternehmen will, er freut sich auf ein feuriges Roß, das ihm bestimmt ist — so verführerisch es ist, alle diese Züge in die Fortsetzung der Handlung zu verweben: wer mag sagen, ob Goethe mit der Einfügung derselben wirklich tiefere Absichten verfolgte oder ob sie nur zur Ausmalung der Situation dienen sollten? Schiller, dessen Dramen eine viel geschlossenere Composition als die Goethe'schen zeigen, hat gerade in seinem am strengsten stilisirten Drama, der Braut von Messina, die Brautgeschenke, welche Manuel der Beatrice sendet, bis zu dem Zelter, der sie tragen soll, genau beschrieben. Angenommen, das Drama wäre Fragment geblieben, wie weit würde man fehlgehen, wenn man an diesen Umstand bei der Fortsetzung anknüpfen wollte! Aber auch zugegeben, daß die ähnlichen Stellen im Elpenor eine andere Bedeutung haben sollten, so würden diese Motive doch immer nur ganz äußerlich auf die Ausgestaltung der Handlung von Einfluß sein können.

Auch ohne das Hineinziehen solcher Motive sind die Voraussetzungen der Handlung schon complicirt genug. Man sieht hier die Erfahrung bestätigt, daß gerade ein im Wesentlichen frei erfundener Stoff leicht an einer Ueberfülle der Motive leidet und zu etwas künstlichen Combinationen führt. Wie umfangreich ist die Vorgeschichte, einen wie breiten Raum nehmen die äußeren Verwickelungen ein, auf welchen Zufälligkeiten beruht die Schürzung des Knotens — sollte doch zur Erkennung des verlorenen Knaben das schon von Aristoteles (Poetik, c. 16) verspottete Halsband dienen! Man wird es hiernach verstehen, wenn Goethe, als er nach fünfzehn Jahren das Stück an Schiller sandte, sich selbst „ein unglaubliches Vergreifen im Stoffe" vorwarf. Gerade in dem Ueberwiegen des Stofflichen mußte er einen schwer zu überwindenden Mangel der Fabel erkennen und davor zurückschrecken, sie so zu „simplifiziren" und zu verinnerlichen, daß das Stück den höchsten Forderungen genügte, die zu erfüllen er an der Iphigenie gelernt hatte.

Mit der ruhigen Sorgfalt, mit der er auch sonst die Exposition seiner Dramen zu gestalten pflegt, hatte er die beiden ersten Akte aufgebaut; nun galt es, die mannigfachen dort gelegten Keime zu entfalten, eine rasche bewegte Handlung, Scenen voll hochgesteigerten dramatischen Lebens zu schaffen. Wir begreifen es, wenn seine Hand zögerte, als sie die Handlung bis hart vor ihren Höhepunkt geführt hatte. Der äußere Anlaß, der ihn zu der Dichtung zurückgeführt hatte, wurde darüber versäumt; mit ihm fiel der wesentlichste Antrieb zur Vollendung derselben weg. Denn nur zu sehr war sie im Hinblick auf jene Feier entworfen, zu wenig wurzelte sie in den eigenen Erlebnissen und Empfindungen des Dichters. Schon daß er sie das erste Mal, nachdem ihr unmittelbarer Zweck vereitelt war, abbrach und zwei volle Jahre ruhen ließ, bis derselbe Anlaß ihn bestimmte, sie wieder aufzunehmen, spricht nicht dafür, daß eine tiefere Beziehung sie mit seinem eigenen Gemüthsleben verknüpfte. Und so lassen auch weder die Charaktere noch die Situationen des Dramas einen derartigen Zusammenhang erkennen. Zahlreich dagegen sind die Hindeutungen auf das festliche Ereigniß, welches durch das Stück verherrlicht werden sollte. In Antiopes Loos, die Jahrelang des Mutterglückes entbehrt hat, spiegelt sich das der Herzogin Luise wieder; einzelne Aeußerungen im Gespräch der Evadne mit den Dienerinnen, wie z. B.

Ein ganzes Reich
Dankt ihr die edle Sorg', und ach, in ihrem Busen
Gewinnt der Gram nur neue Luft und Nahrung.

Denn für das schwerste, edelste Bemühn
Wird so viel Freude nicht dem Menschen, als Natur
Mit einem einzigen Geschenke leicht gewährt;

und weiter:

Ich sah sie fröhlich, fröhlicher den Knaben,
Der Morgensonne Gold auf ihrem Antlitz.
Da schwang sich eine Freude mir durchs Herz,
Die Nacht der alten Tage zu erhellen,

klingen fast, als wären sie unmittelbar zu ihr gesprochen. Und wenn wir dann von dem Jubel hören, mit dem das ganze Land dem jungen Thronerben entgegenjauchzt, so erscheint er uns wie ein Wiederhall der festlichen Stimmung, die das Herzogthum damals erfüllte, als endlich der Erbprinz geboren war.

Ein Jeglicher vergißt der Noth, der Arbeit,
Und der Bequemste rafft sich auf.
Sein dringendes Bedürfniß ist, nur Dich zu sehn,
Und harrend fühlt ein Jeder
Zum zweiten Mal die Freude des Tages,
Der Dich gebar. — — —
Was gern der Greis von guter alter Zeit erzählt,
Was von der Zukunft sich der Jüngling träumt,
Knüpft Hoffnung in den schönsten Kranz zusammen — — —
Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menschen
In ihre Herzen tief zurück
Und fesselt dort sie ein;
Der Anblick aber eines neuen Fürsten
Befreit die lang gebundnen Wünsche. — — —
Du wirst die Väter sehn, die Hände
Auf ihrer Söhne Haupt gelegt,
Mit Eifer deuten: „Sieh, dort kommt er!“
Der Hohe blickt den Niedern an wie Seinesgleichen. — — —
So mischt der Freud' unschuld'ge Kinderhand
Die will'gen Herzen, schafft ein Fest,
Ein ungekünsteltes, den goldnen Tagen gleich.

Fast wie Parabasen treten solche Stellen aus dem Gange der dramatischen Handlung heraus. Schiller, der die Beziehungen derselben nicht ahnen konnte, mochte wohl namentlich sie im Auge haben, wenn er in dem Brief vom 25. Juni 1798 an dem Drama „viele Longueurs und Abschweifungen“ tadelte. Er wußte damals nicht, daß Goethe selbst der Verfasser des übersandten Fragmentes war; dennoch und trotz des oben angeführten harten Urtheils, mit dem der Freund die Sendung begleitet hatte, schloß er: „Ich habe das Drama gleich gelesen und bin in der That geneigt günstiger davon zu denken, als Sie zu denken

scheinen. Es erinnert an eine gute Schule, ob es gleich nur ein dilettantisches Produkt ist und kein Kunsturtheil zuläßt. Es zeugt von einer sittlich gebildeten Seele, einem schönen und gemäßigten Sinn und von einer Vertrautheit mit guten Mustern. Wenn es nicht von weiblicher Hand ist, so erinnert es doch an eine gewisse Weiblichkeit der Empfindung, auch insofern ein Mann diese haben kann." Sieht man bei diesem Urtheil von den Mißgriffen ab, welche durch die falschen Voraussetzungen nothwendig bedingt waren, so wird man den unbeirrbaren Kunstinstinkt bewundern müssen, der sofort das herausfand, was dem Drama auch in seiner unvollendeten Gestalt stets ein lebendiges Interesse erhalten wird, die Verwandtschaft mit der Iphigenie.

Das Weberelend in Schlesien.

Nichts ist ermüdender zu hören als Klagen. Selbst der beste Freund wird lästig, wenn er oft von seinen Leiden spricht. Es dürfte diese allgemein menschliche Regel einen der Gründe darstellen, weshalb Volk und Regierung in Preußen der jammervollen Lage der Weberbevölkerung im schlesischen Gebirge so wenig Theilnahme schenken. Hundert Jahre währt bereits das Elend, unter welchem jene armen Leute heut seufzen. Seit der französischen Revolution ist in kurzen Zwischenräumen ihr Nothgeschrei immer wieder erschallt. Einmal hat ihr klägliches Geschick in ganz Deutschland Mitleid erregt und in allen Parlamenten und Vereinen Widerhall gefunden. Dann hat man sich allmählich daran gewöhnt, das Elend der Leute als naturgemäß und unabänderlich zu betrachten und sie ruhig ihrem Geschick zu überlassen. Lauter als je ertönen die Klagen dieser Aermsten im jetzigen harten Winter, ohne daß irgend eine ernstliche Maßregel zu baldiger Hilfe getroffen worden wäre. Von amtlicher Seite ist soeben die Erklärung abgegeben worden, daß eine Verschlimmerung der gewöhnlichen Nothlage nicht eingetreten sei. Ein Radikalmittel zur Beseitigung des Weberelends gebe es nicht. Es bleibe nur übrig die Kinder der armen Familien allmählich anderen Berufen zuzuführen. Im Uebrigen weist man die Leute auf private Wohlthätigkeit an. Das Publikum kümmert sich um die ganze Sache wenig und die Presse verwerthet sie nur zu Parteizwecken.

Um einen Maßstab für die eigene Beurtheilung der schwierigen Angelegenheit zu gewinnen, ist es unabweislich einen Blick auf die Vergangenheit der hausindustriellen Weberei Schlesiens und die Entstehung der seit so langer Zeit schon sie heimsuchenden Krise zu werfen.

Weberei für den häuslichen Bedarf ist von Alters her in Schlesien wie wohl überall in der Welt in den ländlichen Familien zu Hause ge-

wesen. Unter dem Einflusse rühriger Kaufleute, welche im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert die dort besonders guten und billigen Leinen für den Export aufkauften, und bei der Armuth der Gebirgsgegenden, in welchen der Ackerbau die Bevölkerung nicht zu ernähren vermochte, wurde die Weberei in Schlesien nach und nach ein selbständiger Gewerbszweig, welcher Tausende von Familien ausschließlich unterhielt. Große Unternehmer, welche die Leute gegen Lohn beschäftigt hätten, gab es nirgends im Lande. Jede Weberfamilie arbeitete ganz selbständig, kaufte den nöthigen Garnvorrath von Händlern auf den Wochenmärkten und setzte ebendort ihre Fabrikate an die Kaufherren ab. Diese versandten die Leinen in bestimmten Sortiments an Kommissionshäuser in den Meßplätzen und Seestädten, von wo aus der Exporthandel in die ganze Welt betrieben wurde. Gewebt wurden mit einziger Ausnahme der tüllartigen Schleier, welche Holländer in der Hirschberger Gegend eingeführt hatten, fast nur grobe Leinen für den Massenkonsum. Ein komplizirtes Kontrollsystem sollte der bei Flachs-, Garn- und Leinenabsatz von Alters üblichen Betrügerei vorbeugen und das Interesse der Betheiligten sowohl wie des Fiskus wahren. — In dieser Lage fand Friedrich der Große die Leinenindustrie, als er Schlesien eroberte. Schon damals war sie hoch berühmt und galt für einen der größten Gewerbszweige der Welt. Im damaligen Preußen stellte sie die erste Großindustrie dar. Der König hatte den Ehrgeiz sie nicht nur auf ihrer Höhe zu erhalten, sondern noch so viel als irgend möglich weiter zu entwickeln. Es gelang ihm das durch angestrengteste Bemühungen die auswärtigen Märkte zu erweitern, durch Förderung des Flachsbaus, der Spinnerei, durch Einführung der Creas- und Damastweberei, Unterstützung der Kaufleute, Verbesserung der Bleichmethoden und andere derartige Maßregeln. In den letzten Jahren seiner Regierung erreichte die Ausfuhr der schlesischen Leinen eine nie dagewesene Höhe. Nach den keineswegs vollständigen amtlichen Listen betrug im Todesjahre des großen Herrschers der Werth dieses Exports über sechs Millionen Thaler. Von allen Gegenden selbst von Amerika her kamen Volkswirthe nach Schlesien, um das Wesen dieser Hausindustrie näher zu studiren, und das Werk des alten Fritz fand allenthalben aufrichtige Bewunderung.

Selbst in dieser Blüthezeit war aber der Verdienst des schlesischen Webers höchst dürftig. Nach allen vorhandenen Aufzeichnungen gewann er nur gerade das zu einem höchst anspruchslosen Leben eben Nothwendige und auch das nur, wenn die ganze Familie, bis zu den kleinsten Kindern herab, bei der Arbeit half. Den Hauptvortheil zogen neben

den Kaufleuten die Flachs- und Garnhändler, welche in der Regel allerlei Wuchergeschäfte trieben und das Wohl und Wehe ganzer Weberdörfer in der Hand hatten. Alle Bemühungen der Gesetzgebung blieben dagegen fruchtlos. Der vereinzelte arme Weber war ein allgemeines wehrloses Ausbeutungsobject. Kaufte ihm eines Tages Niemand mehr seine Leinwand ab, so war er ohne Weiteres ohne Hilfe der bittersten Noth preisgegeben. In den langen Jahrzehnten, in welchen er und seine Vorfahren sich kärglich von der Weberei genährt hatten, war ja gewöhnlich der geringe Landbesitz und das Häuschen tief verschuldet worden und weniger als je im Stande ihn zu erhalten. Solange der Exporthandel blühte, solange kaum die Nachfrage gedeckt werden konnte, war eine solche Möglichkeit freilich ausgeschlossen, sobald aber eine Absatzkrisis eintrat, war die große schlesische Industrie in ihrer Wurzel bedroht.

Das zeigte sich nur zu deutlich wenig Jahre nach des großen Königs Tode bei Ausbruch des französisch-englischen Seekriegs. Mit einem Schlage stockte der Export. Während sonst kein Schiff nach Schlözer's Worten in See ging, ohne schlesische Leinen an Bord zu haben, hörte plötzlich alle Nachfrage auf. Die Kaper Englands bedrohten jedes Fahrzeug einer continentalen Macht. Das Bedürfniß nach Leinengeweben in überseeischen Gebieten wurde nunmehr ausschließlich seitens Irlands, dessen Industrie einen fabelhaften Aufschwung nahm, befriedigt. Die Folge davon war Einstellung des Leinenankaufs in Schlesien und damit rasches Sinken der Gewebe-Preise, während Garn und Flachs theuer blieben und durch Speculationen der Händler noch getrieben wurden. Die Weber des Riesengebirges geriethen in Noth. Die armen Leute, denen die Ursachen der Krisis nicht verständlich waren, führten sie auf bösen Willen der Händler zurück und ließen sich im Frühjahr 1793 zu gewaltsamen Ausschreitungen und Tumulten verleiten. Militair unterdrückte ohne Schwierigkeit den Aufruhr, aber viele der Aermsten mußten ihre Verblendung im Kerker büßen. Immerhin hatte die Bewegung das Gute, daß die Aufmerksamkeit der obersten Behörden der Angelegenheit zugewendet wurde. Es geschahen Schritte sowohl für Milderung des augenblicklichen Nothstandes als um die Wiederkehr ähnlicher Ereignisse zu verhüten. Unter Androhung schwerer Strafen wurde der landläufigen Uebervortheilung der Weber und dem vielbeklagten Wucher der Flachs- und Garnhändler Einhalt zu thun versucht. Alle Gutsbehörden wurden angewiesen, auf's genaueste die Preise der Bäcker, Müller und Brauer im Auge zu behalten und ungerechtfertigten Preissteigerungen derselben mit allen Mitteln ent-

gegenzuwirken. Um der dringendsten Noth der Arbeitlosen abzuhelfen, wurden damals zuerst Chausseebauten und andere öffentliche Arbeiten in's Werk gesetzt, bei welchen Weber und Spinner vorzugsweise beschäftigt werden sollten. Schon damals freilich zeigte sich, daß die Leute meist körperlich zu schwach waren, und es mußten die Aermsten schließlich mit Getreide aus den königlichen Magazinen versorgt werden. Die wichtigsten in's Auge gefaßten Maßregeln waren Verstaatlichung des gesammten Garnhandels und Beleihung der Leinenvorräthe der Kaufleute durch den Staat. Beides wäre in der That das beste Mittel gewesen der rücksichtslosen Ausbeutung der Weber und dem Eintreten plötzlicher Stockungen im Absatz der Leinen erfolgreich entgegenzuwirken, aber es waren dazu so große Summen erforderlich, daß die preußische Regierung zumal in jenen kriegsschwangeren Jahren sich nicht darauf einlassen konnte. In Bezug auf den Garnhandel blieb Alles beim Alten und auf die Leinwandvorräthe sind nur wenigen Kaufleuten einige Vorschüsse gezahlt worden. Und ebenso wenig vermochte der Staat in dem entscheidenden Punkte, der Wiedereröffnung der verschlossenen Absatzmärkte, bei der damaligen politischen Lage zu thun. Man mußte die Leinen wo es eben ging und zu jedem Preise losschlagen, die alten überseeischen Märkte blieben gesperrt und geriethen mit jedem Tage mehr in den Alleinbesitz Englands. Dieser Umstand gab den Ausschlag. Es war schon damals nüchternen Beobachtern klar, daß an Fortsetzung der großen Industrie unter solchen Umständen nicht zu denken sei. Der Finanzminister von Struensee hielt schon 1793 Ueberführung der Weber zu einer andern Beschäftigung für unvermeidlich. Daran war nun freilich nicht zu denken, einmal weil die Landwirthschaft in jenen Gegenden die Leute nicht zu erhalten mag, weil es auch an andern lohnenden Gewerbzweigen fehlte und andrerseits, da die Weber nichts als ihr Handwerk verstanden und dabei körperlich für anstrengende Verrichtungen zu schwächlich geworden waren.

Mit der Niederwerfung Napoleons wurden die Meere dem Handel wieder eröffnet und mit Eifer versuchten die schlesischen Kaufherren ihre alten Märkte wieder zu erobern. Aber überall stießen sie auf die irischen Fabrikate, welche mit Hülfe neuer Maschinen jetzt ebenso billig und besser als die schlesischen hergestellt wurden und unter deren Namen und Marken die Welt beherrschten. Die Noth unter den Hunderttausenden schlesischer Weber dauerte daher naturgemäß fort. Viele der reicheren Leinenhändler zogen sich bei den ungünstigen Aussichten des Gewerbes überhaupt davon zurück. Für Einführung der Maschinenspinnerei, ohne welche die englische Concurrenz erfolgreich nicht mehr

zu bekämpfen war, fehlte nicht nur das Geld sondern auch der Unternehmungsgeist. Dazu traten als Todesstoß die großen Reformgesetze des ersten Decenniums unseres Jahrhunderts. Die Aufhebung der durch Jahrhunderte eingewurzelten Ordnungen geschah für die geistig zu sehr zurückgebliebene Bevölkerung des schlesischen Gebirges zu plötzlich und rücksichtslos. Mit einem Schlage wurden die alten für die dortigen Zustände berechneten Einrichtungen beseitigt, ohne daß für irgend einen Ersatz gesorgt war. Für die großartige Hausindustrie hatte bis dahin die obrigkeitliche Verwaltung den Unternehmer ersetzt. Unter der väterlichen Sorge der Regierung war sie aufgewachsen und hatte sie zugleich alle Initiative und Selbständigkeit verloren. Nun auf einmal zog sich die Hand, die bis dahin allein für sie gesorgt, zurück. Die Gutsherrschaften brauchten sich auch nicht mehr um ihr Ergehen zu kümmern, Flachs- und Garnhandel konnte Jedermann, der die kleine Gebühr zahlte, nach Gefallen treiben. Alle die alten Bestimmungen über Beschaffenheit dieser Urstoffe, aller Schutz gegen Uebervortheilung waren beseitigt. Als man sie später wieder einzuführen versuchte, war der geeignete Zeitpunkt längst vorüber. Man überließ alles der freien Concurrenz und dem wohlverstandenen eigenen Interesse. Dem Weber wurde anheimgestellt, falls es mit seinem Gewerbe nicht mehr gehe, einen andern Beruf zu ergreifen. — Unter diesen Umständen war ein Fortbestand des schlesischen Leinengewerbes in seiner alten Form unmöglich. Nur bei schleunigem Aufkommen großer mechanischer Spinnereien und von Unternehmungen, welche den Weber gegen Lohn beschäftigten, wäre eine Rettung der Industrie denkbar gewesen. Nichts davon aber geschah in dem vom Krieg ausgesogenen Lande. Der Tarif von 1818 gewährte auch nicht den genügenden Anreiz zur Erwerbung der kostspieligen Spinnmaschinen und eigener Erzeugung der Leinengarne. Selbst Frankreich und Belgien überflügelten weit das altberühmte Schlesien. Der Untergang der Friedericianischen Schöpfung war damit unwiderruflich besiegelt.

Im neunzehnten Jahrhundert handelt es sich bei der schlesischen Leinenindustrie nicht mehr um den Kampf für Beherrschung des Weltmarkts sondern lediglich um die Rettung hunderttausender von Nothleidenden. War wie erwähnt die Lage der Spinner- und Weberbevölkerung schon in der Blüthezeit des Gewerbes eine ärmliche, so ist sie seit den Revolutionskriegen fast ohne Unterbrechung entsetzlich gewesen. Alles irgend Entbehrliche wurde nach und nach veräußert, Mehlsuppen, Kartoffeln, ein aus gebranntem Korn oder Cichorien hergestellter sogenannter Kaffee, schwarzes mit isländischem Moos und ähnlichen Surro-

gaten vermengtes Brod bildeten allmählich die einzige Nahrung. Oft waren selbst dazu die Mittel nicht vorhanden, und es wurde in der Schindergrube gefallnes Vieh gestohlen und mit Heißhunger verzehrt. Die Kleidung wurde auf das äußerste beschränkt, die kleineren Kinder liefen nackend umher, Schuhwerk gehörte selbst bei den Erwachsenen zu den Seltenheiten. Wiederholt wurde in harten Wintern die Noth so groß, daß die Landräthe Brod- und Lebensmittelvertheilungen von Staatswegen vornehmen mußten, freilich bei der großen Zahl der Bedürftigen ohne nachhaltigen Erfolg. In den ersten 20 Jahren des Jahrhunderts, wo die politischen Ereignisse alle Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und man immer noch auf den Wiederaufschwung des Leinenexports rechnete, wurden durchgreifendere Maßnahmen nicht in Erwägung gezogen. Man begnügte sich einen wohlmeinenden Landedelmann, den Baron Kottwitz, bei seinen Bestrebungen eine rationellere Behandlung des Flachses sowie bessere Spinnerei einzuführen und gegen Lohn bedürftige Weber zu beschäftigen, zu unterstützen und außerdem in dem Grüssauer Bezirke, wo nach Einziehung des reichen Klosters und Wegfall seiner Mildthätigkeit großes Elend herrschte, einer Anzahl Weberfamilien Stücke Landes zuzutheilen. — Erst im Jahre 1818 und 19 wurde die Sachlage im preußischen Staatsministerium in Erwägung gezogen, nachdem sie schon vorher im Staatsrath berührt worden war. Das Gutachten, welches vom Ministerium unterm 23. Januar 1819 abgegeben wurde, stellt sich zum ersten Male auf den Standpunkt, daß ein außergewöhnlicher Nothstand der schlesischen Weberbevölkerung gar nicht vorhanden sei, da es den Leuten immer schlecht ergangen. Die Ursache der vorübergehenden Arbeitslosigkeit sei lediglich die schlechte Technik der Leute und die fehlerhafte Leitung des Exporthandels! die Concurrenz Englands sei für Schlesien ungefährlich, die schlesische Leinwandfabrikation werde bestehen, solange die Welt Leinwand bedürfe. „Materialienpreise, günstige Verhältnisse des Arbeitslohnes, die Neigung, die Genügsamkeit und der Fleiß des Arbeiters weisen Schlesien den ersten Rang in der Leinenfabrikation an, wenn Schlesien will." Daß diese Anschauung irrig war, bedarf keines Nachweises mehr. Die Minister rechneten nicht mit den riesigen Fortschritten der Technik und dem Umschwung des Welthandels. Die Mittel, welche sie zur Besserung der Lage der Handweberei vorschlugen, waren demgemäß nicht geeignet der Wurzel des Uebels beizukommen. Statt energischer Förderung der mechanischen Leinenspinnerei um jeden Preis faßten sie hauptsächlich Ausbreitung des Verlagssystems, wonach Weber von großen Unternehmern gegen Lohn beschäftigt wurden, ins Auge. Nebenbei betonten sie

wohl die Wichtigkeit der Maschinenspinnerei, der Errichtung gewerblicher Schulen und möglichster Förderung des Exporthandels, doch stellten sie keine positiven Anträge in dieser Hinsicht. Zum Zwecke der Linderung der Nothlage rechneten sie Brotvertheilungen und Beschäftigung bei Chausseearbeiten. Die weitere Vertheilung kleiner Landstücke wurde wohl in Betracht gezogen aber auch ohne bestimmte Vorschläge in dieser Richtung. Die Folge dieses Gutachtens war die Aussetzung eines Fonds von 100000 Thalern, woraus die Kottwitz'schen Anstalten unterstützt und Almosen vertheilt wurden. Die Hauptsorge richtete die mit der Verwaltung des Fonds betraute Commission sehr bald auf Einführung neuer Industriezweige. Es zeigte sich nämlich beim näheren Studium der Verhältnisse an Ort und Stelle als ganz zweifellos, daß die nur für Herstellung von Export-Massenartikeln eingerichtete Industrie unhaltbar und auf Rückeroberung der überseeischen Märkte nicht die entfernteste Aussicht war. Es wurde die Errichtung von Eisengießereien, Porzellanfabriken, Töpfereien und dergl. befördert, um dadurch den Kindern der Weberfamilien Gelegenheit zu besserem Erwerbe zu verschaffen. Die erste Spinnmaschine kam 1812 nach Schlesien, doch dauerte es lange Jahre, ehe die mechanische Spinnerei einigermaßen in Flor kam. Uebrigens muß constatirt werden, daß die Regierung auch für Besserung des Baus und besonders der Bereitung des Flachses und Einführung besserer Bleichmethoden Mittel aufgewendet hat, daß auch für Förderung des Absatzes, soviel wie bei den schwachen Kräften des Staates möglich, geschehen ist. Aber das Alles war nicht hinreichend, um den Vorsprung, den Irland durch die umfangreiche Anwendung künstlicher Maschinen gewonnen hatte, wieder einzuholen, und andrerseits boten sich in dem verarmten, von immer steigenden Zollmauern umschlossenen Schlesien nicht genug neue Nahrungszweige, denen sich die Weber zuwenden konnten.

Einige Jahre lang schlugen sich die Leute bei besseren Erndten wieder so halbwegs durch. Der Lohn sank allerdings immer weiter. Drei bis vier Mark bildeten oft den gesammten Wochenverdienst einer Familie. Viele von den Leuten wanderten nach Böhmen aus, andern glückte es allmählich in einem andern Gewerbe Brod zu finden, eine große Anzahl gingen zu der damals besser lohnenden Baumwollweberei über. Ein ausnahmsweiser Nothstand stellte sich erst im Winter von 1825 zu 26 wieder ein. In den Beamtenkreisen war man jetzt von der Unhaltbarkeit der Hausweberei vollständig durchdrungen. Man hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß die einst so blühende Industrie nicht fortbestehen könne. Aber ebenso hielten die maßgebenden

Persönlichkeiten ein Eingreifen des Staats für unzulässig. Jeder Mensch sei seines Schicksals Schmied. Der Weber dürfe nicht verwöhnt werden, es sei seine Sache, sich eine neue lohnendere Beschäftigung zu suchen. Die Nothleidenden wurden dem entsprechend sich selbst und der privaten Wohlthätigkeit überlassen. Von Staatsmaßregeln zu ihren und ihres Gewerbes Gunsten war nicht mehr die Rede. Um England nicht zu verstimmen, wurde auch jede Förderung der mechanischen Leinengarnspinnerei durch höheren Schutz abgelehnt. Noch 1830 gab es nur ein derartiges Unternehmen in Schlesien und dies besaß nur 4000 Feinspindeln! Selbst zehn Jahre später noch wurde die Spinnerei mit der Hand, welche dem Arbeiter bei achtzehnstündiger Thätigkeit kaum ein bis zwei Silbergroschen brachte, in großem Umfange getrieben. Eine Weberschule war, obwohl ihre Nothwendigkeit längst feststand, nicht errichtet worden. Mangels derselben blieben aber alle Bemühungen, die Weber zur Herstellung feiner Stoffe und Anwendung verbesserter Stühle zu bewegen vergeblich. Der überseeische Export ging nach und nach vollständig verloren, die schlesische Weberei arbeitete nur noch für den Verbrauch im Zollverein. — Frühjahr 1835 brach ein neuer Nothstand im Riesengebirge aus. Man unterstützte während desselben besonders die Spinner durch Verkauf von Flachs unter dem Kostenpreise und Einkauf des Garns zu besseren Bedingungen, als die Händler sie boten. Im Winter des Jahres 1837 wurde die Noth schlimmer als je zuvor. Es mußte von Seiten der Liegnitzer Regierung an die Aermsten Brod vertheilt werden. Gleichzeitig entstanden mehrere private Hilfsvereine. Die Zahl der ganz Erwerbsunfähigen und Erkrankten betrug damals über 20 000. Schon für Milderung ihres Elends reichten die Mittel nicht aus, an die Unterstützung der verarmten aber noch arbeitsfähigen Leute konnte gar nicht gedacht werden. Der König spendete zehntausend Thaler für die Wirksamkeit der Vereine, doch genügten die eingehenden Summen kaum zur Bekämpfung des äußersten Elends. In den folgenden Wintern wurde der Nothstand nicht ganz so arg, doch wuchs die Zahl der vollständig Verarmten immermehr und in verschiedenen Dörfern erkrankten ganze Familien an typhusartigen Uebeln. Zu Anfang des Jahres 1844 war das Elend fast in allen Weberdörfern fürchterlich. Leinen- und Baumwollweber waren gleichmäßig heimgesucht. Man berechnete die Zahl der Bedürftigen auf mehr als Hunderttausend. Alles, was nur irgend der Magen aufnehmen mochte, wurde verzehrt, selbst der saure Mehlkleister, mit welchem sonst das Schlußgarn bestrichen wird, um es zu härten, wurde von den Hungrigen nicht verschmäht.

Zum ersten Male rief damals das Elend der schlesischen Weberbevölkerung Mitleid in allen deutschen Landen wach. Die Zeitungen widmeten ihm ausnahmslos Aufmerksamkeit, überall entstanden Vereine und regten sich Bestrebungen zu ihren Gunsten. Nur leider war es den wenigsten der Stimmführer wirklich um das Wohl der Leute zu thun. Man sah vielmehr in dem Elend derselben eine bequeme Waffe gegen die Regierung. Die Schutzzollpartei suchte mit Hilfe derselben die Zollvereinverwaltung für ihre Wünsche zu gewinnen und die beginnende sozialdemokratische Bewegung hoffte damit für die Erregung der Massen Stimmung machen zu können. Das große Publikum aber fand in der Lektüre lebendiger Schilderung jener entsetzlichen Zustände einen prickelnden Nervenreiz. Trotz vielen Geschreis wurde wenig Geld an die schlesischen Hilfsvereine gesandt. Der Regierung war die ganze Bewegung, über deren Ursachen sie sich klar war, höchst unangenehm, und der schlesische Oberpräsident ließ die armen Weber das nach Kräften entgelten. Als er von Berlin aus infolge der Zeitungsnachrichten zur Auskunft über die Angelegenheit aufgefordert wurde, leugnete er wiederum das Vorhandensein eines außergewöhnlichen Nothstands, stellte die ganze Sache als das Werk politischer Störenfriede dar, empfahl die Weber sich selbst zu überlassen und schlug sogar vor, gegen die wohlthätigen Vereine vorzugehen. Es geschah infolge dessen von Staatswegen nichts, und es wäre wohl dabei auch geblieben, wenn das Elend die Weber des Eulengebirges nicht im Frühling 1844 zu einem förmlichen Aufruhr verleitet hätte. Verschiedene Fabriken wurden zerstört und es bedurfte militärischen Einschreitens, ehe die Ruhe wieder hergestellt wurde. Diese bedauerlichen Excesse erregten so großes Aufsehen, daß wirksame Maßregeln des Staats zu Gunsten der Weber unabweisbar wurden. Blieb auch die Breslauer Regierung davon überzeugt, daß jeder solcher Schritt verwerflich sei, daß das wohlverstandene eigene Interesse den Kapitalisten zur Zahlung hinreichenden Lohns, zur Einführung besserer Technik, besserer Behandlung der Leute veranlassen müsse, die Jedermann vor Augen liegenden Thatsachen beweisen, daß Schlesien für diese Theorie eben noch nicht reif sei. Ein Geheimer Ober-Finanzrath erhielt den Auftrag das schlesische Gebirge zu bereisen und Vorschläge zur Abhilfe der dort herrschenden Mißstände zu machen. Auf Grund seiner Beobachtungen fanden gegen Ende 1845 Konferenzen in Berlin statt, zu denen der beste Kenner der Verhältnisse, Regierungsrath von Minutoli, aus Liegnitz zugezogen wurde. Da die Büreaukratie dazumal gesetzgeberischen Maßnahmen zu Gunsten einer Industrie durchaus abgeneigt und an die Entstehung großer und reicher Fabrik-

unternehmungen, welche aus eigener Kraft sich neue Märkte erobern konnten, in Schlesien zu jener Zeit kaum zu denken war, beschränkten sich die Beschlüsse der Konferenz im Wesentlichen auf Abstellung der besonders angeklagten Uebelstände. Es sollten Schritte für Besserung des Flachsbaus, der Handspinnerei und der Weberei geschehen. Die Lohn- und Fabrikarbeiter hoffte man durch Errichtung von Gewerbegerichten vor Mißhandlungen und Bedrückungen der Unternehmer, über welche vielfach Beschwerde geführt wurde, sicher zu stellen. Endlich wurde möglichste Beförderung des Entstehens neuer Industriezweige in Aussicht genommen. Die für alles das zur Verfügung gestellten Mittel waren aber vollständig unzureichend. Und wenn dennoch mit ihrer Hilfe etwas Nützliches geschehen ist, so hat man das lediglich der aufopfernden Thätigkeit des mit der Durchführung jener Beschlüsse betrauten Kommissars, des genannten Herrn von Minutoli, zuzuschreiben.

Mehrere lange Jahre hat Minutoli jener Aufgabe gewidmet. Er selbst hat geschildert, welche Mühe ihm die Durchführung gekostet hat. Am erfolgreichsten waren seine Bemühungen für Einführung besserer Röst- und Brechmethoden des Flachses, da hierbei landwirthschaftliche Vereine und reiche Gutsbesitzer aus eigenen Mitteln mitwirkten. Für Verbesserung der Handspinnerei hat er zwar viel Mühe aufgewendet, doch war dieselbe bei einem solchen, sicheren Untergang geweihten Nahrungszweige, der eigentlich nur noch Kinder und alte Frauen beschäftigte, natürlich wenig von Belang. Weit wichtiger waren in dieser Hinsicht die großen Aufwendungen der Seehandlung für Beförderung der mechanischen Spinnerei, Dank denen Ende 1849 in Schlesien doch wenigstens 44 000 Spindeln im Gange waren. Auf dem Gebiete der Weberei vermochte der Komissar ebenso wenig wie hinsichtlich der Verbesserung des Bleichwesens zu erreichen. Es fehlten ihm dazu die Mittel. Ohne Errichtung technischer Schulen, welche noch dazu die Kinder der Weberfamilien umsonst unterwiesen, war in diesem Punkte nichts zu erzielen. Auch die schlechte Behandlung und Uebervortheilung der Weber durch gewissenlose Händler und Ausgeber von Fabriken blieb die alte. Viele Anstrengung verwendete Minutoli auf Eröffnung neuer und Neubelebung alter Gewerbszweige. Er förderte die Einführung der Strohhutflechterei, Uhrenmacherei, chemischer Betriebe und dergl., soweit eben die unzulänglichen Mittel es gestatteten. Leider geschah aber gar nichts vom Staate, um durch Anlage von Bahnen im Gebirge den Verkehr daselbst zu steigern und die Weberbevölkerung mehr mit der Außenwelt in Berührung zu bringen. Eulen- wie Riesengebirge blieben auf die wenigen Landstraßen angewiesen und verloren

dadurch immer mehr ihren Werth als Industriegegenden. Die Rohstoffe, Fabrikate und Nahrungsmittel wurden gleichmäßig durch die hohen Transportkosten vertheuert. Verpflanzung einzelner Familien nach dünn bevölkerten Gegenden Oberschlesiens, Posens und Preußens ist versucht worden, scheiterte aber daran, daß die Leute des Ackerbaus nicht kundig und zu schwach zu anstrengender Arbeit waren. — Trotz aller Bemühungen des Kommissars dauerte daher der Nothstand fort und verschärfte sich 1848 wieder bedeutend. Minutoli beantragte damals energische Maßnahmen des Staates zur bessern Erschließung der natürlichen Reichthümer Schlesiens und Einführung einer strengen Fabrikgesetzgebung zum Schutze der Weberbevölkerung gegen die Ausbeutung. Auch die parlamentarischen Verhandlungen jener Tage haben die Angelegenheit wiederholt in Berathung gezogen. Es wurden auch hier Fabrikschutzgesetze und erhöhte Zölle zur Förderung der schlesischen Industrie gefordert. Die Regierung verkündigte Weihnachten 1849, daß für Unterstützung des Wachsthums der mechanischen Spinnerei die Vertheilung von Spindelprämien beschlossen sei. Außerdem werde man die Verbesserung der Flachsbereitung fördern und Webeschulen errichten. Es geschahen überdies Schritte zur Neubelebung der Steinbruch- besonders der Marmorindustrie der Provinz. Das Programm ist im wesentlichen ausgeführt worden, nur zur Einrichtung der Webeschulen ist es nicht gekommen, obwohl gerade sie zur Verbesserung der höchst mangelhaften Technik der Hausweberei von unschätzbarem Werthe gewesen wären. Flachsbau und -bereitung haben besonders von privater Seite große Förderung erfahren. Alle Bemühungen aber in dieser Hinsicht wurden stark beeinträchtigt durch das Risiko und den geringen Gewinn dieses Zweiges der Landwirthschaft.

In der Hauptsache sind seit 1850 die schlesischen Leinenweber sich selbst überlassen geblieben. Von Jahr zu Jahr sank die Zahl der selbständigen, sehr viele gingen auch dauernd zu der lohnenderen Baumwollindustrie über. 1861 brach freilich infolge des amerikanischen Secessionskrieges und dem Mangel an Baumwolle auch in dieser Industrie eine Krisis aus. Die Lage der Leute blieb stets schlecht, der Verdienst der ganzen Familie erreichte in der Woche kaum je mehr als zwei Thaler, aber bei ihrer ungemeinen Genügsamkeit fanden die Weber dabei die Möglichkeit sich durchzuschlagen und sogar am Leben zu hängen. Die Mehrzahl der hausindustriellen Weber sah sogar stets mit etwas Stolz auf die in Fabriken arbeitenden Genossen herab. Verdienten doch auch diese nicht viel und lebten dabei den Tag über in dumpfen Maschinenräumen getrennt von den Ihrigen, während sie stets die ganze

Familie um sich sahen. Mehr und mehr zog der Staat seine Hand ganz von dieser Industrie zurück; von der Errichtung einer Webeschule oder sonstiger Anstalten für die technische Fortbildung der Leute war keine Rede mehr. Eine Fabrikgesetzgebung wurde zwar geschaffen, aber nicht auf die Hausindustrie ausgedehnt*). Versuche die Gebirgsgegenden durch Eisenbahnen zu erschließen, fanden nur im beschränktesten Maße statt. Auch andere Maßregeln, den Verkehr und die Gewerbsthätigkeit der Provinz rascher zu fördern, wurden nur selten und spärlich ergriffen. Ja nicht einmal für eine genügende Statistik der hausindustriellen Weberei wurde mehr gesorgt. Bei den großen Volks- und Gewerbezählungen wurde so verfahren, daß es unmöglich ist auch nur ein annähernd richtiges Bild des gegenwärtigen Zustandes des Gewerbes zu gewinnen. Man lebte eben wohl der Hoffnung, daß Alles in regelmäßige Bahnen eingelenkt sei und außergewöhnliche Stockungen und Nothstände nicht mehr eintreten würden. Die jämmerlichen Lohnverhältnisse betrachtete man mit der Zeit als normale und unabänderliche.

Daß diese Hoffnung eine trügerische war, bewies die Anfang der 80er Jahre aufs neue ausbrechende Noth. Die Behörden sahen sich genöthigt, der Krise wenn auch sehr wider Willen wiederum näherzutreten. 1883 wurde auf Veranlassung des Landwirthschaftsministers in Oberschlesien ein Musterflachsfeld unter Benützung der in Sachsen gewonnenen Erfahrungen angelegt und zugleich Unterricht in besseren Röstverfahren der Flachsfaser ertheilt. Nach der seit Anfang des Jahrhunderts üblichen Methode werden daselbst Wanderlehrer ausgebildet, welche ihrerseits die Landwirthe anleiten sollen. Auch zur Errichtung einer Webeschule ist es endlich im Laufe des Jahres 1885 gekommen. Dieselbe scheint allerdings mit guten Lehrern besetzt und sehr zweckmäßig eingerichtet zu sein. Aber leider liegt sie zu entfernt von den Hungerdistrikten, nämlich in Sorau, und dann kostet das Schulgeld Hundert Mark abgesehen von den für den Lebensunterhalt nothwendigen Mitteln. Wie soll je eine schlesische Weberfamilie in den Besitz einer solchen Summe gelangen? Ohne Unterhalt der Zöglinge aus öffentlichen Mitteln unter gleichzeitiger Entschädigung der Eltern, welchen eine für Fristung ihres Daseins unentbehrliche Arbeitskraft entzogen wird, ist nicht daran zu denken, daß die Anstalt der hausindustriellen Weberei zu Nutzen gereicht. — Anerkannt muß werden, daß obrigkeit-

*) Vergleiche über die Geschichte der schlesischen Weberei das aktenmäßige Werk: „Blüthe und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien von Dr. A. Zimmermann. Breslau 1885.

licher Seits das Aufblühen verschiedener neuer Hausindustrien lebhaft gefördert worden ist. Für Verbreitung der Korb-, Drahtflechterei, Knopfhäkelei, Spitzenklöppelei, Teppichknüpferei, sowie für Einführung des Maschinenstickens ist allerlei geschehen. Das Unglück ist nur, daß alle diese Gewerbszweige nicht viel mehr abwerfen als die Weberei und dabei in hohem Maße der Mode unterworfen sind. Familien, welche für ihren Unterhalt lediglich auf solche Industrien angewiesen sind, verdienen ebenfalls Bedauern, da sie jeden Augenblick in Gefahr sind brodlos zu werden. — Man hat früher stets von der allgemeinen Ueberführung der selbständigen Weber zur Lohnweberei und Fabrikarbeit eine Besserung ihrer Lage erwartet. In neuerer Zeit ist dieser Uebergang fortdauernd in immer größerm Umfang erfolgt, ohne aber die erhoffte Wirkung zu haben. In den großen Unternehmungen verdienen die Leute fast ebenso wenig wie vorher. Verschiedene Ausstände des letzten Dezenniums haben das überzeugend dargethan. Im Frühjahr 1885 brach in der Epnerschen Weberei zu Landeshut ein Strike aus, weil die Direktion zugegebenermaßen die Ketten erheblich länger hatte scheeren lassen, ohne Ankündigung und ohne den Lohn zu erhöhen „in der festen Ueberzeugung, daß bei den neuen Garnen der eigenen Spinnerei die Differenz ausgeglichen werden würde". Kurz darauf wurde in der Erdmannsdorfer Spinnerei und Weberei die Arbeit eingestellt, weil die Leute bei den vielen Strafen und Abzügen nicht mehr bestehen zu können glaubten. Der Durchschnittslohn der Weber betrug daselbst 7.60 Mark pro Woche, nur 5% verdienten 9 bis 10 Mark! Die Spinner erhielten 6 bis 7 Mark. 1888 und 89 fanden neue Strikes in Langenbielau statt, welche man auf sozialdemokratische Wühlereien zurückgeführt hat. Im verflossenen Jahre fand in Bolkenhain ein Ausstand statt. Wirklichen Erfolg hat keiner dieser Versuche zu verzeichnen gehabt, da es eben in jenen Gegenden an Leuten, die zu jedem Preise arbeiten, nie mangelte, und den Arbeitern jede Organisation fehlt. Wenn nicht mit der Fortdauer des Elends schließlich socialdemokratische Lehren unter den sonst sehr gutmüthigen und religiös gesinnten Leuten Eingang finden, wird es auch schwerlich so bald zur Bildung von Fachvereinen und geschlossenem Vorgehen unter ihnen kommen.

Wie es heut zu Tage in hausindustrieller Weberei und Spinnerei Schlesiens aussieht, dafür liefern die vom Verein für Sozialpolitik herausgegebenen Berichte über die deutsche Hausindustrie ein auf die vorhandenen dürftigen statistischen Zahlen gestütztes Bild. Noch immer dürften gegen fünfzigtausend Personen darin thätig sein. Auf Tausend

Textilarbeiter kommen in Schlesien 54, welche unter 15, und 72, welche über 70 Jahre alt sind! Die Armuth der Leute ist also so groß, daß alle Familienmitglieder von frühester Jugend bis an den Grabesrand an der Erwerbung des Lebensunterhalts mitwirken müssen. Nie giebt es eine Pause, ein Aufathmen! Kein Wunder, wenn die Zahl der zum Militair tauglichen jungen Leute in diesen Gegenden jährlich in erschreckender Weise abnimmt, wenn die Sterblichkeit der Säuglinge hier die höchsten, in Preußen überhaupt beobachteten Sätze erreicht, die Zahl der unehelichen Kinder sehr groß und die Menge der Selbstmorde ebenfalls eine hohe ist. In dem ewigen Elend, dem ununterbrochenen Kampfe mit der bittersten Noth wird das moralische Gefühl nothwendig abgestumpft und werden die im Allgemeinen gut beanlagten, leichtlebigen und zufriedenen Menschen täglich mehr allen höheren Regungen und geistigen Interessen entfremdet. Ist es nicht wahrhaft entsetzlich zu hören, daß die große Mehrzahl der Leute bei täglich fünfzehn- bis sechszehnstündiger Arbeit kaum 6 bis 6½ Mark verdient! Davon muß er noch den Webstuhl im Stand halten und das Spulen, Schlichten manchmal auch Scheeren der Garne bezahlen. Wie kann man so armen Arbeitern einen Vorwurf daraus machen, daß sie sich keine bessern Geräthe anschaffen und lohnendere, wenn auch mehr Geschicklichkeit erfordernde Beschäftigung aufsuchen! Die wenigen, welche wenigstens noch ein Stückchen Ackerland besitzen, welches ihnen Kartoffeln und Gemüse liefert, und sich Eigenthümer einer Hütte nennen, sind wahre Kapitalisten den vielen Familien gegenüber, welche auf ein ärmliches gemiethetes Zimmer angewiesen. Es spricht für den gesunden Kern dieser Leute, wenn trotz alles Jammers und Elends die Moralität bei ihnen im Allgemeinen weit größer ist als in andern deutschen Industriebezirken.

Eine Anzahl Vereine wie der Waldenburger Verein zur Förderung des Wohls der arbeitenden Klassen, der Vaterländische Frauenverein, der große katholische Vincenzverein widmen seit Jahren der armen Weberbevölkerung ihre Aufmerksamkeit. Man verschafft Nothleidenden lohnende Arbeit, erleichtert ihnen den Uebergang zu andern Berufen, erzieht die Kinder in lohnenderen Gewerben und gewährt den Kranken Almosen. Aber leider reichen die verfügbaren Summen zur vollen Lösung der Aufgabe bei weitem nicht aus und es scheint auch, daß oft Mißgriffe geschehen und unechte Arme sich auf Kosten der wirklich Bedürftigen bereichern, wie das ja in solchen Fällen kaum vermeidbar ist. So viel steht fest, daß weder die private Wohlthätigkeit noch die Wirksamkeit des Staats bisher genügt haben, um

den schmachvollen Verhältnissen im Schlesischen Gebirge ein Ende zu machen.

Der schlechte Ausfall der Kartoffelernte, das allgemeine Steigen des Preises der nothwendigsten Lebensmittel verbunden mit der Abnahme des Ausfuhrhandels hat im verflossenen Jahre auf's neue einen Nothstand herbeigeführt, welcher unter dem Einflusse des außergewöhnlich kalten Winters einen Umfang wie jener der Vierziger Jahre zu erreichen scheint. Eulengebirge und Grafschaft Glatz sind gleichmäßig in Mitleidenschaft gezogen, und zwar befinden sich dieses Mal die zur Baumwolle übergegangenen Arbeiter in größerer Noth als die Leinenweber. Schon im Sommer haben die Leute ein Bittgesuch an den König gerichtet und später diesen Schritt wiederholt. Sie sind sich der Mehrzahl nach ganz klar, daß der Hauptgrund ihres Elends im Stocken des Absatzes der Fabrikate liegt und daß die Fabrikanten sie nicht beschäftigen und besser bezahlen können, wenn sich nicht die Nachfrage aufs neue hebt. Bei der Vernehmung durch die Behörden haben die Petenten Festsetzung von Minimallöhnen durch eine Vereinigung der Fabrikanten, Verbot der Frauen- und Kinderarbeit, Zuwendung von Armeelieferungen, Beseitigung der durch die Zuchthäuser ausgeübten Konkurrenz, Aufhebung der Lebensmittelzölle, Ermäßigung des Bahntarifs für Artikel der Hausindustrie als nothwendig bezeichnet. Von anderen Seiten wird Ueberführung der Baumwollweber zur Herstellung feiner Leinensachen wie z. B. Taschentüchern als sehr nützlich bezeichnet. Indessen leben die Lausitzer und andern Weber, welche hauptsächlich diesen Industriezweig betreiben, ebenfalls in sehr traurigen Umständen. Gelänge es noch mehr Arbeiter dafür zu gewinnen, so würde sicher auch hierin der Lohn noch mehr gedrückt und das Elend der Leute dasselbe bleiben. — Von Seiten der Landrathämter sollen eingehende Ermittlungen über die Lage der Nothleidenden angestellt worden sein. Aber man scheint dabei gar zu sehr die Dinge vom Gesichtspunkte der schlesischen Fabrikanten aus, welche um Erhaltung der billigen Arbeitslöhne besorgt sind, betrachtet zu haben. Nach der oft zum Ausdruck gebrachten Auffassung dieser Herren sind die Weber selbst an ihrem Elend schuld. Man legt ihnen zur Last, daß sie durchaus keine Lust hätten eine neue besser lohnende Beschäftigung zu ergreifen, daß die jungen Mädchen die Weberei dem Erwerb als Dienstmagd vorzögen, daß die jungen Burschen auch in keinem andern Beruf lange aushielten und immer wieder zum Gewerbe der Eltern zurückkehrten. Man wirft den Leuten Eigensinn und gelegentliche Betrügerei an dem ihnen gelieferten Garn vor, findet die lächerlich niedrigen Löhne, welche auch

von den Fabriken bezahlt werden, ganz normal und beschuldigt die Leute der Energielosigkeit, Unselbständigkeit und Sucht zum Klagen. Demgemäß ist denn auch im Reichsanzeiger die Erklärung veröffentlicht worden, daß ein außerordentlicher Nothstand nicht vorliege und vor der Hand etwas Besonderes für sie nicht geschehen könne.

Wer die vorstehenden Seiten liest und die allmähliche Entwickelung der traurigen Verhältnisse im schlesischen Gebirge im Auge behält, wird mit uns diese Entscheidung als ungerechtfertigt betrachten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die schlesische Weberei unter dem direkten Einfluß des Königs Friedrichs II. ihren übergroßen Umfang gewonnen hat. Der Monarch war sich der damit übernommenen Verpflichtung bewußt, und er hat Zeit seines Lebens eine aufopfernde Thätigkeit entwickelt die Existenz der Leute zu sichern und zu verbessern. Die Unglücksfälle des Kriegs haben der Industrie den Lebensfaden durchschnitten. Der Staat hat den Versuch gemacht den Leuten neue Möglichkeiten zu bieten ihr Leben zu fristen, aber in unzureichender Weise, so daß noch heut, nach Verlauf eines Jahrhunderts Tausende beständigem Elend preisgegeben sind. Liegt auch keine rechtliche Verpflichtung für den Staat vor, ihnen zu helfen, so gebietet es doch die nationale Ehre. Existiren doch derartige entsetzliche Zustände kaum in Irland und den entlegensten Distrikten Rußlands! Eine Nation, welche jedes Jahr Millionen für Bekehrung von Heiden, Erziehung von Chinesenkindern und Unterdrückung des Sklavenhandels übrig hat, muß auch die Mittel besitzen, um solchen Zuständen, wie sie in den schlesischen Weberdörfern eingerissen sind, ein Ende machen zu können. Wiederholt ist es von competentester Seite ausgesprochen worden, daß es „schnöder, unmenschlicher Hohn“ ist, den armen Webern die Schuld an ihrem Unglück zur Last zu legen. Wir sehen täglich, wie schwer es ist, selbst hochgebildete reiche Leute von ihrem wahren Vortheil zu überzeugen und von Irrthümern abzubringen. Wie kann man von Menschen, die täglich mit dem Hunger ringen, welche fast ohne Schule, ohne freundliche Theilnahme, ohne sachverständigen Rath aufwachsen und dahin leben, genaue Beurtheilung der wirthschaftlichen Lage verlangen! Es kommt dazu, daß fast alle Gewerbszweige, welche den Leuten zugänglich sind, ebenso wenig bringen wie ihr alter Beruf, daß sie keinerlei Mittel zur bessern Erziehung ihrer Kinder besitzen, daß sie für die meisten den Körper anstrengenden Verrichtungen zu schwach sind. Aus den schlesischen Weberfamilien sind im Laufe der Jahrhunderte viele jetzt reiche und berühmte Geschlechter hervorgegangen. Es ist ein geistig gut beanlagter, treuherziger, fügsamer Menschenschlag. Nichts ist ungerechter als die Art

wie man sie seit langem als eine lästige und verdächtige Masse behandelt. In einer Zeit, wo zu Gunsten der ärmeren Bevölkerung, ohne bei den Massen auch nur Dank zu ernten, eine großartige soziale Gesetzgebung, die ihres Gleichen auf der Welt nicht hat, in's Leben gerufen werden konnte, darf der Ueberrest einer ruhmreichen Industrie, welche eine Art Vermächtniß des großen Königs bildet, nicht kaltherzig ihrem Unglück preisgegeben werden. Wir hoffen mit Bestimmtheit, daß die preußische Regierung diese Angelegenheit neuen Erwägungen unterzieht und sie einmal nicht bloß nach der alten büreaukratischen Schablone behandelt. Es muß etwas Durchgreifendes geschehen, um diesen Schandfleck aus unsrer wirthschaftlichen Geschichte zu tilgen. Neben Maßregeln zur Linderung der augenblicklichen Noth, welche man nicht bloß Vereinen und Privatleuten überlassen darf, sind Schritte nothwendig, um nun einmal ernstlich mit der nicht mehr haltbaren Weberei aufzuräumen. In ersterer Hinsicht scheuen wir uns nicht die Darbietung von Arbeitsgelegenheit durch den Staat zu fordern. Man hat seit Jahrzehnten in dieser Beziehung durch Verwendung der Leute bei Chausseebauten und andern öffentlichen Arbeiten gesorgt. Aber dazu sind sie zu schwach und kränklich, und die Winterkälte macht die Beschäftigung im Freien unmöglich. Es dürfte sich daher jetzt Gewährung von Webearbeit, oder Ankauf der Fabrikate, der Leinen aus öffentlichen Fonds, so lange die ärgste Noth währt, empfehlen. Stellt man die Löhne ebenso niedrig, vielleicht noch niedriger als die Fabrikanten es thun, und zahlt sie theilweise in Lebensmitteln, so kann von einer Verwöhnung der Leute keine Rede sein. In jedem Falle wirkt solche Armenpflege weniger demoralisirend als die reine Almosenvertheilung. Um andauernd zu helfen und der Wiederkehr solcher Krisen vorzubeugen halten wir in erster Stelle bessere und bequemere Erschließung des Eulen-, Riesen- und Glatzer Gebirges durch Secundärbahnen für geboten. Wie viele der dortigen armen Dorfbewohner haben doch eine Eisenbahn überhaupt noch nie gesehen! Es ist in den letzten zwanzig Jahren ja manches gebessert worden, aber noch liegen die Gebirgsorte meist zu weit ab von der übrigen Welt und es ist den Leuten zu schwer gemacht, ihren Wohnort zu ändern. In zweiter Linie halten wir es für unbedingt geboten, daß die Regierung dem arg vernachlässigten technischen Schulwesen mehr Aufmerksamkeit zuwendet. An Klagen von allen Seiten über den jetzigen Zustand und Verbesserungsvorschlägen fehlt es ja nicht. In dem gewerbereichen, dichtbevölkerten Schlesien muß ein Netz von technischen Lehranstalten aller Art errichtet werden, welche mit zahlreichen Freistellen für arme Schüler ausgestattet sind. Dann wird die Jugend

schon zu einem andern besseren Broderwerb von selbst übergehen. Schließlich erscheint die Anwendung des Rentengutgesetzes auf die schlesischen Gebirgsgegenden als höchst wünschenswerth. Kommen die Weberfamilien in den Besitz unveräußerlicher kleiner Landstücken, so ist, wie die bei Grüssau gemachte Erfahrung bewiesen hat, der beste Schutz vor gänzlicher Verarmung gegeben. Die lange Winterzeit werden sie dann nach wie vor mit Weben ausfüllen, aber diese Thätigkeit nimmt wieder den Charakter einer bloßen Nebenbeschäftigung an. Auch das Interesse der Fabrikanten wird dabei gewahrt; es wird ihnen weder an Arbeitskräften fehlen, noch wird der Lohn zu hoch steigen. —

L.

Jesuitismus und Katholicismus.

Der Antrag, den Jesuiten-Orden in Deutschland wieder zuzulassen ist auf die Tagesordnung der öffentlichen Discussion gestellt und von allen Seiten wird das Material zur Beurtheilung für und wider zusammengetragen. Eine Petition folgt der anderen. Die Katholiken behaupten, Lehre und Moral der Jesuiten sei keine andere, als die der katholischen Kirche. Sei die letztere einmal vom Staate anerkannt, so müßte es ihr auch gestattet sein, sich in ihren Institutionen frei und ungehindert zu bewegen; auch erfordere es die Parität, daß über die Zulassung von Orden, ihre Zahl und Gattung, die Katholiken allein zu bestimmen hätten. Man macht ferner geltend, daß den Jesuiten unserer Tage die Sünden einzelner Jesuiten in früheren Jahrhunderten nicht zur Last gelegt werden könnten, daß die 200 bis 300 deutschen Jesuiten, welche um sich nicht der Einschränkung ihrer Wirksamkeit zu unterwerfen, Deutschland verlassen haben, in den 25 Jahren ihre Wirksamkeit in Deutschland sich keiner einzigen gesetzwidrigen Handlung schuldig gemacht, daß sie sich im Gegentheil durch hervorragende Tugenden ausgezeichnet, und während des Feldzuges von 1870 sogar Gesundheit und Leben für das Vaterland eingesetzt hätten. Endlich behaupten die Katholiken, der Jesuitenorden sei das mächtigste Bollwerk gegen die immer mehr wachsende, Thron und Altar bedrohende Socialdemokratie. —

Den Protestanten gilt der Jesuit nicht selten als der Inbegriff aller Schlechtigkeit. Das war schon zu den Zeiten des Martin Chemnitz († 1586) und das ist auch heute noch vielfach der Fall. Einzelne Protestanten sind dem Orden allerdings günstiger gestimmt. In einem bei Pustet im Jahre 1872 erschienenen Schriftchen „der Jesuitenorden, seine Gesetze, Werke und Geheimnisse", auf welches wir noch zurückkommen werden, sind solche günstigeren Zeugnisse mitgetheilt. Darunter befinden sich auch Auszüge aus den Briefen Friedrich des Großen von

d'Alembert und Voltaire, welche sich in diesem Sinne aussprechen*). Aehnliche Zeugnisse bringt das neueste Schriftchen vom Grafen von Hoensbroech S. J.: „Warum sollen die Jesuiten nicht nach Deutschland zurückkehren". (Freiburg bei Herder 1891.) Jedenfalls scheint aber unter den heutigen Protestanten darüber Einverständniß zu herrschen, daß, da der Jesuitenorden durch die Bestätigungsbulle des Papstes Paul III vom 17. September 1540 vorzugsweise zum Kampfe für das Papstthum berufen sei, die Wiedereinführung des Ordens in Deutschland eine Beeinträchtigung des confessionellen Friedens und eine Gefährdung des evangelischen Bekenntnisses enthalten würde. Auch ist man allgemein der Ansicht, daß die Gesellschaft Jesu eine Gewähr gegen die Ausschreitungen der Socialdemokratie nicht biete, da trotz zahlreicher Jesuiten weder das katholische Belgien von socialdemokratischen Unterströmungen noch auch Spanien, Frankreich und Italien von verschiedenen Revolutionen befreit geblieben sei. Nicht einmal den Kirchenstaat hätte der Orden vor wiederholten politischen Umwälzungen zu schützen vermocht. Im Gegentheil; gerade hier habe trotz der Anhäufung von Jesuiten in den Schichten des Volkes der krasseste Aberglaube und die größte Verwilderung der Sitten geherrscht. Es wird dabei unter anderen auf die von Bunsen in seinem Buche „die Zeichen der Zeit" (Brockhaus 1855) erwähnte amtliche Statistik hingewiesen, nach welcher die Gefängnisse des damaligen Kirchenstaates in einem unerhörten Maße mit den scheußlichsten Verbrechern — darunter allein 21 Vater-Mördern — gefüllt gewesen. Katholischerseits will man die unchristlichen und besonders die revolutionären Erscheinungen in den katholischen Ländern auf das Freimaurerthum zurückführen. Da indessen die Theilnahme an der Freimauerei von der Kirche bei schwerer Sünde verboten ist, so scheint man indirekt zugeben zu müssen, daß die Kirche selbst da, wo sie, wie im Kirchenstaate, die weltliche Gewalt allein in der Hand hatte, trotz der ihr zu Gebote stehenden Jesuiten nicht im Stande ist, dieser angeblichen Mutter-Sünde mit Erfolg entgegentreten zu können. War doch selbst Voltaire ein Schüler und Zögling der Jesuiten, in deren Hause er sieben Jahr gelebt hat. Endlich wird Seitens der Protestanten noch geltend gemacht, daß die Ka-

*) Nicht ganz richtig ist die Wendung, die ein Abgeordneter in der Sitzung des Reichstages vom 19. Juni 1872 (S. 1136 der Sten.-Ber.) gebrauchte. Er behauptete, Friedrich der Große habe gesagt: „Nur Eitelkeit, Rachsucht und Eigennutz haben die Aufhebung des Jesuitenordens herbeigeführt." Thatsächlich spricht F. d. G. in dem offenbar gemeinten Briefe vom 3. April **1770** von der Vertreibung der Jesuiten (aus Frankreich); die Aufhebung des Ordens ist bekanntlich erst im Jahre 1773 erfolgt.

tholiken selbst über den Nutzen der jesuitischen Thätigkeit getheilter Meinung seien. Die Thatsache ist richtig. Es ist bekannt, daß bis zum Jahre 1870 Professoren der katholischen Theologie über den Druck klagten, welcher auf der deutschen theologischen Wissenschaft laste; daß ferner die Pfarrgeistlichkeit an den mit Jesuiten-Niederlassungen versehenen Orten darüber erbittert war, daß ihr seelsorglicher Einfluß auf die Pfarrgemeinde durch die Jesuiten vielfach durchbrochen und lahmgelegt wurde, und daß endlich selbst geistliche Lehrer an den Gymnasien das von den Jesuiten eingeführte und gepflegte Spionirsystem unter den Schülern nicht billigten.

Wenn demgegenüber jetzt in zahlreichen Petitionen die Rückberufung der Jesuiten nach Deutschland verlangt wird, so wird die Beweiskraft dieser Kundgebungen durch den Umstand erheblich beeinträchtigt, daß man Seitens der katholischen Agitation zu dem Mittel der Drohung mit „öffentlichem Abmalen" gegen diejenigen Katholiken geschritten ist, welche etwa in Bezug auf die Betheiligung an einer solchen Petition Bedenken haben sollten. Bekanntlich giebt es nicht wenige Katholiken, namentlich Gewerbtreibende, Kaufleute, Handwerker u. dergl., welche sich, wie man zu sagen pflegt, eher einen kleinen Finger abhauen, als in katholischen Zeitungen öffentlich abmalen ließen. Und nicht mit Unrecht; denn, wie die Mischung der Farben bei solchen christlichen Malern keineswegs der Vorschrift des Apostels im Briefe an die Korinther 1. 13. 4—6 entspricht, so entbehrt auch der Mal-Stift der bei Math. 22. 37—39 vorgeschriebenen Beschaffenheit, und das ganze Bild ist das gerade Gegentheil von dem bei Joh. 13. 34 u. 35 und Math. 5, 43 entworfenen Gemälde. Nur die Auctorität des Jesuiten P. Busenbaum ließe sich mit einigem Schein von Berechtigung für ein solches Verfahren heranziehen: „wenn der Zweck erlaubt ist, so sind auch die Mittel erlaubt." (Busenbaum: Medulla theologiae moralis lib IV. Cap. III Dub. VII. Art. II. Res. 3: „Cum finis est licitus, etiam media sunt licita.")

Der Cardinalpunkt für die Entscheidung wird in der Beantwortung der Frage liegen, ob wirklich zwischen dem Jesuitismus und dem Katholicismus, wie er heute in Deutschland lebt, ein wesentlicher Unterschied besteht oder nicht besteht. Wir behaupten, daß thatsächlich ein solcher Unterschied besteht und daß die Unterschiede sich namentlich auch auf solche Punkte erstrecken, welche für die Gestaltung des Verhältnisses des Christen zur staatlichen Ordnung sowie für das Verhältniß des Katholiken zu den protestantischen Mitbürgern von maßgebender Bedeutung sind.

Jesuitischerseits bestreitet man das Vorhandensein derartiger Unterschiede. „Daß der Jesuiten-Orden sich auf das Engste an die Kirchenlehre anschließt", sagt die oben erwähnte Broschüre „der Jesuitenorden" S. 121, „brauchen wir kaum zu bemerken. Der h. Ignatius macht das allen Christen zur Pflicht; wie viel mehr nicht seinen Ordensgenossen? Schon daraus folgt der Widersinn der gehässigsten Beschuldigung gegen die Lehre und Moral des Ordens, die schon deshalb nicht so verderbt sein kann, weil sie keine andere, als die der katholischen Kirche ist." Da nun überdies — so argumentirt der Katholik weiter — der katholische Glaube und die katholische Moral auf der ganzen Welt ein und dieselben sind, so kann auch zwischen den Lehren der Jesuiten und dem Glauben der deutschen Katholiken ein Unterschied nicht bestehen gemäß den Worten des h. Irenius: „den von den Aposteln empfangenen Glauben bewahrt die Kirche sorgfältig, obgleich sie auf dem ganzen Erdkreise zerstreut ist; . . . und werden glauben die in Germanien gegründeten Kirchen anders oder lehren anders, noch die in Iberien oder in Gallien oder im Oriente oder in der Mitte der Welt gegründeten."

Wenn wir nun gleichwohl den Beweis erbringen, daß zwischen der jesuitischen Lehre und dem deutschen Glauben solche Unterschiede nicht nur bestanden haben sondern noch bestehen, und daß ferner die religiöse Ueberzeugung der deutschen Katholiken dem Staatswohle ungleich förderlicher und günstiger ist, als die entgegengesetzte Anschauung und Lehre der Jesuiten, dann möchte sich für Reichstag und Bundesrath die Gewissenspflicht ergeben, alles aufzubieten, um durch thunlichste Fernhaltung des jesuitischen Einflusses den abweichenden religiösen Standpunkt der deutschen Katholiken möglichst zu conserviren. Kann auch durch die Ausschließung des Ordens vom deutschen Vaterlande die Gefahr nicht gänzlich beseitigt werden, so wird sie dadurch doch erheblich gemindert. Der Jesuitenorden aber hat kein Recht, sich über eine solche Ausnahmestellung zu beklagen. Denn in einem geordneten Staatswesen haben nur diejenigen Institutionen einen Anspruch auf Existenz, welche den Interessen des Gemeinwohles nicht zuwiderlaufen. Selbst wenn es daher richtig wäre, was Warnkönig in der Broschüre „Socialdemokraten und Jesuiten" (Berlin 1890) wohl mehr im Hinblick auf die katholischen, als auf die evangelischen Staaten zu behaupten wagt, daß man in unserem heutigen Staatsleben sogar in Bezug auf die moralische Corruption gleiche Freiheit für alle in Anspruch nehme, so würde diese, von Schwäche und Pflichtvergessenheit des Staates zeugende Thatsache dem Jesuitenorden in dem unterstellten Falle noch

keinen Anspruch auf Zulassung in unserem deutschen Vaterlande gewähren. —

Für den Zweck unserer gegenwärtigen Abhandlung haben diejenigen Unterschiede, welche früher zwischen Katholicismus und Jesuitismus bestanden haben, nur eine untergeordnete Bedeutung. Wir übergehen sie deshalb.

I.

Der erste Unterschied zwischen den Lehren der Jesuiten und den Anschauungen der deutschen Katholiken betrifft die Lehre über das Verhältniß von Staat und Kirche. Diese Materie hat bekanntlich durch verschiedene päpstliche Kundgebungen alter und neuerer Zeit, insbesondere durch die Bulle unam sanctam von Bonifaz VIII. und den Syllabus Pius IX vom Jahre 1864 eine dogmatische Regelung erfahren. Aber der gesunde Sinn der deutschen Katholiken sträubt sich so hartnäckig gegen die Reklamirung der mittelalterlichen Rechte des Papstes für die Jetztzeit, daß man im Interesse der staatlichen Ordnung nur dringend wünschen kann, wenn die gegentheiligen Lehren der Jesuiten von unsern katholischen Mitbürgern, namentlich auch von der katholischen Jugend möglichst fern gehalten werden. Betrachten wir zunächst die Stellung der Katholiken zum Syllabus. Satz 23 des Syllabus verwirft die Behauptung: „Die römischen Päpste und die allgemeinen Concilien haben die Grenzen ihrer Gewalt überschritten und Rechte der Fürsten usurpirt.“

Satz 24 verdammt die Behauptung: „Die Kirche hat nicht die Macht, äußeren Zwang anzuwenden, noch irgend eine zeitliche direkte oder indirekte Gewalt.“

Satz 77 u. 78 verurtheilt die Ansicht: In unserer Zeit ist es nicht mehr möglich, daß die katholische Religion als die einzige Staatsreligion unter Ausschluß aller anderen Culte gehalten werde; es war daher gut gethan, in gewissen katholischen Ländern den Einwanderern gesetzlich die freie Ausübung ihres Kultus zu garantiren.“

Gegen diese, für einen ehrlichen Deutschen etwas harten Urtheile des Papstes hilft man sich katholischerseits auf die verschiedendste Art und Weise. Die einen sind der Ansicht, daß eine Kathedral-Entscheidung des Papstes in dem Syllabus nicht enthalten sei. Wir kennen katholische Professoren, welche diese Meinung vertreten. Andere glauben, als verdammt könnten nur die Lehrsätze in der negativen Form gelten, keineswegs seien damit zugleich die contradictorischen positiven Sätze als unfehlbare Wahrheiten hingestellt worden. Wieder andere sind der

Meinung, das Verzeichniß der 80 Sätze sei nur eine Wiederholung früherer Aussprüche, sodaß bei Beurtheilung der Tragweite derselben auf die ursprüngliche Entscheidung des Papstes zurückgegangen werden müsse. Von den Bischöfen, an welche uns behufs richtiger Erfassung des etwas schwer zu verstehenden Syllabus ein katholischer Abgeordneter in der Sitzung des Reichstages vom 19. Juni 1872 verwies, äußert sich Martin folgendermaßen: „Mit nichten sind diejenigen Propositionen, die den im Syllabus nicht verworfenen (denn verworfen ist streng genommen im Syllabus keine einzige Proposition) sondern als bei früheren Gelegenheiten vom Oberhaupte der Kirche verworfenen in ihm bloß zusammengestellten Propositionen contradictorisch (nicht etwa bloß conträr) entgegengesetzt sind, nunmehro, nachdem die Lehrentscheidungen des Papstes ex cathedra für unfehlbar erklärt worden sind, sämmtlich als verbindende katholische Glaubenslehren hingestellt. Nur diejenigen sind es, die den vom Papste als häretisch censurirten, — nicht diejenigen die den vom Papste mit anderen Censuren belegten contradictorisch entgegengesetzt sind*)." Und was sagen nun die Jesuiten, welche bekanntlich der Abfassung des Syllabus ganz besonders nahe gestanden, zu diesen Windungen des deutschen Gewissens? Hören wir statt anderen den Jesuiten P. Schrader in seiner Schrift „Der Papst und die modernen Ideen" (Wien 1865), dessen Buch nicht nur die Ordens-Censur passirt hat, sondern, wie das Vorwort ergiebt, vom Papste Pius IX. noch ganz besonders belobt worden ist.

Der Jesuit sagt: „Alle die 80 Sätze (des Syllabus) und jeder einzelne derselben werden vom Papste verworfen, verboten und verdammt. Von allen und von jedem einzelnen derselben will und befiehlt der Papst, daß die Kinder der katholischen Kirche sie durchaus für verworfen, verboten und verdammt halten sollen.

„So weit diese Sätze das politische Gebiet berühren, hat der Papst mit denselben eine unverletzbare Linie gezogen auf dem Gebiete natürlicher Disciplinen, weil der Statthalter Christi auf Erden eben keine Trennung der natürlichen von der übernatürlichen Ordnung zugeben kann, keine Trennung der Religion von der Politik, keine Trennung der menschlichen Gesetzgebung von dem Gesetze Gottes.

„Das Verzeichniß der 80 Sätze ist auch nicht bloß eine einfache Wiederholung von Aussprüchen, welche schon vor längerer oder kürzerer Zeit öffentlich erfolgt sind, sondern eine neue, feierliche Zusammenfassung

*) Der wahre Sinn der Vaticanischen Lehrentscheidung über das unfehlbare päpstliche Lehramt von Dr. Conrad Martin, Bischof von Paderborn. (F. Schöningh. 1871. 3. Aufl. Seite 41.)

und Gesammtverdammung aller der Irrthümer unserer Zeit, welche in den früheren Akten Pius IX. und zwar von seiner Antritts-Encyclica vom 9. November 1846 angefangen (also lange vor den traurigen Erfahrungen, welche der Papst in seinen eigenen Staaten und an seiner eigenen geheiligten Person über die unheilvollen Wirkungen der modernen Ideen gemacht hat) bis zu dem neuesten Akte einzeln und nach einander verurtheilt worden sind.

„Das Verzeichniß der 80 Sätze stellt endlich eben so viele positive Lehrsätze auf, als es irrige Lehrsätze verdammt, da es allgemein bekannte Regel und feste Norm ist, daß mit der Verwerfung eines bestimmt formulirten irrigen Satzes der gerade einfache (contradictorische) Gegensatz mit gleicher Auctorität als Wahrheit zu halten ist. Deshalb haben wir es in dem Syllabus oder Verzeichniß versucht, jedem einzelnen dieser 80 Sätze in der deutschen Uebersetzung seinen contradictorischen Gegensatz gegenüber zu stellen."

„Diese Gegensätze lauten" nach demselben Autor:

„Die römischen Päpste und die allgemeinen Concilien haben die Grenzen ihrer Gewalt nicht überschritten; die Rechte der Fürsten nicht usurpirt."

„Die Kirche hat die Macht, äußeren Zwang anzuwenden, sie hat auch eine directe und indirecte zeitliche Gewalt."

„In unserer Zeit ist es auch noch nützlich, daß die katholische Religion als die einzige Staatsreligion unter Ausschluß aller anderen Culte gehalten werde."

„Es war daher nicht gut gethan in gewissen katholischen Ländern, den Einwanderern gesetzlich die freie Ausübung ihres Cultus zu garantiren."

Also — die Kirche hat nach dem von den Jesuiten verkündeten Dogma auch das Recht, Gewalt anzuwenden. Zu dieser Lehre haben zwei Jesuiten P. Florian Rieß und P. Schneemann in den „Stimmen aus Maria-Laach" folgende Bemerkungen gemacht.

Zunächst Schneemann im VII. Hefte S. 23:

„Die Kirche darf zur Ausführung ihrer Gesetze und Urtheilssprüche und zur Wahrung ihrer Rechte die physische Gewalt des Staates beanspruchen, und derselbe muß, wenn er anders nach den in der göttlichen Wahrheit und im Rechte begründeten katholischen Principien handeln will, sich verpflichtet erachten, den Aufforderungen der Kirche nachzukommen ... Ganz unbegründet ist es, die Anwendung der physischen Gewalt, bloß auf bürgerliche und politische Dinge beschränken zu wollen."

Und sodann Rieß im XII. Hefte S. 52:

„Es ist zu unterscheiden zwischen denjenigen, welche sich immer außer dem Schoße der Kirche befunden, als da sind die Ungläubigen und Juden, und jenen, die sich der Kirche durch den Empfang des Taufsakramentes unterworfen haben. Die Ersten dürfen zum Bekenntniß des katholischen Glaubens nicht gezwungen werden; dagegen sind die Anderen dazu anzuhalten."

Diese Auslassungen wurden im Jahre 1871 von verschiedenen liberalen Zeitungen commentirt, und sodann in einer Petition des katholischen Central-Comité's in Cöln zur Kenntniß des Reichstages gebracht, wogegen katholische Zeitungen an der Hand sonstiger Aussprüche der „Laacher-Stimmen" und der Civilta cattolica die gänzliche Ungefährlichkeit derartiger Doktrinen darzustellen suchten. Die letzteren Ausführungen wiederholte alsdann P. Schneemann selbst in einer Erklärung in der Germania vom 22. November 1871, welche dazu bestimmt war, die Protestanten in Betreff der Staatsgefährlichkeit der jesuitischen Lehre zu beruhigen. Diese Veröffentlichung des P. Schneemann würde vielleicht für die jetzt in Betracht kommende Entscheidung des Reichstages und des Bundesrathes eine größere Bedeutung haben, wenn sie zweier Worte entlehnte, durch welche die ganze Beruhigung wieder in Frage gestellt wird, die beiden Worte „zunächst" und „können". Der Jesuit sagt, nachdem er versichert, daß die beiden mitgetheilten Citate zunächst den Staat in abstracto beträfen, nicht aber einen konkreten Staat mit gemischter Bevölkerung vor Augen gehabt hätten, wörtlich folgendes:

Dies ist also die Lehre der „Civilta," der Laacher „Stimmen", der italienischen, belgischen und deutschen Jesuiten, eine Lehre, die für gemischte paritätische Staaten, wie das deutsche Reich, maßgebend und einzig maßgebend ist: daß Nichtkatholiken, „sei es durch Verfassungen, sei es durch Verträge, sei es durch Herkommen und Gewohnheiten, welche Gesetzeskraft erworben haben, ein wahres Recht erlangen" können, und daß in diesem Falle „die Katholiken, insgesammt und die Regierungen, so wie jede andere geistliche oder weltliche Behörde, verpflichtet sind, dieses Recht zu respectiren"*).

Warum, so fragen wir, sagt der Jesuit nicht kurz und einfach: Ihr Protestanten Deutschlands habt von unserer Lehre nichts zu fürchten; denn Ihr habt durch Euere Verfassungen, (z. B. trotz des Konkordats auch in Bayern), ein wahres Recht auf Existenz erlangt. In Bezug auf Deutschland, namentlich auch hinsichtlich Bayerns, hat die Kirche kein

*) Vergl. hierüber das Nähere in der Broschüre „der Jesuitenorden, seine Gesetze, Werke und Geheimnisse" S. 147 f.

Recht, äußeren Zwang anzuwenden, und zwar unter keinen Umständen selbst dann nicht, wenn politische Konstellationen ihr die Möglichkeit gewähren sollten, einen solchen Zwang anzuwenden. —?

Der tiefere Grund der jesuitischen Lehre liegt in folgender Erwägung:

Einen Anspruch auf Existenz hat nur die Wahrheit, nicht der Irrthum. Da nun vom Standpunkte der katholischen Kirche aus nur diese im alleinigen Besitze der Wahrheit ist, so hat auch nur sie ein wirkliches Existenzrecht. Katholische Länder dürfen deshalb Andersgläubigen die Ausübung ihrer Religion nicht gestatten, in protestantischen Ländern dagegen erfordert es die Parität, daß den Katholiken die volle und freie Ausübung ihrer Religion gewährleistet wird. Denselben Grundsatz vertritt bekanntlich auch die russisch-orthodoxe Kirche. Auch sie verwechselt, ebenso wie die Jesuiten, subjektive und objektive Wahrheit, Irrthum und irrende Menschen, sündhaften und entschuldbaren Irrthum. Beide Ansichten führen zu dem Satze: Religion ist Machtfrage.

Die obige Erklärung des Jesuiten Schneemann läßt übrigens keinen Zweifel darüber, daß nach jesuitischer Anschauung den Nichtkatholiken selbst in gemischt paritätischen Staaten an und für sich ein Recht auf Existenz nicht zusteht. Der Jesuit räumt nichts weiter ein, als die Möglichkeit, daß ein solches Recht durch Herkommen u. s. w. erworben werden könne!

Wie ganz anders denkt dagegen der deutsche Katholik über Glaubenszwang und politische Freiheit! Hier nur einige Beispiele. Nachdem der Verfasser der „Geschichtslügen" den Beweis zu erbringen versucht hat, daß es eine Unwahrheit sei, zu sagen, die spanische Inquisition habe Cultur und Wissenschaft unterdrückt, fährt er fort:

„Wir wollen uns nicht zum Lobredner der spanische Inquisition als solcher aufwerfen; vielmehr verurtheilen wir rückhaltslos allen staatlichen Religionszwang, sofern er durch die Inquisition vertreten worden ist*)."

Während Papst Pius IX. bekanntlich wiederholt entschieden, daß die katholischen Beamten Preußens in keiner Stellung und unter keinen Umständen bei der Ausführung der Maigesetze mitwirken durften, äußerte sich ein Centrums-Abgeordneter in der Sitzung des preuß. Abgeordnetenhauses vom 10. März 1875 über diesen Punkt folgendermaßen:

„Die Christen sind schuldig, der Obrigkeit unterthan und gehorsam zu sein in Allem, so ohne Sünde geschehen mag; wenn aber der Obrigkeit

*) „Geschichtslügen" 6. Aufl. S. 287.

Gebot nicht ohne Sünde geschehen kann, muß man Gott mehr gehorsam sein, als den Menschen." „Nun, meine Herrn, das ist unser Standpunkt von Anfang an gewesen, das ist der Standpunkt der Encyclica. Nach der religiösen Seite hin, nach der Gewissensseite können solche Gesetze, welche die Verfassung einer Kirche umstoßen, nicht Anerkennung fordern. Dagegen versteht es sich für mich zu allen Zeiten von selbst, daß die staatsrechtliche Gültigkeit eines Gesetzes unabhängig ist von diesen kirchlichen Voraussetzungen, die auf das Innere des Menschen Einfluß zu üben berechtigt sind. Nach der staatsrechtlichen Seite ist es mir kein Zweifel, daß die Bürger, und Beamten, die Beamten jeder Confession, die Beamten als Richter, wie als Verwaltungsbeamte verpflichtet und gebunden sind, ihrem Amtseide gemäß die Gesetze nach bestem Wissen und Gewissen anzuwenden und auszuüben."

Die Lehre der Bulle unam sanctam über das Verhältniß der weltlichen Macht zur geistlichen beseitigt der deutsche Katholik in der einfachsten Weise. In dieser Bulle verkündet Papst Bonifaz VIII. der Christenheit die folgenden Wahrheiten: „In der Gewalt der Kirche befindet sich das geistige Schwert und das weltliche Schwert. Das eine muß für die Kirche, das andere von der Kirche gebraucht werden; das eine von der Hand des Priesters, das andere von der Hand der Könige, aber zu Wink des Priesters und so lange er es duldet u. s. w.

Dieser Lehre gegenüber wurde gelegentlich der Jesuiten-Debatte im Reichstage in der Sitzung vom 16. Mai 1872 von einem Centrums-Abgeordneten wörtlich folgendes ausgeführt: „In der Bulle unam sanctam steht vielerlei; darin steht zunächst die historische Einleitung mit Motiven und dann heißt es darin: nach allem diesen definiren wir, daß der Primate des Papstes angenommen werden müsse!" (Der lateinische Text lautet: „Porro subesse Romano pontifici omnem humanam creaturam declaramus dicimus definimus et pronunciamus omnino esse de necessitate salutis.") „Das ist der einzige materielle dogmatische Inhalt dieser Bulle, wie ihn der Bischof Fessler, der doch wahrscheinlich von der Sache etwas weiß, und genug weiß, um uns zu beruhigen, ausdrücklich interpretirt. Es kommt aber hinzu, daß Papst Pius IX. selbst noch viel ausdrücklicher erklärt hat, daß alle diese staatsrechtlichen Einwirkungen des Papstthums in früheren Jahrhunderten nur ein Zubehör des damaligen, dem Stuhle überwiesenen politischen Rechtes kraft des Willens der Staaten und Völker gewesen sei, und daß es mit der kirchlichen Gewalt des Papstthums gar nichts zu schaffen habe. Er weist also diese staatshoheitlichen Rechte, die das

Mittelalter ihm gegeben, welches ihn zum Schiedsrichter zwischen den Königen und Völkern hingestellt hat, als der heutigen Stellung des Papstthums vollständig fernliegend ab."

Praktisch haben wir Alle den Gegensatz zwischen deutsch-katholischer Anschauung und der Lehre der Jesuiten bei der Stellung des Centrums in der sogenannten Septennatsfrage zu Tage treten sehen. Schon Bellarmin hatte in seiner Abhandlung über den Römischen Pontifex auf den Unterschied hingewiesen, welcher zwischen den Rechten des Papstes in rein zeitlichen Angelegenheiten und in nicht rein zeitlichen Angelegenheiten besteht. „Der Papst", sagt der Jesuit, „kann keine weltlichen Beamten ein- und absetzen, keine bürgerlichen Gesetze erlassen, bestätigen oder aufheben, — es sei denn, daß etwas derartiges zum Heile der Seelen nothwendig wäre. Wenn aber ein bürgerliches Gesetz sich mit rein zeitlichen Angelegenheiten befaßt, so ist es nicht möglich, daß eine päpstliche Verfügung dasselbe abschafft."

Nach der Lehre der Jesuiten, welche auch der Kardinal Manning in dem bekannten Vortrage vom 23. December 1873 vertritt, kann es aber weiterhin nicht zweifelhaft sein, daß über die Frage, ob es sich bei einer bestimmten weltlichen Angelegenheit gleichzeitig um Glauben, Moral, um die Regierung oder das sonstige Interesse der Kirche oder das Heil der Seelen handelt, lediglich der Papst selbst vermöge des ihm zustehenden Primats zu entscheiden habe.

Nun hatte aber der Papst in Hinsicht auf die sogenannte Septennatsfrage dahin entschieden, daß dieselbe mit religiösen und moralischen Fragen zusammenhänge, daß es sich dabei sehr wesentlich um die Interessen der Kirche handele, und daß das Centrum die letzteren nicht nach eigener Anschauung vertreten könne.

Trotz dieser klaren Entscheidung folgte der größere Theil des Centrums dem ausgesprochenen Wunsche des Papstes nicht, folgte vielmehr der Weisung des Abgeordneten Windthorst, sodaß man nicht recht einsieht, was für ein Interesse gerade der letztere an der Zurückberufung der Jesuiten hat.

Der Kernpunkt der Entscheidung des Papstes lautete wörtlich folgendermaßen:

„Dem Centrum in seiner Eigenschaft als politischer Partei ist stets Actionsfreiheit eingeräumt worden; sobald es sich aber um die Interessen der Kirche handelt, würde es in dieser Eigenschaft dieselben nicht nach eigener Anschauung vertreten können.

Wenn der h. Vater geglaubt hat, dem Centrum seine Wünsche hinsichtlich des Septennats aussprechen zu müssen, so ist das dem

Umstande zuzuschreiben, daß diese Frage mit Fragen von religiöser und moralischer Bedeutung zusammenhängt."

(Schreiben des Kardinal-Staatssekretärs Jakobini vom 21. Januar 1887.) Was nützt es dieser päpstlichen Entscheidung gegenüber, wenn der Jesuit Graf v. Höensbroech in seiner bereits erwähnten Schrift S. 111 das nachfolgende Citat aus dem Buch des P. Pesch (Die christliche Staatslehre, Aachen 1887) seinen Lesern mittheilt: „Die Kirche würde so gut eines Uebergriffs sich schuldig machen, wenn sie sich in die Staatsgeschäfte als solche einmischen wollte, wie der Staat, wenn er rein kirchliche Dinge vor sein Forum zöge." Was heißt: als solche? Wie steht es denn bei P. Pesch und v. Höensbroech mit den sogenannten gemischten Angelegenheiten? Wer bestimmt die Grenzen? (Satz 42 des Syllabus.) Sagt nicht das vatikanische Koncil ausdrücklich, „daß die bischöfliche Jurisdiktionsgewalt des Papstes eine unmittelbare ist, welchem gegenüber die Hirten und Gläubigen, sowohl jeder einzelne für sich, wie alle insgesammt die Pflicht hierarchischer Unterordnung und wahren Gehorsams haben, nicht allein in Sachen des Glaubens und der Sitten, sondern auch in Sachen der Disciplin und Regierung der über den ganzen Erdkreis verbreiteten Kirche!"

Deshalb betonte der Papst in der Note an das Centrum den Zusammenhang der Septennatsfrage mit Fragen von religiöser und moralischer Bedeutung, welche das Centrum nicht nach eigener Anschauung vertreten könne. Wenn doch Graf v. Hoensbroech sich über diese „gemischten" Angelegenheiten des näheren aussprechen möchte!

II.

Staatsgefährlich ist ferner die Lehre der Jesuiten über den Eid. Es erscheint allerdings kaum glaublich, daß sogar in Betreff derjenigen Institution, welche als die Grundlage der menschlichen Ordnung und Wohlfahrt betrachtet werden muß, solche Abweichungen zwischen der deutschen Katechismuslehre und den Grundsätzen der Jesuiten bestehen sollten; und doch ist das so.

Die Vorschriften der ersteren sind auch hier klar und einfach: „die erste Bedingung", sagt Bischof Martin in seinem Handbuche der katholischen Religion*), „ist, daß ich nur dasjenige beschwöre, was ich mit der zweifellosesten Gewißheit als wahr erkenne, oder, wenns ein Versprechen gilt, was ich zu erfüllen auf das Ent-

---

*) § 74. S. 331.

schiedenste entschlossen bin, mit einem Worte, daß ich die Wahrheit sage, und nur die Wahrheit sage, und die ganze Wahrheit sage. Der Heiligkeit des Eides durchaus zuwider und einem falschen Eide gleichzuachten sind namentlich alle inneren Vorbehalte und Zweideutigkeiten, denen die Absicht zu Grunde liegt, den Eid Abnehmenden zu hintergehen. Die zweite Bedingung fordert, daß die Gründe, die zum Eide veranlassen, wichtig und dringend sind. Die dritte Bedingung fordert, daß der Gegenstand selbst, wozu ich mich durch einen Eid verpflichte, sittlich erlaubt ist." Nun fehlt es zwar nicht an Theologen, welche der Ansicht sind, daß die einfachen Katechismuslehren nicht für alle Fälle des Beichtstuhls ausreichten. Indessen, wie dem auch sein mag, soviel scheint doch unzweifelhaft festgehalten zu werden müssen, daß auch im Beichtstuhle der Beurtheilung des daselbst zur Sprache gebrachten Einzelfalles kein anderes Sittengesetz zum Grunde gelegt werden kann, als das allgemeine; daß man nicht im Beichtstuhle innere Vorbehalte und Zweideutigkeiten bei der Eidesleistung für zulässig erachten darf, wenn man im Katechismus lehrt, daß sie unter allen Umständen der Heiligkeit des Eides zuwiderlaufen und einem falschen Eide gleichzuerachten sind. Und wenn die Jesuiten in diesem Punkte anderer Ansicht sein sollten, so ist es im staatlichen Interesse um so dringender geboten, sie und ihren Einfluß vom deutschen Vaterlande möglichst fern zu halten.

Thatsächlich ist nun aber kaum bei einer anderen Lehre, und zwar sowohl von den Jesuiten als von anderen Orden, soviel gefrevelt worden, als gerade beim Eide. Hier sind die Christen des 17. Jahrhunderts weit hinter die Moral der Heiden zurückgegangen. Man hat Unterscheidungen aufgestellt zwischen Eiden mit und ohne Vorbehalt, und dann wieder zwischen solchen mit rein innerlichen Vorbehalten und Vorbehalten, die nicht im strengen Sinne innerliche sind. Man hat unterschieden, ob es sich um einen Eid in einer unwichtigen Angelegenheit handelt, oder in einer wichtigeren u. dergl. Wir übergehen andere Aussprüche der sog. Casuisten und verweisen hier nur auf zwei Sätze derselben, welche Papst Innozenz XI. durch die Bulle vom 4. März 1679 zu verwerfen genöthigt war: „Wenn Jemand, sei er allein oder vor Anderen, sei es auf Befragen oder aus eigem Antriebe oder der Unterhaltung wegen oder aus irgend einem Endzweck schwört, er habe etwas, das er wirklich gethan, nicht gethan, mit dem Hinzudenken bei sich von Etwas, das er wirklich nicht gethan hat, oder von einer anderen Weise, als er es gethan hat, oder an irgend einer anderen wahren Zuthat, so lügt er in Wirklichkeit nicht und begeht keinen Meineid." Ferner: „Es ist jedesmal

eine gewisse Ursache vorhanden, sich der Zweideutigkeiten zu bedienen, so oft dieses nothwendig oder nützlich ist, um das Wohl, die Ehre, das Vermögen des Bürgers zu wahren, oder zu irgend einer anderen tugendlichen Handlung, also daß dann die Verheimlichung der Wahrheit für nützlich und günstig erachtet wird*)."

Wundert man sich, wie solche unsittlichen Lehren**), die wohl in erster Linie den Boden bereitet haben, auf welchem hundert Jahre später die Frivolität und Gottlosigkeit der ersten französischen Revolution erwachsen ist, überhaupt haben entstehen können, so erscheint es fast noch mehr befremdlich, daß der Moralist Liguori in seiner Theologia Moralis es für erforderlich erachtet, diese beiden Aussprüche des Papstes wörtlich mitzutheilen, um darzuthun, daß eine rein innerliche Mental-Reservation bei der Eidesleistung nicht erlaubt ist. Dann aber fährt Liguori fort: E contrario licitum est, justa causa uti restrictione non pure mentali, etiam cum juramento, si illa ex circumstantiis percipi potest***). Während also der deutsche Katechismus schlechtweg alle inneren Vorbehalte und solche Zweideutigkeiten, denen die Absicht zu Grunde liegt, den Eid Abnehmenden zu hintergehen, verwirft und dem Meineide gleicherachtet, wird hier die Zweideutigkeit unter Umständen als zulässig statuirt. Justa causa aber, sagt der Moralist, kann jeder ehrbare Zweck zur Erhaltung von Gütern, die dem Geiste oder dem Leibe nützen, anzusehen sein (justa autem causa esse potest quicumque finis honestus ad servanda bona spiritui vel corpori utilia). Da die Morallehre Liguori's von den Jesuiten ganz besonders begünstigt wird, so wollen wir hier noch zwei Entscheidungen derselben mittheilen, welche wegen ihrer Beziehung zur deutschen Strafprozeßordnung und Civilprozeßordnung für die Reichsgesetzgebung von beson-

*) Die Bulle ist in dem bullarium romanum tom. VIII Seite 80 abgedruckt. Die verworfenen Propositionen sind die zu 26 und 27 aufgeführten und lauten wörtlich:

Vigesimo sexto: Si quis vel solus, vel coram aliis, sive interrogatus, sive propria sponte, sive recreationis causa, sive quocumque alio fine juret, se non fecisse aliquid, quod revera fecit, intelligendo intra se aliquid aliud, quodnon fecit, vel aliam viam ab ea, in qua fecit, vel quodvis additum verum, revera non mentitur, nec est perjurus.

Vigesimo septimo: Causa justa utendi his amphibologiis est, quoties id necessarium, aut utile est ad salutem corporis, honorem, res familiares tuendas, vel ad quemlibet alium virtutis actum, ita ut veritatis accultatio censeatur tunc expediens et studiosa.

**) Die Bulle selbst bezeichnet die Lehren als unheilvolle und verderbenbringende.

***) Theologia Moralis tom. II. p. 372 ff. lib 4. trac. 2. cap. 2. Dubium IV.: an in juramento liceat uti aequivocatione. Vgl. hierzu jetzt auch die Schrift von Prof. Herm. Hering: Die Lehre von dem erlaubten Doppelsinn beim Eid aus Liguoris Moral-Theologie mitgetheilt und erläutert. Berlin, H. Nauther. 1891.

derem Interesse sind. Sie sind beide der bereits erwähnten Theologia Moralis entnommen und lauten wie folgt:

154. De reo vel teste non legitime interrogato.

Reus aut testis a judice non legitime interrogatus potest jurare, se nescire crimen, quod re vera scit; subintelligendo nescire crimen, de quo legitime possit inquiri, vel nescire ad deponendum. Ita Caj. Sporer, Azor. Ronc. Sanch. cum Nav. Tolet. Val. etc. ex eodem d. Th. Idem, si testis ex alio capite non teneatur deponere, nempe si ipsi constet, crimen caruisse culpa, ut Salm. et Elbel; vel si sciat crimen, sed sub secreto, cum nulla praecesserit infamia, ut Card. Reus tamen vel testis, qui legitime a judice interrogatur, nequit ulla aequivocatione uti, quia tenetur justo praecepto superioris parere. Est communis Salm. cum Sot. Less. Sanch etc. cum Bus. Et idem dicendum de juramento in contractibus onerosis, quia alias injuria alteri irrogaretur. Salm. ib.

Excipe in judicio, si crimen fuerit omnio occultum; tunc enim potest, imo tenetur testis dicere, reum non commisisse. Tamb. cum Card. et Pot. ut. sup. Et idem potest reus, si non adest semiplena probatio etc. Tamb. cum communi, quia tunc judex non legitime interrogat.

159. De debitore, qui alias non tenetur.

Qui mutuum accepit, sed postea satisfecit, potest negare, se accepisse mutuum, subintelligens, ita, ut debeat solvere; Salm. et Spor. cum Suar., Nav., Azor., Laym., Sanch., Cov. et aliis. Sic pariter, si quis fuerit coactus ad matrimonium, potest judici asserere etiam cum juramento, se non contraxisse scilic. libere, ut par erat.

Und nun zum Schluß noch zwei Entscheidungen des Jesuiten Gury, welche mit der deutschen Katechismuslehre im offenbaren Widerspruche stehen:

„Der fingirte oder bloß äußerliche Versprechungseid hat keine Geltung, weil der Wille zu schwören dabei gefehlt hat. Wer einen solchen Eid ablegt, begeht aber eine Sünde, wenn auch wohl nur eine leichte, weil nur eine mit einer eiteln Anrufung des Namens Gottes verbundene Lüge verübt worden ist!" „Oft ist das jedoch eine Todsünde mit Rücksicht auf den gemeinen oder partikulären Schaden*)."

---

*) Non valet juramentum promissorium fictum seu merum externum ob voluntatis defectum. Peccat vero sic jurans sed probabilius venialiter tantum per se loquendo quia non est nisi mendacium cum vana nominis Dei usurpatione. Saepe tamen hoc mortale est ratione damni communis vel particularis.

Ferner: „Ein Eid, der zwar mit der Absicht zu schwören, aber nicht, sich zu verpflichten, oder umgekehrt, geschworen wird, gilt wahrscheinlich nicht, weil das keinen Werth hat. In wichtigeren Angelegenheiten aber kann ein solcher Eid per modum promissionis binden*)!"

Wenn nun auch dem hessischen Abgeordneten Racké darin beizutreten ist, daß das Buch von Gury lateinisch geschrieben und nicht dazu bestimmt ist, in die Hände von Köchinnen, Mägden und sonstigen Leuten überzugehen, so dient es doch, wie der Verfasser der „Geschichtslüge" zutreffend ausführt, dazu, die katholischen Priester anzuleiten, wie sie sich in dem Beichtstuhle zu verhalten haben, wie sie urtheilen und rathen sollen**).

Wir müssen es aber im Interesse des Staates dringend wünschen, daß die Schwurpflichtigen vor den Rathschlägen der Jesuiten-Moral möglichst bewahrt bleiben, und wir geben uns der Hoffnung hin, daß die Herrn Reichstagsabgeordneten und Bundesrathsmitglieder durch ihr Votum über den Windthorstschen Antrag dieser Ansicht beipflichten werden.

III.

Ein ferneres Bedenken, welches der Rückberufung der Jesuiten nach Deutschland entgegensteht, ergiebt sich aus der Lehre derselben über das Verhältniß der Katholiken zu ihren protestantischen Mitbürgern. Auch hier weicht der deutsche Katechismus nach Form und Inhalt sehr von dem Katechismus der Jesuiten ab. Vergleichen wir beispielshalber Martin und Perron. Der erstere lehrt: Wer von edlem Verlangen nach Wahrheit beseelt, die Wahrheit aufrichtig sucht, dem kann, wenn er sie nicht findet, solches nicht zur Sünde angerechnet werden. Ueberhaupt richtet die Kirche, indem sie sich für die allein seligmachende erkennt nicht über die persönliche Schuld oder Unschuld derjenigen, die außer ihr stehen, indem sie das Gericht dem Herrn überläßt!

Diejenigen, welche nach bestem Wissen und Gewissen Guteszuthun redlich bemüht sind, werden, wenn sie auch äußerlich von der Kirche getrennt sind, doch der Gesinnung nach von ihr als mit ihr verbunden

---

*) Non valet probalius juramentum factum cum animo quidem jurandi, sed non se obligandi, nec vice versa, quia hoc nugatorium est. In potiori autem casu potest obligare per modum promissionis. (Vgl. hierüber Buchmann, Ueber und gegen den Jesuitismus, Breslau 1872. Seite 46 folgende.)

**) Geschichtslügen S. 542 und 543.

angesehen. Es kann daher nicht zweifelhaft sein, daß, wenn wir auch den Irrthum hassen, wir die Irrenden selbst lieben müssen. —

Was sollen wir aber in unserem deutschen Vaterlande mit den Anschauungen eines der bedeutendsten und angesehensten Jesuiten anfangen, welcher in dem von ihm bearbeiteten Katechismus folgendes lehrt*):

„Der Protestantismus ist in religiöser Beziehung, was in natürlicher Hinsicht die Pest ist. Die Lehre desselben ist schrecklich in der Theorie und unmoralisch in der Praxis; sie ist lästerlich in Bezug auf Gott und den Menschen, nachtheilig für die Gesellschaft und den gesunden Menschenverstand und der sittlichen Zucht hohnsprechend. Das reine Evangelium, wie sich der Protestantismus nennt, ist nichts anderes als der Unglaube und die mit schönen Worten verdeckte Sittenlosigkeit. Den Protestantismus müßt ihr von ganzem Herzen hassen. Sind aber Protestanten eure Freunde, Gefährten, Hausgenossen, so müßt ihr dasselbe thun, was die alten Christen in Rom thaten, wenn sie mit den Heiden verkehren mußten: soviel sie konnten, flohen sie ihren Umgang."

Es ist einleuchtend, daß die Lehre über das Verhältniß des Katholiken zum Protestanten entwickelungsfähig ist, und zwar nach zwei Richtungen hin: Nach der Seite der christlichen Liebe, des gegenseitigen Wohlwollens, der Zusammengehörigkeit als Kinder ein und desselben Vaterlandes oder nach der Seite des Fliehens, der beiderseitigen Abschließung, des Mißtrauens und der Verabscheuung. Für den Reichstag und Bundesrath wird es hoffentlich nicht zweifelhaft sein, welchen von beiden Richtungen bei dem Votum über die Rückberufung der Jesuiten im Interesse des Vaterlandes Rechnung getragen werden muß. —

*) Vgl. Dr. Schulze, der Unterschied zwischen kath. u. evang. Sittlichkeit, Halle bei Eugen Strien 1888.

Politische Correspondenz.

Aus Oesterreich.

Wien, 28. Januar 1891.

Die Auflösung des Reichsrathes durch das kaiserliche Patent vom 23. d. M. überraschte sämmtliche Parteien und die gesammte Presse, welche noch in der Nacht, in der die „Wiener Zeitung“ mit der bezüglichen amtlichen Kundmachung gedruckt wurde, nicht die leiseste Andeutung von dem Vorhaben der Regierung erhalten hatte. Graf Taaffe kennt die Neigung seines Souveräns für rasche Entscheidungen und ebenso rasche Durchführung eines für nothwendig erkannten Entschlusses. Kaiser Franz Joseph läßt den Vertretungskörpern lange Zeit, sich über ihre Aufgaben zu verständigen, er hält in optimistischer Auffassung der Verhältnisse die Möglichkeit einer Einigung im Interesse des Staatswohles aufrecht, wenn die Parteien längst daran zu verzweifeln begonnen haben; wenn sich aber in seinen Augen die Aussicht auf eine ersprießliche Thätigkeit verdunkelt, dann wünscht er durch eine herzhafte That neue Verhältnisse zu schaffen, neue Wege zu betreten.

Zur Erklärung seines Schrittes hat Graf Taaffe in dem amtlichen Blatte folgende Aeußerung thun lassen: „Die Kürze der bis zum gesetzlichen Ende der Legislatur-Periode noch erübrigenden Frist, vielfach innerhalb der Parteien sich vollziehende Veränderungen, die hierdurch bedingten und zweifelhaften Majoritäts-Verhältnisse, sowie die Rücksichten auf die Aufgaben der Zukunft ließen erkennen, daß der Augenblick gekommen sei für die Erneuerung des Abgeordnetenhauses und die Klärung der politischen Lage.“ Wir finden diese Aeußerung sehr deutlich und sehr begründet. Die Regierung hat durch die Einleitung der Conferenzen, welche vor einem Jahre zu dem sogenannten böhmischen Ausgleichsprotokoll geführt haben, einen Weg eingeschlagen, auf welchem sie nicht mehr zurücktreten kann. Die Krone selbst hat für die Conferenzbeschlüsse Partei ergriffen. Das Ministerium hat sich feierlich verpflichtet, die Anerkennung derselben durchzusetzen. Jene Abgeordneten des Königreichs Böhmen jedoch, welche der Majorität des Abgeordnetenhauses angehören, auf die Graf Taaffe sich seit Jahren gestützt hat, haben in überwiegender Zahl die Grundsätze, durch welche sie selbst die Beruhigung der beiden Nationen in Böhmen zu ermöglichen gemeint hatten, wieder fallen lassen und haben von

der Regierung besondere Zugeständnisse für die Tschechen verlangt, bevor sie sich herbeilassen wollten, für die im Ausgleichsprotokolle vorgesehenen Gesetze einzutreten. Nun sind dies allerdings nur Landesgesetze, die Reichsvertretung hätte sich damit nicht zu beschäftigen gehabt; wie konnte sich aber die Regierung noch ferner in die Hände einer Partei begeben, von der sie in der heftigsten Weise angegriffen worden war, die ihr bereits mit dem hussitischen Morgenstern in unzweideutiger Weise gedroht hatte. Aber selbst, wenn sich Graf Taaffe über die moralischen Bedenken hinweggesetzt hätte, welche sich ihm gegen ein weiteres Werben um die Gunst der Tschechen aufdrängen mußten, ergab das einfachste Rechenexempel, daß die Majorität für das Budget nach dem Abfalle von mindestens zehn alttschechischen Abgeordneten und nach dem Verluste der sechs welschtirolischen Stimmen, der nach den Vorgängen im Tiroler Landtage vorausgesehen werden mußte, eine überaus zweifelhafte geworden war. Bei jeder Abstimmung konnte dann die Frage an das Ministerium herantreten, ob es seine Demission geben oder den Reichsrath auflösen wolle. Wenn nun Graf Taaffe nicht die Absicht hat, sich für den ersteren Fall zu entscheiden, so war es jedenfalls klüger, den zweiten sofort eintreten zu lassen, als sich unvermeidlichen Verlegenheiten auszusetzen.

Das Ergebniß der Wahlen wird zugleich über das Schicksal des Ministeriums, d. h. darüber entscheiden, ob es in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung fortbestehen oder ob es „rekonstruirt" werden muß. Gelingt es der Regierung nicht, den Tschesky Club in seiner alten Stärke zu erhalten, dann ist der Ring der Rechten zerbrochen und Herr v. Dunajewski hat seine Rolle ausgespielt. Er ist es, der die Annäherung der Regierung an die Deutsch-Oesterreicher bis jetzt zu verhindern gewußt hat, indem er auf die bequeme Handhabung der Regierungsmaschine mit Hilfe der Rechten hinweisen konnte. Wird ihm dieses Argument entzogen, so kann Taaffe sich die neue Majorität nur bei den ausgleichsfreundlichen Deutschen suchen und muß diesen vor Allem seinen langjährigen Kollegen aus Polen zum Opfer bringen. Prazak wird ihm folgen und an der Person des Ackerbauministers Grafen Falkenhayn, dessen Ernennung eigentlich nur eine wohlwollende „Versorgung" war, wird Niemand mehr ein besonderes Interesse nehmen.

Bestimmte Abmachungen mit den Führern der Deutsch-Liberalen sollen noch nicht bestehen; doch ist kaum anzunehmen, daß es große Schwierigkeiten verursachen würde, einige geeignete Persönlichkeiten aus deren Kreise zu finden, welche sich dazu herbeilassen würden, sich mit Graf Taaffe an den Ministertisch zu setzen. Es läge auch wahrlich nicht im nationalen Interesse der Deutschen, irgend ein Mittel zurückzuweisen, durch welches sie wieder Einfluß auf die Leitung des österreichischen Staatswesens erlangen können. Es wäre in hohem Grade unklug, wenn sie die Forderung stellen würden, daß ihnen allein ausschließlich die Regierung in die Hand gegeben würde, wie es unter Schmerling und Auersperg der Fall gewesen war. Wenn die österreichisch-ungarische Monarchie, losgelöst von dem 1866 gesprengten „Deutschen Bunde" lebenskräftig erhalten

werden soll, so müssen zum mindesten die an Zahl hervorragenden Volksstämme, die in ihr Unterkunft gefunden haben, ihre Lebensinteressen hinreichend gesichert finden, sie müssen durch Antheilnahme an der Regierung an den Staat gekettet sein. Das Bündniß mit dem deutschen Reiche setzt voraus, daß Oesterreich-Ungarn, an dessen Bestand nicht gerüttelt werden soll, innerlich gekräftigt einem gemeinsamen auswärtigen Feinde gegenübertreten könne. So wenig also das deutsche Reich zugeben könnte, daß die Deutschen in Oesterreich in ihrer nationalen Existenz gefährdet und von den Magyaren und Slaven ernstlich geschädigt würden, eben so wenig kann es sein Wunsch sein, daß letztere durch unzeitgemäße Unterdrückung und Zurücksetzung der österreichischen Staatsidee entfremdet würden und die Befriedigung ihrer Wünsche an die Zertrümmerung der Monarchie gebunden sehen würden. Es war daher eine nothwendige Folge des Bündnisses, daß das deutsche Reich sich während der Regierung des Grafen Taaffe, welche nicht ohne Zusammenhang mit dem Abschlusse des Bündnisses begründet worden ist, jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten Oesterreichs enthalten und die wiederholt gesuchte Protektion der deutschen Opposition mit aller Entschiedenheit abgelehnt hat. Die Deutschen in Oesterreich haben ihre Stellung in der Monarchie selbst zu suchen und zu behaupten, das ist ihre nationale Pflicht. Je fester sie die Hand auf das Steuerruder legen, ohne das Gefüge des Staatsschiffes zu erschüttern, desto fester wird das Bündniß bestehen, in welchem die Patrioten hüben und drüben gegenwärtig die einzig mögliche Form für die Zusammenfassung aller Kräfte der Nation erblicken können.

Es würde daher ein sehr bedauerliches Verkennen der deutschnationalen Interessen in Oesterreich darthun, wenn die berufenen Vertreter derselben die bisher mit Vorliebe zur Schau getragene Coquetterie mit der „Regierungsunfähigkeit“ noch weiter treiben und es als nationale Pflicht verkünden würden, das Ministerium Taaffe um jeden Preis zu bekämpfen und jede durch Konzessionen von Seite desselben aufgewogene Annäherung an die Regierung abzulehnen. Eine gesunde Politik nimmt immer das, was sie erreichen kann, wenn es ihr auch nur irgend einen Vortheil bringt. Wenn es heute noch nicht möglich ist, entschlossenere und ausgeprägtere Persönlichkeiten in den Rath der Krone zu entsenden, so muß man sich selbst mit einem Chlumecky, Scharschmid oder Bärnreither begnügen, bis der Weg für ein erfolgreiches Auftreten der Nationalpartei, welche in den deutschen Erbländern des Alpengebietes ihre Stütze finden muß, geebnet und eröffnet ist. So thöricht es wäre, mit chauvinistischem Jubel die Kreirung einiger neuer Exzellenzen „mit deutscher Umgangssprache“ zu begrüßen, so ungeschickt wäre es, ihnen Opposition anzukündigen bevor sie noch zu den nationalen Fragen Stellung genommen haben, oder gar ihren Eintritt in das Ministerium mit dem Parteibanne zu belegen.

Das Verhältniß zwischen den Tschechen und Deutschen in Böhmen hat sich im Verlaufe der letzten Landtagsverhandlungen einigermaßen geklärt. Die Jungtschechen, welche heute ohne Zweifel die Stimme der Mehrheit ihres Volkes führen, haben die Annahme der Kurienverfassung von der Hand ge-

wiesen, Herr v. Plener hat im Namen der Deutschen die Erklärung abgegeben, daß es für sie niemals ein böhmisches Staatsrecht geben könne, daß sie von einer Königskrönung am Hradschin nichts wissen wollen. Der Weg des Kompromisses ist deutlich vorgezeichnet: Sicherung der deutschen Nation in Böhmen durch das Kuriatvotum ihrer Vertreter, dann Königskrönung und so viel Tropfen staatsrechtlichen Oeles dazu, als die Monarchie ohne Schaden ertragen kann. Der da berufen ist, dieses Oel auf sein geweihtes Haupt tropfen lassen zu müssen, der wird am besten die Dosis bezeichnen, die er ohne Gefahr für sich annehmen darf. Die Dynastie dürfte in staatsrechtlichen Fragen am empfindlichsten sein! Ist es den zwei mächtigen Religionsparteien, die sich und ihr Vaterland in einem dreißigjährigen Kriege zerfleischt haben, endlich doch möglich geworden, durch strenges Festhalten an der Parität ihr Nebeneinanderbestehen zu ermöglichen und sich ihren Besitzstand gegenseitig anzuerkennen, so wird der Sturm im böhmischen Wasserglase doch auch einmal zur Ruhe zu bringen sein!

Es wird wohlthätig wirken, wenn die Deutschen mit dieser Ueberzeugung in die Wahlbewegung eintreten, sich nicht über die Frage erhitzen, welches Programm mehr oder weniger national klinge, sondern ihr Augenmerk vor Allem darauf richten, in dem künftigen Reichsrathe möglichst viel Macht zu entfalten. Gruppen von zwanzig, dreißig, ja selbst noch einem Dutzend Abgeordneten mehr, werden dort so wenig bedeuten, als sie bisher bedeutet haben. Tischgenossenschaften können keinen maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung des politischen Lebens nehmen und die schneidigsten Reden werden ein Ministerium nicht bestimmen, die darin erhobenen Forderungen zu berücksichtigen, wenn sie nicht der Willensausdruck eines beachtenswerthen Bevölkerungskreises sind. Der Gegensatz zwischen den liberal-centralistischen Anschauungen der deutschösterreichischen Linken und der konservativen Strömung, welche die deutschnationale Richtung erfüllt, ist zu mächtig, als daß er in dem großen Körper der deutschen Abgeordneten aller im Reichsrathe vertretenen österreichischen Länder ausgeglichen werden könnte; wohl aber wird es möglich sein, die Vertreter der durch Interessengemeinschaft verbundenen Alpenländer zu einer starken Gruppe zu vereinen, wenn man die bis jetzt unter klerikaler Führung stehende deutsche Bauernschaft durch wohlwollende Rücksichtnahme auf ihre Wünsche an die nationalgesinnte Mehrheit in den Städten und Märkten heranzieht. Der Schlüssel hiezu liegt wesentlich in der Schulfrage und diese kann gelöst werden, wenn man den confessionellen Charakter derselben bei Wahrung der staatlichen Oberaufsicht und der nöthigen Vorsorge für die in der Schule zu erzielende allgemeine Bildung rückhaltlos anerkennt. Unter diesem Zeichen können die Deutschen in Oesterreich wieder zu ihrem Rechte gelangen; denn unter ihm kämpft ein Volk, und nicht eine Partei. — *

Rußland. — Italien. — Frankreich. — England.

Berlin, Ende Januar 1891.

Die Stellung Rußlands zu der europäischen Staatengesellschaft ist eine so abnorme, daß sie seit der Bildung dieser Staatengesellschaft erst einmal ihres gleichen gehabt hat. Wir haben schon früher einmal erwähnt, daß die Sprache der russischen Presse gegen Europa, d. h. gegen Oesterreich, Deutschland, Italien, England die nämliche Sprache ist, welche Napoleon I. in seinem Moniteur einst gegen Europa führte. Diese Sprache hat Friedrich von Gentz in seiner berühmten Vorrede zu der Schrift „Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts" mit unvergeßlichen Worten charakterisirt. Den Unterschied, der bei alledem bleibt zwischen dem Napoleonischen Moniteur und der heutigen russischen Presse, übersehen wir allerdings nicht. Die hochfahrenden und beleidigenden Artikel des Moniteur diktirte der Gewaltherrscher selbst und sie trugen den Stempel seines brutalen, aber gewaltigen Geistes. Die Beleidigungen, welche heute eine Anzahl russischer Blätter über die Regierungen der europäischen Großstaaten, nur nicht über Frankreich, ausstreut, sind brutal, aber langweilig, weitschweifig, unlogisch. Daß sie sich von einem Tag zum andern widersprechen, theilen sie allerdings mit ihrem großen Vorbild, daß sie aber trotzdem nicht einen gleich geistesmächtigen Urheber haben, verrathen sie in jedem Wort. Sie sind auch nicht der Ausdruck einer Regierung, sondern der Ausdruck mehr oder minder hervorragender Privatleute. Nur wäre es eine große Thorheit, sie lediglich um dieses Umstandes willen für bedeutungslos zu halten. Denn laut sprechen darf in Rußland nur, wer der Duldung der Regierung oder einflußreicher Theile derselben gewiß ist. Allenfalls kann es noch der, der eine Strömung der Gesellschaft hinter sich hat, die so stark ist, daß selbst die Regierung mit ihr rechnen muß. Dieser Fall kommt aber nicht häufig vor und endet immer damit, daß die Strömung in das Fahrwasser der Regierung einmündet.

Ihre stärksten Ungezogenheiten richtet die russische Presse gegen unsern Kaiser. Wiedergeben läßt sich aus diesen Artikeln natürlich nicht das, was gerade bezeichnend wäre. Wir müssen uns begnügen, ein wenig nach den Ursachen dieser Feindseligkeit umzublicken. Eine davon ist gewiß der Neid über die Aufmerksamkeit, welche der Kaiser in allen politischen Kreisen der europäischen Staaten genießt. Die russische Presse glaubt, indem sie die Gestalt dieses Herrschers lächerlich zu machen sucht, wahrscheinlich auch den Stimmungen ihres Hofes zu schmeicheln. Daneben aber tritt hinter der Abneigung und Verkleinerungssucht doch überall die Furcht hervor vor einer weittragenden und doch maßvollen, nur die maßlosen russischen Pläne gefährdenden Politik nach innen wie nach außen. Wenigstens einige Beispiele russischer Zeitungspolemik dürfen wir unsern Lesern nicht schuldig bleiben. Man denke: diese Gesellschaft, die am liebsten einen Tag um den andern eine asiatische Landschaft von der halben Größe Europas verschlingt, deren Wortführer bedauern, daß Bulgarien

nicht gleich im Jahre 1878 von Rußland einfach annektirt worden sei, diese Leute werfen dem deutschen Kaiser maßlosen Ehrgeiz vor, weil er seine Schwester an einen Prinzen des Hauses Lippe verheirathet hat; denn das sei wieder ein Schritt zur Auffaugung der noch halb selbständig verbliebenen deutschen Kleinstaaten! — Neuerdings beschäftigt sich der Grashdanin mit den bis jetzt nur in der Phantasie dieses Blattes existirenden Sommerplänen unseres Kaisers. Nach dem Blatte soll der Kaiser die Absicht haben, wieder nach London zu gehen und von da nach dem Haag. Natürlich wird er in London den Engländern wider irgend eine Abtretung, wie die von Helgoland, auflegen und Holland wird er zum mehr oder minder umfassenden Anschluß an das deutsche Reich bewegen, d. h. nöthigen.

Man fragt: was haben diese Narrheiten für einen Zweck? In Europa können sie doch auf niemand Eindruck machen, nicht einmal auf Herrn Lissagaray in Paris. Um die Antwort zu finden, muß man sich das russische Naturell vergegenwärtigen. Solche Artikel haben denselben Zweck, wie die Gläser mit schweren Likören, die nach einem Bachanal in einer halbtrunkenen Gesellschaft herumgereicht werden. Die Halbtrunkenen wollen ganz trunken werden, d. h. hier, die Wüthenden wollen sich zur Raserei aufstacheln, um die Kraft zur Wegstoßung der Hindernisse zu finden, welche dem Angriff auf Deutschland, den sie ersehnen, im Wege stehen.

Die russische Kriegspartei wendet noch andere Mittel, als die der Selbsterhitzung, an, um zum Ziele zu gelangen. Es werden fortwährend in Europa die tollsten Gerüchte ausgesprengt. Man will damit Beunruhigung erzeugen, und durch die Beunruhigung irgendwo einen falschen Schritt hervorrufen, der die Stellen in Petersburg aufreizen könnte, die den Krieg verzögern. Bald soll sich England mit Oesterreich geeinigt haben, daß Oesterreich demnächst zum Meerbusen von Salonich vorrücke; dann wieder soll Italien Anstalten treffen, um sich des Beylikats von Tripolis zu bemächtigen; bald soll der deutsche Kaiser eine große Mobilmachung, gleich der russischen vom vorigen Sommer, ins Werk setzen wollen. Alle solche Gerüchte sprengt man noch lieber in Europa, als in Rußland aus, damit sie in den Berichten der russischen Gesandten als europäische Wahrscheinlichkeiten vor das Auge des Zaren kommen. Doch, wie schon gesagt, nicht bloß auf Petersburg, auch auf Europa sucht man mit Gerüchten zu wirken. Bald wird gedroht und geprahlt, daß das russisch-französische Bündniß fertig sei, bald hält man für zweckmäßig, zu versichern, daß der Abschluß noch nicht erfolgt und auch noch nicht nothwendig sei, weil er ja, sobald Rußland wolle, jeden Augenblick erfolgen könne.

Wir unsrerseits, so wenig wir uns von der Petersburger Politik eines Guten versehen, glauben ebenfalls nicht an den schon erfolgten Abschluß. Daß die russischen Generäle vom Kriegsminister an bei ihren regelmäßigen Sommeraufenthalten in Frankreich mit den in Aussicht genommenen Führern der französischen Armee alle möglichen Kriegspläne erwogen und durchgesprochen haben, ist wohl zweifellos. Aber so lange der unmittelbare Angriff nicht beschlossen

ist, wäre das Bündniß beiden Theilen nur eine Last. Sich sine die zu einem gemeinsamen Angriff verbinden, ist ein Widersinn. Wer soll sagen: jetzt muß angefangen werden? Wie sollen die beiderseitigen Verpflichtungen umschrieben werden? Soll jeder Theil sich verpflichten, die Waffen nicht niederzulegen, bis der Feind am Boden liegt? Wenn er sich nun nicht niederringen läßt? Die einzige rationelle Verpflichtung, die es giebt, ist, daß die Verbündeten nur gemeinsam Frieden schließen wollen. Dabei hängt es immer von dem Theil, der die Sache zuerst satt bekommt, ab, zu dem andern zu sagen: die Sache muß ein Ende haben, oder ich werde lahm. Mit einer so unbestimmten Verpflichtung kann man noch eher ein Vertheidigungs- als ein Angriffsbündniß schließen.

Wir waren bei den russischen Gerüchten und müssen wenigstens noch eines erwähnen. Die russische Kriegspartei hat aussprengen lassen, der deutsche Kaiser wolle eine allgemeine Abrüstung beantragen. Die Unausführbarkeit und darum die Unwahrscheinlichkeit des Gedankens leuchtet ein. Warum sprengt man ihn aus? Nur um den russischen Blättern Gelegenheit zu geben, auszuführen, daß lediglich die Rüstungen Deutschlands den Frieden bedrohen, und zu verlangen, daß Deutschland zuerst das Beispiel der Abrüstung gebe. Oder die russischen Journalisten führen aus, daß Deutschland die Rüstungen verschulde, weil es den Franzosen Elsaß-Lothringen weggenommen habe und weil es den Russen verwehre, Bulgarien wegzunehmen, wobei man hinzudenken muß, daß die Russen dort sofort einrücken würden, wenn sie in der Flanke ein ungerüstetes oder den russischen Zwecken dienstbares Deutschland hätten; denn mit den Oesterreichern allein glauben sie jederzeit fertig werden zu können.

Werfen wir zum Schluß dieser russischen Betrachtung, die angenehm und unterhaltend ist, wie immer, noch einen Blick auf das Innere. Ueber das Institut der Tolstoischen Kreishauptleute oder Bezirksvorsteher — wir wollen auch einmal den russischen Namen hersetzen: Zemskié Natschalniki — haben wir des öftern hier gesprochen. Bekanntlich wurde durch einen Ukas vom 31. Juli 1889 das Institut zunächst probeweise in zwölf General-Gouvernements eingeführt. Die Probe ist nach allgemeinem Urtheil schauderhaft ausgefallen, aber die Einrichtung soll am 1. Mai dieses Jahres in zwölf weiteren General-Gouvernements, wie dort die Provinzen amtlich genannt werden, und am Ende des Jahres in den zwölf übrigen eingeführt werden. In 36 General-Gouvernements ist das ganze Reich getheilt. Der heutigen russischen Regierung kann man vieles absprechen, aber nicht die Konsequenz.

Der mächtigste Minister, aber darum keineswegs die Seele der gesammten innern und äußern Politik, ist Herr v. Wyschnegradsky. Er hat neulich einen harten Strauß mit dem Verkehrsminister gehabt und glücklich bestanden. Die Manöver, die Herr v. Wyschnegradsky mit dem Stand des Rubels unternimmt, sind die Verzweiflung der Getreideproduzenten. Den theuren Rubel will im Ausland niemand kaufen, um damit das russische Getreide zu kaufen. Aber damit nicht genug legt Herr v. Wyschnegradsky den unglücklichen Getreideproduzenten auch noch viel höhere Sätze für den Getreidetransport auf, als sie

bisher bezahlt haben. Dem widersetzte sich der Verkehrsminister Hübbenet. Da der Finanzminister nicht nachgab, bat Herr von Hübbenet um seine Entlassung. Aber in Rußland können die Minister nicht gehen, wenn sie wollen, sobald der Kaiser sagt: Du bleibst! Auch Herr von Hübbenet mußte bleiben und seinem herrschsüchtigen Kollegen die Herrschaft über das Eisenbahntarifwesen einräumen.

Ja nun müssen wir doch noch einmal auf die russische auswärtige Politik kommen, von der wir uns schon verabschiedet hatten. Aber die neuesten Erscheinungen sind gar zu merkwürdig. Wir erwähnten in einer der vorigen Korrespondenzen den Beifall der russischen Presse für die gute Aufnahme des russischen Thronfolgers in Wien bei dem Besuch, den dieser aus Anlaß seiner Orientreise auf einen halben Tag dort machen mußte. Die russische Presse knüpfte daran sogleich Pläne der Aussöhnung mit Oesterreich und der Lösung des österreichischen Bündnisses mit Deutschland. Nun hat der Kaiser Franz Joseph beschlossen, den Erzherzog Franz Ferdinand, den muthmaßlich künftigen Thronfolger — der jetzige Thronfolger ist der Vater des Genannten, der Erzherzog Karl Ludwig — zur Begrüßung des russischen Hofes nach Petersburg zu senden. Daran werden nun sogleich wieder Kombinationen zur Lösung des Dreibundes geknüpft. Daneben aber wird das angebliche Projekt Oesterreichs, nach Salonich vorzurücken, als Schreckbild hingemalt.

Das ist die russische Presse, der getreue Spiegel der Gedanken der russischen Gesellschaft, einer Oligarchie, über deren einzelnen Köpfen das Beil des Despotismus beständig schwebt, die aber auch ein eben so schneidiges Instrument über dem Haupt des Herrschers schweben läßt, in dessen Namen alles geschieht.

* *
*

Wir haben die Januarereignisse noch in drei Ländern zu verfolgen, wir können sie aber unter einem einzigen Gesichtspunkt kurz zusammenfassen, denn in Italien wie in Frankreich, wie in England, dessen Hauptfrage gegenwärtig die irländische ist, geht der Widerstand, welcher der Bewegung die Richtung giebt, zur Zeit vom Papstthum aus. Die italienische Regierung ist der Schwierigkeiten, welche ihr der Klerus auf allen Gebieten des praktischen Staatslebens bereitet, dermaßen satt, daß sie einen merkwürdigen und folgenreichen Schritt vorbereitet. Sie arbeitet einen Gesetzentwurf aus, der der Regierung — man weiß noch nicht, ob dem König oder nur dem Ministerium — das Recht beilegen soll, jedem Bischof das Exequatur zu entziehen. Damit wäre die Disciplinargewalt des Staates über die Bischöfe konstituirt. Wie würden unsere Klerikalen schreien, wenn die deutsche Regierung so etwas unternehmen wollte! Man kennt die Einrichtung des Exequatur. Sie ist eine Einrichtung katholischer Staaten, deren Regierungen der römischen Kirche in verschiedenen Perioden das Recht abgerungen haben, daß kein Bischof die Verwaltung seines Sprengels antreten und die Einkünfte desselben beziehen darf, bevor er die Bestätigung der Staatsregierung erlangt hat. Diese Bestätigung heißt das

Exequatur, die Ausführungserlaubniß der päpstlichen Berufung. Nur in katholischen Staaten konnte diese Einrichtung Wurzel fassen und zwar darum, weil die Anschauung unserer katholischen und leider auch unserer evangelischen Klerikalen ganz und gar nicht katholisch ist, daß nur die Kirche göttlich, der Staat nur weltlich sei. Allerdings zieht sich diese Anschauung durch die Geschichte der römischen Kirche, aber ihr zur Seite ist immer eine andere getreten, wonach auch die Staatsgewalt kirchliche Rechte übt, entweder vermöge unmittelbaren göttlichen Auftrags oder durch Uebertragung oder Abtretung von Seiten der Kirche. So haben die katholischen Staaten meistens eine Mitwirkung, gewöhnlich das Zustimmungsrecht zu der Besetzung der hohen kirchlichen Aemter in ihrem Bereich sich gewahrt. Aber etwas anderes ist es freilich, wenn der Staat das Recht an sich nimmt, dem Bischof, der die Wege der Staatsregierung durchkreuzt, die Erlaubniß zur Fortführung des Amtes zu entziehen. Und doch handelt die italienische Regierung nach einem Gebot der Nothwehr, da sie von einem Theil der Bischöfe fortwährend angegriffen und in ihrem Rechtsbestand geläugnet wird. Wenn dieses Gesetz eingebracht und beschlossen wird, so werden die Getreuen des Papstthums ein furchtbares Geschrei erheben, aber das italienische Volk wird das Gesetz hinnehmen, wie es im Strafgesetzbuch die Bestimmungen gegen die Ausschreitungen der Priester und wie es das Gesetz über die Verwaltung der opere pie hingenommen hat. Ja merkwürdig, während die römischen Klagen über die unerträgliche Knechtschaft der Kirche immer ungestümer werden, wird der kirchlich gebliebene Theil des italienischen Volkes immer unlustiger, die Ausschließung von dem politischen Leben ferner zu ertragen. Das Papstthum läuft Gefahr, auch diese Anhänger zu verlieren, wenn es nicht den großen Entschluß faßt, seinem Zwiespalt mit dem Königreich Italien, das doch von der großen Mehrheit der italienischen Nation, auch von dem katholischen Theil derselben, nicht mehr aufgegeben werden will, ein Ende zu machen. Das Ende wäre der Verzicht auf die weltliche Herrschaft des Papstes über die Stadt Rom, wäre die Abdankung des papa re. Ein solcher Schritt wird freilich von den Klerikalen aller Länder für undenkbar erklärt, allein was haben diese Leute nicht schon für undenkbar erklärt! Es ist ein Widerspruch, wenn der Papst den Katholiken in Frankreich die Annahme der Republik empfiehlt, weil die Kirche indifferent gegen den Unterschied der Staatsformen sei, und wenn er in Italien von den Katholiken die Bekämpfung eines, immer breitere Wurzeln schlagenden Staates verlangt. Freilich sagen die Klerikalen, in Italien handelt es sich um des Papstes, um der Kirche Eigenthum. Wenn aber zur Kirche ein papa re gehört, so kann er auch nicht indifferent gegen die Staatsformen sein. Wenn diese Indifferenz für die Kirche eine nothwendige Wahrheit ist, so darf sie dieser Wahrheit nicht durch einen kirchlichen Staat widersprechen. Man sagt, die plötzliche Begünstigung der französischen Republik habe die Hoffnung zum Grund, daß die zeitweilig erstarkte französische Republik die republikanische Staatsform nach Italien tragen werde und daß die Folge hiervon der Untergang der

italienischen Nationaleinheit sein werde. Unter einer Vielheit italienischer Staaten könne auch wieder ein Kirchenstaat entstehen.

Das wäre doch aber eine so künstliche Berechnung, daß man sie selbst dem Vatikan, wo künstliche Rechnungen üblich sind, nicht zutrauen kann. Richtig ist freilich, daß die römische Kirche neuerdings nirgend besser gedeiht, als in Republiken und republikanisirten Monarchien, in den Vereinigten Staaten und in Belgien. Frankreich ist eine Republik, aber noch keine solche, wo der Klerikalismus unter der Firma der allgemeinen Freiheit gedeihen kann. Die französische Republik will etwas ganz anderes sein, als die Hüterin einer formalen Freiheit, in der sich alle möglichen Bestrebungen unter dem Aushängeschild spontaner Volksäußerungen geltend machen können. Die französische Republik will die Verwirklichung eines Glaubensinhaltes sein, den die französische Revolution geschaffen hat. Daher will die republikanische Regierung den klerikalen Bestrebungen durchaus keinen Spielraum gönnen, auch nicht auf dem Boden volksthümlicher Wünsche, wie sie vielfach in der Schulfrage zu Gunsten des klerikalen Unterrichts erhoben werden. Das republikanische Frankreich will von der Freiheit des Unterrichts nichts hören. Dieser Inhalt der französischen Republik zeigte sich recht auffallend in der letzten Januarwoche bei Gelegenheit eines Sardouschen Stückes, das mit ergreifender Gewalt den Schrecken des revolutionären Schreckens malte. Die Radikalen veranstalteten bei den Aufführungen lärmende Demonstrationen und die Regierung glaubte, das Stück verbieten zu müssen, obwohl es gebilligt wird, nicht nur von der Mehrheit der gebildeten Franzosen, sondern von der Mehrheit der republikanischen Partei selbst. Allein die führenden Staatsmänner dieser Partei scheuen die Gefahr oder halten den Augenblick für noch nicht gekommen, die Republik loszulösen von der revolutionären Tradition. Dadurch ist die größte Erbitterung hervorgerufen worden bei den Parteien, die neuerdings entschlossen schienen, sich auf den Boden der Republik zu stellen. Welchen Einfluß dies auf den Fortgang der republikanischen Consolidation haben wird, läßt sich noch gar nicht ermessen, vielleicht werden die Konservativen aber um so entschlossener, den Kampf gegen die revolutionäre Republik auf dem Boden der Republik selbst aufzunehmen.

In Irland haben die Bischöfe vergeblich einen Vorfall aus dem Privatleben Parnells in Uebereinstimmung mit der Tradition des englischen cant zu benutzen gesucht, um den protestantischen Führer zu stürzen. Der Mann scheint wieder fest zu stehn und die Zügel der Führung Irlands wieder in der Hand zu haben: wieder ein merkwürdiges Beispiel, was die Gewalt der einzelnen Persönlichkeit vermag, wenn die Persönlichkeit von dem rechten Metall ist.

ω.

Eine Vertheidigung der Sperrgeldervorlage.

Einstimmig ist von unseren politischen Freunden, den Vertretern der Mittelparteien in Parlament und Presse die neue Sperrgeldervorlage der Regierung nicht bloß verworfen, sondern verdammt worden. Mit vollkommenem Recht vom Standpunkt der Parteitaktik aus, so sehr mit Recht, daß in demselben Augenblick, wo wir die Vertheidigung der Regierung unternehmen wollen, wir doch die Nothwendigkeit anerkennen, daß die nationalliberale und freiconservative Partei den Standpunkt der Verwerfung festhalten. Aber es giebt eben noch einen andern Standpunkt, als den der Partei und es muß in Deutschland Stellen geben, wo man sich die Unbefangenheit bewahrt verschiedene Standpunkte gleichzeitig würdigen zu können.

Fassen wir zunächst zusammen, weshalb und weshalb mit Recht die Vorlage bei unseren Gesinnungsgenossen im Lande einen so überaus unangenehmen Eindruck gemacht hat. Sie stellt sich dar als ein glänzender Erfolg nicht nur des Centrums sondern auch des Katholicismus. Sie bedeutet eine Niederlage, nicht nur der gegenwärtigen Regierung, der wir anhängen, sondern auch des Staates. Sie giebt für die Zukunft dem Ultramontanismus in seinem ewigen Kampf gegen das, was uns das Höchste und Theuerste ist, neue erhebliche materielle Machtmittel in die Hand. Alles das, pflegt man hinzuzusetzen, ohne daß zu einem Opfer eine Veranlassung wäre. Die Regierung braucht das Centrum in diesem Augenblick gar nicht. Ueber das Volksschulgesetz haben sich die Kartellparteien mit der Regierung in der wünschenswerthesten Weise geeinigt. Ueber die Landgemeindeordnung ist der Compromiß fertig. Das Einkommensteuergesetz ist in der Commission bereits abgeschlossen. Die Zuckersteuerreform im Reichstag hat ebenfalls ganz gute Aussichten zum wenigsten eine erste Etappe zu gewinnen. Dem Handelsvertrag mit Oesterreich hat das Centrum ohnehin gute Gründe günstig gestimmt zu sein und Herr Windthorst hat das auch schon ausgesprochen. Wozu also in aller Welt der Bußgang zu den Pfaffen?

Wir antworten: es ist richtig, daß ein unmittelbares Handelsobject, dessen Gegenleistung die Sperrgeldervorlage wäre, nicht vorhanden ist. Aber gerade, daß die Regierung eine solche Situation nicht abgewartet, sondern in diesem Augenblick, anscheinend ungenöthigt, mit ihrer großen Concession hervorgetreten ist, das ist uns ein Beweis, daß in ihr ein wahrhaft staatsmännischer Geist lebt. Man könnte sagen — manchem wird es wie Hohn klingen — es ist die erste eigentlich originelle Handlung des nunmehr seit ¾ Jahren bestehenden Ministeriums Caprivi. Alle die großen Vorlagen, mit denen es im Herbst vor das Abgeordnetenhaus getreten ist, die Landgemeindeordnung, das Volksschulgesetz, die Reform der directen Steuern sind doch eigentlich nur Consequenzen des Bismarck'schen Systems, denen sich der Fürst Bismarck selbst nur aus einer Bizarrerie, wie sie großen Männern oft eigenthümlich ist und wozu große Männer auch ein Recht haben, verschlossen hat. Die Landgemeindeordnung ist nichts

als die Durchführung der Kreisordnung. Die Reform der Einkommensteuer — mit Ausnahme der Declaration, die wir auch für einen Fehler halten — der sogar äußerlich nothwendige Abschluß der Bismarck'schen Steuerreform. Auch die Arbeiterschutzgesetzgebung, der österreichische Handelsvertrag, die Mäßigung der hyperagrarischen Tendenzen und Einrichtungen sind bloß von unausweichlicher Nothwendigkeit geforderte Maßnahmen, die wenn auch in Widerspruch mit der Haltung des Fürsten Bismarck persönlich, doch ganz und gar in den Kurs specifisch Bismarck'scher Politik passen. Nun — und die Methode, die Culturkampfgesetzgebung stückweise gegen Dienste auf anderen Gebieten der Politik an das Centrum zu verhandeln, ist doch erst recht Bismarckisch? Allerdings: aber in der Art und Weise, der Schärfe und Entschlossenheit der Wendung, der Spontaneität des Entschlusses in einem Moment, wo keine Nöthigung vorlag, in dem Entgegengehn liegt ein Zug selbständiger Staatskunst, der mehr ist, als das mit dem mächtigen Zuge der Dinge auf der naturgegebenen Bahn Fortrollen, wie man die bisherige Thätigkeit des Ministeriums Caprivi sonst bezeichnen darf.

Aller gesunde Constitutionalismus beruht auf der do ut des Politik. Der Parlamentarismus beruht auf der abwechselnden Regierung der Parteien oder Partei-Combinationen. In Deutschland lebt man freilich meist in dem naiven Wahn, daß das System der Volksvertretungen von Rechtswegen dazu führen müsse, daß Jedermanns eigene Partei ans Regiment komme und am Regiment bleibe. Hat man sich diesen Anspruch erst aus dem Herzen gerissen, so wird man zugeben, daß nicht etwa bloß Conservative und Liberale, sondern auch Ultramontane einmal ihr du jour haben müssen. Das Centrum besitzt mit seinem Anhang von Polen, Welfen und Elsässern im Reichstag etwa ein Drittel, im Landtag ein Viertel der Stimmen. Es ist völlig unmöglich, eine so starke Partei dauernd in die Opposition zu verweisen. Mit kleinen revolutionären Parteien kann man wohl so verfahren, aber nicht mit Parteien, die so stark sind und auf dem Boden der bestehenden Staatsordnung stehen. Hätten wir Parlamentarismus, so müßte nach allen Regeln des Systems und der Kunst das Centrum im Durchschnitt jedes dritte oder vierte Jahr bei uns regieren, resp. in einer Combination mit anderen Parteien entsprechend mitregieren. Glücklicherweise haben wir kein parlamentarisches Regiment; die Parteien regieren bei uns nicht; die Regierung ruht in sich selbst, in der Monarchie, aber diese ist kraft der Verfassung verpflichtet, sich mit den Parteien fortdauernd auseinanderzusetzen und im Contact zu halten. Das ist die do ut des Politik. Wollte man immer nur innerhalb jeder Materie selbst den Ausgleich suchen, so würde die Maschine bald ins Stocken gerathen. Die eine Partei legt mehr Gewicht auf diese, die andere mehr auf jene Errungenschaft. Thut man ihr nicht hier einen Schritt entgegen, so wird sie sich an einer Stelle versagen, wo ihr sachlich die Nachgiebigkeit vielleicht nicht schwer fallen würde und so wenig man im Parlamentarismus eine große Partei von der Ablösung in der Regierung principiell excludiren kann, so wenig darf man sie im con-

stitutionellen System ausschließen vom do ut des. Herr von Caprivi hat sich mit einiger Emphase dagegen verwahrt, daß er mit den Interessen des Staates Handel treibe. Da diese Aeußerung mit lautem Bravo im Abgeordnetenhause begrüßt wurde, so mag es ja nothwendig sein, dem politischen Verstande der Menge zuweilen mit einem derartigen freundlichen Compliment unter die Augen zu gehen. Es bedarf aber nicht weiter des Nachdenkens, um zu erkennen, daß wer überhaupt Volksvertretung will, wer nicht den Absolutismus will, nur die Wahl hat, entweder die Parteien selbst abwechselnd regieren zu lassen, oder ihnen abwechselnd kleinere oder größere Concessionen zu machen. Preisen wir uns glücklich, daß wir das zweite und nicht das erste System haben, welches uns periodenweise ultramontan-reactionäre und ultramontan-demokratische Ministerien bescheeren würde.

Wenn man sich denn einmal entschließt, die do ut des Politik als das naturnothwendige und unausweichliche System des Constitutionalismus anzuerkennen, so sieht man auch bald, daß es nothwendig war, dem Centrum ein neues Opfer zu bringen. Es ist die einfache Consequenz der letzten Reichstagswahl. Man fragt: Wohin soll das führen? Jetzt verlangen sie die Jesuiten, dann die Volksschule, dann ein Bestätigungsrecht für alle Schuldirektoren, dann die Eximirung des Clerus von der weltlichen Gerichtsbarkeit, die prozentuale Betheiligung der Confessionen an allen hohen Staatsämtern, Restituirung der Kirchengüter, und diese Reihe hat kein Ende, bis der Staat selbst, wie der Jesuit v. Hammerstein es ausdrückt, „seine Pflicht, katholisch zu sein, oder wenn er es nicht ist, es zu werden", erfüllt hat. Allerdings, sagen wir, auf dieser schiefen Ebene ist kein Halten — bis das deutsche Volk beschließt, seine Volksvertretung anders zusammenzusetzen. Man muß es immer und immer wiederholen: der Grund jeder Nachgiebigkeit gegen den Ultramontanismus liegt in der deutschfreisinnigen Partei. Wer bei den Wahlen in Berlin für Virchow gestimmt hat, hat thatsächlich ultramontan gestimmt; wer für Stöcker gestimmt hat, hat thatsächlich liberal gestimmt. Die im vorigen Sommer einen Moment nebelhaft in der Ferne erscheinende Hoffnung einer Ausgleichung der Regierung mit einem Theil der Deutschfreisinnigen hat eine greifbare Gestalt bisher nicht gewonnen. Zwar hat unzweifelhaft eine Annäherung stattgefunden. Man merkt es an der „Freisinnigen Zeitung", mit welcher Nervosität Herr Richter nach jeglichem Pech sucht und greift, um die Fackel der Zwietracht immer aufzufrischen. Bei dem Lichte dieser Fackel gräbt das Centrum seine Schätze. Erst wenn sie ausgelöscht sein wird, ist es Zeit, nicht das do ut des aufzugeben, sondern es nach einer andern Richtung zu wenden. Nicht, wie Herr v. Caprivi daher mit Recht versichern durfte, um irgend eines eigentlichen Handelsgeschäfts willen, aber ganz generell aus der Einsicht, daß man mit der ausschlaggebenden Partei im Reichstag nothwendig auf dem Fuß einer entgegenkommenden Stimmung stehen muß, hat die Regierung den Schritt gethan.

Ist denn nun aber nicht die Konzession ganz unerhört groß? Ist sie nicht durch die Art, wie die Regierung ihren früheren Standpunkt verläugnet hat,

noch auf eine ganz überflüssige Weise vergrößert worden, der Rückzug zu einer wahrhaft wilden Flucht ausgeartet? Wir können das nicht zugeben. Vor vier Wochen in unserer politischen Correspondenz schrieben wir: „Die Sperrgelder, die Jesuiten, das Volksschulgesetz bieten treffliche Handelsobjekte und da der Freisinn noch immer keine Miene macht als Konkurrent aufzutreten, im Gegentheil durch Geschrei und Flaumachen die Regierung einzuschüchtern und dem Centrum zuzutreiben bemüht ist, so wird auch diesmal Herr Windthorst wohl nicht ohne ein schönes neues Stück für den Hausrath der Alleinseligmachenden aus der Parlaments-Campagne zurückkehren." Das ist schnell genug in Erfüllung gegangen.

Fragen wir uns nun, auf welchem der drei Punkte, Jesuiten, Volksschule, Sperrgesetz, ein Nachgeben am leichtesten zu ertragen ist, so ist es unzweifelhaft im Sperrgesetz. Freilich hätte man bei der Volksschule Konzessionen machen können, die nicht den Charakter einer Niederlage getragen hätten. Selbst die Zulassung des Jesuitenordens hätte mehr wie eine große politische Aktion und nicht so büßerhaft ausgesehen. Aber der thatsächliche und dauernde Schade wäre doch in beiden Fällen ein unendlich viel größerer gewesen, und es gebührt dem Minister v. Goßler persönlich das Lob, daß er den ans Lächerliche streifenden, unangenehmen Schein auf sich genommen hat, um dem preußischen Staate und dem protestantischen Geiste thatsächlich möglichst wenig zu vergeben.

Sehen wir von dem augenblicklichen moralischen Erfolge ab, wie groß ist denn nun eigentlich der thatsächliche Gewinn des Centrums?

Hiervon sollte doch eigentlich das Urtheil über die ganze Sache selber abhängen. Grade aber das weiß man nicht so genau. Nach Herrn v. Goßlers Meinung wird der bei weitem größte Theil der Summe auf die Entschädigungen draufgehen und der katholischen Kirche nur ein ziemlich geringer Rest verbleiben. Ist das richtig, so könnte in der That einmal die Stimmung umschlagen, und nach dem Satz: Wer zuletzt lacht, lacht am besten — Herr v. Goßler vergnügter als das Centrum auf die ganze Aktion zurückschauen. Andere aber meinen, daß doch etwas recht Erhebliches übrig bleiben werde. Wir wollen einmal diesen für unsere Auffassung übleren Fall wirklich annehmen. Die Bischöfe erhalten statt der Rente ein Kapital, das zwar relativ kleiner ist, ihnen aber frei zur Verfügung steht und ihnen deshalb eine gewisse Selbständigkeit gewährt. Sie können das Geld sogar dem Wahlfonds des Centrums zuweisen, wie Herr von Eynern spottete. Der Spott ist witzig, gehört aber doch nur in die Kategorie der polemischen Fechterstückchen, etwa wie der Verdacht der Freisinnigen, die Regierung habe ihrer Zeit das Tabaks-Monopol nur einführen wollen, um möglichst viele neue Wahl-Agenten zu schaffen. In Wirklichkeit werden die Bischöfe das Geld überwiegend verwenden, um Pensions-Fonds für ihre emeritirten Geistlichen zu schaffen. Man vergesse doch nicht, daß die katholische Kirche in ihrer Verwaltung sehr gewichtige und dringende Bedürfnisse hat, und daß an der Spitze der Diöcesen ernsthafte Männer stehen,

denen diese Bedürfnisse am Herzen liegen. Sie werden sich hüten, die Zukunft der ihrer Sorge anvertrauten Geistlichen preiszugeben und das Kapital für augenblickliche Erfordernisse zu verschleudern. Für den äußersten Fall eines neuen Kampfes mit dem Staate haben sie allerdings das Kapital in der Hand, aber wenn dieser Kampf kommen sollte, dann kommt er sicherlich in einer Gestalt, bei der solche Summen Geldes keine Rolle mehr spielen.

Immerhin — durch den Besitz eines baaren Kapitals von seien es nun 4, 8 oder 12 Millionen erhält die katholische Kirche eine gewisse Unabhängigkeit. Darf man ihr dies zugestehen? An sich gewiß lieber nicht, denn in dieser Körperschaft lebt ein äußerst gefährlicher Geist. Aber es handelt sich nicht darum, ob wir ihr überhaupt, sondern welches Zugeständniß wir ihr machen wollen. Wir leben in einem paritätischen d. h. in einem protestantischen Staat. Ein paritätischer Staat mit der katholischen Kirche ist an sich ein Unding, da die katholische Kirche die Parität principiell niemals gewährt, sondern immer nur beansprucht. Nur der protestantische Staat kann sie gewähren und kann sie auch durchführen, so lange das katholische Princip praktisch so sehr gemildert wird, daß ein Zusammenleben möglich ist. Hundertmal ist im Kulturkampf unwiderleglich nachgewiesen worden, daß es mit der katholischen Kirche einen Frieden überhaupt nicht giebt. Selbst mit Philipp II. von Spanien hat sie sich nicht vertragen. Praktisch aber sehen wir, daß es geht, weil die Masse unserer katholischen Mitbürger die letzten Consequenzen ihres intoleranten Kirchen-Princips thatsächlich nicht zieht. Wird das ewig so bleiben? Wer weiß es? Wir haben dafür zu sorgen, da wir nun einmal ein Drittel Katholiken im Deutschen Reiche haben, und wie Herr Windthorst einmal sagte, wir uns gegenseitig weder todtschlagen können, noch wollen, daß so lange wie möglich der Friede erhalten bleibt. Wenn die Protestanten sich zu einem „Evangelischen Bunde" zusammenthun, um das evangelische Bewußtsein anzuregen, daß es sich keine Uebergriffe und Beleidigungen gefallen lasse, so ist das nothwendig und erfreulich. Wenn aber die Regierung ihrerseits danach ausschaut, die Katholiken da zu befriedigen, wo es ohne directe Verletzung des Staatsinteresses geschehen kann, so ist das auch nothwendig. Ließe die Regierung den Jesuiten-Orden zurückkommen, so wäre das eine schwere Gefährdung des Staatsinteresses, denn es würde das Uebergewicht der intransigenten Partei über die Katholiken, über die einem friedlichen Ausgleich zuneigen, bedeuten. Gäbe die Regierung die Volksschule der Kirche preis, so wäre das ebenfalls eine schwere Verletzung des Staatsinteresses, denn es würde einen Uebergriff über das rein kirchliche Gebiet hinaus bedeuten. Giebt aber die Regierung der katholischen Hierarchie in ihrer eigenen Verwaltung eine gewisse selbständige Macht, so ist das eine Concession, die jedenfalls unmittelbar weder ein staatliches, noch ein protestantisches Interesse gefährdet. Ein paritätischer Staat bedeutet einen protestantischen Staat. Das vergesse man keinen Augenblick. Der Geist des preußischen Staates ist ein protestantischer. Fast alle seine Würdenträger, Dynastie, Minister und Generale sind von je Protestanten gewesen. Der Geist der

Schule und der Universitäten ist der Geist der freien Wissenschaft, das heißt ein protestantischer. Der Geist der Gesetzgebung, der die Selbständigkeit des Individuums und die Vollgewalt des Staates athmet, nichts von Hierarchie und Priesterherrschaft kennt, ist ein protestantischer. Aus protestantischem Geist ist das große Werk, an dem die Gegenwart arbeitet, die Socialreform geboren. Unsere deutschen Katholiken selbst arbeiten mit protestantischen Gedanken, sprechen die Sprache Luther's, haben die Waffen, mit denen sie uns bekämpfen, den protestantischen Rüstkammern entnommen. Wir haben 1866 und 1870 nicht bloß einen evangelischen Kaiser, sondern ein evangelisches Kaiserthum geschaffen. So ist es und so soll es bleiben. Aber damit die Katholiken sich unter diesem, nenne man es nun evangelisches, nenne man es paritätisches Kaiserthum heimisch fühlen, muß man es ihnen auch wohnlich machen. Nicht als ob auf irgend eine Weise eine dauernde Befriedigung beider Theile zu erreichen wäre. Das wäre die Quadratur des Zirkels. Die Gestaltung des Verhältnisses eines paritätischen Staates zur katholischen Kirche kann nur historisch geregelt werden, d. h. je nach den wechselnden Umständen, Politik und Machtverhältnissen müssen Concessionen gemacht und auch mal wieder scharfe Repressionen angewandt werden. Am besten und leichtesten sind immer diejenigen Concessionen, die sich möglichst auf katholische Interessenkreise beschränken. Das ist geschehen, als der Reichstag beschloß, die katholischen Theologen von der Wehrpflicht zu befreien und die evangelischen nicht. Das ist die wahre Parität, indem man die äußerliche durchbricht. Der katholische Priesterbegriff mußte den höchsten Werth auf diese Befreiung legen; der Staat verlor dabei so gut wie nichts. Daher war dieses Zugeständniß geboten. Aehnlich liegt es mit den Sperrgeldern.

Wenn das Alles so ist, warum hat man es denn im vorigen Sommer noch nicht so gemacht? Warum hat man das Opfer und die moralische Niederlage durch die Demüthigung einer Sinnesänderung vervielfältigt? Auch hierfür giebt es eine ganz natürliche Antwort. Jeder politische Akt bedarf einer gewissen psychologischen Entwickelung. Es giebt in der Politik sehr häufig Wege, die erst gangbar erscheinen, nachdem sich ein andrer als nicht praktikabel erwiesen hat. Die Idee, der katholischen Kirche statt des Kapitals eine Rente zuzuweisen und deren Verwendung an die Zustimmung des Staates zu binden, lag so sehr in der Natur der Dinge, daß die Regierung nothwendig den Versuch machen mußte, auf diesem Wege zu einer Verständigung zu gelangen. Eine wesentliche Bedingung für das jetzige Arrangement ist überhaupt erst durch die damalige Verhandlung geschaffen worden. Um die Vorlage der Regierung zu bekämpfen, verfocht das Centrum vor allem den Satz, daß diese Gelder nicht zur freien Verfügung stünden, sondern bestimmte private Rechtsansprüche daran vorhanden seien. Geistliche, kirchliche Stellen, Anstalten, Fonds, Gemeinden, Rechtsnachfolger sind ausdrücklich (in den Brüel'schen Anträgen) als empfangsberechtigt anerkannt worden. An diesem Satz hat man das Centrum festgehalten und Herr von Goßler ist der Meinung, daß der größte Theil

des fraglichen Kapitals von diesen Rechtsansprüchen, wenn man sie einmal anerkennt, verzehrt werden wird. Jedenfalls ein recht erheblicher Theil wird auf diese Weise in alle Winde gehen und der Verdacht ist vielleicht nicht gar zu ungerecht, daß das Centrum viel weniger eifrig in der Behauptung von Privatansprüchen gewesen wäre, wenn die Vorlage von vornherein in ihrer jetzigen Gestalt zur Debatte gestellt worden wäre. Endlich ist auch, wie Herr von Goßler bemerkte, die Lage dadurch wesentlich verändert, daß den Bischöfen die Befriedigung der Rechtsansprüche nicht aufgetragen wird, sondern daß sie sich dazu erboten haben.

In Deutschland ist es bekanntlich sehr billig in den Ruf eines politischen Charakters zu kommen. Es giebt noch heute gutgesinnte Leute, die ganz ernstlich der Meinung sind, daß die Nationalliberalen, indem sie sich von der Fortschrittspartei trennten, im Jahr 1866 das deutsche Reich haben begründen helfen und daß sie darin Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl und Einsicht bewährt haben, daß aber der Rest der Fortschrittspartei, indem er, um seinen Parteiprincipien nichts zu vergeben, die Neugründung des Vaterlandes bekämpfte, mehr politischen „Charakter" bewährt habe. Mit den höchsten Complimenten würde die öffentliche Meinung heute Herrn von Goßler beglückwünscht haben, wenn er um der Demüthigung, die in der Unterwerfung unter die Ansprüche des Centrums liegt, zu entgehen, das Cultusministerium jetzt mit irgend einem andern Posten vertauscht hätte. Wäre aber nicht die Lage der Regierung und des Staates als solcher dadurch noch viel schlechter geworden? Hätte nicht alle Welt gesagt: sogar diesen vortrefflichen Minister haben wir dem Centrum opfern müssen? Nein, Herr von Goßler hat ganz Recht: diese sogenannte Charakterfestigkeit, die um persönlichen Vorwürfen und Unannehmlichkeiten zu entgehen, dem Staatswohl etwas vergiebt, ist thatsächlich nichts als Feigheit. Es ist nicht so gar schwer, eine Pflicht zu erfüllen, während man gleichzeitig damit allgemeinen Beifall erntet; erst der, der sich ganz ohne Rücksicht auf seine Person, allein von den Ansprüchen des Gemeinwohls leiten läßt, ist der wahrhaft in der Pflichttreue Erprobte. D.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Der 15. Januar hat uns die hundertste Wiederkehr von Grillparzer's Geburtstag gebracht, des Bühnendichters, welchem die Schätzung der Nachwelt mit Heinrich von Kleist gemeinsam den Platz zunächst unseren Klassikern eingeräumt hat. Der in Oesterreich mit lebhaftestem patriotischem Stolz gefeierte Tag ist auch in den literarischen Sammelpunkten und dramatischen Stätten des deutschen Reichs nicht unbemerkt geblieben; von den Berliner Theatern haben drei ihn mit Aufführungen Grillparzer'scher Werke begangen. Warum ist die Form dieser Dichtungen unvergänglich, weder ermüdend noch erstarrend, — während so viele Nachahmer der klassischen Meister und ihres Stils uns leblos und unerquicklich erscheinen? Deshalb weil sich dem Geiste Grillparzer's die gewählte Form als ein Verwandtes und Nothwendiges ergab, weil sie nicht durch Erlernen oder Gewöhnung angeeignet war. Die Formen der Antike und des spanischen Dramas waren ihm ebenso vertraut wie der geistige Gehalt dieser Kultursphären, so sehr er sich auch der Aufgabe bewußt war, mit Erlebtem der Gegenwart jene Formen zu erfüllen. Wenn man das Vorbild Shakespeare's in seinen Werken nur selten erkennt, so ist damit zugleich die Schranke seines großen dichterischen Talents bezeichnet. Indeß so gewiß Shakespeare den Typus des specifisch-germanischen Dramas vertritt, so darf doch nicht übersehen werden, daß das Nordische sich in seinen Werken mächtig ausprägt und daß das Verständniß für sie im Norden Deutschlands stets lebhafter gewesen ist und sein wird als im Süden. Die Heide, auf der Macbeth's und Lear's erschütterndste Erlebnisse sich abspielen, kann für den norddeutschen Tieflandsbewohner noch einen Reiz des Verwandten haben, für den Süddeutschen oder Oesterreicher nicht mehr. Es ist kein Zufall, daß Heinrich von Kleist, der am Feurigsten und Sichersten Shakespeare nachzustreben verstand, ein preußischer Dichter war, und nicht weniger deutlich ist in Grillparzer das Oesterreicherthum ausgeprägt.

Nicht allzu groß ist der Uebergang, wenn wir an den Dichter der Sappho und Hero hier den weltfernen und schließlich von seinen Träumen umnachteten Dichter des Hyperion und der Oden anreihen, der jüngst eine ausführliche Behandlung gefunden hat.

Friedrich Hölderlin's Leben. In Briefen von und an Hölderlin. Bearbeitet und herausgegeben von Carl Litzmann. Berlin. Wilh. Hertz 1890.

Das Buch bietet den wohlthuenden Eindruck einer lang dauernden Forscherarbeit, die schließlich das gesteckte Ziel erreicht und damit sich selbst das Ende gesetzt hat. Erst nach dem Tode des Verfassers ist dies Werk erschienen; aber fertig fand es sich in seinem Nachlasse; noch die letzten Züge hatte seine Hand daran thuen dürfen. Da es ihm daran lag, ein möglichst vollständiges Bild von Hölderlin zu geben, so sind neben den vielen neuen Materialien, die ihm zu Gebote standen, auch die schon bekannten Briefe Hölderlin's soweit die Urschriften nicht zugänglich waren, nach den Drucken wiederholt worden. Es ist dadurch ein vollständiges Corpus der Hölderlinbriefe geschaffen worden, zwischen dessen einzelne Theile sich die von verständnißvoller Sympathie erfüllte biographische Darstellung gefällig hindurch schlingt. Das dem Bande beigegebene Reliefportrait der „Diotima" wird Niemand ohne wahrhafte Ergriffenheit betrachten können.

Als das Tragische in Hölderlin's Dichterlaufbahn läßt sich der Widerspruch erkennen, daß er, der nach seiner Eigenart und seinem entschiedensten Wollen ein Dichter klassischer Richtung sein wollte, dennoch nicht die aufrichtige Anerkennung und tätige Förderung der Hüter des klassischen Parnasses zu gewinnen vermochte. Was die vereinzelten zwischen Hölderlin und Schiller gewechselten Briefe ahnen lassen, hat der Vf. mit Sicherheit ausgesprochen, daß das mehr und mehr abnehmende Interesse Schiller's, sein endliches völliges Schweigen drückend auf Hölderlin's Selbstschätzung, lähmend auf seine Schaffensfreude wirkte. Es ist erfreulich, daß die Theilnahme für seinen Helden ihn nicht zu einer überscharfen Beurtheilung von Schiller's Verhalten geführt hat. Aus den Briefwechseln Schiller's mit Goethe, Humboldt, Körner geht es hervor, daß in Hölderlin wohl ein Talent, aber auch nur ein solches geschätzt wurde, daß man seinen Erzeugnissen den Grad von Vollendung absprach, welchen das zu einer mitleidlosen Klarheit und Sicherheit gesteigerte künstlerische Bewußtsein des Goethe-Schiller'schen Kreises forderte. Hölderlin war allerdings von dem Streben nach dem klassischen Ideale erfüllt, thatsächlich aber von den Nebeln romantischen Träumens und Halbwachens beständig umfangen. Wenn nun Schiller und mit ihm Goethe eine Zeit lang ihre scharf pointirten und zum Theil realistischen Rathschläge ihm gespendet hatten, so verlor sich allmählich das Interesse, als sie sahen, daß jene wirkungslos blieben und Hölderlin in der ihm eigenthümlichen Geistes- und Gemüthssphäre unverrückt verharrte. Gegen Persönlichkeiten so rein innerlichen, scheinbar bloß naturbestimmten Wesens war Schiller's eifervoller Charakter nicht selten ungerecht.

Die Trennung Goethe's von einem anderen, an Hölderlin durch das gleiche Endschicksal erinnernden Genossen, von dem geistreichen, aber willensschwachen Jacob Lenz ist kürzlich sehr einseitig und vorurtheilsvoll beurtheilt worden.

Lenz und Göthe. Mit ungedruckten Briefen von Lenz, Herder, Lavater, Röderer, Luise König. Von Dr. Joh. Froitzheim. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart u. s. w. 1891.

Für den Verfasser ist niedriger Egoismus die keines Beweises bedürftige Voraussetzung, mit der er Goethe's Handlungsweise stets zu erklären vermag. Leider konnte auf diese Art trotz allem Scharfsinn, den Froitzheim aufwendet, trotz einer ausgebreiteten Quellenkenntniß, die mancherlei Neues darbietet, doch nur ein Zerrbild von Darstellung sich ergeben. Als Thatsache bezeichnet er ohne Weiteres, daß die Wagner'sche Satire „Prometheus" von Goethe gedichtet worden, und die Autorschaft von letzterem in öffentlicher Erklärung abgeleugnet und Wagner zugeschoben sei, nur um Unbequemlichkeiten zu entgehen. Goethe hat Lenz aus Weimar vertrieben, und mit dauernder Ungerechtigkeit verfolgt, weil dieser seinen „Liebesegoismus" satirisch gegeißelt hatte; hierzu „muß" Lenz von Goethe gereizt worden sein, sonst wäre er gegen seinen „ehemaligen Freund und Beschützer" nicht so vorgegangen. Goethe hat 1779 Friederike Brion nur besucht, um sich zu überzeugen, ob nicht Lenz dort seine Briefe „erhascht" habe, „und reiste am anderen Morgen beruhigt weiter, als er sich überzeugt hatte, daß dieselben nicht nach Rußland gewandert, sondern im sicheren Verwahr Friederikens waren. Eine solche Gewißheit zu erlangen war den schweren Schritt über Vater Brion's Schwelle werth." Dieses willkürliche Spiel einer kleinlich gearteten Phantasie wagt Froitzheim als „geschichtlich" gegen die von Goethe angeführten „dichterischen" Gründe jenes Besuchs hinzustellen, — und meint durch solche kritische Leistung offenbar das Recht erworben zu haben, Goethe's Charakteristik von Lenz „einseitig und zum Theil gehässig" zu nennen. In der Meinung, daß Lenz auch in der Gegenwart zu ungünstig beurtheilt werde, ist der Verfasser so entschieden, daß er ohne weiteres erklärt, Karl Weinhold habe sich durch sein gleichfalls zu strenges Urtheil als „nicht berufen zur Herausgabe des Lenz'schen Nachlasses" erwiesen.

Unbekümmert um solche Mißurtheile werden die Freunde der Litteraturgeschichte und besonders der Lenz'schen Dichtung dem scharfsinnigen und pietätvollen Herausgeber sowohl für seine früheren als auch für die eben erschienene Gabe aus Lenz' nachgelassenen Schätzen dankbar sein. Es sind diesmal

Gedichte von J. M. R. Lenz. Mit Benutzung des Nachlasses Wendelins von Maltzahn herausgegeben von Karl Weinhold. Berlin W. Hertz 1891.

Als im Juli 1889 der lange Jahre thätige Lenzforscher und Sammler Wendelin von Maltzahn starb, da war man in litterarischen Kreisen sich dessen bewußt, daß das endgültige Schicksal der Werke Lenzens von dem Schicksal des Maltzahn'schen Nachlasses abhing. Glücklicherweise kam dieser Nachlaß in die richtigen Hände, und wir haben durch Weinhold jetzt eine chronologische, für die Jahre der gesunden Kraft des Dichters, vollständige Ausgabe erhalten. Aus der Periode des Niedergangs sind mit richtigem Takt einige Proben aus-

gewählt, die in das Ringen des mehr und mehr gelähmten Geistes Einblick gewähren. Es bedarf in der That nicht künstlicher Märtyrerkronen, um für das Martyrium dieses Lebens Theilnahme und Mitgefühl zu erwecken. Niemand wird so kurzsichtig sein, die frühen Spuren der später sich vollendenden geistigen Zerrüttung dem hochbegabten Dichter als sittliche Schuld anzurechnen. Eine neue vollständige Ausgabe von Lenz' Werken, die jetzt nach dem mit so großer Munificenz durch die Berliner Bibliothek bewirkten Ankauf des Nachlasses sehr erleichtert ist, wäre ein werthvolles Geschenk, das hoffentlich nicht lange ausbleiben wird.

Die Sammlung der Lenz'schen Lyrik hat Weinhold auch genöthigt zu einigen Problemen der Goethe-Forschung Stellung zu nehmen, in Hinsicht der zwischen Goethe und Lenz zweifelhaften Autorschaft mancher Gedichte. Wenn er die beiden etwas überschwänglichen Ergüsse: „Ach bist Du fort" und „Wo bist Du itzt" mit Entschiedenheit für Lenz in Anspruch genommen hat, so ist dem unbedenklich zuzustimmen, und vielleicht ein oder das andere der im „Sesenheimer Liederbuch" enthaltenen, Goethe zugeschriebenen Gedichte noch hinzuzufügen.

Das Goethesche Zeitalter der Deutschen Dichtung benennt sich eine von selbstständiger Auffassung zeugende sehr gefällig und stilgerecht ausgestattete Arbeit von E. Grisebach. (Leipzig. W. Engelmann 1891.)

Wir theilen nicht den subjektiven Standpunkt des Verfassers, der die Bedeutung gesetzmäßiger und in sich geschlossener Kunstübung völlig verkennt, und ausschließlich das souveräne Individuum als Träger der Kunstentwickelung betrachtet. Es ist Thatsache, daß die großen Kunstepochen ein Hervorgehen der Kunst aus handwerksmäßiger Uebung, die sich allmählich zur Freiheit emporhebt, eine strenge Tradition, die sich vom Meister auf den Schüler vererbt, uns zeigen, — freilich in der Art, daß der Schüler den Meister übertrifft. Und so ist die Betrachtung, welche Lessing als Lehrmeister und etwas vorschriftsmäßig arbeitenden Dichter vor Beginn der neuen Litteraturepoche seinen Platz geben will, unhistorisch und unberechtigt. Doch abgesehen von diesem Raisonnement ist, was der Verfasser über die ihm sympathischen Dichterpersönlichkeiten, über Herder, Goethe, Schiller, über Bürger und Claudius, über Heinse, Brentano, Heine aus reicher litterarhistorischer Kenntnis darbringt, durchaus fesselnd und interessant. Freilich wird manches nicht mit unparteiischer Verwerthung des ganzen Materials beurtheilt; so wird Goethe's Stellung zu Lessing nicht in ihrer vollgewichtigen dankbaren Anerkennung ersichtlich, und erscheint seine Verwerfung Heinse's nicht deutlich und scharf genug. Für letztere giebt Barbara Schultheß' Meinung, die sich über Goethe's Beurtheilung des Ardinghello freut und zugleich das Buch „mit empörten Gefühlen" wegwirft, den vollgültigsten Beweis.

Mit dem noch jugendlich empfindenden, unbewußt schaffenden Goethe beschäftigt sich die Publikation Robert Keil's: Ein Goethestrauß. Jugend-Gedichte

Goethe's nach der Handschrift des Dichters von 1788 biographisch erläutert. (Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart u. s. w. 1891.)

Der Herausgeber hat einen populären Commentar liefern wollen, und von diesem Gesichtspunkt aus wird man die anspruchslose Arbeit gern willkommen heißen. Ueber die verschiedenen Entwickelungsformen der einzelnen Gedichte finden sich feine Bemerkungen; die psychologischen Fragen, welche besonders Liebeslieder Goethe's uns aufdrängen, sind mit sicherem und gesundem Urtheil behandelt. Eine sehr hübsche Beigabe des Bändchens ist die Goethe'sche Zeichnung einer Signora Pa.... S....z, welche Kräuter nach Goethe's Mittheilungen als dessen „Geliebte in Rom" bezeichnet hat. Ob aber Keil recht gethan hat, dieser Zeichnung den Namen der „Schönen Mailänderin", jener bekannten Gestalt aus der „Italienischen Reise" zu geben, erscheint sehr fraglich. Soeben hat Adolf Stern die „Mailänderin" in jener Maddalena Riggi, später vermählten Volpato zu erkennen geglaubt, deren Angelika Kauffmann in ihren Briefen an Goethe (Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. V) Erwähnung thut. Und mir scheint, daß man bei den Worten „Geliebte in Rom" eher an ein Verhältniß, wie es die Römischen Elegieen schildern und Goethe es in Briefen an den Herzog andeutet, zu denken hat, als an die hoffnungslose, zart gesponnene Beziehung zu der „Mailänderin". Jedenfalls aber ist, wie schon Düntzer bemerkt hat, die Angabe, daß das Bild unter Hackert's Leitung gezeichnet sei, aus einfachen chronologischen Gründen nicht mit der Annahme, daß es die „Mailänderin" darstelle, zu vereinigen.

Unter den neuesten Veröffentlichungen aus dem Goethe-Archiv sei hier zuerst auf zwei Briefbände hingewiesen, die in engem Zusammenhange stehen.

Der achte Band der Briefabtheilung von Erich Schmidt herausgegeben enthält zum ersten Male die sämmtlichen Briefe Goethe's aus Italien chronologisch zusammengeordnet und stellt damit besonders die zweite Hälfte der Reisezeit, von der Goethe's Werk uns kein so anschauliches Bild mehr entworfen hat, wie von den ersten Abschnitten, in ein helleres und schärferes Licht. Unmittelbar daran schließt sich der Briefwechsel, welchen ich in dem schon erwähnten fünften Bande der „Schriften" herausgegeben habe*), und welcher die lebhafte Verbindung mit Italien schildert, die Goethe nach seiner Rückkehr aufrecht erhielt, — dem Geiste und Gemüthe nach anfänglich noch nicht wieder in der Heimath weilend. —

Im Fortgang der neuen Ausgabe der Werke hat besonders der dritte Band von „Dichtung und Wahrheit", den G. von Loeper herausgegeben, in

*) Es sei erlaubt an dieser Stelle zwei Irrthümer, die sich eingeschlichen, zurechtzustellen: Goethe kehrte 1788 nicht über den Gotthard, sondern über den Splügen aus Italien zurück (S. 222), und Goethes eigene, S. XXX von mir reproducirte Angabe, daß auf der berühmten Rheinfahrt „zwischen Lavater und Basedow" auch der Maler Lips als Lavater's Zeichner ihn begleitet habe, ist durch Loeper als unrichtig erwiesen worden.

den „Lesarten" allgemein Interessantes aus Goethe's Werkstätte geliefert. Aus dem Entwurf einer Vorrede seien hier die folgenden für den naturforschenden Goethe charakteristischen Sätze mitgetheilt:

„Ehe ich diese nunmehr vorliegenden drey Bände zu schreiben anfing, dachte ich sie nach jenen Gesetzen zu bilden, wovon uns die Metamorphose der Pflanzen belehrt. In dem ersten sollte das Kind nach allen Seiten zarte Wurzeln treiben und nur wenig Keimblätter entwickeln. Im zweiten der Knabe mit lebhafterem Grün stufenweis mannichfaltiger gebildete Zweige treiben, und dieser belebte Stengel sollte nun im dritten Beete ähren- und rispenweis zur Blüthe hineilen und den hoffnungsvollen Jüngling darstellen. . . . In der nächsten Epoche, zu der ich schreiten müßte, fallen die Blüthen ab, nicht alle Kronen setzen Frucht an und diese selbst, wo sie sich findet, ist unscheinbar, schwillt langsam und die Reife zaudert. Ja wie viele Früchte fallen schon vor der Reife durch mancherley Zufälligkeiten, und der Genuß, den man schon in der Hand zu haben glaubt, wird vereitelt. So geht es den Werken der Natur und der Menschen, und so ging es auch mir mit meinen Arbeiten, wie schon die erste Epoche Beyspiele genug darlegt."

In den Vorarbeiten, die bald kurze Dispositionen der Aufgabe, bald abgerissene Reflexionen enthalten, finden sich nicht selten Sätze von völlig abgerundeter Form und klar ausgeprägtem Werth; wie der folgende: „Keine Nation hat eine Critik als in dem Maße, wie sie vorzügliche, tüchtige und vortreffliche Werke besitzt"; — oder die ächt dichterische Beurtheilung der geschriebenen Geschichte: „Dem Geschichtsschreiber ist nicht zu verargen, daß er sich nach Resultaten umsieht; aber darüber geht die einzelne That sowie der einzelne Mensch verloren. . . . Die Geschichte, selbst die beste, hat immer etwas Leichenhaftes, den Geruch der Todtengruft. Ja man kann sagen: sie wird immer verdrießlicher zu lesen, je länger die Welt steht: denn jeder Nachfolgende ist genöthigt, ein schärferes, feineres Resultat aus den Weltbegebenheiten herauszusublimiren."

Es ist nicht selten das Urtheil ausgesprochen worden, die neue Goethe-Ausgabe mit den unnützen Lesarten und Entwürfen, die sie bringe, tauge doch nur für den Gelehrten. Mögen diese Mittheilungen die Erkenntniß wecken helfen, daß die geringe Mühe des Durchblätterns jener „Lesarten" sich für jeden Goethefreund reichlich belohnt. O. H.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bornemann. Unterricht im Christenthum. Von W. Bornemann. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 4.40 Mk.

Carriere. Die sittliche Weltordnung. Von Carriere. 2. erweiterte Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8 Mk.

Daehnert. Wort und Ton. Bild aus dem Künstlerleben von Oscar Daehnert. Leipzig, Albert Moeller. 60 Pf.

Das zwanzigste Jahrhundert. Deutsch-nationale Monatshefte für sociales Leben, Politik, Wissenschaft, Kunst und Literatur. Herausgeg. v. Erwin Bauer. I. Jahrg. 2. Heft. Berlin, Hans Lüstenroeder. 1 Mk.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken. 34/36. Sämmtl. poet. Werke von J. G. Uz. S. 129—336. 37/38. S. 337—422 (Schluß). Stuttgart, G. J. Goeschen.

Dittmar. Geschichte des deutschen Volkes. Von G. Dittmar. In drei Bänden. Lief. 1—5. Heidelberg, Carl Winter. Vollständig in 15 Lief. à 1 Mark.

Eyssenhardt. Italien. Schilderungen alter und neuer Dichter, zusammengestellt von Franz Eyssenhardt. Hamburg, Lucas Graefe.

Ehrenberg. 1870/71. Feldzugserinnerungen eines Fünfunddreißigers. Von Hugo Ehrenberg. Mit 3 Karten. 2. Aufl. Rathenow, Babenzien. 3 Mark.

Froitzheim. Lenz und Goethe. Mit ungedruckten Briefen von Lenz, Herder, Lavater, Röderer, Louise Koenig. Von Joh. Froitzheim. Mit dem Porträt der Frau v. Oberkirch. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Fischer. Einleitung in die Geschichte der neueren Philosophie. Von Kuno Fischer. 4. Aufl. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchh.

Handel. Novemberheft der „Zeitschrift für Handel und Gewerbe" enthält: Die Verwaltung Chinas. Von O. Waldau, Paris. — Was kann der preuß. Minister f. Handel u. Gewerbe thun, um die Berichterstattung der Handelskammer fruchtbarer zu gestalten? — Die Fernsprechgebühren im Fernverkehr. — Die Revision der Unfallversicherung. Von Dr. R. van der Borght. — Handelskammer für Kleinkaufleute. — Betrüglicher Bankerott. — Auszug aus dem Reglement für die Ausübung des Schiedsrichteramts durch die Brünner Handels- und Gewerbekammer. — Vermischtes. — Bücherschau.

Haupt. Waldenserthum und Inquisition. Von Herman Haupt. Freiburg i. Br. J. C. B. Mohr.

Jahnke. Fürst Bismarck. Sein Leben und Wirken. Von Herm. Jahnke. Liefg. 12—16 (Schluß). Berlin, Paul Kittel. Pro Liefg. 50 Pf.

Keil. Ein Goethe-Strauß. Jugend-Gedichte Goethes nach der Handschrift des Dichters von 1788 biogr. erläutert von Robert Keil. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Kneisel. Die Weltgeschichte ein Zufall? Von Prof. Dr. B. Kneisel. Berlin, Weidmann'sche Buchh.

Krey. Erwägungen über Einleitung und Herbeiführung einer Reform des höheren Schulwesens. Von Ernst Krey. Greifswald, L. Bamberg. 40 Pf.

Koser. Forschungen zur brandenburg-preußischen Geschichte. Von Reinhold Koser. III. 2. Leipzig, Duncker u. Humblot. 6 Mark.

Meisner. Das preußische allgemeine Landrecht und der Entwurf des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs. Vergleichende kritische Bemerkungen von Dr. J. Meisner. Berlin. O. Liebmann.

Priebatsch. Die große Braunschweiger Stadtfehde (1492—1495). Von Felix Priebatsch. Breslau, Priebatsch's Buchh. 3 M.

Pringsheim. Beiträge zur wirthschaftl. Entwickelungsgeschichte der vereinigten Niederlande im 17. und 18. Jahrhundert. Von Dr. O. Pringsheim. (Staats- und socialwiss. Forschungen v. Schmoller X. 3). Leipzig, Duncker u. Humblot. 2.80 Mark.

Raydt. Das Jugendspiel. Vortrag, gehalten in der gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig am 17. Nov. 1890 von H. Raydt. Mit Abbildungen. Hannover, C. Meyer. 50 Pf.

Ranke. Zur eigenen Lebensgeschichte Leop. von Ranke's. Herausgeg. von Alfr. Dove. Leipzig, Duncker u. Humblot. 14 Mark.

Rintelen. Der Civilprozeß. Von V. Rintelen. 6. bis 8. Liefg. Berlin, O. Liebmann. 4 Mark.

Runeberg. Johan Ludvig Runeberg's epische Dichtungen. Aus dem Schwedischen übersetzt sowie mit Einleitung, Anmerkungen und biographischem Anhang versehen von Wolrad Eigenbrod. 2 Bände. Halle, M. Niemeyer.

Rußland. Der russische Alp. Dresden, Glöß. 1 Mark.

Schriften, deutsche, für Literatur und Kunst. I. Heft 1: Sardou, Ibsen und die Zukunft des deutschen Dramas von Eugen Wolf. Kiel, Lipsius u. Fischer. 1 Mk.

Schriften, deutsche für nationales Leben. 1. Heft 1. Nationale und humanistische Erziehung von K. v. Falckstein, Minna Cauer u. Albert Eulenburg herausgegeben von Eugen Wolff. Kiel, Lipsius u. Fischer. 1 Mk.

Schwebel. Aus Alt-Berlin. Stille Ecken und Winkel der Reichshauptstadt in kulturhistorischen Schilderungen von Oskar Schwebel. Liefg. 3—9. Berlin, Hans Lüstenröder. Pro Liefg. 1.50 Mark.

Schrempf. Die christliche Weltanschauung und Kant's sittlicher Glaube. Eine religiöse Untersuchung von Ch. Schrempf. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1.20 Mark.

Spitta. Zur Reform des evangelischen Cultus. Briefe und Abhandlungen von Friedr. Spitta. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 2.40 Mark.

Szapáry. Graf Julius Szapáry an der Spitze Ungarns. Ein Lebens- u. Charakterbild. Leipzig, Duncker u. Humblot. 3 Mark.

Urheberrecht. Gesetze über das Urheberrecht im In- und Ausland nebst den internationalen Litteraturverträgen und den Bestimmungen über das Verlagsrecht. II. Abtheilung. Leipzig, G. Hedeler.

Viereck. Die höhere Bürgerschule. Ihr Wesen und ihre gegenwärtige Lage. Von Dr. L. Viereck. Braunschweig, O. Salle. 1 Mark.

Volksschauspiele, deutsche, in Steiermark gesammelt. Mit Anmerkungen und Erläuterungen nebst einem Anhange das Leiden-Christi-Spiel aus dem Gurkthale in Kärnthen. Herausgeg. v. Dr. Anton Schlossar. 2 Bände. Halle a. S., M. Niemeyer.

Weisweiler. Die Litteratur und Geschichte des klassischen Alterthums im Dienste der nationalen und patriotischen Jugenderziehung. Erwägungen aus der Schulpraxis von Dr. Jos. Weisweiler. Paderborn, F. Schöningh, 60 Pf.

Woltersdorf. Zur Geschichte und Verfassung der evangelischen Landeskirche in Preußen. Gesammelte Aufsätze von Dr. Th. Woltersdorf. Greifswald, L. Bamberg. 3 Mark.

Zeitschrift, deutsche, für Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von L. Quidde. IV. 1. (Jahrg. 1890 3. Heft). III. 2 (Jahrg. 1890 2. Heft). Freiburg, J. C. B. Mohr.

Batsch. Admiral Prinz Adalbert von Preußen. Ein Lebensbild mit besonderer Rücksicht auf seine Jugendzeit und den Anfang der Flotte von Viceadmiral Batsch. Mit einem Bildniß des Prinzen in Stahlstich. Berlin, Kurt Brachvogel. 4 Mk. 50 Pf.

Bielschowsky. Geschichte der deutschen Dorfpoesie im 13. Jahrhundert. I. Leben und Dichten Neidhardts von Reuenthal. Von Albert Bielschowsky. Berlin, Mayer & Müller. 9 Mk. 50 Pf.

Braesicke. Die Reform der Eisenbahngütertarife mit besonderer Rücksicht auf die Hebung der ostdeutsch. Landwirthschaft. Von H. Braesicke. Berlin, Leonh. Simion.

Brasch. Arthur Schopenhauers Werke. Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und einer biographisch-historischen Charakteristik Schopenhauers in Auswahl herausgegeben von Dr. Moritz Brasch. Zwei Bände. Mit dem Portrait Schopenhauers. Leipzig, Gustav Fock. Preis: broschirt 10 Mk. In 2 Original-Leinenbänden 12 Mk. In 2 eleganten Halbfranzbänden in Futteral 14 Mk.

Dickel. Beiträge zum preußischen Rechte für Studirende und Referendare. I. Heft. Friedrich der Große und die Prozesse des Müllers Arnold. Von K. Dickel. Marburg, O. Ehrhardt.

Häring. Gesch. d. preußischen Garde. Von O. Häring. Berlin, Braschvogel u. Ranft. 6 Mk.

Hering. Die Lehre vom erlaubten Doppelsinn beim Eid aus Liguori's Moraltheologie mitgetheilt und erläutert. Von Dr. H. Hering. Berlin, H. Reuther Verlag. 60 Pf.

Reichenau. Erinnerungen aus dem Leben eines Westpreußen von Eduard Reichenau. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 5 Mk.

Schmoller. Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. 15. Jahrg. herausgeg. von Gust. Schmoller. I. Heft. Leipzig, Dunker u. Humblot. 6 Mk. 40 Pf.

Schnackenburg. Jahrbücher der deutschen Armee und Marine geleitet von E. Schnackenburg. LXXVIII. Heft 1. Januar. Berlin, R. Wilhelmi.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.

Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Leibeigenschaft im östlichen Deutschland.

Vortrag

von

Georg Friedrich Knapp*).

Die öffentliche Aufmerksamkeit ist in Deutschland seit ungefähr 20 Jahren in hohem Grade in Anspruch genommen durch die Beziehungen der Arbeiter zu den Arbeitgebern im gewerblichen Großbetrieb; insbesondere wird die Abhängigkeit des gewerblichen Arbeiters von seinem Lohnherrn mit größter Sorgfalt erforscht und es scheint beinahe als wäre nur der gewerbliche Großbetrieb im Stande, solche Herrschaftsverhältnisse zu erzeugen. Wenn wir aber, wie ich Ihnen hiermit vorschlage, einen Blick in das vorige, ins 18. Jahrhundert werfen, so tritt uns da ein anderer Großbetrieb, derjenige der Landwirthschaft, entgegen, in welchem sich Beziehungen zwischen dem Gutsherrn und seinen Arbeitskräften von ganz anderer Art finden; ich meine den herrschaftlichen Großbetrieb im Nordosten und die daselbst vorkommenden unfreien Arbeiter, die in einem ganz unmittelbaren Verhältniß der Abhängigkeit von ihren Herren standen. Dort und damals gab es, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, auf den Rittergütern und auf den Domänengütern noch Leibeigenschaft der ländlichen Bevölkerung. Lassen Sie uns untersuchen was eigentlich Leibeigenschaft ist und was sie im größten Staatsgebiete des Nordostens, in der preußischen Monarchie, bedeutet.

Leibeigenschaft! Wer kann in heutiger Zeit dies Wort hören ohne Schaudern und Abscheu; Alles was in uns ist, empört sich bei dem Gedanken, daß es eine ländliche Verfassung gegeben hat, welche den gemeinen Mann zum Eigenthum seines Gutsherrn herabsinken ließ;

---

*) **Die hier vertretene** Anschauung ist bereits angedeutet in dem Werke: G. F. **Knapp,** Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren **Theilen Preußens,** 2 Bde., Leipzig 1887.

die ihn, der ja zur Arbeit gezwungen war, in einer Abhängigkeit hielt, wie wir heutigen Tags etwa die Ochsen oder Pferde, die wir vor den Pflug spannen; wir kaufen sie, wir halten sie eine Zeit lang im Stall und wir verkaufen sie, wenn es uns gut dünkt. So wurden damals Menschen verkauft, nicht allein unterworfene Slaven sondern auch Landsleute, niederdeutsch redende Christen, in Ländern vorwiegend protestantischen Bekenntnisses; sie wurden von ihren Leibherren auch vertauscht, verpfändet, verschenkt; nicht insgeheim, sondern öffentlich; nicht widerrechtlich, sondern gemäß dem geltenden Recht, häufig durch geschriebene Verträge, die ganz unbefangen aufbewahrt und schamlos der Nachwelt überliefert worden sind. So etwas kann nur im Mittelalter vorkommen, sagt der gebildete Mann unserer Tage, wenn er sich gelegentlich an diese fast vergessene Einrichtung einer längst überwundenen Barbarei erinnert; und mit begreiflicher Entrüstung denkt er an die Zeit zurück, die, wie er sich dunkel erinnert, in den östlichen Provinzen erst durch die Anregung der französischen Revolution, in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts, ihr Ende fand.

Ein wahrhaft erquickendes Gefühl der Genugthuung aber ergreift den heutigen Fabrikherrn, der aus seinen Werkstätten einen Blick in jene landwirthschaftlichen Betriebe wirft: „man sage was man wolle, das Junkerthum jener Zeit hat sich da drüben im fernen Nordosten doch Dinge herausgenommen, die uns niemals auch nur in den Sinn gekommen sind."

Versetzen wir uns einmal in diese Länder, die an die Ostsee anstoßen und beginnen wir unsere Wanderung in Holstein; auf der Ostseite finden wir im 18. Jahrhundert adlige Güter mit bäuerlicher Leibeigenschaft; es kommt vor, sagt Georg Hanssen, daß die Junker beim Kartenspiel, statt um Geld, gelegentlich um Menschen spielen: wer verliert, muß dem Gewinner einen Leibeigenen abtreten. Freilich zweifelt unser Gewährsmann, ob dies eigentlich erlaubt war, aber es ist doch vorgekommen und zeigt also die landläufige Auffassung der Dinge an. Wenn wir nun bei Lübeck die Trave überschreiten, so kommen wir nach Mecklenburg. Böhlau, der über die mecklenburgische Leibeigenschaft geschrieben hat, sagt ausdrücklich, daß daselbst im 18. Jahrhundert der Leibeigene auch ohne das Gut, zu welchem er gehörte, hat veräußert werden dürfen, und führt einen Schriftsteller an, der diesen Gebrauch als quotidiana praxis bezeichnet. Noch ein Schritt weiter gegen Osten führt uns nach Neuvorpommern und Rügen; Fuchs hat Urkunden aufgefunden und veröffentlicht, welche gar keinen Zweifel darüber lassen, daß z. B. in der Herrschaft Putbus Leibeigene einfach ge-

kauft und verkauft worden sind, und in einem gleichzeitigen Schriftsteller eine Stelle aufgefunden, worin dieser Gebrauch sowohl in als außerhalb des Domaniums als „wahrer Negerhandel" bezeichnet wird.

Holstein war eine fast unabhänge Adelsrepublik an deren Spitze als Herzog der König von Dänemark stand, der höchstens auf seinen Domänen, niemals jedoch auf den Privatgütern mit irgend einem Nachdruck als Landesherr auftrat. Mecklenburg war ebenfalls eine Adelsrepublik, an deren Spitze zwar ein einheimischer Fürst stand, aber die ständische Gewalt war hier ungebrochen, völlig ungestört geschah das was die Junker auf ihren Landtagen zu beschließen für gut fanden. Neuvorpommern war in der gleichen Verfassung wie Holstein: es gehörte dem König von Schweden, der sich aber in die Angelegenheiten der Rittergüter nicht einmischte: auch hier also eine in innern Angelegenheiten völlig ungestörte Adelsrepublik. In keinem der drei genannten Länder machte sich ein Landesherr in dem damals modernen Sinne des aufgeklärten Despotismus fühlbar.

Für alle drei Ländern steht es indessen fest, daß das Verkaufen von Menschen erst ganz spät aufkam; im Mittelalter ist davon gar keine Rede; auch im Anfang der Neuzeit nicht; erst nach dem 30jährigen Krieg, ja eigentlich erst im 18. Jahrhundert kommt dieser Gebrauch zum Vorschein. Wir haben es also gar nicht mit einer mittelalterlichen Einrichtung zu thun. Diese Leibeigenschaft stammt aus der Neuzeit; sie ist sogar viel jünger als die Negersklaverei in den Kolonien, die ja bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts zurückreicht. Wir thun also dem Mittelalter schweres Unrecht, wenn wir diese Leibeigenschaft mittelalterlich nennen: sie ist in unserm Osten eine Ausgeburt des viel gepriesenen Jahrhunderts der Aufklärung!

Man begreift dies einigermaßen, wenn man bedenkt daß die Aufklärung, entgegen dem Lauf der Sonne, von England über Frankreich nach Deutschland vorrückte und bei ihrer Ankunft an der Elbe, als wäre sie ein Befreiungsheer, den Flußübergang etwas schwierig fand. Erst in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts, sagen wir ums Jahr 1780, hat man in Holstein, Mecklenburg und Neuvorpommern ein ganz klein wenig angefangen im Sinne der Aufklärung zu denken und vor allem zu empfinden; und so wird denn auch aus Mecklenburg und aus Neuvorpommern übereinstimmend gemeldet — und gewiß war es in Holstein ebenso — daß der Landesbrauch, Leibeigene wie Sachen zu verkaufen, wieder verschwindet; daß es jetzt etwas unerhörtes ist, was früher oft vorkam: und dies Verschwinden geschieht von selbst, ohne Eingreifen der Landesherrn oder der Ritterschaften, ohne Gesetzgebung, also ge-

wohnheitsrechtlich; gerade so wie diese Barbarei sich gewohnheitsrechtlich ausgebildet hatte, so verschwindet sie wieder.

Hat der Menschenhandel, dem wir von 1680 bis 1780 eine etwa hundertjährige Dauer zuschreiben dürfen, etwa besondre wirthschaftliche Ursachen gehabt? Er fällt zusammen mit der höchsten Ausbildung des Ritterguts, durch Bauernlegungen; aber ich glaube nicht, daß ohne Menschenhandel etwa die nöthigen Arbeitskräfte nicht hätten gewonnen werden können. Man brauchte ja nur dem unterthänigen Bauern das Land abzunehmen, was erlaubt war; dann hatte man einen landlosen Arbeitsmann, und zwar billiger als durch Kauf; hat sich doch dieselbe Steigerung des herrschaftlichen Gutsbetriebs auch da als möglich erwiesen, wo der Menschenkauf nicht üblich war. So wenig ich diese quotidiana praxis für jene Zeit in Abrede stellen kann, so glaube ich doch nicht, daß sie zu den Hauptstützen der damaligen wirthschaftlichen Verfassung gehörte. Sie kam vor, aber mehr als ein Auswuchs junkerlichen Uebermuths, eines Uebermuths den man begreift, gerade weil damals zugleich die höchste Ausbildung des Rittergutsbetriebs gelungen war. Der Menschenhandel war jedoch weder die Voraussetzung für die Schaffung des Ritterguts (im 16. und 17. Jahrh.) noch für den schwunghaften Betrieb des fertigen Gutes (am Ende des 18. Jahrh.): er war nur ein gelegentlicher Beweis dafür was auch der vornehme Mann sich herausnimmt, wenn er als Gewerbetreibender auftritt, während niederes Gericht und örtliche Polizei in seinen Händen liegt. Die wirkliche Grundlage der damaligen wirthschaftlichen Verfassung war nicht die Leibeigenschaft im Sinne der Sklaverei, sondern war die Erbunterthänigkeit und die Frohnpacht. Es sind dies zwei Einrichtungen, die ebenfalls wesentlich in der Neuzeit, d. h. nach Schluß des Mittelalters, ausgebildet wurden und zwar ausgebildet wurden zum Zwecke des gutsherrlichen Großbetriebs. Auch sie erscheinen der Neuzeit verwerflich; wir wollen sie auch nicht etwa empfehlen; aber es muß der Gerechtigkeit wegen gesagt werden: der Erbunterthan gehörte zum Rittergut, er konnte nicht für sich, losgerissen vom Rittergut, veräußert werden; er bekam nur dann einen neuen Herrn, wenn das Gut den Herrn wechselte. Dies ist aber durchaus etwas andres als Leibeigenschaft im Sinne der Sklaverei, und ist auch nicht aus ihr entstanden: es gab Erbunterthänigkeit vor jener Leibeigenschaft und zwar allgemein; und die Erbunterthänigkeit blieb, als jene Leibeigenschaft — in unsern drei Adelsrepubliken — gewohnheitsrechtlich verschwunden war. Die Leibeigenschaft war eine vorübergehende, nur kurz dauernde, Schmarotzerbildung an dem Baume der Erbunterthänigkeit.

Freilich giebt es ein Land, in welchem die Schmarotzerpflanze ganz und gar den Baum überwuchert und bis zur Unkenntlichkeit entstellt hat. Dies Land ist Rußland.

Kein Mensch leugnet, daß in Rußland bis zum Jahr 1861 wirkliche Leibeigenschaft bestanden hat. Die geringe Bedeutung der Städte in dem unermeßlichen Reich bringt es mit sich, daß die Leibeigenschaft in der Hauptsache auf dem Lande zur Erscheinung kam. Man findet da Gemeinden von leibeigenen Bauern; kein Bauer darf ohne Erlaubniß des Herrn die Gemeinde verlassen und die Gemeinde als solche ist zu Frohnarbeit auf dem Herrenland verpflichtet. Aber man merke wohl: die Frohnarbeit ist dort nicht so hart, wie in den Adelsrepubliken an der Ostsee; man liest von drei Tagen in der Woche, die jeder Arbeitseinheit (Taglö) zugemuthet werden. Sehr begreiflich, da der russische Landedelmann nicht mit solchem Nachdruck die eigene Großwirthschaft betreibt wie der norddeutsche Junker. Die Härte der russischen Leibeigenschaft erklärt sich demnach gar nicht aus dem Großbetrieb; sie hat vielmehr andre, allerdings auch wirthschaftliche, Gründe.

Sieht man nämlich genauer zu, so stellt sich heraus, daß die russische Leibeigenschaft ihrem Begriff nach gar keine wesentlich agrarische Einrichtung war, wenn sie auch auf dem Lande thatsächlich am öftesten zur Erscheinung kam; die Einrichtung ist vielmehr eine weit umfassendere.

Häufig hat der Herr gar keinen eigenen landwirthschaftlichen Betrieb; er läßt sich dann von seinen Bauerngemeinden, statt der Dienste, die er nicht gebrauchen kann, eine Geldleistung entrichten, den sogenannten Obrok. Es ist dies nicht etwa ein Pachtgeld für das der Gemeinde überlassene Land, sondern eine Abgabe, die der Herr kraft seines Herrenrechts erhebt, so zu sagen mit der Begründung, daß er, der Herr, ja sonst nicht existiren könne.

Noch klarer wird das Verhältniß, wenn man die sogenannten Hofleute betrachtet.

Die Hofleute sind Leibeigene, die der Herr zwar am häufigsten aus seinen Bauern auswählt, aber sie sind nicht etwa blos Gesinde, aus Bauernkindern zu zeitweiliger Dienstleistung auf dem Gutshofe ausgehoben; sondern für unbestimmte Dauer, meist für immer, werden geeignete Leute in großer Zahl als persönliche Diener in die Haushaltung des Herrn aufgenommen: Kutscher, Köche, Büchsenspanner; Kammerjungfern, Näherinnen und so weiter, wobei die orientalische Sitte, sich mit möglichst vielen, wenig beschäftigten Dienern zu umgeben, wohl mitspielt. Diese für immer in die Haushaltung aufgenommenen

Hofleute, die z. B. dem Herrn auch in die Stadt folgen, sind eine Eigenthümlichkeit der russischen Verfassung.

Eine zweite Eigenthümlichkeit sind die auswärtigen Obrokleute, wie wir sie nennen wollen. Es sind Leibeigene, denen der Herr gestattet hat, den Gutsbezirk zu verlassen; auch folgen sie nicht etwa, wie die Hofleute, dem Herren nach; sondern sie gehen irgendwohin, um da nach eigner Wahl ein Gewerbe zu treiben; sie werden z. B. Schiffer auf der Wolga, oder Kaufleute in Moskau. Aber sie bleiben in der Leibeigenschaft: der Herr konnte sie, wenn er wollte, zurückrufen; aber er begnügt sich damit, von ihnen eine jährliche Geldabgabe — den Obrok — zu erheben. Hier wird es völlig klar, daß die russische Leibeigenschaft keine bloß agrarische Einrichtung ist: es liegt ihr ein viel weiterer Gedanke zu Grunde. Der Herr hat den Leibeigenen unter allen Umständen in seiner Gewalt: um sich durch ihn bedienen zu lassen — dann sind sie Hofleute; und um sich ernähren zu lassen: dann sind sie Frohnbauern, wenn der Herr einen Gutsbetrieb hat; oder sie sind Obrokbauern, wenn der Herr keinen Gutsbetrieb hat; oder sie sind auswärtige Obrokleute, die Handel oder Gewerbe treiben. So kommt es hier völlig zum Vorschein, daß das Verhältniß die Grenzen einer ländlichen Verfassung weit überragt.

Die russische Leibeigenschaft geht — wegen der Hofleute und der auswärtigen Obrokleute — weit über die schüchternen Versuche unserer deutschen Adelsrepubliken hinaus.

Auch die russische Leibeigenschaft ist jung. Eine strenge Hörigkeit, wie J. Engelmann sie nennt, tritt erst 1597 auf, aber hierdurch wird der Bauer vorläufig nur an die Scholle gebunden. Zum wirklichen Sklaven, den man verkaufen kann, wird er erst im 17. Jahrhundert und erst unter Katharina II., in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, wird dieser Zustand völlig klar und deutlich in den Gesetzen bestätigt und fest gemacht. Die Kaiserin wußte wohl was sie dadurch erreichen wollte; war doch ihr Recht auf den Thron ein höchst bestreitbares: die mächtige Klasse der Edelleute mußte also ein bestechendes Geschenk erhalten, um das Thronrecht der Monarchin nicht mehr so bedenklich zu finden. So kam es zur höchsten Ausbildung der wahren Leibeigenschaft: der Gutsherr verschenkt, verkauft, vermiethet seine Leute; er übergiebt sie im Falle der Widerspänstigkeit, ohne Gericht, dem Staat zur Verbringung nach Sibirien.

Im Vergleich zu Rußland sind unsere deutschen Adelsrepubliken an der Ostseeküste doch sehr farblos; der deutsche Junker lebt nicht, wie der russische Adlige, von seinen Leuten, sondern er lebt von seinem

landwirthschaftlichen Betrieb und hat seine Leute nur soweit geknechtet, als es für den landwirthschaftlichen Betrieb nöthig ist; Hofleute und Obrokleute kommen bei uns nicht vor. Wenn unsere Junker hie und da einen Unterthan ohne Land verkaufen, so ist es eine Ausnahme: wir haben da nicht die russische Leibeigenschaft, sondern es wird nur nach jener Richtung ein Probepfeil abgesendet.

Wie aber stand es in der preußischen Monarchie? Nur die östlichen Provinzen, die in der Nachbarschaft jener Adelsrepubliken liegen, wollen wir in Betracht ziehen. Wie stand es da mit der Leibeigenschaft? Jedermann hat schon gehört oder gelesen, daß die preußischen Könige des 18. Jahrhunderts die Leibeigenschaft abgeschafft haben. Friedrich I. hat es wenigstens gewollt, er hat sich ernstlich mit der Frage beschäftigt. Friedrich Wilhelm I. hat mehr gethan, er hat wirklich die Hand angelegt und hat für seine Domanialbauern ernstliche Versuche eingeleitet, von denen man hört, daß sie stellenweis geglückt sind. Dann erscheint Friedrich der Große und von ihm ist zu lesen, daß er die bäuerliche Leibeigenschaft wirklich beseitigt habe. Von Friedrich Wilhelm II. stammt das preußische Landrecht her (1794) und das Landrecht schafft ebenfalls die bäuerliche Leibeigenschaft ab. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm III. hat dann nichts mehr von der verhaßten Einrichtung vorgefunden, sodaß man also sagen kann: die vier ersten Könige haben hier reinen Tisch gemacht; die monarchische Gewalt hat das Unkraut, das in den Adelsrepubliken weiter wucherte, diese Giftpflanze, frühzeitig unterdrückt und völlig ausgerottet, ehe das 19. Jahrhundert anbrach, ja in der Hauptsache schon vor der französischen Revolution.

So rühmlich dies für das Fürstengeschlecht der Hohenzollern erscheint, so kläglich ist es für das Volk der östlichen Provinzen; dort ist im 18. Jahrhundert die städtische Bevölkerung nur unbedeutend, und die Landbevölkerung durchaus vorwiegend; unter der Landbevölkerung wieder verschwindet, der Zahl nach, der Adel, und die große Masse der Bauern und kleinen Leute wäre also leibeigen gewesen!

Dies traurige Ergebniß mildert sich einigermaßen, wenn wir, statt der höchst unbestimmten „herrschenden Meinung" vielmehr die Ansicht der gelehrten Kenner zu Rathe ziehen. Die Zustände auf dem Lande, im 18. Jahrhundert, waren hienach nicht gleichartig. Es kann gar keine Rede davon sein, daß die Leibeigenschaft, die wir meinen, überall geherrscht hätte; große Gebiete im Osten haben, auch vor jenen Bemühungen der hohenzollerischen Könige, nach allgemeiner Ueberein-

stimmung unserer Rechtshistoriker, die Leibeigenschaft nicht gekannt. Sehen wir uns die Landestheile näher an!

Es ist niemals behauptet worden, daß Leibeigenschaft in der Altmark — die noch auf dem linken Ufer der Elbe liegt — bestanden habe. Auch im Herzogthum Magdeburg, das auf beiden Seiten der Elbe liegt, hat es keine Leibeigenschaft gegeben. In den Haupttheilen der Kurmark Brandenburg ebensowenig; und auch in der großen Provinz Schlesien nicht. Hierüber herrscht Uebereinstimmung, indem gleichzeitige, von einander unabhängige Untersuchungen zu dem gleichen Ergebniß geführt haben. Ja sogar in Bezug auf Pommern stimmt ein keineswegs höfischer Forscher, Herr von Brünneck, völlig mit mir überein, indem er feststellt, daß es in dem preußischen Theile dieser Provinz keine Leibeigenschaft im Sinne der Sklaverei gegeben habe. Ueberall da war der unfreie Landmann fähig, bewegliches Privatvermögen zu besitzen und überall da war der Verkauf des unfreien Landmannes unmöglich.

Aber es gab abgelegene Theile der Mark Brandenburg, worin es anders gestanden haben soll; die an Mecklenburg grenzende Uckermark, und die bereits östlich der Oder liegende Neumark stehen im dringenden Verdacht, die Leibeigenschaft besessen zu haben. Als Beweis hat ein jüngerer Gelehrter (Großmann) neuerdings Folgendes vorgebracht:

Als das Allgemeine Landrecht von 1794 vorbereitet wurde, hat man die Meinung der Stände in den einzelnen Landestheilen hören wollen. Zu dem Paragraphen nun, welcher die Leibeigenschaft im Sinne der Sklaverei schlechtweg verbietet, machten damals die Stände der Uckermark, der Neumark und der Kreise Beeskow und Storkow die Bemerkung: jener Paragraph würde, wenn er Geltung erlange, das dort bestehende Recht ändern; womit also gesagt war, daß nach der Ansicht der Stände in jenen Theilen der Mark Brandenburg wirkliche echte Leibeigenschaft im Sinne der Sklaverei bestanden habe. Es sollte nicht etwa der alte Zustand vertheidigt werden; es wird nur gesagt, daß er bestehe.

Eine solche Behauptung in Schriften der Stände befremdet mich nicht; auch die pommerischen Stände haben gelegentlich (z. B. 1763) durchblicken lassen, daß sie eigentlich viel weiter gehende Rechte über die Bauern hätten, als bloße Erbunterthänigkeit, obgleich sie nicht wagen, vom Recht des Verkaufs von Bauern zu reden; und die uckermärkische und neumärkische Bauernverfassung stimmt in allen Stücken mit der pommerischen überein. Es würde mich sogar nicht wundern,

wenn man in Oberschlesien ähnliche Behauptungen nachweisen könnte. In allen diesen Landestheilen, nämlich überall da, wo der Bauer kein festes Besitzrecht an seinem Lande hatte und wo er erbunterthänig war, hatte sich die Vorstellung gebildet, eigentlich könne man mit dem Bauern machen was man wolle; der Bauer stand ja unter dem Patrimonialgericht, seine Klagen wurden in Pommern noch 1763 von den königlichen Gerichten nicht angenommen; und so bildete sich die Meinung der Stände aus, daß der Bauer dem Rechte nach ein wirklicher Leibeigener sei, nur thatsächlich mache der Herr davon keinen weitgehenden Gebrauch; er lasse es, gleichsam aus Gnade, bei der bloßen Erbunterthänigkeit bewenden.

Ich will also gar nicht leugnen, daß die wirkliche Leibeigenschaft in jenen Theilen der Mark Brandenburg vielleicht auf dem Papier bestand; was aber ganz gewiß ist, ist dies: im Leben hatte sie keine Bedeutung. Man hat weder aus der Uckermark, noch aus der Neumark, noch aus Beeskow und Storkow bis jetzt einen Fall von Menschenverkauf nachgewiesen. Ueberall da war es gerade so wie in Pommern, d. h. der Junker hatte unfreie Bauern, aber Sklaven hatte er nicht.

Und selbst wenn man einzelne Fälle sollte nachweisen können, so würden dieselben nur die Rolle spielen, wie der Fall aus Pommern, daß man daselbst einmal eine ganze Bauernfamilie gegen eine Koppel Jagdhunde vertauscht habe. Nehmen wir an, dies sei vorgekommen, so ist es doch für die pommerische Landesverfassung nicht bezeichnend. Weder in Pommern noch in der Ucker- und Neumark waren die Zustände so weit zersetzt, wie in der schwedischen Adelsrepublik Neuvorpommern; nicht deshalb, weil die Monarchen durch besondere Maßregeln dagegen eingeschritten wären, sondern weil das Dasein eines Monarchen ausreichte, das zu verhindern, was auch im Nachbarland nur als Mißbrauch hie und da vorkam. Es gilt hier nicht, allerlei auf dem Papier stehen gebliebene Seltsamkeiten aufzutreiben; sondern es handelt sich um die das Leben beherrschenden Einrichtungen und zu diesen gehört die Leibeigenschaft im Sinne der Sklaverei für diese Länder gewiß nicht.

Nun aber ist noch Ostpreußen zu untersuchen. Da sollen die preußischen Bauern, nach einer Empörung in alter Zeit, zur Strafe in wirkliche Leibeigene verwandelt worden sein, und diese Leibeigenschaft soll Friedrich Wilhelm I. ums Jahr 1719 aufgehoben haben. Der erste Satz dieser Behauptung mag wahr sein; es mag also wahr sein, daß seit jener Empörung der Rechtssatz auf dem Papier bestand, daß der preußische Bauer ein Leibeigener im Sinne des Sklaven sei. Es ist

auch wahr, daß Friedrich Wilhelm I. die ostpreußische Leibeigenschaft bekämpft hat: aber diese beiden Dinge haben gar nichts mit einander zu thun. Das klingt wohl sonderbar, aber es ist doch so. Denn nicht auf die Worte, sondern auf die Sache kommt es an. Hier ist aber bloß ein Gleichklang der Worte. Mag vor Jahrhunderten Leibeigenschaft im Sinne der Sklaverei eingeführt worden sein: das was Friedrich Wilhelm I. aufheben wollte, und was er als Leibeigenschaft bezeichnete, war etwas ganz anderes. Darüber ist man jetzt aus den Akten unterrichtet, das heißt aus den einzigen echten und unanfechtbaren Quellen, die es giebt; man hat damals die bestehende Verfassung sowohl der Domanialbauern als der Privatbauern, die man verbessern wollte, genau beschrieben. In der völlig erhaltenen Beschreibung, die ganz ausführlich ist, kommt gar nichts davon vor, daß der unfreie Bauer kein bewegliches Privatvermögen hätte erwerben können; und kein Wort ist darüber gesagt, daß der unfreie Bauer als solcher verkauft werden dürfe oder auch nur thatsächlich hie und da verkauft worden sei. Diese beiden Punkte aber hätten unmöglich verschwiegen werden können. Sie wurden nicht erwähnt, weil sie im Leben nicht vorhanden waren. Man kannte in Ostpreußen nicht einmal das Wort Leibeigenschaft; das Wort gebraucht nur der König; die Behörden und das tägliche Leben kennen es nicht. Es giebt dort nur Erbunterthanen und diese haben an ihren Grundstücken weder Eigenthum noch erblichen Besitz. Und was will der König bei seinen Reformen? Er will, daß der Bauer Eigenthum — genauer wohl erblichen Besitz — an seinem Lande erhalte; das ist der Sinn dieser Reformen, wobei von Leibeigenschaft im Sinne der Sklaverei gar nicht geredet wird. So stand es in Ostpreußen. Es ist durchaus ein Irrthum zu glauben, daß Friedrich Wilhelm I. dort eine wirkliche Sklaverei beseitigt habe; aber der Irrthum ist verzeihlich für alle diejenigen, denen der aktenmäßige Verlauf jener Reformversuche noch unbekannt war; sie wußten nicht, daß das Wort Leibeigenschaft in ganz verschiedenem Sinne gebraucht wird. Aber jetzt, wo wir darüber bis ins Kleinste unterrichtet sind, muß diese denkwürdige Verwechslung und Verwirrung aufhören.

Zur weiteren Bestärkung dieser unserer Ansicht sei es erlaubt, auf Pommern hinzuweisen; hier bestand nach der richtigen Ansicht der neueren Forscher die Leibeigenschaft im Sinne der Sklaverei auch nicht einmal auf dem Papier. Gleichwohl hat Friedrich Wilhelm I. genau dieselbe Maßregel wie für Ostpreußen auch für die Domänenbauern Pommerns versucht und in einigen Aemtern sogar verwirklicht. Wie ist das vereinbar? Schlechterdings nur auf eine Weise: der König hat

nicht die Leibeigenschaft im Sinne der Sklaverei gemeint; er hat eben auch in Pommern nur den Zustand angegriffen und theilweise beseitigt, den wir Leibeigenschaft im uneigentlichen Sinne nennen: unerblichen Laßbesitz der Erbunterthanen, bei hoch gesteigerten Frohndiensten.

Wir kommen nun zu Friedrich dem Großen. Sein Befehl vom Jahr 1763, in Pommern ohne alles Raisoniren alle Leibeigenschaften auf Domanial- und Privatgütern aufzuheben, kann ebenfalls nur gegen die uneigentliche Leibeigenschaft gerichtet sein, denn Sklaverei gab es ja dort nicht; es ist bekannt wie der Herr von Brenckenhoff die Ausführung der königlichen Absicht zu hindern wußte. Hierüber ist auch kein Streit, da ja das Fehlen der Sklaverei in Pommern nun allgemein zugegeben ist.

Derselbe König hat im Jahr 1773 ein Edikt für Ost- und Westpreußen erlassen, worin, wie Brünneck sachgemäß hervorhebt, nach dem Beispiel des schlesischen Edikts von 1748 ausdrücklich gesagt wird: Leibeigenschaft im Sinne der Sklaverei sei verboten. Hierin liegt aber jedenfalls für Ostpreußen keine Abschaffung einer irgend wie noch lebendigen Einrichtung, denn es ist ja aus den Jahren 1718 für die Domänenbauern und 1724 für die Privatbauern urkundlich festgestellt, daß es keine solche Sklaverei im wirklichen Leben gab; es war also auf dem Papier etwas abgeschafft, was eben auch nur auf dem Papier bestanden hatte.

In Bezug auf Westpreußen, die polnische Erwerbung von 1772, steht es fest, daß auf den Domänen keine Erbunterthänigkeit, geschweige denn Sklaverei, bei der preußischen Besitzergreifung vorgefunden wurde; also kann das Edikt Friedrichs des Großen nur auf die westpreußischen Privatbauern von Wirkung gewesen sein, vorausgesetzt, daß bei diesen Sklaverei vorkam; auf dem Papier scheint es nach Brünneck der Fall gewesen zu sein; in Bezug auf die Wirklichkeit kann ich die Frage nicht entscheiden und lasse also hier die Möglichkeit, aber auch nur die Möglichkeit, offen, daß das Edikt von 1773 wirklich — für die westpreußischen Privatbauern — eine aus polnischer Zeit stammende echte Leibeigenschaft aus der Welt geschafft habe. Aber seien wir vorsichtig; es ist eine naheliegende Versuchung alles was polnische Bauern betrifft, möglichst ungünstig vorauszusetzen; ob das aber gerechtfertigt ist, insbesondere ob es für Westpreußen allgemein zutrifft, das ist mir bei vielen Gelegenheiten doch zweifelhaft geworden. So z. B. giebt es in der Weichselniederung ausgedehnte Strecken Landes, wo nicht einmal der lassitische Besitz, vermuthlich also auch keine Erbunterthänigkeit stattgefunden hat. Es ist ferner urkundlich verbürgt, daß im Jahre 1708

und 1718 Bauern aus Pommern und aus Ostpreußen nach „Polen" entweichen, um der Härte des Druckes zu entgehen, der in ihrer Heimath auf ihnen lastete; demnach gab es damals in Polen Orte, die als Zuflucht für preußische Unterthanen gelten konnten.

Endlich ist es bekannt, daß der Grundbesitz westpreußischer Edelleute oft unglaublich zersplittert war (Hagen, das Agrargesetz, 1814): in einem Dorfe gab es oft bis sechzig adlige Gutsbesitzer; manche von ihnen hatten nur 15 Morgen Land, hielten gar kein Zugvieh und zogen mitunter eigenhändig ihre Egge; es kommt vor, daß sich der junge polnische Edelmann bei einem Bauern als Knecht vermiethet! Sind dies, muß man fragen, Verhältnisse, bei denen bäuerliche Leibeigenschaft in weiter Ausdehnung vorkommen kann? Ein solcher wirthschaftlicher Zustand reicht ja nicht einmal zur Begründung der Erbunterthänigkeit hin! Doch soll es nicht geleugnet werden, daß an anderen Orten Westpreußens vielleicht wirkliche Leibeigenschaft bestanden habe. —

Wenn es schon irreführend war, zu sagen, daß Friedrich Wilhelm I. oder Friedrich der Große die Leibeigenschaft in Erbunterthänigkeit verwandelt habe, so ist es geradezu unverständlich, wenn diese Umwandlung durch das Allg. Landrecht vollzogen sein soll, wie man früher oft behaupten hörte; denn dies Landrecht ist vom Jahre 1794 und beruht, wie Brünneck so treffend dargethan hat, in seinen Bestimmungen über die Bauern wesentlich auf der schlesischen Gesetzgebung von 1748 und ost- und westpreußischen von 1773. Es wird nur codificirt was längst als örtliches Recht bestand, und das was bisher nur für gewisse Provinzen gegolten hatte, wird verallgemeinert. Dies ist in der That die Bedeutung des Allg. Landrechts, formell betrachtet.

Die meisten Bestimmungen dieses Gesetzbuchs gelten zwar nur in Ermangelung örtlich gültiger Rechte, also, wie man zu sagen pflegt, subsidiär. Aber der Abschnitt über das Bauernrecht gilt primär, wenn nicht ausdrücklich den örtlichen Rechten der Vorzug eingeräumt ist. Mithin gilt der Satz „Leibeigenschaft im Sinne der Sklaverei findet nicht statt", ohne Weiteres, und schafft also alle Leibeigenschaft im Sinne der Sklaverei ab, wo er sie trifft. Aber doch nur wo er sie trifft. Wo der Satz keine Leibeigenschaft antrifft, da verbietet er sie nur, und dies ist, was man eine Kundgebung im Sinne des Naturrechts genannt hat; denn es war im Jahre 1794 gar keine Gefahr, daß ländliche Sklaverei sich neu bilde.

Es bleibt also nun die Frage übrig: hat das Landrecht noch Leibeigenschaft im Sinne der Sklaverei angetroffen?

Antwort: in Schlesien nicht, denn da war sie nie; in den Haupttheilen der Mark nicht, denn da war sie nie; in Pommern nicht, denn da war sie nie. In Ostpreußen nicht, denn was da auf dem Papier bestanden hatte, war 1773 schon beseitigt; in Westpreußen nicht, denn was da, sei es auf dem Papier oder in Wirklichkeit bestanden hatte, war 1773 beseitigt. Nun sind wir mit den östlichen Provinzen fertig, bis auf die Uckermark, Neumark und die Kreise Storkow und Beeskow; da bestand die Leibeigenschaft angeblich noch, aber ganz zweifellos nur auf dem Papier, und hier mag sie durchs Landrecht beseitigt sein.

Man muß also, zur Ehre der östlichen preußischen Provinzen sei es wiederholt, zugeben, daß das Landrecht die ländliche Sklaverei nur verbietet — was den Männern des Naturrechts gewiß eine große Genugthuung war — daß es aber nichts im Leben Bestehendes abschafft. Hiermit wird ja gar nicht geleugnet oder auch nur bezweifelt, daß das preußische Landrecht sehr vieles zur Abstellung von Mißbräuchen, zur Milderung der Erbunterthänigkeit, zur Hebung des Bauernstandes beigetragen hat. Davon ist aber nicht die Rede, wir fragen ja bloß nach seiner Bedeutung in Bezug auf die Leibeigenschaft strengen Sinnes; und da können wir nicht weiter gehen als wir gegangen sind.

Es ist nicht wahr, daß eigentliche Leibeigenschaft der ältere Zustand gewesen sei, aus welchem sich erst die mildere Erbunterthänigkeit entwickelt habe. Vielmehr sind die ganz seltenen Fälle nur vereinzelte Auswüchse gewesen, und auch diese Fälle betreffen nicht den Verkauf von Unterthanen, sondern nur hie und da einmal den Anspruch des Gutsherrn auf die Hinterlassenschaft, auf den Nachlaß an beweglichen Gütern des Unterthanen.

Der verbreitete Glaube an eigentliche Leibeigenschaft gründet sich nicht allein auf Verwechslung von Begriffen, die trotz innerer Verschiedenheit mit gleichen Worten bezeichnet werden. Es kommen vielmehr hier mancherlei Mängel der gelehrten Forschung zu Tage, beim einen Schriftsteller mehr diese, beim anderen mehr jene. Der erste Mangel ist wohl der: die Forschung ist zu sehr befangen im Liberalismus. Zu liberal zu sein — politisch liberal ist natürlich hier gemeint — ist auf dem Gebiete der Wirthschaftsgeschichte wirklich ein Fehler, und zwar ein gerade so großer als wenn man zu reactionär im Sinne des Junkerthums oder zu radical im Sinne der Socialdemokratie wäre. Aber im Sinne des Junkerthums wird nur wenig agrarhistorisches geschrieben und die Socialdemokraten haben diese Felder — diese Goldfelder für sie — noch nicht abgesucht; nur die Liberalen haben, mit großen Kennt-

nissen aber mit engem Verständniß, auf diesem Gebiete gearbeitet. Sie malen alles in möglichst düsteren Tönen, was die ältere Agrarverfassung betrifft: denn gegen das Junkerthum darf man sich ja wohl einige Uebertreibung erlauben; sie leiden noch unter dem Haß gegen das Vergangene — und wie köstlich trifft es sich, daß man hier zugleich das Junkerthum brandmarken und die Verdienste der preußischen Könige grell beleuchten kann, die ja dem Junkerthum entgegentraten. Der liberale Schriftsteller ruft den Königen zu: „Heil Euch, denn Ihr gehört zu uns!" Und er verliert alle Ruhe und Besonnenheit, wenn er Befreiungsthaten zu erzählen hat, gerade als wenn der bloße Akt der Befreiung auf wirthschaftlichem Gebiete das einzig nöthige, das endgültige Mittel der Beglückung wäre. Gewiß war es ein großes Verdienst der liberalen Gedankenrichtung, daß die That der Befreiung eintrat; und sie trat ein, aber nicht im 18. Jahrhundert und nicht durch Aufhebungen der Leibeigenschaft, die nicht viel zu bedeuten hatte; sondern erst durch Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die der wahre Eckstein der alten Verfassung war. So wurde die alte Verfassung zerstört. Mit dem Zerstören allein, so nöthig es sein mochte, ist aber nicht alles gethan. Wie kann man heute noch bei der Freude über den Sturz des Alten stehen bleiben, heute, wo es längst klar ist, daß es auch galt eine neue ländliche Verfassung aufzubauen! Das ist es was der liberale Schriftsteller so leicht vergißt, und das ist der Grund, weshalb er, mit Unverständniß für den Neubau, vor allem in der Schwarzmalerei der Vergangenheit schwelgt.

Hiermit verbindet sich leicht ein anderer Fehler: unsere Rechtsgeschichte ist zu antiquarisch, sie läuft unabhängig neben der Wirthschaftsgeschichte her. Sie fragt oft gar nicht danach was ein Rechtsinstitut fürs Leben bedeute, sie nimmt kurzweg die gleichbenannten Dinge für Dinge gleicher Beschaffenheit. So gab es z. B. im westlichen Deutschland und in Frankreich stellenweise eine uralte Leibeigenschaft, besonders häufig auf geistlichen Grundherrschaften. Welch ein Genuß für alle Voltairianer, daß die Kirche nicht nur die Geister fesselt, nein, sie hat sogar die Leiber in Knechtschaft geschlagen — und diese uralte Leibeigenschaft in Westfalen, in der hannöverischen Grafschaft Hoya und an anderen Orten wird noch heut zu Tage vielfach neben die ganz neue sogenannte Leibeigenschaft der Ostprovinzen gestellt. Aber der westliche Leibeigene ist ein Mann, der meist gar keine Dienste zu leisten hat und sich eines besonders guten Besitzrechtes erfreut; er zahlt nur, wenn er wegziehen will, ein herkömmliches Abzugsgeld und aus seinem Nachlaß nimmt der Herr einen geringfügigen Theil als Todfall an sich. Es

sind dies nur rechtsgeschichtliche Ueberreste, die kaum merkbar auf dem Betroffenen lasten, während die sogenannte Leibeigenschaft des Ostens eine wirthschaftlich wichtige, ungemein drückende Neubildung ist. Also wieder, bei gleicher Benennung, eine ganz verschiedene Sache.

Und nun zum dritten Mangel der Forschung: sie ist viel zu biographisch.

Ueberall in der Welt sind hervorragende Männer von der höchsten Bedeutung für die Geschichte, sowohl in der Politik, wie in der Kunst und in der Wissenschaft. Es ist ein völliges Verkennen aller Wirklichkeit, wenn man glaubt, wie der Engländer Buckle es that, daß die menschlichen Dinge gleichsam von selber, ohne den bewußten Eingriff übermächtiger Naturen, durch das bloße Zusammenwirken des Gewöhnlichen, des Mittelmäßigen, langsam und unbemerkt sich weiterbilden. Wahr ist nur dies, daß der hervorragende Mann, wenn er in seine Laufbahn eintritt, seine Aufgabe bedingt findet durch das gesammte Thun und Treiben derjenigen die vor ihm waren. Nicht ins Leere tritt er ein, er findet eine bereits gewordene Welt, die er an der ihm zufallenden Stelle durch seinen Eingriff weiter bildet. Was könnte anziehender sein, als diesen Vorgang in einzelnen Beispielen klar zu legen; und wie sollte das geschehen, wenn nicht durch Beschreibung des Lebenslaufs derer, die eine solche Nachschöpfung ihres Lebens verdienen.

Aber der Biograph ist in stetiger Versuchung, wesentlich die Persönlichkeit seines Helden leuchten zu lassen. Alle diejenigen Züge sind ihm besonders werthvoll, aus denen das Denken und Empfinden des Mannes klar hervortritt und so liebt er es, vor allem die Aeußerungen in den Vordergrund zu stellen, bei denen einige Leidenschaft sich wirksam zeigt. Denn die Leidenschaft, wie ein vulkanischer Ausbruch, zerreißt die Hülle, welche den inneren Menschen für gewöhnlich ehrbar und schonend umgiebt.

Dies tritt besonders hervor bei Friedrich Wilhelm I. Seine barschen Randverfügungen sind voll von leidenschaftlichen Ausbrüchen; er war ein Todfeind dessen was er, im uneigentlichen Sinne, Leibeigenschaft nannte; „sollen abschaffen" heißt es stets, und die Gegengründe sind ihm „elendes Raisoniren". Der Biograph ist glückselig über die Entschleierung einer kräftigen, rücksichtslosen Natur. Aber der Socialpolitiker forscht weiter was aus den Plänen des Königs wird — und da stellt sich heraus, daß dies Alles nur den Mann als solchen charakterisirt, aber nicht sein Wirken, denn er weiß die Mittel nicht zu finden, um die Widerstände zu überwältigen und schließlich sind seine Pläne Pläne geblieben.

Die Geschichte der bäuerlichen Reformen ist eine wahre Fundgrube solcher persönlicher Entschleierungen, die wir gern den Biographen gönnen wollen; aber sie sollen auch uns die Ausübung unserer Kunst ungestört lassen: die Geschichte der socialen Entwicklung ist etwas durchaus anderes als die Aufsuchung biographisch verwerthbarer Züge. Gewiß greifen auch hier bedeutende Männer entscheidend ein, aber durch das was sie thun, nicht durch das was sie gelegentlich äußern; und die Hauptsache für uns, die wir das Leben des Volkes nach der wirthschaftlichen Seite erforschen wollen, bleibt immer dies: nicht wer hat über Reformen geredet, sondern wer hat Reformen geschaffen.

Von hier aus gesehen tritt die Bedeutung der älteren preußischen Könige einigermaßen zurück. Wenn die eigentliche Leibeigenschaft, wie wir gesehen haben, nichts bezeichnendes für die frühere Agrarverfassung war, so kann auch die Abschaffung — oder vielmehr das Verbot derselben — nicht mehr als ein Hauptverdienst jener Könige gelten. Lassen wir also endlich die vergebliche Bemühung fahren, für jeden der vier ersten Könige Preußens eine Aufhebung der Leibeigenschaft nachzuweisen; ihr Ruhm ist groß genug und sie bedürfen solcher künstlicher Zuthaten nicht.

Der Gelehrte bedeutet, nach seiner Stellung im Staate, freilich nicht viel, da er nur über Weniges zu befehlen hat. Doch er fühle sich in seinem Wirkungskreise deshalb nicht untergeordnet; er halte sich von den Empfindungen des Dieners fern! Wer Geschichte schreibt, ist selber eine Art von Herrscher: zwar nicht im Gegenwärtigen, aber im Vergangenen; zwar nicht im Reiche der Thaten, aber im Reiche der Anschauungen; er herrscht über die Könige, wenn sie dahin gegangen sind, woher sie nicht wiederkehren; also geziemt ihm eine königliche Sprache, die Sprache, die hier im Hause der Wissenschaft allgemein geredet und allgemein verstanden wird.

Die wirklich große Reform unter Friedrich II. war die Einführung erblichen Landbesitzes für die Domänenbauern. Dann kam im 19. Jahrhundert für alle Bauern die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die Ablösung der bäuerlichen Lasten und die Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse.

Es wäre zu weitläufig, dies alles zu erläutern. Nur den König wollen wir nennen, unter dem sich die Umwandlung des Alten in das Neue hauptsächlich vollzogen hat: es war Friedrich Wilhelm III. Er war eine weniger glänzende Gestalt als seine Vorgänger und keine so merkwürdigen biographisch verwerthbaren Züge sind von ihm zu melden.

Unter seiner Regierung haben sachkundige Rathgeber, mit seiner Hülfe, wie auf allen anderen Gebieten, so auch auf dem der agrarischen Verfassung die neue Zeit heraufgeführt.

Die Thatsache, die uns heute am meisten beschäftigt hat, ist gewiß eine erfreuliche: wahre Leibeigenschaft hat es eigentlich in Preußen nie gegeben. Diese angenehme Nachricht legen wir dem Hause der Hohenzollern und den Geschichtsschreibern des preußischen Staates als unsere bescheidene aber gewiß willkommene Gabe vor. Die echte Leibeigenschaft ist nur das Gespenst, das in den Trümmern der alten ländlichen Verfassung umgeht. Die Vorfahren des Kaisers haben lange über Erbunterthanen, aber sie haben nicht über Sklaven geherrscht.

Straßburg i. E. 27. Januar 1891.

Mannigfaltigkeit und Einheit in den homerischen Studien.

Akademische Antrittsvorlesung

von

Dr. **Paul Cauer,**
Privatdocenten der klassischen Philologie an der Universität Kiel.

Hochgeehrte Herren! Die Wissenschaft, unter deren Vertretern an dieser Hochschule einen Platz mir zu gründen ich versuchen möchte, befand sich noch vor wenigen Jahrzehnten im friedlichen Besitz einer geistigen Herrschaft; heute steht sie inmitten eines vielbewegten Kampfes. Nicht nur von äußeren Feinden wird sie bedrängt; auch in ihrem Innern drohen Gefahren, die zu sehen und abzuwenden eine ernste Aufgabe ist. Von anerkannten Meistern des Faches ist geradezu die Frage aufgeworfen worden, ob klassische Philologie überhaupt noch als eine selbständige Wissenschaft zu gelten habe und nicht vielmehr im Begriff sei in eine Anzahl getrennter Disciplinen sich aufzulösen, die untereinander nur durch die Aehnlichkeit der Methode verbunden wären, ihren sachlichen Anschluß aber jede nach einer anderen Seite hin suchen müßten. Ja, der Trieb zur Specialisirung ist so mächtig, daß, wie er das Ganze der Wissenschaft gefährdet, so auch innerhalb derselben auf jedem engeren und engsten Gebiete immer von neuem seine zersetzenden Wirkungen sich zeigen. Homer ist nur ein kleines Stück des klassischen Alterthums; Ilias und Odyssee zusammen liest man heute bequem gedruckt auf 800 Oktavseiten: der Nicht-Philologe fragt lächelnd, ob denn nicht nun endlich diese alten Dichtungen oft genug herausgegeben seien, ob es immer noch wieder etwas in ihnen zu erklären gebe. Das Erstaunen würde noch größer sein, wenn der Fragende wüßte, daß dies Arbeitsfeld, welches ihm verschwindend klein erscheint, erst noch in eine ansehnliche Zahl gesonderter Fächer zerfällt, deren jedes für die Lebens-

arbeit eines Mannes Stoff genug bietet, und daß die Gelehrten, die an den verschiedenen Stellen arbeiten, oft so wenig von einander Notiz nehmen wie etwa der Jurist oder Naturforscher von den Studien des Theologen. Nirgends tritt erschreckender die zunehmende Zersplitterung hervor, an der unsere Wissenschaft leidet, als auf dem scheinbar eng begrenzten Raum, den der Name und die Persönlichkeit eines einzigen Autors bestimmt; nirgends aber auch läßt sich besser als hier die eindringende und innerlich verbindende Denkweise verstehen, welche dem Uebel entgegenwirken kann.

Der Anfang jeder wissenschaftlichen Bearbeitung eines Litteraturwerkes der Vergangenheit muß darin bestehen, daß ein möglichst fehlerfreier Text gewonnen wird. Man sollte meinen, daß für Homer wenigstens diese grundlegende Aufgabe längst erledigt sei; aber das ist nicht der Fall, auch hier befindet sich die Wissenschaft noch in voller Thätigkeit. Die Schätzung der Handschriften ist für Homer eine besonders schwierige, weil außer der Gestalt des Textes bei vielen auch die Randbemerkungen in Betracht kommen, in denen uns Bruchstücke der gelehrten Arbeit griechischer Grammatiker erhalten sind. Und damit verschiebt sich zugleich das Ziel der kritischen Forschung. Während diese bei anderen Schriftwerken darauf ausgeht, den Text so herzustellen, wie er in der besten Handschrift steht oder in der Vorlage der besten Handschriften gestanden hat, kann sie bei Homer viel weiter zurückgreifen. Die älteste Handschrift der Ilias gehört dem zehnten christlichen Jahrhundert an; aber aus den Scholien, welche gerade diese in vorzüglicher Güte enthält, gewinnen wir, zwar nicht vollständige, doch immerhin reichliche Kunde über die Grundsätze, nach welchen seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. die alexandrinischen Philologen bemüht waren den Homertext von eingeschlichenen Fehlern zu reinigen. So entsteht die Hoffnung, daß es gelingen könnte die Form zu rekonstruiren, in welcher der größte dieser Alexandriner, Aristarch, die homerischen Gesänge seinen Schülern gegeben hat. Freilich bedarf es dazu einer mühsamen und entsagungsvollen Vorarbeit. Von der Zeit der ptolemäischen Könige bis zum zwölften Jahrhundert n. Chr. erstreckt sich die Reihe der Kommentatoren, die sich um den Text der alten Gesänge gute oder schlimme Verdienste erworben haben. Der Umfang ihrer Schriften ist zum Theil recht ansehnlich und in der Regel da am größten, wo wir am wenigsten gediegenen Inhalt finden. Aber auch in der elendesten Kompilation eines Byzantiners können Goldkörner echter Gelehrsamkeit verborgen liegen; und so gilt es, diese ganze vielverzweigte Litteratur, die doch im Ursprung nur ein Absenker der homerischen ist, gewissen-

haft zu durchforschen, wenn man zu der reinen Theorie des Aristarch durchdringen will. An diesem Werke schafft seit 60 Jahren, der von Lehrs gewiesenen Richtung folgend, eine Schaar tüchtiger Männer mit gesammelter Kraft und mit sicherem Erfolge. Wenn wir moderne Ausgaben der Fragmente von Aristarch, Herodian u. a. mit den Notizen vergleichen, die etwa Heyne über die Lehren der Alexandriner zu geben vermochte, so werden wir uns bewußt, daß wir eine Fülle klarer und bestimmter Kenntnisse den Philologen der Königsberger Schule verdanken.

Dieser Dank soll darum nicht verringert werden, weil unter ihnen selbst manche sich die Freude ein wenig trüben, indem sie eben den Fehler begehen, von dem zu Anfang die Rede war, d. h. sich mit ihrer Arbeit isoliren und anderen Zweigen der Homerkritik ihr Interesse versagen, ja das Recht zum Dasein abstreiten. Dadurch hat sich zwischen den Nachfolgern von Lehrs und einer Gruppe von Forschern neuerer Richtung ein beinahe feindlicher Gegensatz gebildet, der doch in der Sache keineswegs begründet liegt; nicht sich zu bekämpfen, sondern sich gegenseitig zu ergänzen sollten beide Parteien bestrebt sein. Denn so unzweifelhaft es ist, daß die Auffindung der Ansichten Aristarchs einen wichtigen und unentbehrlichen Theil der homerischen Wissenschaft ausmacht, so gewiß bleibt doch auch, daß sie eben nur ein Theil ist und nicht das Ganze. Aristarch lebte im zweiten Jahrhundert v. Chr., Ilias und Odyssee sind spätestens im siebenten Jahrhundert abgeschlossen worden. In einem Zeitraum von 500 Jahren war es unvermeidlich, daß der Text vielfache Veränderungen erlitt, daß sich Irrthümer in ihm festsetzten, an deren Stelle dann wieder falsche Verbesserungen Glauben gewannen. Eine ähnliche Beobachtung läßt sich machen, wenn man ein heute ausgegebenes Exemplar von Luthers Bibel-Uebersetzung mit einem Originaldruck des sechzehnten Jahrhunderts zusammenhält. Damals aber müssen die Abweichungen viel größer gewesen sein, da das Schreiben noch als mühsame Kunst gepflegt wurde, da man noch nicht, wie in unserem orthographisch gestimmten Zeitalter, sich gewöhnt hatte, das gehörte Wort mit dem geschriebenen Buchstabe für Buchstabe zu vergleichen. Jüngere Sprachformen, wie sie den Griechen des sechsten, fünften, vierten Jahrhunderts geläufig waren, wurden nach und nach an Stelle der ursprünglichen eingesetzt; hier und da wurden unscheinbare Wörtchen, an denen das Griechische so reich ist, aus Versehen weggelassen, in anderen Fällen wieder mit Bedacht eingeschoben, um eine Lücke im Verse auszufüllen, die nach der älteren Aussprache gar nicht vorhanden gewesen war. Eine besonders arge Verwirrung drang

im fünften Jahrhundert herein, als die Athener eine neue und genauere Orthographie annahmen, in deren Regeln nun auch der homerische Dialekt, für dessen Formen damals niemand mehr ein lebendiges Verständniß hatte, eingezwängt wurde. Ein Gutes hatten doch die meisten dieser Irrthümer: sie ließen Anstöße im Text zurück, an denen wir sie nachträglich wieder erkennen. Wo immer wir einen metrischen Fehler finden, wo der Sinn zerstört ist, wo sich eine Flexionsform darbietet, die nach dem Urtheil der heutigen Sprachforschung als eine zu allen Zeiten unmögliche bezeichnet werden kann, da haben wir das Recht einzugreifen und die ursprüngliche Form wiederherzustellen. Von diesem Rechte hat zuerst Richard Bentley ausgedehnten Gebrauch gemacht; ihm sind in Deutschland Gottfried Hermann, Immanuel Bekker, in neuerer Zeit besonders August Nauck und Jakob Wackernagel gefolgt. Wir dürfen hoffen, auf dem beschriebenen Wege bis zu einer dritten Stufe in der Geschichte des Homertextes emporzusteigen, ihn so darzustellen, wie er etwa zur Zeit des Peisistratos und Solon ausgesehen hat.

Dem gegenüber fehlt es nun freilich nicht an Gelehrten, welche dieses ganze Vorhaben für aussichtslos und im voraus verfehlt erklären. Zwar der oft gehörte Einwand, daß es thöricht sei mehr wissen zu wollen als Aristarch, läßt sich leicht zurückweisen; die heutige Philologie müßte eine schlechte Schülerin dieses großen Meisters sein, wenn sie nicht dahin gelangt wäre, Probleme zu stellen, an die er selbst noch nicht denken konnte. Schwerer wiegt ein anderes Bedenken. In dem Bestande der homerischen Gedichte, der uns überliefert ist, waren in dem Augenblick, als er abgeschlossen wurde, Stücke von verschiedenem Ursprung und verschiedenem Alter mit einander verbunden. Wenn wir uns also bemühen, der Sprache durchweg eine möglichst alterthümliche Form zu geben, so kann es leicht vorkommen, daß wir Verse oder Verspartien ändern, die von ihren Verfassern schon in relativ moderner Gestalt geschaffen worden sind; denn wenn auch der epische Dialekt als ein konventioneller von den Dichtern festgehalten wurde, so hat er doch von dem Wechsel der Generationen nicht ganz unberührt bleiben können. Hier würde denn also der Mißgriff begangen werden, vor dem sich überall die philologische Kritik hüten muß: sie würde, im Eifer einen Fehler der Ueberlieferung zu berichtigen, statt dessen den Autor selbst korrigiren. In der That haben Bekker, Nauck u. a. dies nicht selten gethan. Aber daraus folgt nicht, daß ihr Unternehmen an sich ein verkehrtes war, sondern daß wir, denen Gelegenheit geboten ist aus den Erfolgen und Mißerfolgen unserer Vorgänger zu lernen, es mit

größerer Vorsicht erneuern sollen. Wir müssen bei jeder Stelle, die wir um ihres sprachlichen Charakters willen zu ändern versucht sind, erst die Frage aufwerfen, welcher Periode in der allmählichen Entstehung des Epos sie wohl angehöre; mit anderen Worten: wir dürfen, während wir Textkritik treiben, die Probleme der sogenannten höheren Kritik nicht unbeachtet lassen.

Es könnte scheinen, als sei dieser Forderung durch Fick genügt worden, der es unternommen hat echte und unechte Bestandtheile der homerischen Gedichte nach sprachlichen Merkmalen von einander zu sondern. Aber es scheint nur so. In Wirklichkeit hat Fick eine geschlossene Ansicht über die Komposition der beiden Epen (für die Odyssee die Kirchhoff'sche, für die Ilias die von Grote) als richtig angenommen und nun die sprachliche Untersuchung so geführt, daß sie dazu dienen sollte jene Ansichten zu beweisen; dabei hat er rücksichtslos den sprachlichen Thatsachen Gewalt angethan, wenn sie sich seiner Theorie nicht fügen wollten. So einfach, wie Fick meinte, läßt sich die Verbindung zwischen beiden Zweigen der Forschung nicht herstellen: durch Anregung neuer Fragen können sie sich gegenseitig fördern, nicht durch Mittheilung fertiger Antworten; die Untersuchung muß in jedem Zweige besonders geführt werden. Wer demnach für die Beurtheilung einer textkritischen Frage auf die Entstehungsweise der Gedichte Bezug nehmen will, dem kann die Mühe nicht erspart werden, den Gedanken der Männer, die auf diesem Felde thätig gewesen sind, selber nachzugehen und sich entweder ihre Anschauungen zu erarbeiten oder eigene.

Die Methode, nach welcher in der epischen Erzählung sachliche Anstöße aufgespürt werden, aus denen sich auf verschiedene Verfasser der einander widersprechenden Stücke schließen läßt, ist zuerst von Lachmann mit glänzendem Scharfsinn angewandt worden. Er glaubte in der Ilias wie im Nibelungenliede eine Reihe von Einzelliedern (hier 16 dort 20 an Zahl) zu erkennen, die in frühester Zeit unabhängig von einander bestanden hätten und dann durch eine fast handwerksmäßige Bearbeitung zusammengeschweißt und mit Füllstücken zu einem Ganzen verbunden worden wären. Durch solche Annahme war den Widersprüchen allerdings ihr Recht geschehen; aber nun blieb wieder die vielfache Uebereinstimmung, der starke innere Zusammenhang, der doch jedes der großen Epen durchzieht, unerklärt. Deshalb war es kein schwächlicher Vermittelungsversuch, sondern ein prinzipieller Fortschritt, als von Grote und Kirchhoff an Stelle der vielen kurzen Einzellieder wenige größere Gedichte als Vorstufe der uns überlieferten Werke angenommen wurden. Daß in dieser Ansicht kein Bruch mit Lachmanns

Methode, sondern eine organische Weiterbildung seiner Hypothese vollzogen war, läßt sich am deutlichsten, wie ich glauben möchte, am Nibelungenliede erkennen, für das eine ähnliche Entwickelung durch Müllenhoff und Wilmanns stattgefunden hat. Alle Schwierigkeiten waren doch auch hiermit noch nicht erledigt. Bei genauerer Betrachtung wurde deutlich, daß es manchen der vorausgesetzten Dichtungen an innerer Selbständigkeit gebrach: sie konnten niemals für sich existirt haben, sondern waren nur begreiflich als Einlagen in einen vorgefundenen Rahmen. Von dieser Erwägung hat sich Niese in seinem epochemachenden Buche über die Entwickelung der homerischen Poesie leiten lassen; ihm ist Wilamowitz gefolgt. Auf die Unterschiede zwischen beiden einzugehen ist hier nicht der Ort; wichtiger ist, was wir aus ihren gemeinsamen Anschauungen festhalten können. Der jetzige Zustand der beiden Epen kann nicht ausreichend erklärt werden unter der Voraussetzung, daß sie aus ursprünglich koordinirten Stücken zusammengesetzt seien; sondern jedes von ihnen ist aus einem ältesten Kerne allmählich dadurch erwachsen, daß in jahrhundertelanger Uebung der epischen Kunst jeder folgende Sänger dem von seinen Vorgängern überkommenen Bestande, sei es aus altem Sagengut oder aus eigener Phantasie, ein Stück hinzufügte, eine interessante Episode oder einen ganz neuen Gesang, bis dann ein letzter in dieser Reihe von Dichtern dem ganzen Werke die äußere Abrundung gab, die wir vor uns sehen. So sind ältere und spätere Partien schichtweise über einander gelagert, zum Theil freilich auch in einander verwachsen; die jüngsten können wir noch reinlich und glatt ablösen, bei den früheren müssen wir uns begnügen ungefähr ihre Mächtigkeit zu bestimmen.

Vor dieser Auffassung verschwindet nothwendig der bequeme Gegensatz von echt und unecht; nicht ihrem Wesen nach sind die Theile von einander verschieden, sondern nur dem Grade nach, je nachdem sie dem Anfang oder dem Ende der Periode, in welcher das epische Dichten lebendig war, näher stehen. Unsere Aufgabe ist nun nicht mehr, den einen richtigen Homer von den Zuthaten der Interpolatoren zu befreien, sondern in einem großen organischen Gebilde, dem Erzeugniß vieler Generationen, die Reihenfolge zu erkennen, in welcher die Theile entstanden sind und sich gegenseitig beeinflußt haben. Damit ist denn freilich die Hoffnung auf eine elegante und vollkommene Lösung der homerischen Frage wieder weit hinausgeschoben; ja, sie müßte ganz aufgegeben werden, wenn wir einseitig in Lachmanns Richtung die Kritik fortsetzen und uns darauf beschränken wollten, nur aus dem Zusammenhange der Handlung, aus den Erweiterungen und Störungen, die er

erfahren hat, Schlüsse auf das allmähliche Anwachsen des Epos zu ziehen. Aber dazu nöthigt uns niemand. Es ist unsere Sache, aus den Erkenntnißquellen zu schöpfen, die sich von anderen Seiten aufthun, vor allem eben in der Sprache.

Wenn jetzt in Deutschland jemand mit einer Dichtung hervorträte, in der Hebel'sches Alemannisch und die niederdeutsche Mundart unseres Klaus Groth zu einer bunten Mannigfaltigkeit der Sprache vermengt wären, so würde er damit mehr Heiterkeit als Bewunderung erregen. Am wenigsten würde man glauben, daß es verständiger Weise sein Zweck habe sein können, ein Werk zu schaffen, das allen Lesern, im Norden und im Süden des großen Vaterlandes, gleich verständlich und gleich anmuthend wäre. Und doch giebt es noch heute Philologen, welche behaupten, Homer habe mit Absicht seine Sprache aus verschiedenen Dialekten gemischt, um ein allen griechischen Stämmen willkommenes Nationalepos zu schaffen. Dies ist schon deshalb undenkbar, weil außer dem ionischen nur der äolische Dialekt im Epos vertreten ist, der Dichter also, wenn er mit Absicht gemischt hätte, von vornherein alle dorisch redenden Griechen von dem Genuß des nationalen Werkes ausgeschlossen haben müßte. Aber auch hiervon abgesehen: das Leben geistiger Mächte wie Sprache und Poesie läßt sich nicht durch die berechneten Maßregeln menschlicher Weisheit hierhin oder dorthin lenken. Wenn der Sprache des ionischen Epos starke Elemente einer abweichenden Mundart beigemischt sind, so kann dieser Zustand nur auf natürlichem Wege erwachsen sein. Wir müssen annehmen, daß vor dem ionischen ein anderer Stamm den epischen Gesang gepflegt hat und daß von ihm die Jonier, zugleich mit der ihnen zunächst fremden Kunstübung, einen Schatz geprägter Worte und formelhafter Wendungen übernommen haben. Dies ist die Erklärung, auf die Ritschl hinwies, die dann durch einen Schüler von Kirchhoff, den zu früh uns entrissenen Gustav Hinrichs, ins einzelne ausgearbeitet worden ist. Hinrichs hat festzustellen gesucht, welche Laut- und Flexionsformen bei Homer äolisch sind, also der Zeit vor dem Uebergang der epischen Poesie von den Aeolern auf die Jonier angehören; aber er sagt nicht, wie der Uebergang selbst sich vollzogen haben könnte. Diese Frage energisch angegriffen zu haben wird immer das unverächtliche Verdienst von August Fick bleiben. Nicht daß es ihm gelungen wäre sie zu beantworten. Seine eigene Erklärung ist eine gewaltsame, aller historischen Wahrscheinlichkeit widersprechende: aus irgend einem äußeren Anlaß sollen die echten äolischen Gesänge Sylbe für Sylbe ins Jonische übersetzt worden sein, wobei dann diejenigen Formen, deren ionisches Aequi-

valent nicht in den Vers gepaßt haben würde, nothgedrungen in äolischer Gestalt beibehalten wurden. Der Beweis, durch den Fick eine so kühne Annahme zu stützen gesucht hat, läßt sich, worauf ich schon vorher hindeutete, vollständig widerlegen, und ist widerlegt worden. Aber der Werth einer wissenschaftlichen Hypothese braucht nicht darin zu beruhen, daß sie richtig ist. Wenn sich bei dem Versuch, sie bis in alle Konsequenzen durchzuführen, ein Gewinn für unsere Erkenntniß ergiebt, so kann es gerade der Irrthum sein, der fruchtbar wird. Bei dem Experiment nun, das Fick mit Entschlossenheit vornahm, die für echt gehaltenen Theile von Ilias und Odyssee ins Aeolische zurückzuübersetzen, haben sich zwei wichtige Sätze befestigt: einmal, daß die Menge der äolischen Elemente in der epischen Sprache viel größer ist, als noch Hinrichs annahm; sodann, daß wir in der geringeren oder größeren Schwierigkeit jener Rückübertragung einen Maßstab für das Alter der einzelnen Partien besitzen. Diejenigen Gesänge sind die ursprünglichsten, die sich noch beinahe völlig ins Aeolische übersetzen lassen; diejenigen gehören einer späteren Zeit an, deren Sprache schon eine größere Menge unaustilgbarer Jonismen aufweist. Damit ist ein Weg angegeben, um den Text der homerischen Gedichte in ältere und jüngere Schichten aufzulösen; und ich bin überzeugt, daß die Wissenschaft diesen Weg gehen wird. Das Problem aber, auf das wir bei dieser Gelegenheit beinahe zufällig gestoßen sind, ist wieder unerledigt: wie hat es geschehen können, daß die Kunst des epischen Gesanges aus dem Besitze des einen Stammes in den des anderen überging? Um darüber Aufschluß zu gewinnen, müssen wir von neuem den Kreis unserer Betrachtung erweitern und den historischen und geographischen Hintergrund, vor dem Homer steht, ins Auge fassen.

Nach einer alten und festen Ueberlieferung waren die ersten Griechen, die aus dem Mutterlande nach Osten auswanderten, Stämme mit äolischer Mundart. Sie besetzten die Nordwestecke von Klein-Asien und haben sich hier, wenn auch später durch ionische Eindringlinge in ihren Wohnsitzen beschränkt, dauernd behauptet; die Küste von Troas und die nahe gelegenen Inseln, Tenedos, vor allen Lesbos, bilden in historischer Zeit die eigentliche Heimath der Aeoler. Wenn nun, wie die sprachliche Analyse des homerischen Epos zeigt, die Thaten der ältesten Eroberer in diesen Gebieten in Liedern äolischer Zunge besungen worden sind, so ist es schwer diese Uebereinstimmung für zufällig zu halten. Aber eine zweite kommt hinzu. Inschriften, die in neuester Zeit gefunden sind, haben uns gelehrt, daß die in Lesbos gesprochene äolische Mundart in den wesentlichsten Punkten der thessalischen gleich war; diese

wieder war der böotischen nahe verwandt. Wir haben danach allen Grund der Angabe griechischer Geschichtschreiber Glauben zu schenken, daß der Strom der Ansiedler, welche den Nordwesten von Klein-Asien in Besitz nahmen, von Thessalien und Mittel-Griechenland ausgegangen ist. Wenn wir nun bei Homer lesen, daß die Schaaren der Mitkämpfer in dem böotischen Hafen von Aulis sich sammelten, daß der gewaltigste Held im Heere, dem zu Ehren die Ilias gedichtet ist, Achilleus, in Thessalien seine Heimath hatte, so können wir kaum zweifeln, daß sich hier die Erinnerung an einen historischen Zusammenhang lebendig erhalten hat. Auf der andern Seite ist es kein Zufall, daß der Name der Ionier, deren Sprache doch den Grundstock des epischen Dialektes auszumachen scheint, in der ganzen Ilias nur ein einziges Mal vorkommt; von ihnen wußte eben die Sage nichts zu erzählen, weil sie bei jenen ältesten Eroberungen wirklich nicht betheiligt gewesen waren. Erst Generationen, vielleicht Jahrhunderte später kamen ionische Kolonisten aus dem Mutterlande herüber und gründeten auf der mittleren Strecke der kleinasiatischen Westküste ihr Reich. Daß sie dabei auch einen Theil des früher von Aeolern besetzten Gebietes sich unterwarfen, zeigt schon ein Blick auf die Karte: Phokäa, die nördlichste der ionischen Städte, liegt isolirt, rings umgeben von äolischen Niederlassungen. Daß die mächtige Stadt Smyrna anfangs äolisch war, ist eine bekannte Thatsache; Herodot weiß noch im einzelnen zu berichten, wie sie durch Krieg und Verrath von den Ioniern gewonnen worden ist. Einen ähnlichen Uebergang, wenn auch in viel früherer Zeit, möchte man für Chios vermuthen, in dessen Mundart Bechtel äolische Elemente nachgewiesen hat. Wenn wir auch kein großes Gewicht darauf legen, daß gerade an den Namen von Smyrna und Chios die Sage besonders fest haftet, hier sei die Geburtstätte Homers gewesen, so ergiebt sich doch dieser sichere Gewinn: die homerischen Gesänge sind in einer Gegend entstanden, in der zuerst durch äolische Einwanderer griechische Kultur begründet worden ist, in der dann aber deren Nachkommen im Ringen mit der Uebermacht des ionischen Stammes mehr und mehr an Boden verloren haben. Die politische Entwickelung, die sich noch erkennen läßt, ist der litterarischen, die wir aus dem Zustande der epischen Sprache erschlossen hatten, vollkommen parallel: wir dürfen annehmen, daß ein innerer Zusammenhang zwischen beiden bestanden hat.

Die erobernden Ionier machten sich nicht nur die schönen Städte und wohlgelegenen Hafenplätze der älteren Einwohner zu Nutze, sondern wußten auch ihre geistigen Errungenschaften sich anzueignen. Sie erfreuten sich an den Vorträgen der Rhapsoden und suchten sie nachzu-

ahmen, anfangs in dem herkömmlichen äolischen Dialekt. Aber bald mischten sie Formen und Wendungen der eigenen Mundart ein; und je mehr sie sich in der Technik des epischen Gesanges sicher fühlten, desto freier bedienten sie sich der ihnen natürlichen Redeweise, von der das überlieferte Sprachgut nach und nach überwuchert wurde. So ist es gekommen, daß die homerischen Gedichte schließlich in einem scheinbar künstlich gemischten Idiom festgehalten wurden, das niemals irgendwo im wirklichen Leben gesprochen worden ist, und daß in den beiden Epen, welche den litterarischen Ruhm der Jonier begründet haben, nicht die Thaten ihrer Vorfahren sondern die eines fremden Stammes verherrlicht sind. Dies letztere erscheint besonders merkwürdig, aber es ist keine vereinzelte Erscheinung; der deutsche und der altfranzösische Heldengesang bieten Beispiele einer ähnlichen Verschiebung. Wie im einzelnen diese sich vollzogen hat, können wir nicht wissen; daß sie aber nicht das Werk menschlicher Willkür sondern das natürliche Ergebniß aus der Entwickelung der Völker ist, müßten wir voraussetzen, auch wenn es nicht, wie in unserm Falle, durch die geschichtliche Betrachtung bestätigt wäre.

Ein Einwand gegen die hier vorgetragene Grundanschauung ist immer noch denkbar: wenn Ilias und Odyssee ihrer Entstehung nach über einen so weiten Zeitraum sich erstrecken, wie ist es möglich, daß in ihnen überall die gleiche Stufe der Kultur sich darstellt, daß durchweg eine einheitliche Weltanschauung herrscht? — Das wäre allerdings unmöglich; aber es ist auch gar nicht der Fall. Nur bei flüchtigem Hinsehen hat man den Eindruck der Gleichartigkeit; dem Auge des Forschers werden sehr bald die Unterschiede deutlich und in ihnen die Spuren des allmählichen Anwachsens. Diese überallhin zu verfolgen ist eine Aufgabe, die zuerst Wilamowitz klar erkannte; für ihre Bearbeitung, die zum größten Theil noch der Zukunft angehört, bietet reichen Stoff das schöne Buch, in dem Wolfgang Helbig das homerische Epos aus den Denkmälern zu erläutern unternommen hat. Ein paar Beispiele mögen wenigstens die Art der Fragen andeuten, die hier gestellt und gelöst werden können.

Im voraus läßt sich annehmen, daß die ältesten Sänger die von den Kämpfen ihrer Vorfahren um Troja erzählten, nicht darauf ausgegangen sind, den Kulturzustand der Vergangenheit anders zu schildern, als der war, welcher sie selbst umgab. Ebers'sche Romane und Meiningische Dekorationen waren damals noch nicht erfunden; eine Zeit, die selber echt war, brauchte kein echtes Kostüm. Dieser Vermuthung sind die Ausgrabungen von Hissarlik zu Hilfe gekommen. Helbig hebt

mit Recht hervor, daß die Geräthe und Waffen, welche man in den Trümmern des wirklichen Ilios (wenn wir denn den Namen gebrauchen dürfen) gefunden hat, einer Kulturstufe angehören, von der die homerischen Gedichte nichts mehr wissen; eine beträchtliche Menge jener alten Werkzeuge ist aus Stein verfertigt; bei dem Geschlechte, welches den epischen Stil begründet hat, herrschte schon der Gebrauch der Bronze. Wenn daneben in seltenen Fällen von der Verwendung des Eisens zu Werkzeugen, an je zwei Stellen der Ilias und der Odyssee auch von eisernen Waffen die Rede ist, so haben wir darin eben eines der Beispiele, die wir suchen: unwillkürlich hat sich bei den Fortsetzern der Heldendichtung eine moderne Anschauung in den überlieferten Kreis konventioneller Vorstellungen eingedrängt. Dazu stimmt es vortrefflich, daß die eisernen Waffen gerade im vierten und siebenten Buche der Ilias vorkommen, also innerhalb einer Partie, die man auch aus anderen Gründen seit Grote als eine jüngere Eindichtung ansehen darf. So kann es uns ferner nicht wundern, daß im siebenten, sechsten, fünften Buche von Tempeln auf der Burg von Troja gesprochen wird, während wir fast überall sonst und ganz überwiegend den älteren Gebrauch finden, daß den Göttern an Quellen und auf Felshöhen oder im Schatten heiliger Haine Altäre errichtet sind, an denen sie unter freiem Himmel verehrt werden. Die Homeriden haben sich niemals die Mühe gemacht, in den Liedern, welche sie überkommen hatten und weitergaben, solche Schilderungen, die den Sitten ihrer Zeit nicht mehr entsprachen, umzuändern oder auszumerzen; aber ebenso wenig sind sie auf den Gedanken gekommen, in den Gesängen, welche sie neu hinzufügten, sich Gewalt anzuthun und künstlich mit ihrer Phantasie einen Zustand festzuhalten, den sie selbst und ihre Zuhörer nicht mehr aus eigener Anschauung kannten.

Wenn auf diese Weise die Widersprüche erklärt werden, die in Bezug auf die äußeren Veranstaltungen des Gottesdienstes sich darbieten, so liegt die Frage nahe, ob nicht auch die Religion selber in der Zeit, während deren die epische Poesie blühte, Wandlungen durchgemacht und Spuren davon in Ilias und Odyssee zurückgelassen habe. Dieser Gegenstand ist ganz kürzlich eingehend behandelt worden in der feinsinnigen Untersuchung, die uns über Seelenkult und Unsterblichkeitsglauben der Griechen so überraschende Aufschlüsse gebracht hat. Erwin Rohde findet in gewissen Gebräuchen der Bestattung und des Todtenopfers bei Homer Rudimente einer Lebensanschauung, die zur Zeit des Dichters verschollen war und nur noch in unverstandenen Kulthandlungen nachwirkte. Nach dem älteren Glauben waren die Seelen der Ab-

geschiedenen nicht wesenlos im Hause des Hades versammelt; jede verweilte in der Nähe des Platzes, an dem sie bestattet war, und besaß die Macht, den Ihrigen, die im Leben zurückgeblieben waren, zu schaden. Es galt, durch abwehrende Ceremonien Heimsuchung zu verhüten, durch Opfer die Gunst der Verstorbenen zu erkaufen. Zwischen dieser finsteren Lehre und dem heiteren Glanze des Reiches, in dem die olympischen Götter walten, ist ein unvereinbarer Gegensatz. Rohde ist geneigt, die homerische Theologie für die Schöpfung eines einzelnen großen dichterischen Genius zu halten; aber er bekennt doch selbst mehr als einmal, daß der freisinnige und beinahe rationalistische Charakter, den er in ihr nachgewiesen hat, ein Ausdruck der eigenthümlichen Sinnesart des ionischen Stammes zu sein scheine. Und so möchte ich glauben, daß sich bei erneuter Prüfung auch hier bestätigen wird, was für Sprache und Sagenstoff behauptet werden durfte: es muß gelingen wenigstens der Hauptmasse nach die Elemente, welche den Begründern des epischen Gesanges, den Aeolern, verdankt werden, und die, welche von seinen späteren Pflegern, den Joniern, hinzugebracht worden sind, noch in dem abschließenden Bestande, der durch die Schrift fixirt und auf uns gekommen ist, von einander zu sondern.

Denn darüber ist ja kein Zweifel, und jeder Schritt des soeben durchlaufenen Gedankenganges hat von neuem daran erinnert: die homerischen Gesänge, die für uns am Anfang der griechischen Geschichte stehen, bilden doch in Wirklichkeit schon den Abschluß einer langen und inhaltreichen Entwickelung; und ein großer Theil des unerschöpflichen Interesses, das sie anregen und nähren, beruht eben darin, daß wir hoffen können, durch sie hindurch den Gang, den diese geschichtliche Entwickelung genommen hat, in seinen Hauptzügen wieder zu erkennen. Es ist, wie wenn wir in die tiefe Perspektive einer Landschaft sehen, die auf der Fläche vor uns zusammengedrängt ist, aber dem, der sich mit empfänglichem Schauen in sie versenkt, durch die Verschiebung von Linien und Formen, durch sanfte Abtönung der Farben das Bild einer reichen und lebensvollen Wirklichkeit vor die Seele stellt und bis in unabsehbare Ferne seinen Sinn und seine Gedanken hinauslockt. Doch mit dem scharfen Spähen in die Tiefe muß ein ruhiger Blick ins Breite immer wieder abwechseln; sonst kann es nicht fehlen, daß an einzelnen Punkten die Entfernung falsch geschätzt wird, daß Täuschungen für das überreizte Auge entstehen. Zu den vielen Problemen der Homerforschung, die heute in kurzem Ueberblick nicht berührt werden konnten, gehört auch das einer vorhomerischen Metrik. Manche Härten und Unebenheiten im Bau des epischen Verses dürfen wir wohl als Spuren einer

älteren metrischen Technik ansehen, aus der sich die vollendete Form des Hexameters erst allmählich entwickelt hat. Ein einleuchtender Gedanke. Aber der hervorragende Gelehrte, der ihn zuerst lebhaft erfaßte und in kühnem Zuge durchführte, hat es unterlassen, auf die Frage nach der Entstehung der Gedichte und auf die Geschichte des Textes genauere Rücksicht zu nehmen; so ist er dazu gelangt, gerade solche metrische Erscheinungen als alterthümlich anzusehen, die in Wirklichkeit einer späten Periode des Verfalles angehören. Und dadurch ist dem System eines altgriechischen Versbaus, das er konstruirt hat, derjenige Theil seiner Grundlage, den Homer bilden sollte, von vornherein entzogen. Beispiele dieser Art sollen uns nicht zur Entmuthigung dienen, aber zur Warnung. Immer von neuem müssen wir uns den Grundsatz deutlich machen: Niemand kann mit Sicherheit auch nur eine schwierige Flexionsform erklären oder eine Verderbniß des Textes beseitigen, wenn er nicht in jedem Augenblick im Stande ist, die einzelne Aufgabe, die ihn beschäftigt, an das Gesammtproblem der Homerforschung anzuknüpfen; und nur der kann das Gesammtproblem richtig würdigen, der die Ergebnisse aus allen Zweigen der Specialforschung mit selbständigem Urtheil unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu sammeln vermag.

Damit ist denn eine Forderung bezeichnet, die nicht bloß für die homerischen Studien sondern für alle philologische Erkenntniß gilt, deren Erfüllung freilich um so schwieriger wird, je weiter ausgedehnt das Kulturgebiet ist, das umspannt werden soll. Die klassische Alterthumswissenschaft will von dem gesammten geistigen und materiellen Leben zweier gewaltiger Völker eine klare und volle Anschauung geben. Wer sich heute rüstet an dieser Arbeit theilzunehmen, der findet verdoppelt und verdreifacht die verwirrende Fülle lockender Probleme, deren Zusammentreffen in einem beschränkten Kreise wir soeben betrachtet haben. Die Gefahr der Vereinzelung ist groß, und sie wächst von Jahr zu Jahr. Aber der Philologe soll nicht müde werden ihr entgegenzuarbeiten; denn nur so kann er den höchsten Aufgaben der Forschung gerecht werden. Und je besser ihm das gelingt, um so mehr wird er noch einen anderen werthvollen Gewinn einbringen helfen. Philologie ist die Wissenschaft vom Menschen; die Mannigfaltigkeit ihrer Theile entspricht dem Reichthum der menschlichen Natur, die in Religion und Sprache, in Kunst und Handwerk, in Dichtung und Wissenschaft, in Recht und Sitte nach tausend Seiten sich auslebend doch im Grunde immer eine und dieselbe ist. Wir sind in Versuchung dies zu vergessen, wenn wir das durch Arbeitstheilung zersplitterte Treiben der modernen

Menschen ansehen; wir besinnen uns auf uns selbst, wenn wir das in sich gerundete und verständliche Leben der alten Völker betrachten. Die Wissenschaft muß es ablehnen, ihr Thun durch die Rücksicht auf irgend welche äußeren Zwecke, seien es noch so edle, bestimmen zu lassen; aber sie darf sich freuen, wenn aus der Förderung ihres eigenen Werkes zugleich ein Segen für das allgemeinere der Erziehung des Menschengeschlechtes erwächst. Je tiefer die Philologie in das Wesen eines Volkes der Vergangenheit eindringt, um die verborgenen Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Aeußerungen seines Lebens darzulegen, desto mehr wird sie ihre Jünger befähigen, zur Bildung von Menschen beizutragen, die auch in der zerklüfteten Kultur unserer Zeit die einigenden Elemente wieder zu finden wissen.

October 1890.

Zwei Selbstbiographien.

Karl Hase. Julius Fröbel.

Von

Dr. Heinrich Weber.

Karl von Hase's Werke. Band XI. Erster Halbband. Karl von Hase's Leben. 1. Abtheilung. Jugenderinnerungen. Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1890. groß 8°. XII, 230 und 272 Seiten.

Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse von Julius Fröbel. Erster Band. Stuttgart 1890. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. IV, 598 Seiten. groß 8°.

„Das Lebenswerk Karl von Hase's liegt abgeschlossen vor. Als er, der drei Menschenalter der protestantischen Theologie sah, ein „Kirchenvater" der Gegenwart, wie ihn ein evangelischer Landesbischof kürzlich genannt hat, heimging, bekannten willig Vertreter aller theologischen Richtungen von dem Jenaer Theologen, der keine Schule gründen wollte: jeder Theolog sei sein Schüler, überall aber im deutschen Lande, weit über die theologischen Kreise hinaus ehrte man ihn als nationalen Schriftsteller, dessen Werke einen dauernden Besitz unseres Volkes darstellen. Hase zuerst hat, im Geiste Herder's und Schleiermacher's wirkend, die Kirchengeschichte in die allgemeine Bildung hineingetragen; wo der größte deutsche Geschichtschreiber Ranke gelesen wird, da sind auch Hase's Werke heimisch", mit diesen bezeichnenden Worten führt die Verlagsbuchhandlung, mit welcher der Verewigte lange Jahrzehnte hindurch in engster Verbindung gestanden hat, ihr überaus dankenswerthes Unternehmen ein, eine Gesammtausgabe der Werke Hase's, soweit dieselben für Nichttheologen von Interesse sind, zu veranstalten, wogegen die speziell fachwissenschaftlichen Schriften in einer besonderen Serie als „Hase's theologische Lehrschriften" von Neuem werden gedruckt werden.

Besonders erwünscht ist dabei der Neudruck des nach competentem Urtheil bedeutendsten Werkes des Verfassers, der seit längerer Zeit vergriffenen „Protestantischen Polemik", die bereits nebst einigen Bänden der „Kirchengeschichte" erschienen ist; die Schwierigkeit des Stoffes in glänzender Weise überwindend ist dieses Buch aus der Feder eines Mannes geflossen, der wie Wenige maßvoll, weitherzig und mild auch das immerhin in der römischen Kirche noch vorhandene Große und Wahrhaft-Christliche freudig zu würdigen verstand, dabei aber der klerikalen Casuistik und Spitzfindigkeit mit überlegener Feinheit und Ironie und mit vernichtender Wahrheitsliebe bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel zu folgen weiß und so eine unerschöpfliche Waffensammlung in dem nothwendigen Streite mit jesuitischer Hierarchie und Papstthum bietet.

Der uns vorliegende Halbband des großen Gesammtwerkes bringt uns vor Allem den Menschen, nicht den Gelehrten Hase nahe, soweit in diesem harmonisch-schönen Menschenleben eine solche Scheidung gemacht werden kann.

Ein feingestochenes Portrait des etwa dreißigjährigen, wohl aus seiner ersten Jenenser Zeit, zeigt uns ein schönes, geist- und gemüthvolles Gesicht von wunderbar sympathischem Ausdruck, eins von jenen Sonntagskindergesichtern, denen man auf den ersten Blick anmerkt, daß sie den besonderen Lieblingen der Götter angehören, bei deren wiederholter Betrachtung der Beschauer immer tiefer von dem Gefühl durchdrungen wird: dieses Mannes Freund möchtest Du gewesen sein, an der ernst-heiteren Schönheit dieser Seele möchtest Du vertraulichsten Antheil gehabt haben.

Der erste Theil unseres Bandes enthält in drittem Abdruck die 1871 zuerst erschienene köstliche Selbstbiographie „Ideale und Irrthümer", die längst ein Gemeingut unserer Gebildeten geworden ist, ein Buch, von dem sein Verfasser die charakteristischen Worte gebraucht hat: „Was ich geschrieben habe, ist mit dem Vorsatze geschrieben, wahrhaft und offenherzig zu sein wie die Bekenntnisse Augustin's und Rousseau's, obwohl es nicht gemeint ist, wie die Confessionen des afrikanischen Kirchenvaters als eine Beichte vor Gott, noch gleich denen des Genfer Philosophen als eine Beichte vor den Menschen; jener weiß ohnedem alles und diese brauchen nicht alles zu wissen."

Zum ersten Male gedruckt ist der zweite Theil unseres Bandes, die in den Jahren 1829 und 1830 entstandenen „Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte", von denen der Verfasser selbst gemeint hat, er habe nie Besseres geschrieben, die er aber aus

Rücksicht auf den Wunsch der Adressatin, Pauline Härtel, seiner späteren Gattin, nicht veröffentlicht hat. Man ist dem Sohn des Verstorbenen, Hofprediger D. von Hase in Potsdam, zu großem Danke verpflichtet, daß er nun nach dem Hinscheiden beider Eltern diese überaus fesselnden Briefe veröffentlicht hat. So hochgemuth und selig wie je ein Deutscher nach dem Lande der alten Germanensehnsucht gewallfahrtet ist, zog der junge sächsische Gelehrte, der Erfüllung langjährigen Wunsches froh, nach Italien, und was dort seine poetisch gestimmte, schönheitstrunkene Seele fand, das schildert er, der in allen besonders erhabenen Augenblicken seines Lebens an Jean Paul dachte, wie ein früheres Geschlecht an Klopstock, der heimlich Geliebten unter der offenbar in Erinnerung an Klopstock erdachten poetischen Adresse der zukünftigen Geliebten.

Auch neben Goethe's „Italienischer Reise" erblassen diese jugendfrohen Blätter nicht; freilich ist abgesehen von anderen Unterschieden der Männer und der Zeiten unser Theolog in Sachen der Kunst nur ein geistvoller Dilettant, und treten andererseits bei ihm religiöse Gedanken und Stimmungen mehr hervor, als bei jenem vorbildlichen Romfahrer. Für einen biographischen Essay über Hase, den man darin von seiner liebenswerthesten Seite kennen lernt, liefern unsere Briefe vortreffliches Material, und das ist auch das eigentlich Werthvolle an ihnen. Historisches Interesse haben sie davon abgesehen auffallend wenig. Mit Ausnahme von Einzelheiten und von einigen wenigen wichtigeren Punkten, die ich gleich berühren werde, könnten sie ebenso gut heute geschrieben sein, wie vor zwei Menschenaltern; sie berichten fast nur von Kunst und Natur des Landes, die im Wesentlichen, abgesehen von der Modernisirung der Stadt Rom, dieselben geblieben sind, wogegen die historisch-politischen Verhältnisse, in denen der Hauptunterschied des damaligen und des heutigen Italiens liegt, durchaus zurücktreten. Man könnte freilich auch umgekehrt sagen: dieses Schweigen redet; die Briefe könnten heute nicht ebenso gut wie vor 60 Jahren geschrieben sein; denn heutzutage wäre es ganz unmöglich, daß ein Mann, der so viel Sinn für politische Thätigkeit besaß, wie der wegen seiner burschenschaftlichen Wirksamkeit als halber Hochverräther mit Festungshaft bestrafte Hase, auch wenn Kunst und Wissenschaft ihm noch so sehr am Herzen lägen, neun Monate in Italien verlebte, ohne in seinen Herzensergüssen über das Geschaute die politische Gegenwart des Landes mehr als nur beiläufig zu berühren. Auch die Adresse der Briefe erklärt dieses Schweigen nicht. Er sagt selbst darüber: „Aber ziemt mir's wohl, an ein Mädchen von politischen Dingen zu schreiben? Ich denke, meine Geliebte hat auch ein Herz für der Völker Schicksal,

und ich möchte nichts haben von Allem, was irgend eine rein menschliche Beziehung hat, das wir nicht mit einander theilten" (S. 19). Und trotzdem! Gerade in dieser Vernachlässigung der realen, politischen Verhältnisse des Landes liegt das historisch Interessante; Italien war eben noch das Land der schönen Natur und Kunst und sonst nichts; es gab noch kein politisch lebendes italienisches Volk. — Unter den Stellen, welche abgesehen von dieser negativen Instanz die relative Zeitlosigkeit der Berichte unterbrechen, sind von besonderem Interesse die, wo Hase von der römischen Kirche und ihren Einrichtungen spricht; er redet davon mit einer fast mitleidigen Ruhe. Im Jahre 1834 schrieb Ranke in der Vorrede zu seinen „Römischen Päpsten": „Was ist es heutzutage noch, das uns die Geschichte der päpstlichen Gewalt wichtig machen kann? nicht mehr ihr besonderes Verhältniß zu uns, das ja keinen wesentlichen Einfluß weiter ausübt: noch auch Besorgniß irgend einer Art: die Zeiten, wo wir etwas fürchten konnten, sind vorüber: wir fühlen uns allzu gut gesichert." Dieselbe gründliche Unterschätzung der latenten Kräfte der römischen Kirche, welche Ranke die leidenschaftslose Milde und Ruhe der Beurtheilung leicht machte, findet sich in den Betrachtungen, die unser junger Theolog in der Hauptstadt des noch mit der weltlichen Herrschaft gesegneten Papstes über diesen anstellt. Harmlos freut er sich an der lieblichen Ceremonie der Einsegnung der Lämmer am Feste der heiligen Agnes, und wie überhaupt die Kirche „ihre Segnungen über das liebe Vieh ergießt", an der Fußwaschung der Bettler durch die Kardinäle, an allem kirchlichen Prunk, den die Karnevalszeit bringt; mit größter Gemüthsruhe, ja mit Freude hört er die rhetorischen Leistungen der jungen Missionare in der Propaganda an; er macht seine gelassenen Bemerkungen über das gelangweilte Aussehen der Kardinäle bei der Osterfeier in der Sixtinischen Kapelle und faßt sein Urtheil über den römischen Kultus in folgenden Sätzen zusammen: „Daß die Italiener, wie sie sind, den Katholicismus brauchen, wie er ist, und daß sie auch dann, wenn die edlen Keime ihrer Entwickelung wieder aufgebrochen sein werden, unsern Protestantismus, wie er jetzt ist, nicht brauchen können, dieses sehe ich ein; aber wie ein halbweg vernünftiger Deutscher zum Abfalle von der Kirche und von der Vernunft seiner Väter durch den Eindruck des römischen Cultus bestimmt werden kann, dieses ist mir unbegreiflich, und ich mag dieses Hereinziehen in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche weit eher dem Cultus und der Bezauberung jener schönen Augen zuschreiben, deren Rom vielleicht mehr hat, als ganz Deutschland zusammengenommen. Ich bin gewiß, daß nicht irgend ein heimisches Vorurtheil mich den

Eindrücken kirchlicher Feier verschließt, und im Hingeben an die Eindrücke der Sinne und an die Schmeicheleien der Phantasie habe ich nur zu gern das Herz eines Künstlers; aber bei der vollen Hoffnung darauf, ja bei dem Wunsche, mich davon anziehen zu lassen, um, wie ich's überall liebe, aus Erfahrung diesen vielbesprochenen Zauber des römischen Kirchenwesens zu verstehen, bei alledem habe ich nicht das Geringste davon merken können?" (S. 149, 150). Mit solcher Grazie redet man nicht über einen Feind, den man für furchtbar hält; es ist noch die Sprache des achtzehnten Jahrhunderts, die wir hier hören; nach dem Vatikanum und dem Kulturkampf schreibt niemand mehr so. —

Von besonderem historischem Interesse sind außerdem Hase's Betrachtungen über den Kontrast zwischen der früheren Fruchtbarkeit Siziliens und dem damaligen wüsten Zustand desselben, mit denen wir unsere Besprechung schließen wollen. Als Seume 1802 seinen „Spaziergang nach Syrakus" machte, hätte er „alle sicilischen Barone und Aebte mit den Ministern an ihrer Spitze ohne Barmherzigkeit vor die Kartätsche stellen können", als er nicht weit von Girgenti mitten auf der Insel in einer an sich paradiesischen Gegend Wirthshäuser antraf, wo man zu Mittag nicht einmal ein Stück Brod bekam, und wo ihn Jammergestalten umgaben, gegen welche die römischen Bettler an der spanischen Treppe noch den Eindruck von Wohlhabenheit machten. Aehnliche Erfahrungen machte Hase ein Menschenalter später. „In weiten Strecken bewährt sich die Fruchtbarkeit des Bodens durch die Ueppigkeit des Unkrautes und Gestrüppes", schreibt er S. 246, 247, „anderes liegt dürr, zumal jetzt, wo es seit drei Monaten fast nicht geregnet hat, aber auch hier zeigt die Fülle der Gesträuche, welche in den tiefen Betten der Bergströme wachsen, zumal der Oleander, dessen rothe Blüthenbüsche jetzt übermäßig aufbrechen, wie ergiebig der Boden sein könnte, wenn diese reichlich vertheilten Bäche mit der Sorgsamkeit, wie in der Lombardei, zur Bewässerung des Landes benutzt würden. Diesem reichen und doch so armen Lande würde also dadurch zu helfen sein, wodurch ihm schon einst geholfen worden ist, durch Begründung von Kolonien, für diesmal nicht um große Städte, sondern um Dörfer und das Land zu bauen. Wenn ich sehe, wie bevölkert die Ortschaften sind, wie viel arme Leute und nackte Kinder herumlaufen, so trage ich kein Bedenken, aus den Städten der Insel selbst meine Kolonien hervorzuholen. Es käme bloß darauf an, als Vorschuß die Mittel zum ersten Anbau aufzubringen und durch ein Ackergesetz die großen Grundbesitzer zur Vertheilung ihres wüst liegenden Bodens zu zwingen. Nach wenigen Jahren könnte ihnen durch einen mäßigen

Grundzins die geringe Summe leicht erstattet werden, die sie jetzt aus der Triftbenutzung dieser Ländereien ziehen. Ein solches Ackergesetz, wenn es einseitig von der Regierung ausginge, würde despotisch und vielleicht auch gegen das Widerstreben des hohen Adels nicht einmal durchzusetzen sein. Aber von volksbeliebten Abgeordneten des ganzen Volks auf einem Landtage könnte es Kraft der Constitution oder vielmehr Kraft des Vertrauens und der Begeisterung des Volkes ebenso leicht beschlossen, als sicher durchgeführt werden. Die Constitution von 1812, auf welche Sicilien damals seine Hoffnungen gründete, war durch Benting, den englischen Admiral, der Sicilien gegen die Napoleoniden bewachte, dem Könige wohl einigermaßen abgedrungen worden. Als Napoleon gefallen war und nicht weiter wichtig schien, daß das Volk mit seiner Liebe an seinem Könige hinge, wurde die Constitution zurückgenommen. — Dem Volke eine gerechte Verfassung, dem Lande Kolonien: und bei der bewährten Fruchtbarkeit des Bodens wie der Menschen wird Sicilien binnen 50 Jahren wieder so reich und mächtig sein, als es vor zwei Jahrtausenden war." Es ist die Zeit des noch völlig unerschütterten kindlichen Glaubens an die magische Heilkraft der „Constitutionen", in die uns diese Zeilen hineinführen.

In ein sehr anderes Menschenleben als das, auf welches eben hingewiesen ist, eröffnet uns Julius Fröbels Selbstbiographie einen Einblick. Dort das stille, ohne äußere Ereignisse von besonderer Merkwürdigkeit dahinfließende, aber innerlich tief bewegte und bedeutsame Leben des deutschen Gelehrten in der kleinen thüringischen Universitätsstadt, eine stille, edle Idylle, hier das stürmisch in Ereignissen von dramatischer Spannung verlaufende, unstete Dasein eines Mannes, der vom Schicksal — von dem rechten, dem in seiner Brust — rastlos umhergetrieben endlich in der neuen Welt den Boden gefunden hat, für den er geschaffen ist. Ueberreich an außerordentlichen Situationen, so daß man vielfach einen abenteuerlichen Roman zu lesen glaubt, fesselt diese Biographie weniger durch das, was der Mann, von dem sie handelt, ist, denn durch das, was er äußerlich erlebt hat, obwohl auch die Persönlichkeit des Helden keineswegs ohne Interesse ist.

Im Schwarzburg-Rudolstädtischen 1805 geboren, ein Pastorssohn wie der nur um fünf Jahre ältere Hase, aus einer Familie, die väterlicherseits holländischen, mütterlicherseits englischen Ursprungs auch zugleich slavisches Blut in den Adern hat, gleich als ob ihrem Sprößling das Weltbürgerthum und ein unruhiges Wanderblut als Stammeserbtheil überkommen sei, — in des berühmten Oheims Friedrich Fröbel Mustererziehungsanstalt erzogen zu einem selbständigen Charakter und

dem Gegentheil eines Stubenhockers, auf Alexanders von Humboldt Empfehlung hin Geographielehrer an der Industrieschule, bald Professor der Mineralogie an der Universität zu Zürich, — Gründer einer Verlagsbuchhandlung, die radikale Schriften, welche in Deutschland die Censur nicht passiren läßt, druckt und dorthin insgeheim vertreibt — ganz wie die sozialdemokratische Presse unserer Zeit unter dem Sozialistengesetz! — Verleger Herweghs, dann radikaler Journalist in verschiedenen Städten Deutschlands, auch ein Bischen Dichter, 1848 Mitglied der Nationalversammlung zu Frankfurt, bei einem Haar zu Wien mit Robert Blum zusammen erschossen, Mitglied des Rumpfparlaments bis zuletzt, durch einen reinen Zufall verhindert, als revolutionärer Kommissär in das belagerte Rastadt zu gelangen, und so zum zweiten Male mit genauer Noth vor dem Tode nach Standrecht gerettet, Flüchtling in der Schweiz, endlich europamüder Amerikafahrer, — Seifensieder und Politiker in New-York, Cigarrenfabrikant, Held oder Zuschauer bei zahllosen merkwürdigen und zum Theil recht gefährlichen Abenteuern in Nicaragua, Texas, Mexiko und auf mehrmonatlichen Frachtwagenreisen durch die Wildniß der Indianergebiete nach dem „fernen Westen“, immer die Büchse und den Revolver zur Hand und zu Rosse wie ein Comanche, Associé eines Geschäftes für Goldraffinerie in San Francisko, zugleich Redakteur einer deutschen Zeitung daselbst, in zweiter Ehe vermählt mit einer geborenen Gräfin von Armansperg aus München, der Tochter des Erzkanzlers von Griechenland, — Reise- und politischer Schriftsteller, Vorsitzender von großen deutschen Massenversammlungen zu Gunsten des Präsidentschaftskandidaten der Gegner der Sklaverei, Fremont, 1856 zu New-York und Philadelphia, endlich 1857 Besucher des alten Continents als amerikanischer Bürger — — das ist Julius Fröbel in den ersten zweiundfünfzig Jahren seines Lebens, in der That ein Mann, der etwas zu erzählen hat.

Es geht etwas wie das ruhe- und rastlose Schnauben des Dampfwagens durch das Buch. Nirgends verweilt der Verfasser lange, weder bei einem Orte noch bei einem Menschen. Mehr als dreihundert Namen von Männern enthält das beigefügte Register, mit denen Fröbel in Verkehr gestanden hat, und zwar mit der weit überwiegenden Mehrzahl in persönlichem, — darunter eine sehr große Zahl berühmter oder doch bekannter; bei keinem aber hält er sich länger auf, der Zugführer pfeift schon zum dritten Mal, der Reisende muß in den Wagen einsteigen, der ihn weiter bringen muß, nicht immer gerade vorwärts, aber doch weiter und weg — unter allen diesen Männern zwar viele recht gute Bekannte, auch nicht wenige Verehrer, aber anscheinend kein einziger

wirklich intimer Freund. Es ist wie ein Repertorium bekannter Namen aus der literarischen und politischen Welt, vornehmlich radikaler Richtung, in den Dreißiger und Vierziger Jahren — dieses Register. Die folgende Aufzählung dürfte Niemandem trocken erscheinen, der sich klar macht, welcher Sterbliche außer Fröbel sich wohl noch habe rühmen können, persönlich zusammengetroffen zu sein mit — ich beschränke mich auf den alten Continent —: Arago, Bettina Arnim, B. Auerbach, Bakunin, Bruno Bauer, Louis Blanc, Robert Blum, Bluntschli, Börne, Cabet, Chamisso, Johann v. Charpentier, Ed. Devrient, Kuno Fischer, A. L. Follen, Friedrich Fröbel, Garibaldi, Gutzkow, Ida Hahn-Hahn, H. Heine, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, beiden Humboldt's, Itzstein, Friedrich Kapp, Kossuth, Heinrich Kurz, Lamartine, Lamenais, Laube, Liszt, Martius, Karl Marx, Mathy, Messenhauser, Wolfgang Menzel, Brüder Mohl, Napoleon III. als Schweizer Lieutenant, Oken, Palacky, Karl von Raumer, Karl Ritter, Ronge, Konstantin Rößler, Arnold Ruge, Schelling, Julian Schmidt, Schröder-Devrient, Gustav Schwab, Semper, Adolf Stahr, D. F. Strauß, Struve, Uhland, Richard Wagner, Fürst Windischgrätz!

Alle diese Persönlichkeiten werden kurz, zum Theil überraschend charakterisirt, und von sehr vielen eine oder mehrere oft recht artige selbsterlebte Anekdoten erzählt, so daß das Buch in dieser Hinsicht eine wahre Fundgrube ist.

Der Mann nun, dessen Geschicke diese bunte Mannigfaltigkeit zusammenhalten, zeigt bei allen Verirrungen des Urtheils eine so reine Hingebung an die von ihm für recht gehaltenen Ideen und zugleich eine so unverwüstliche Frische und Energie, daß das Gesammtbild, welches das Buch liefert, trotz aller seiner Schattenseiten doch ein erfreuliches ist. Nicht nur übrigens daß Fröbel von manchen doktrinären Ueberspanntheiten seiner Jugend in der Schule des Lebens zurückgekommen ist und namentlich über die demokratische Gleichheit recht aristokratisch urtheilen gelernt hat, sondern er ist überhaupt stets ein zu selbständiger Kopf gewesen, als daß er sich selbst zu der Zeit, wo ihm an der Volksgunst gelegen sein mußte, in die Parteischablone hätte einzwängen lassen.

Von besonderem Interesse ist überhaupt in dieser Hinsicht ein Hinweis darauf, in welcher Weise radikale, ja zum Theil sozialistische Ideen, wie sie heute die Köpfe des sogenannten „vierten Standes" beherrschen, vor 50—60 Jahren von Männern verfochten wurden, die nach den heutigen Begriffen von den Arbeitern selbst zur „reaktionären Masse" würden gerechnet werden. Wenn auch heutzutage einzelne In-

dividuen aus diesen Bevölkerungsschichten aus Ehrgeiz oder sonstigen eigennützigen Motiven sich als Führer der Arbeiter geberden, so darf dies nicht verwechselt werden mit der völlig anders gearteten Stellung, die Fröbel und seine Genossen wie Arnold Ruge u. a. zu diesen Fragen einnahmen. Hier finden wir fähige, wenn auch idealistisch-theoretisch überspannte Köpfe, welche in den von Paris ausgegangenen revolutionären Ideen ernsthaft das Heil der Welt erblickten, Männer, die mit ehrlichem Herzen und lauterer Begeisterung, zum Theil unter großen persönlichen Opfern — Fröbel hat das nicht unbeträchtliche Vermögen seiner ersten nicht minder antik-republikanisch gesinnten Schweizer Frau seiner radikalen Verlagsbuchhandlung aufgeopfert — ihre Existenz für dieselben in die Schanze schlugen. Und nun — abgesehen von den Motiven ihres Verhaltens — ihre Ansichten selbst!

Fröbel glaubt sich nicht falsch zu beurtheilen, wenn er von seinem 1846 erschienenen Buche „Neue Politik von C. Junius" sagt, daß er sich darin als entschiedensten „Staatssozialisten" zu erkennen gegeben habe. Im anarchischen Sinne habe er den Sozialismus, dessen Ideen ihm eine Pariser Reise nahe gebracht habe, nie verstanden, obwohl er seiner Zeit für die Kämpfer der Junischlacht offen Partei genommen hatte. Bei der relativen Selbständigkeit seines politischen Denkens wurde denn auch unser Erzrevolutionär zu der Zeit selbst, wo er in Wien auf den Barrikaden zu fechten entschlossen war, von Karl Marx in den Ruf eines Reaktionärs gebracht. Wie er in einer kleinen Schrift ausführte, sah er zwar damals die Republik für die demokratische Staatsform an, es bestand aber für ihn auch zwischen der rechten Monarchie und der Republik kein Unterschied des Prinzipes. Er wollte „die monarchische Demokratie, also wenn man den Ausdruck gelten lassen will, die monarchische Republik" (S. 195); er zeigte, „daß auch in monarchischer Form eine wahre res publica möglich sei", nur dürfe eben nicht monarchische und dynastische Politik verwechselt werden.

Es ist in der That nicht so sehr erstaunlich, daß diese kleine „Wien, Deutschland und Europa" betitelte Broschüre, die Fürst Windischgrätz selbst las, als es sich um Begnadigung oder Hinrichtung Fröbels handelte, ihm das Leben rettete, während Blum erschossen wurde; man braucht sich daher nicht weiter auf die schon damals mit persönlichen Verunglimpfungen unangenehmster Art gemischten, peinlichen öffentlichen Erörterungen über die Frage einzulassen, warum der eine Rebell geschont, der andere getödtet worden sei, — eine Polemik, welche in unserm Buche zu weniger Leser Freude, wie ich vermuthe, dem Schoße der Vergessenheit entrissen ist. — Den klarsten und in der That lehrreichen

Aufschluß über sein Verhältniß zu den brennenden Fragen des Jahres 1848 giebt Fröbel in einem von ihm ausführlich wieder abgedruckten Briefe, den er damals an eine kleine Wiener Zeitung, den „Studenten-Courier“ gerichtet hatte. (S. 196—201.) Unter der Ueberschrift „Bourgeoisie und Volk“ führt der Verfasser aus, daß das Gelingen der Wiener Revolution auf der Einigkeit zwischen „der Mehrheit der Bürgerklasse und dem im engeren Sinne sogenannten Volke“ beruhe, nicht auf einer Verschärfung dieses sozialen Gegensatzes. In Frankreich und England möge derselbe zu einer gewaltsamen Lösung drängen, die der wahre Demokrat wohl mit Betrübniß über ihre Opfer herannahen sehen möge, die er aber vielleicht als unvermeidlich ansehen müsse, bei den so ganz anders gearteten Verhältnissen in Oesterreich und Wien aber wäre eine soziale Revolution, selbst wenn sie möglich wäre, ein Ereigniß, das „nur die Ergebnisse der ganzen Bewegung gefährden und die Demokratie um ihre Hoffnungen betrügen“ würde. — Seitdem die mittelalterlichen Stände bedeutungslos geworden seien, ständen diese beiden Stände, Bourgeoisie und Volk, allein auf der politischen Bühne von Europa. Der Gegensatz zwischen ihnen sei nicht etwa der der Reichen und Armen, der Kapitalisten und Arbeiter, vielmehr bestehe der Charakter der Bourgeoisie, „die man dem nicht besitzenden Volke gegenüberstellt, und zu der doch Menschen gehören, denen der rühmlichste Fleiß nicht abzusprechen ist, — die man egoistisch nennt, und zu der doch mancher freigebige Mann gehört,“ in der Richtung auf das Privatleben, „in einem politisch sozialen Systeme, welche die Privatinteressen der Individuen oder eigentlich der Familien absondert und im Staate nichts erblickt als eine Anstalt zur Sicherung des Privatlebens“; ein Bourgeois sei „ein Mensch, der sich bei der Isolirung seiner Interessen entweder schon wirklich wohl befindet, oder mit dieser Isolirung und durch diese Isolirung zum Wohlbefinden zu gelangen glaubt“. Das Volk aber sei im Gegensatz dazu die „Gesammtheit derer, die ihren Vortheil, ihr Wohlergehen in der Gemeinschaft und der gegenseitigen Unterstützung suchen“. Die Demokraten, welche Stellung sie auch im Leben haben möchten — der Schreiber hatte ja selbst eine höchst behagliche und wohl angesehene besessen —, ständen natürlich prinzipiell im Gegensatz zu den „Aristokraten aller Art, vom Fürsten herab bis zum kleinsten Mitgliede des soliden Bürgerstandes“ auf Seiten des „Volkes“, gegen dessen vernachlässigten Theil, den gehässig sogenannten „Pöbel“ sie keine Geringschätzung, sondern nur Mitleid und die Forderung der Gerechtigkeit kennten. Das „Volk“ als Träger „des Prinzipes der Gemeinsamkeit der Interessen in der Gesellschaft“,

werde die bessere Zukunft, die wahre res publica, den demokratischen Staat erringen.

Die gesellschaftliche Ordnung der Menschen habe drei große Perioden zu durchlaufen, die der Gewalt, der Autorität und des Rechtes. In der ersten würden die Verhältnisse der Arbeit und des Genusses nach dem System der Sklaverei, in der zweiten nach dem des Kasten-, Stände- und Zunftwesens, in der dritten nach dem der Association und der allgemeinen Assekuranz geordnet. Zwischen der zweiten und der dritten Periode liege die große Uebergangszeit, in der sich Europa von der Reformation bis auf die Gegenwart befunden habe. „Zwischen die Autorität und das Recht ist die Repräsentation, zwischen den Absolutismus und die Demokratie das konstitutionelle Repräsentativsystem, zwischen das Kasten-, Stände- und Zunftwesen und das System der Association und allgemeinen Assekuranz die freie Konkurrenz mit der absoluten Beschränkung auf das Privatinteresse getreten, — ein System der sozialen Anarchie, welches durchaus nur den Charakter eines Uebergangszustandes hat, wie der konstitutionell-repräsentative Staat, dessen Natur es als ökonomische Nebenform entspricht." (S. 201.) Die heutige Bourgeoisie habe demnach nur einen durchaus vorübergehenden Charakter, in Wien aber handle es sich darum, sie durch Entwicklung eines edlen Sinnes für Freiheit und wahre Gerechtigkeit ganz auf die Seite der rückhaltlosen Demokratie hinüberzuziehen und Wien zum Mittelpunkte des demokratischen Europas zu machen. — Fröbel bemerkt zu diesen seinen Erörterungen aus der Zeit, in der er sich selbst, zurückblickend von der Höhe des Greisenalters, „einen politischen Gelbschnabel" nennt, daß er seitdem auf Grund von vierzigjährigen Erfahrungen in mehreren Welttheilen zu der Einsicht gelangt sei, daß die Republik ihrem innersten Wesen nach nicht die demokratische, sondern die aristokratische Staatsform sei. Auch damals aber habe er zwar die Republik für die absolute Staatsform gehalten, sei jedoch nicht der Meinung gewesen, daß dieselbe an jeden Ort und in jede Zeit passe. Als er damals vor 6000 Menschen eine Rede gehalten habe, bei der die beiläufige Nennung des Wortes „Republik" einen Beifallssturm erregte, habe er die Leute davor gewarnt, sich utopistische Vorstellungen von einer solchen zu machen. „Man hat euch einen glücklichen Zustand vorgemalt, welchen euch die Republik schaffen soll. Ihr sollt, hat man euch gesagt, in Zukunft nur geringe Steuern bezahlen. Es sollen keine Kriege mehr geführt werden, keine Soldaten mehr zu ernähren sein, und jeder Bürger soll friedlich seine Havanna-Cigarre rauchen können, welche jetzt für die meisten zu theuer ist. Glaubt diesen Versprechungen nicht, ihr

würdet nur bittere Enttäuschung erfahren! — Die Republik in Oesterreich einzuführen, würde mehr Blut kosten als in den Kriegen der Monarchie vergossen wird. Ihr würdet in der Republik mehr Steuern zu zahlen haben als bisher in der Monarchie, und selbst im Frieden fordert dieselbe von ihren Bürgern Opfer und Entsagungen. Ihre Vorzüge sind keine materiellen, und sie hat andere Voraussetzungen, als in Oesterreich jetzt noch vorhanden sind". (S. 202.)

Gegen diese übrigens von der Menge schweigend und ruhig aufgenommene Rede eines trotz theoretischer Irrthümer verständigen Mannes, dessen ehrbarer und muthiger Haltung gegenüber den aufgeregten Volksmassen niemand seine Achtung verweigern wird, halte man die von Fröbel mit Recht der Nachwelt überlieferten, unsterbliches Leben verdienenden Worte eines damaligen Volksführers von anderem Schlage: „Die Riesenschlange der Reaktion windet sich schon wieder empor aus dem stinkenden Sumpfe der Camarillen, — die Klosterbäuche grunzen schon wieder im Schweinekofen der Frömmelei, und das gekrönte Scheusal an der Newa wiehert ein wohlgefälliges Halleluja dazu"! (S. 203.)

In dem größeren Theil des Buches, welcher der Erzählung der „Irrgänge und Irrfahrten in der neuen Welt" gewidmet ist, und dessen Inhalt höchst reichhaltig und namentlich vom geographischen Standpunkt aus besonderer Würdigung werth ist, wirft vor Allem die Stellung des Verfassers zur Negersklaverei Licht auf seine politischen Anschauungen. Er bestreitet weder den Negern ihr Menschenthum, noch erklärt er das Eigenthumsrecht eines Menschen auf den andern für zulässig, hat vielmehr sich eifrig um die Abschaffung der Sklaverei bemüht: trotzdem ist er auf Grund der Darwin'schen Theorie, deren hocharistokratischen Charakter er klar erkennt, der Ansicht, daß die Negerrasse, wie andere niedere Menschenrassen, eine zurückgebliebene Entwicklungsstufe der Menschheit darstellt, „welche mit uns nicht auf dem Fuße sozialer und politischer Gleichheit stehen darf, wenn die Menschheit nicht im ganzen degradirt werden soll". Trotz des Unwillens „der vom Gleichheitswahne besessenen Bekenner unverständiger Lehrmeinungen" (S. 303) bleibt er vielmehr dabei: „Es ist . . der Negerrasse in jedem natur- und kulturgemäß eingerichteten Gemeinwesen eine dienstbare Stellung angewiesen, und nur ein Wahnwitz, dessen Berichtigung wahrscheinlich so viel Blut kosten wird, wie die Aufhebung der Sklaverei gekostet hat, konnte in den Vereinigten Staaten die Gleichstellung einführen. Es ist kein allzu gewagtes Urtheil, daß die Gleichstellung der Neger einer der Wege ist, auf welchen die Vereinigten Staaten sich mit der Zeit dem Imperialismus entgegen bewegen werden." (S. 304.) Wie er sich die wünschens-

werthe Behandlung der Neger, die nicht Sklaverei und nicht Gleichstellung sein soll, eigentlich denkt, wäre interessant zu erfahren; so weit ich sehe, schweigt er darüber.

Aus der Fülle der Mittheilungen über bedeutende Persönlichkeiten, auf die oben hingewiesen ist, und von denen wenigstens eine kleine Probe zu geben eine Versuchung ist, der sich schwer widerstehen läßt, wähle ich die zwei, wie mir scheint, interessantesten aus, die über Friedrich Fröbel und über Alexander von Humboldt, welche beiden Männer der Verfasser ziemlich genau gekannt hat. Die ausführliche Charakteristik des ersteren durch den Neffen und Schüler dürfte nicht blos in den Tagen der Schulfrage-Commission weit über pädagogische Kreise hinaus Aufmerksamkeit verdienen. Friedrich Fröbel war „einer der merkwürdigsten Menschen seiner Zeit"; „der Kopf mit dem gescheitelten und bis auf die Schultern fallenden Haare hatte etwas Priesterliches. Das Profil war sehr regelmäßig, fast antik, der Ausdruck scharf und puritanisch". In der Anstalt zu Keilhau wurde er fast wie ein höheres Wesen betrachtet. „Seine Begabung für den Erzieherberuf ist eine außerordentliche gewesen, und in einer andern Zeit, unter andern Menschen, wäre er vielleicht ein Religionsstifter geworden." Die Persönlichkeit des Mannes tritt uns in packendster Anschaulichkeit entgegen in der folgenden ebenso unschätzbaren wie fast unglaublichen Erzählung: „Als ... von der Anstalt einer unserer Lehrer scheiden wollte, brachte mein Oheim die Sache in der rücksichtslosesten Weise vor die zur gewöhnlichen Morgenandacht versammelten Lehrer und Zöglinge. „Mein bisheriger Freund und Mitarbeiter, euer Lehrer L.... will uns verlassen" — redete er uns an. „Er findet in sich nicht die Kraft der Selbstverleugnung, die ihn zu seinem Berufe befähigen sollte ...." — und es folgten Worte, die, vor den versammelten Schülern und übrigen Lehrern gesprochen, den Betroffenen auf das tiefste verletzen mußten. Fast athemlos hörten wir zu, als nun L... das Wort ergriff. „Nicht", sagte er, „weil mir die Kraft der Selbstverleugnung fehlt, sondern weil Du" — zu meinem Oheim gewandt — „nicht aus Menschenliebe das Werk vollbringst, an welchem wir gemeinsam gearbeitet haben, weil vielmehr Eigenliebe dich treibt, will ich dich verlassen." Die hierauf folgende Entgegnung Friedrich Fröbel's und die Wirkung, welche dadurch auf L.... hervorgebracht wurde, sind merkwürdig. „Du wagst es" — sprach im Tone eines Großinquisitors jener zu diesem — „du wagst es, dich aufzulehnen gegen die Pflicht, welche Gott dir auferlegt hat! — Küsse die Ruthe, die dich straft, und maße dir kein Urtheil an, zu dem du nicht befähigt bist."

Der Eindruck, welchen dieser Vorgang auf Schüler und Lehrer machte, war ein tiefer in verschiedenem Sinne. Was mich betrifft, so empörte sich mein ganzes Wesen, als L.... in Thränen ausbrach — und — blieb." (S. 34, 35.)

In wunderbarem Gegensatz zu diesem despotischen Absolutismus bei der Leitung der Anstalt steht der pädagogische Individualismus der Grundsätze F. Fröbel's, dessen ideales Ziel im schroffsten Gegensatz zu der das eigene geistige Leben der Zöglinge tödtenden jesuitischen Pädagogik eine Gesellschaft von gleich allseitig gebildeten Menschen war. Bei spartiatischer Zucht die Schüler zum Können, nicht zum Kennen heranzubilden, nicht Wissen in ihnen aufzuspeichern, sondern die Geistesthätigkeit zu entwickeln, dieses schöne und richtige Prinzip wurde bis zur Karikatur getrieben. Der erst kürzlich in die Anstalt aufgenommene Sohn eines Geheimeraths in einem preußischen Ministerium weigerte sich, eine Aufgabe zu lernen, indem er erklärte: „Mein Vater hat gesagt, ich solle hier nur denken lernen"!!! Wie aber der Versuch, das Griechische durch die „Erfindung" als wunderwirkendes Lehrmittel zu erlernen, angestellt wurde, darüber erzählt der Verfasser folgende, von ihm selbst in seiner ersten griechischen Lehrstunde erlebte aristophanische Scene: „Der Lehrer, ein ernster und verdienter Mann von guter philologischer Bildung, der aber vor der Infallibilität des „Ganges" (d. h. der neuen Lehrmethode) das Opfer seines Verstandes gebracht hatte und mit abergläubischen Erwartungen unternahm, was er mit Humor hätte abweisen sollen, las uns langsam und deutlich vor: Μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος. — Mit schrecklicher Stimme und grimmiger Gebärde wiederholte er dann das erste Wort. — „Μῆνιν" — fragte er — „was glaubt ihr wohl, was das heißt?"" (S. 33.)

Ich füge noch aus J. Fröbel's persönlichen Erlebnissen seine Begegnung mit Alexander von Humboldt im Jahre 1843 hinzu.

Von der eigenthümlichen Doppelstellung, in der sich dieser als Gelehrter von Weltruf und freigesinnter Naturforscher einerseits und als Wirklicher Geheimerath, Kammerherr und täglicher Gesellschafter eines Königs wie Friedrich Wilhelm IV. andererseits befand, giebt hochinteressante Kunde eine Unterredung, die Fröbel im Schlosse zu Potsdam, dicht neben den Gemächern des Königs, mit seinem freundlichen Gönner hatte. (S. 133.) Er wollte denselben bitten, sich für Aufhebung der Verweisung Herwegh's aus dem preußischen Staate, welche die Antwort auf dessen insolenten Brief an den König war, bei Friedrich Wilhelm zu verwenden. „„Wäre ich zur Zeit hier gewesen", — erhielt ich zur Antwort — „die Ausweisung wäre nicht geschehen. Wie die Sache nun

einmal liegt, vermag ich nichts darin zu thun. Der König ist für die Gedichte und den Dichter sehr eingenommen gewesen; aber der Brief war eine Unschicklichkeit, zu welcher Herwegh in Königsberg durch einige Judenjungen verleitet worden ist, in deren Hände er dort gekommen. Er ist ein sehr talentvoller Dichter, indessen schätze ich Heine höher." Er fragte mich, ob ich andere interessante Schriften unter der Presse habe. Ich nannte Bruno Bauer's „Neu entdecktes Christenthum". — „Ein gefährlicher Titel!" sagte Humboldt. — „Da ist aber nicht viel zu entdecken. Ein Stück naiver Kosmogonie, ein Stück mythischer Urgeschichte, ein Stück zweifelhafter Metaphysik, eine rohere oder feinere Moral: — Das findet sich in jeder Religion und liegt offen am Tage." — Ich bemerkte, daß die Züricher Buchhandlung keinen subversiven Zwecken dienen, aber die Unwirksamkeit der Censur beweisen und zu deren Beseitigung beitragen wolle. „Da haben Sie es" — erwiderte Humboldt — „mit dem Unverstande zu thun, der schwer zu besiegen ist. Aber — ich bin alt — Sie sind noch jung; Sie werden es erleben, daß diese ganze Wirthschaft ein schmähliches Ende nimmt. Der große Fehler in der deutschen Geschichte ist, daß die Bewegung des Bauernkrieges nicht durchgedrungen ist."" !!! —

Der zweite Band der ungewöhnlich interessanten Selbstbiographie Julius Fröbel's ist hoffentlich bald zu erwarten; sollte er weniger aufregende Erlebnisse des Autors schildern als der erste, wie wohl anzunehmen ist, so könnte eine Darstellung der Wandlung seiner politischen Anschauungen recht lehrreich sein. —

Die Befestigung von Kopenhagen und das Interesse Deutschlands.

Die Befestigung der dänischen Hauptstadt, die sich mit raschen Schritten vollzieht, ist ein Begebniß von weitgreifender Bedeutung. Das kann man schon daraus schließen, daß die dänische Regierung die Befestigung auf eigene Verantwortung hin, d. i. ohne Zustimmung des Abgeordnetenhauses (Folkething) durchzuführen unternommen hat. Trotzdem scheint man über die ganze umfassende Bedeutung dieser Veranstaltung wenig orientirt zu sein.

Es ist nun freilich wahr, daß die durch die neue Festung geschaffenen strategischen Verhältnisse nicht in einem Zuge zu übersehen sind, denn die geographische und strategische Lage Dänemarks ist eigenthümlicher Art. Es springt zunächst in die Augen, daß die Wirkungssphäre der Festung sich auf Seeland beschränkt, daß sie mithin für die Vertheidigung von Jütland und Fünen völlig werthlos ist, so lange die Verbindung nicht von einer überlegenen Flotte aufrechterhalten werden kann, und selbst in diesem Falle würde die Festung doch nur eine lokale Bedeutung haben. Die Frage ist deshalb: Was ist mit der Concentration der Vertheidigungskraft auf Seeland erreicht? und das führt uns wieder zu der Frage: wer könnte sich den Interessen Dänemarks feindlich gegenüber stellen?

Wenn Dänemark richtig rechnet, wird es zu dem Schluß kommen, daß es von Deutschland unzweifelhaft nichts zu fürchten hat. Der Gedanke, daß Deutschland, weil es Schleswig erobert hat, nun auch den Rest nehmen würde, ist ein rein phantastischer. Die Einverleibung Dänemarks in Deutschland würde ein verhängnißvoller Fehler sein, denn sie würde eine dauernde Schwäche Deutschlands bedeuten. Die Möglichkeit, jeder anderen Nation die Ostsee zu verschließen, würde zwar in der Hand einer Großmacht eine gewaltige Waffe sein — aber eine zu gewaltige. Ganz Europa müßte sich dagegen auflehnen und würde sich in seiner Unabhängigkeit bedroht fühlen. Die Feindschaft,

die Deutschland sich durch die Herrschaft über Sund und Belt erregen würde, würde viel schädlicher sein, als der Besitz nützlich. Die jetzige relative Unangreifbarkeit des deutschen Gebiets wäre preisgegeben, und der Vortheil eines abgerundeten und einheitlichen Landbesitzes verloren. Materielle Vortheile würde Deutschland durch die Eroberung nicht gewinnen, und politisch hieße es in den Fehler der Russen zu verfallen: sich peripherisch durch feindlich gesinnte Elemente zu schwächen. Kein anderer als der Fürst Bismarck hat ja in einem der Interviews des letzten Sommers den Satz ausgesprochen, daß Deutschland keine der angrenzenden kleinen Völkerschaften in seinen Staatsverband aufnehmen dürfe und wenn sie selber auf den Knien darum bäten.

Andererseits hat Deutschland von der feindlichen Haltung eines isolirten Dänemarks seit der neuen Flotten-Aera nichts mehr zu fürchten. Politische sowie militärische Interessen gebieten den beiden Ländern friedlich neben einander zu leben.

Hiermit könnte die Frage erledigt erscheinen, wenn Kopenhagen nicht zu gleicher Zeit Kriegshafen wäre. Der Angriff auf Kopenhagen kann nur von einer starken Seemacht ausgeführt werden und es fragt sich deshalb: wer könnte von dem Besitz Kopenhagens einen Vortheil haben wie etwa die Engländer von Gibraltar oder Malta? In der Beantwortung dieser Frage muß augenscheinlich die strategische Bedeutung Kopenhagens zu suchen sein. Denn es ist klar, daß ein Vertheidigungssystem, welches $^2/_3$ des Landes von vornherein preisgiebt, nur dann gerechtfertigt erscheint, wenn eine dauernde Occupation der entblößten Theile nicht in Aussicht steht, wenn darauf zu rechnen ist, daß ein feindlicher Angriff eben nur Kopenhagen treffen kann.

Nehmen wir als Beispiel den Fall an, daß Frankreich sich Kopenhagens bemächtigt hätte. Die nächste Folge davon wäre die, daß die französische Flotte einen ausgezeichneten Kriegshafen als Basis für ihre Operationen in der Ostsee gewänne.

Es kann wohl jetzt nach den großen englischen Flottenmanövern im Jahre 1888*) kein Zweifel mehr darüber herrschen, daß es auch zur See eine Strategie giebt.

Eine Seeoperation, und sie möge sein welcher Art sie wolle, wird einen Ausgangspunkt, eine Operationslinie und einen Object haben. Nur dürfen diese von der Landstrategie herrührenden Begriffe nicht in dem üblichen Sinne aufgefaßt werden. Die Basis einer Flotte ist der Kriegshafen, in welchem sie ausgerüstet und equipirt wird, und wo sie

*) Stenzel, Capitain zur See a. D. Ueber Kriegführung zur See. Berlin 1889.

im Falle der Noth ihre sichere Zuflucht hat. Das Object ist die feindliche Flotte (Kriegs- und Handelsflotte) und in letzter Instanz die feindliche Küste: die Blockade. Die Operationslinie bildet die Verbindung mit dem Kriegshafen. Die Verbindung kann nie ganz preisgegeben werden, denn obschon die Flotte sich für eine längere Zeit mit Proviant und Munition versehen kann, so muß doch schließlich ein eventueller Ersatz aus dem heimathlichen Hafen bezogen, Verwundete und Kranke müssen in die Heimath evakuirt werden, und wo die Verbindung also durch eine enge Passage, einen Sund oder Belt geht, muß auch für deren Ueberwachung gesorgt werden.

Die Kohlenversorgung ist die erste und wichtigste „Etappenfrage", und sie scheint nach den englischen Erfahrungen von 1888 durchaus keine leicht lösbare zu sein. Die Dauer des Kohlenvorrathes erwies sich bei den englischen Schiffen ebenso ungleich wie ihre taktischen Eigenschaften. Während sie z. B. bei „Arethusa" 11000 Seemeilen betrug, reichte sie bei „Hotspur" nur für 920 Seemeilen aus.

„Die Kohlenvorräthe in den als Operationsbasis dienenden Häfen waren theils nicht rechtzeitig zur Stelle, theils unzureichend." (Stenzel S. 17.) Ein hinreichender Kohlenvorrath wird wohl im Ernstfalle nicht fehlen, aber die Frage von der rechtzeitigen Heranziehung ist damit nicht gelöst. Erstens müssen Kohlenkreuzer in unmittelbarer Nähe einer blockirenden Flotte sein, um jederzeit herangezogen werden zu können, und zweitens müssen sie in einem durchaus sicheren Hafen untergebracht sein, um der Zerstörung zu entgehen.

Dies lehren uns die englischen Erfahrungen. Von dem in Lough Swilly blockirten Geschwader lief am 2. August um Mitternacht der Kreuzer Calypso aus in See ohne von dem Blockadegeschwader bemerkt zu werden und zerstörte in Port Ellen am 3. August früh einige Dampfer und vernichtete die am Lande befindlichen Kohlenvorräthe. Daraus ergiebt sich, daß ein französisches Blockadegeschwader in der Ostsee schon wegen der Kohlenversorgung sich nicht auf einen Kanalhafen (Cherbourg) basiren kann.

In Kopenhagen würden Kohlenkreuzer genügende Sicherheit finden und in ziemlicher Nähe sein.

Die Kohlenversorgung ist aber noch nicht das entscheidende. In der mehrfach erwähnten Schrift von Stenzel wird uns (S. 25) berichtet wie die englischen Schiffe schon bei der Abfahrt zum Manöver allerlei Havarien hatten. Ein Torpedoboot hatte Maschinenhavarie, bei einem anderen versagte die Maschine auf See, es mußte in's Schlepptau genommen werden und verbog sich an dem bugsirenden

Kreuzer die Nase. Ein Panzerschiff hatte Schwierigkeiten mit dem Ankerlichten, auf einem anderen versagte die Steuervorrichtung und verblieb eine Stunde lang unbrauchbar, ein Kreuzer hatte erheblichen Schaden am Dampfrohr. Bei nebligem Wetter stieß ein Panzerschiff mit einem Handelsdampfer zusammen, der ihm Anker, Davids, Boote ꝛc. auf der einen Seite glatt wegnahm.

Sehr bemerkenswerth sind ferner die Anführungen S. 35: „Wenn auch ein eigentlicher Sturm und hoher Seegang nicht vorgekommen sind, so war die Witterung doch derart, daß sie den Blockadedienst in hohem Grade erschwerte, ... und die ununterbrochen im Gange befindlichen, bei der Natur des Blockadedienstes vielfach **stark angestrengten Maschinen** häufig Anlaß zu Reparaturen gaben. Die Torpedoboote mußten, sobald die See unruhig wurde, unter Land Schutz suchen, die Torpedobootsjäger (Rattlesnakeklasse) bewährten sich wenig besser. Das Kohlenergänzen konnte außer bei ganz stillem und schönem Wetter nur in einer geschützten Bucht vorgenommen werden.“ Von dem Blockadedienst entrollt der Verfasser (S. 37) folgendes charakteristische Bild: Während die Blockirten im sicheren Hafen, mit Vorräthen versehen, das Weitere in Ruhe abwarteten, waren bei dem Blockadegeschwader die Torpedoboote (welche die äußersten Vorposten bildeten) in den 10 Tagen personell und materiell so mitgenommen, daß sie nothwendig einer längeren Ruhepause bedurften; die Kreuzer, welche scharf aufpassen und ihre Maschinen oft anstrengen mußten, hatten mitunter ein kleines Scharmützel, im Ganzen jedoch einförmigen Dienst, namentlich aber verlief den Panzerschiffen die Zeit in dem öden Einerlei, das für eine Blockade charakteristisch ist.“

Was uns hieraus namentlich interessiren muß, sind die Thatsachen, daß Havarien bei einer großen Flotte selbst im tiefen Frieden unvermeidlich sind, daß die Maschinen und das Personal einer blockirenden Flotte bei dem aufreibenden Dienst so angestrengt werden, daß Pausen eintreten müssen, damit das Personal sich erholen kann und die Kessel und Maschinen nachgesehen werden können, und endlich, daß das Kohlenergänzen einem thätigen Feinde gegenüber sich von der größten Schwierigkeit gezeigt hat.

Im Ernstfalle werden alle diese Momente sich um ein bedeutendes potenziren.

Durch den Uebergang von Holz zu Stahl und Eisen sind ganz neue Gefechtsbedingungen geschaffen. Das moderne Flottenmaterial hat mit demjenigen der alten Segelschiffe nicht die geringste Aehnlichkeit, und wie das Material ein anderes, so sind auch die modernen

Angriffs- und Zerstörungsmittel anderer und zwar viel effektiverer Natur geworden. Ein modernes Schlachtschiff repräsentirt ein ungeheures Kapital (ca. 15 Millionen Mark), und einmal verloren ist es im Laufe eines heutigen Krieges nicht zu ersetzen. Ein Panzerschiff, das die Schraube verloren hat, ist hilflos, und wenn früher ein brennendes oder manövrirunfähiges Schiff leichten Herzens verlassen werden konnte, so müssen jetzt die Bestrebungen darauf gerichtet sein, dem gefechtsunfähigen Kameraden zur Hülfe zu kommen, um ihn vor der gänzlichen Vernichtung zu retten. Ein einziger gelungener Torpedoschuß genügt um die ganze complicirte Maschine zu vernichten, und gerade dieser Umstand wird den Druck der Verantwortlichkeit um ein erhebliches steigern, denn der Kommandeur wird sich doch immer sagen müssen, daß, obgleich er sich gegen Torpedoschüsse nicht wehren kann, der Verlust seines ihm anvertrauten Schiffes ein Nationalverlust ist. Selbst geringere Havarien können, wenn sie nicht baldmöglichst ausgebessert werden, die ganze Action der Flotte in Frage stellen.

Es ist nun klar, daß je weiter die Operationsbasis von der blockirenden Flotte entfernt ist, je schwieriger wird es auch sein, Schiffe mit weggeschossenen Schrauben oder Rudern zurückzuschleppen, und je geringer wird die Möglichkeit ein kostbares Panzerschiff, das womöglich nur noch Stunden schwimmend gehalten werden kann, vor der gänzlichen Vernichtung zu bewahren. Ja, es darf wohl angezweifelt werden, ob ein Schiff ohne Steuer von Kiel um Skagen herum nach Cherbourg bei ruhiger See geschleppt werden kann — und nun erst bei Sturm oder Nebel! — Wenn eine blockirende Flotte, bei Kiel z. B., ihre Gefechtskraft nicht nach und nach einbüßen will, kann sie sich auf einen Kanalhafen nicht basiren — alle moralischen und taktischen Vortheile wären auf Seiten des angesichts seines sicheren Hafens kämpfenden Gegners.

Die modernen Flotten sind eben viel abhängiger von ihrer Basis geworden als die Segelschiffe es waren, und bei einer blockirenden Flotte steigt das Verhältniß der Abhängigkeit mit der Macht und der Thätigkeit des Gegners.

Das neue Flottenmaterial hat somit ein neues Moment in die See-Strategie hineingeführt: die Nothwendigkeit einer möglichst kurzen Verbindungslinie.

Die eminente strategische Bedeutung Kopenhagens liegt nun klar vor Augen. Ohne Kopenhagen zu besitzen, ist die energische Durchführung einer mehrmonatlichen Ostseeblockade von Seiten einer Flotte, die sich auf einen Kanalhafen basirt, unmöglich.

Nicht weniger wichtig als für eine französische wäre im Falle eines

Krieges mit Deutschland der Besitz Kopenhagens für eine russische Flotte. Von Cherbourg nach Kopenhagen und von Kronstadt nach Kopenhagen oder Kiel ist ungefähr gleich weit und recht besehen ist die Lage für die Russen noch ungünstiger, denn bei Kronstadt kommt noch das Eis in Betracht, das sich dort häufig sehr früh im Herbst einfindet und erst spät im Frühjahr wieder aufbricht. Etwas, aber doch nur sehr wenig günstiger als Kronstadt liegt Sweaborg, das auch nicht alle die Hülfsmittel des eigentlichen großen Kriegshafens hat. Dabei geht die Fahrt von Rußland nach Kiel an der deutschen Küste entlang, ist also fortwährend deutschen Torpedoangriffen ausgesetzt.

Man muß immer im Auge behalten, daß die Blockade einer Küste nur stattfinden kann, nachdem die vertheidigende Flotte vom Meer vertrieben und in ihren Hafen eingeschlossen ist. Die Russen würden nicht etwa im Stande sein, Königsberg und Danzig zu blockiren und das Uebrige auf sich beruhen zu lassen. Sie müssen nothwendig und vor Allem immer Kiel im Auge behalten, vorausgesetzt, daß sie mit Hülfe der Franzosen so weit gelangen, die deutsche Flotte bis dahin zurückzudrängen.

Es ist nach alle dem ein Denkfehler, wenn man behauptet, daß die strategische Bedeutung Kopenhagens nach der Eröffnung des holsteinischen Kanals sich mindern oder gar verschwinden würde. Im Gegentheil, gerade das entgegengesetzte wird eintreten. Der Kanal schafft zunächst eine Verbindung zwischen den beiden früher getrennten deutschen Kriegshäfen: Kiel und Wilhelmshafen. Dadurch wird die deutsche Flotte in den Stand gesetzt, mit ihren gesammten Streitkräften in der Nordsee oder Ostsee nach Belieben aufzutreten. Der Feind hat also nicht allein mit einer Flottendivision von Kiel oder von Wilhelmshafen, sondern in jedem der beiden Meere mit der versammelten Hauptmacht der deutschen Flotte zu rechnen. Daraus folgt, daß die Mittel, welche früher zu einer Blockade von der Nordsee- und Ostseeküste ausreichten, jetzt mindestens verdoppelt werden müssen. Man rechnet ja in England, daß, um die Blockade scharf durchführen zu können, die blockirende Flotte 5 Schlachtschiffe auf je 3 des Gegners und die doppelte Anzahl Kreuzer haben muß. Wenn die deutsche Flotte sich also mit 1 Schlachtschiff und 1 Kreuzer vermehrt, so muß der blockirende Gegner 2 Schlachtschiffe und 4 Kreuzer in Action bringen. Die Zahlen haben natürlich nur einen relativen Werth, aber die Thatsache wird niemand bestreiten können, daß eine verhältnißmäßig geringe Vermehrung der deutschen maritimen Streitmittel, nach dem Erwerb Helgolands und nach der Eröffnung des Kanals eine erfolgreiche Blockade selbst seitens der combinirten russisch-französischen Flottenmacht sehr in

Frage stellen wird. Je schwieriger das Unternehmen wird und je größeren Aufwand es erfordert, desto sicherer muß es auch basirt sein. Gerade weil der Kanal da ist, gerade deshalb hat Kopenhagen an strategischem Werth gewonnen — und gerade deshalb ist die Festung da.

Was bedeutet nun also die Befestigung Kopenhagens?

So lange Kopenhagen nur die Seeforts hatte, die Landbefestigung fehlte, war es in jedem Augenblick einem Handstreich seitens einer mächtigen Flotte ausgesetzt. Die Dänen mußten sich darauf gefaßt machen, daß unmittelbar beim Ausbruch des großen Krieges — oder vielleicht schon vorher — eine russisch-französische Flotte erschiene und Kopenhagen in Besitz nehme, vielleicht auch, um das zu verhindern oder zuvorzukommen, eine deutsche, der unmittelbar deutsche Landtruppen folgten. Ein solcher Handstreich, von welcher Seite auch immer, ist jetzt nicht mehr möglich. Dänemark ist durch die Befestigung politisch unabhängig geworden. Es kann nach eigenem Gefallen in den Krieg eintreten, wählen, auf welche Seite es sich stellen will oder auch neutral bleiben.

Durch die Befestigung steht Dänemark politisch freier. Eine Allianz zwischen Dänemark und Frankreich gehört zukünftig gar nicht zu den Unmöglichkeiten, warum sollte Dänemark sich nicht geneigt fühlen können die bevorzugte strategische Lage Kopenhagens als Rache für „Düppel“ auszunutzen? Dies wäre freilich keine kluge Politik, aber die Klugheit hat nun einmal äußerst selten die Rolle einer Großmacht in der Geschichte gespielt. Dänemark hat Deutschland den Krieg von 1864 nicht wieder vergessen. Und darüber darf man sich eigentlich nicht wundern.

Es wird oft gesagt, daß das kleine Dänemark doch dem Beispiel Oesterreichs folgen sollte, Oesterreich, welches viel größere Niederlagen erlitt und doch nicht zögerte, die Klugheit über das Gefühl siegen zu lassen. Aber der Vergleich zwischen den Niederlagen Oesterreichs und Dänemarks ist unzutreffend. Oesterreich verlor keine Provinz auf die es Werth gelegt hätte und behauptet nach wie vor dem Kriege von 1866 die Stellung als Großmacht; Oesterreich verlor bei dem Kriege nur die Hegemonie über ein Land, das sich selber genug und Herr seines eigenes Gebietes sein wollte.

Für Dänemark war aber der Krieg von 1864 ein Stoß mitten ins Herz. Seit Einführung der Verfassung im Jahre 1849 und Bekämpfung der schleswig-holsteinischen Bewegung (1848—50) herrschte in Dänemark ein reges und thätiges geistiges Leben, und durch den militärisch glücklichen Ausgang jenes Krieges war das Nationalgefühl

im höchsten Grade lebendig geworden. Was den inneren Frieden noch immer trübte, war die ungelöste von einer vierhundertjährigen fehlerhaften Politik heraufbeschworene schleswig-holsteinische Frage. Diese war nur durch das Schwert zu lösen, und Dänemark wählte hierzu einen ungünstigen Zeitpunkt. Dänemark verlor nicht nur Holstein, dessen Verlust wohl zu verschmerzen gewesen wäre, sondern auch eine Provinz, die thatsächlich immer dänisch gewesen und zur Hälfte von Einwohnern dänischer Zunge bewohnt war. Mit Ausnahme des Jahres 1807, wo eine englische Flotte in einer militärisch wohl korrekten, aber völkerrechtlich brutalen Weise Kopenhagen ohne vorhergehende Kriegserklärung überfiel und die ganze bedeutende dänische Flotte theils erbeutete, theils zerstörte, hat Dänemark ein so harter Schlag wie derjenige von 1864 nicht betroffen.

Mögen die Franzosen den Verlust von Elsaß noch so sehr beklagen, sie verloren doch thatsächlich nur eine Provinz, die sie dem deutschen Reich einst in der Zeit der Schwäche wegnahmen. Schleswig (Sönderjylland) war in dem dänischen Nationalbewußtsein ebenso stark mit dem Lande verknüpft wie Fünen oder Seeland. Bei dem Friedensschluß wurde durch das Eingreifen Napoleons ein Paragraph (der fünfte) in den Vertrag aufgenommen, wonach der nördliche hauptsächlich von einer dänischredenden Bevölkerung bewohnten Theil an Dänemark abgegeben werden sollte, wenn die Bevölkerung durch eine Abstimmung sich dafür ausspreche. Diese Bestimmung konnte nicht ausgeführt werden, weil die Bevölkerung zu sehr gemischt ist. Eine Abtretung der wirklich rein dänischen Gebiete wäre sehr klein gewesen und hätte den Dänen nicht genügt; Deutschland umgekehrt konnte und wollte auch Bruchtheile deutscher Bevölkerung nicht aufopfern. Aus demselben Grunde ist es auch jetzt unmöglich, Dänemark etwa durch die Rückgabe einiger nordschleswigscher Districte zu befriedigen. Wenn auch nur ein ganz kleines deutsches Element mit hinüberginge, würde die Agitation aufs neue emporlodern, und binnen Kurzem hätten wir eine neue „schleswig-holsteinische Frage“. So haben sich endlich Deutschland und Oesterreich (dem das Versprechen gemacht war) geeinigt, die Bestimmung des Paragraphen V aufzuheben. Aber es ist nicht mehr als natürlich, daß die Dänen sich dadurch von Neuem schwer gekränkt fühlten.

Ferner ist nicht zu übersehen, daß die deutsche Bureaukratie oft mit einer ziemlichen Schärfe gegen die dänischen Optanten aufgetreten ist. Dem gutmüthigen, liebenswürdigen dänischen Nationalcharakter ist das Wesen dieser harten Bureaukratie unverständlich, und so ist es ge-

kommen, daß selbst hochgebildete Dänen noch immer von ihren tyrannisch unterdrückten Landsleuten in Schleswig reden.

Fassen wir alle diese Momente zusammen, erstens der Verlust einer alten Provinz, zweitens das Aufheben des Paragraphen V und drittens das strenge Verfahren gegen die Optanten, so kann es kein Wunder nehmen, wenn die Dänen Deutschland nicht lieben. Es gereicht deshalb den Dänen zur großen Ehre, daß einzelne Stimmen sich trotzdem erhoben haben, die sich für den Anschluß an Deutschland aussprechen.

Erstens existirt eine Empfindung von der Solidarität der germanischen und protestantischen Cultur gegenüber den Slavismus. Dann aber giebt es höchst mächtige politische und militärische Gründe, welche Dänemark den Anschluß an ein russisch-französisches Bündniß verbieten.

Dänemark würde für die beiden Großmächte, wie wir gesehen haben, unzweifelhaft ein sehr werthvoller Bundesgenosse sein, aber nur, indem es sich aktiv an dem Kriege betheiligte. Aber dieser Krieg würde auf der Stelle die größere Hälfte des Königreiches, Jütland und Fünen, in die Hände des Feindes liefern, denn weder Dänemark selbst noch seine Bundesgenossen könnten die Kräfte aufbringen, diese Landschaften gegen eine oder wiederholte deutsche Okkupationen zu sichern. Erst der doch sehr zweifelhafte vollständige Sieg der Franko-Russen über Deutschland könnte den Dänen hierfür Entschädigung bringen. Umgekehrt bedarf Deutschland aktiver dänischer Hülfe nicht; ihm erweist dieser Kleinstaat den größten Dienst durch die Aufrechterhaltung einer strikten Neutralität. Durch eine solche Neutralität würde Dänemark gradezu eine Art providentieller Mission erfüllen. Die Herrschaft über den Sund und den großen Belt würde in der Hand einer Großmacht eine Fußfessel für ganz Europa sein. Ein Kleinstaat, der weise genug ist, diese Wasserstraßen im Interesse der gesammten Kulturwelt zu hüten und freizuhalten und eine genügende militärische Kraft besitzt, sich selbst in dieser Stellung zu behaupten, erweist der Menschheit einen dauernden und unschätzbaren Dienst und erwirbt sich die Achtung aller Nationen. Erst durch die Befestigung Kopenhagens sind die Dänen in den Stand gesetzt, diese für ihre kleine Anzahl imponirende Stellung innerhalb der europäischen Staatenfamilie wirklich zu behaupten.

Werden sie auch die Weisheit haben, diese Stellung zu begreifen? Die Befestigung Kopenhagens an sich ist ein Beweis noch nicht. Sie ist zweischneidig: sie giebt den Dänen ebensowohl die Möglichkeit einer antideutschen Kriegspolitik wie einer den Deutschen vortheilhaften Neutralitätspolitik, und unzweifelhaft ist gerade die Partei, welche die Befestigung mit Eifer betrieben und verfochten hat, wesentlich antideutsch.

Man wird etwas, aber doch nicht viel über die Wahrheit hinausgehen, wenn man sagt, die Festung ist angelegt worden gegen die Deutschen. Darum ist aber die Hoffnung keineswegs aufzugeben, daß sie endlich doch dem entgegengesetzten besseren Zwecke dient. Die bei weitem größere Hälfte der Bevölkerung, namentlich in Jütland und Fünen, die die Leiden des Krieges zu ertragen hätte, ist, wenn nicht deutschfreundlich, so doch gegen den Krieg. Es kommt darauf an, welche Partei im entscheidenden Augenblick die Oberhand behält. Daß die Festung überhaupt gebaut ist, braucht Deutschland nicht nur nicht übel zu nehmen, sondern darf im Gegentheil sagen, daß es dankbar ist, die Bedingung einer dänischen Neutralität nunmehr erfüllt zu sehen. Die Aufgabe der deutschen Diplomatie aber wird es von jetzt an sein, sich auf einen so guten Fuß mit Dänemark zu stellen, daß die öffentliche Stimmung im entscheidenden Augenblick nicht gegen, sondern für Deutschland den Ausschlag giebt. Da der ganze Zauber, der das Wort „Neutralität" umschwebt, auf die deutsche Seite lockt, so mag man sich mit Fug der Hoffnung hingeben, daß ihr endlich der Sieg zufällt.

Politische Correspondenz.

Rußland. — Italien. — Frankreich. — England.

Berlin, Ende Februar 1891.

Was wir heut aus dem gelobten Lande zu berichten haben, das nach dem wiederholten Ausspruch seiner Häupter den sechsten Theil der ganzen Erde umfaßt und dessen Wachsthum daher unaufhaltsam sein soll, ist wenig. Doch wäre es sehr viel, wenn der wißbegierige Mensch nicht immer neues verlangte. Nein, neues giebt es von dort nicht, immer nur das Alte. Aber das Alte ist sehr wichtig und bedeutungsvoll. Wir wollen es nicht und brauchen es nicht zu wiederholen, aber möchten unsere Leser des öfter hier Berichteten sich wohl erinnern, die Grundlage der künftigen Ereignisse ist damit gegeben. Nun zu dem wenigen Neuen. Am 26. Februar ist eine kaiserliche Verordnung erflossen — wir wissen, daß dieses Deutsch etwas österreichisch ist, aber es scheint uns hier einmal gut angebracht — wonach in einer Anzahl östlicher und südlicher Generalgouvernements der Transport für solches Getreide, das für die Volksernährung und zur Verwendung als Saatkorn bestimmt ist, nach dem Tarif um 50 pCt. herabgesetzt wird. Die Eisenbahnverwaltungen sind gehalten, diese Ermäßigung zu gewähren, wenn ihnen Zertifikate vorgezeigt werden, die von den Ortsbehörden, oder wo es keine solchen giebt, von den Landschaftsbehörden ausgestellt sind. Die Ermäßigung bleibt in Kraft bis zum 1. September dieses Jahres.

Der Leser erinnert sich dessen, was hier berichtet wurde über den Zwiespalt, der sich gerade über die Kosten des Getreidetransportes zwischen dem Finanzminister Wyschnegradski und dem Verkehrsminister Hübbenet erhoben hat. Der Finanzminister behauptete die Machtvollkommenheit über die Eisenbahntarife, in der Sache aber hat er dem Verkehrsminister eine kleine Nachlassung gewähren müssen. Die neue Verordnung ist im übrigen echt russisch, das heißt, so eingerichtet, daß alles in die Willkür der bestechlichen Beamten gestellt ist. Wie sollen die Orts- und Landschaftsbehörden wissen, was aus dem Getreide wird, das irgendwo zur Eisenbahn verladen wird? Sie stellen also ihr Zeugniß jedem aus, der Bakschisch zahlt. Wie froh wäre der Getreideversender, wenn er mit diesem Bakschisch davonkäme! Aber nun muß er auch die Eisenbahnverwaltung bestechen, daß sie ihm das Getreide dahin bringt, wohin er es

haben will; denn selten wird es vorkommen, daß der Bestimmungsort, welchen die Landschaftsbehörde bescheinigt hat, der wirkliche Ort ist, wo das Getreide seine Bestimmung erreicht.

Das neueste russische Sprichwort lautet: in Rußland hat niemand Geld, außer Herrn von Wyschnegradski, der freilich hat es wie Heu. Wie sollte er auch nicht, da er ungeheure Zölle erhebt, das Volk, nicht die Gesellschaft, hoch besteuert, große Gewinne durch die Spekulationen an den europäischen Börsen erzielt, hohe Eisenbahntarife erhebt, die Zinsen der Anleihen erniedrigt u. s. w. u. s. w. Freilich, der nächst ihm mächtigste Mann, der Kriegsminister, reißt ihm immer wieder ein neues Loch in den sich bis jetzt immer wieder füllenden Beutel. Wir sind sehr begierig, wie lange Herr von Wyschnegradski das aushält. Alle Tage schafft man nicht nur neue Regimenter, neue Bewaffnungen, sondern auch neue strategische Eisenbahnen, auf denen kein Mensch fahren wird, außer den Soldaten.

Das Stadium der Verzweiflung, in welches die Deutschen der Ostseeprovinzen längst gekommen sind, welches den Polen zur anderen Natur geworden, ergreift mehr und mehr auch die Finnländer. Die Wirkung der übermäßigen Zölle ist die zunehmende Verarmung der ganzen Ackerbau treibenden Bevölkerung. Dazu kommen nun noch die unwirthschaftlichen Gewohnheiten des Russen, der zu den größeren Grundbesitzern gehört. Mit diesen Bildern wollen wir für diesmal von Rußland Abschied nehmen.

* * *

Man erinnert sich, wie die Neuwahlen zur italienischen Deputirtenkammer dem Ministerium Crispi eine unerhörte Majorität verschafft hatten. Die sogenannte Diktatur Crispi schien auf unberechenbare Zeit befestigt. „Kurzsichtige Sterbliche", sagte einmal Lord Palmerston, „hatten wir, die englischen Minister, noch auf einige Lebensdauer gerechnet und dies und jenes vorbereitet, da kommt, nie erwartet, die unerbittliche Parze u. s. w." Der Europäer, der die Politik nach den Zeitungen verfolgt, und vielleicht auch der, dem die Berichte irgend einer mehr oder minder wohl informirten Gesandtschaft zur Verfügung stehen, wissen noch heute nicht, woher eigentlich der plötzliche Sturz Crispis gekommen ist. „Von dem Himmel muß es fallen, aus der Götter Schooß das Glück, und der mächtigste von allen Herrschern ist der Augenblick." Am 31. Januar sollte in der Deputirtenkammer der Gesetzentwurf berathen werden, welcher die zur Deckung der Ausgaben nach großen und wesentlichen Ersparungen noch erforderlichen Geldmittel beschaffen sollte. Es handelte sich um einige Zollerhöhungen, die aber nur vorübergehend sein sollten, weil der kürzlich ernannte Finanzminister Grimaldi annahm, daß theils die Ausgaben sich noch etwas vermindern, theils die Einnahmen von selbst noch etwas zunehmen würden. Außerdem sollte aber eine neue Steuer definitiv auf die Fabrikation von Alkohol gelegt werden. Beide Auflagen waren nicht ganz gegen die Abrede. Crispi hatte in Turin gesagt, daß mit geringen Opfern, theils durch vorübergehende, theils durch dauernde Auflagen, das Gleichgewicht des Budgets werde

hergestellt werden. Bei den Wahlen aber hatten sämmtliche Kandidaten sich gegen alle neuen Steuern erklärt. Die Deputirten behaupteten nun, nur durch das Versprechen, garnichts an solchen Steuern zu bewilligen, hätten sie ihre Mandate erhalten. Der Finanzminister hatte ebenso, wie Crispi vor den Wahlen in allgemeiner Weise, bei der Darlegung der Finanzlage vor der Kammer in bestimmter Weise auf die vorzuschlagenden geringen neuen Auflagen hingewiesen. Es entspann sich nun bei der Berathung des Gesetzentwurfs ein heftiges Für und Wider. Sehr boshaft griff der bekannte Deputirte Bonghi den Ministerpräsidenten an. Hierauf folgte eine Erwiderung Crispis, die zur Krisis führte und führen mußte. Crispi fragte seinen Gegner, ob denn unter den Ministerien seiner Partei, der Rechten, die Finanzen besser, die Stellung zum Ausland ehrenvoller gewesen sei. Vielmehr seien die Finanzen viel schlechter als gegenwärtig, die auswärtige Politik servil gewesen. Darüber entstand in der Kammer ein gewaltiger Lärm. Man muß im Auge behalten, daß der größte Theil der sogenannten Crispischen Majorität aus Mitgliedern der ehemaligen Rechten bestand, welche ihrerseits hervorgegangen ist aus der berühmten Gefolgschaft Cavours, aus der wesentlich toskanischen Consorteria. Man darf auch nicht vergessen die starke Hinneigung dieser Partei zu Frankreich, und ebensowenig, daß bis Depretis die Ministerien oft genug gewechselt, aber im Grunde immer derselben Partei, eben der Consorteria, angehört hatten. Namentlich die Staatsmannschaft und Ministerpräsidentschaft des verstorbenen Minghetti werden in der Erinnerung der heutigen Rechten hochgehalten. Daß diese Rechte, die einmal aus der Kammer fast verschwunden war, durch die letzten Wahlen ein gutes Drittheil der Deputirtensitze erhalten hat, ist lediglich das Verdienst Crispis, der, obwohl seinerseits der Linken angehörig und obwohl er diesen Zusammenhang nie aufgegeben hat, doch wegen der Neigung seiner eigentlichen Partei zum unbesonnenen Radikalismus der Bewerbung von Mitgliedern der ehemaligen Rechten, die bei der letzten Wahl einfach die ministerielle Flagge aufzogen, soweit sein Einfluß reichte, Thür und Thor öffnete. Nun beleidigte er diesen Theil seiner Anhänger in so auffälliger Weise, daß selbst einer seiner Ministerkollegen, der Minister der öffentlichen Arbeiten Finali, vom Platze aufsprang. War das nur ein unbezähmter Ausbruch des sizilianischen Temperamentes, war es Berechnung, die das Unvermeidliche beschleunigt, war es Ueberdruß an der Ministerlaufbahn? Niemand in Europa, selbst nicht in Italien kann das mit Sicherheit sagen. Denn Crispi weiß zu schweigen, wie zu reden. Die Scene in der Kammer endete damit, daß nach Verwerfung verschiedener Tagesordnungen die Kammer beschloß, den Gesetzentwurf im Einzelnen nicht zu berathen. Darauf erklärte Crispi, daß er die Befehle des Königs einholen wolle. Nach acht Tagen war das neue Ministerium gebildet, an dessen Spitze ein Mitglied der Rechten, der Marchese Rudini trat, ein Mann, der Verwaltungstalent und Energie zwar einigemal bewährt hat, von dem aber keine Probe vorliegt, daß er schweren politischen und parlamentarischen Aufgaben gewachsen ist. Er hat seine Kollegen unter den unbekannten Größen seiner Partei ge-

sucht, wie er wohl nicht anders konnte. Aber das wichtigste Ministerium ist einem Mann der äußersten Linken anvertraut worden, Minister des Innern ist Herr Nicotera. Man hatte ihm andere Ministerien angeboten, aber er wollte nur als Minister des Innern in das zu bildende Kabinet eintreten, und war schon von Rom abgereist, als man ihn durch den Telegraphen herbeiholte, um ihm seinen Willen zu thun. Die Gefahr seiner Anwesenheit im Kabinet sucht man weniger in seinen radikalen Grundsätzen, als in seiner Herrschsucht und Unverträglichkeit.

Das ist nun zunächst Italiens Sorge. Für das Ausland liegt die Bedeutung der Veränderung in der Frage nach der auswärtigen Politik. Rudini hat sich mehrfach als Anhänger des Dreibundes erklärt. Die Ersparungen freilich, die er, um neue Steuern zu vermeiden, um jeden Preis machen muß, kann er nur bei den Ausgaben für Heer und Flotte machen. Er muß also die Leistungsfähigkeit Italiens für den Dreibund herabdrücken. Das wäre vielleicht noch das Wenigste. Aber nun erheben sich die Herren Bonghi, Jacini, Mitglieder der Rechten, der Zweite ehemaliger Minister unter Cavour, und beweisen, daß der Dreibund für Italien überflüssig, unnatürlich, schädlich sei. Sie verlangen, daß zum wenigsten der Vertrag, der Italien an den Dreibund bindet, veröffentlicht werde.

Man kann im Ausland nicht berechnen, welche Verbreitung und welche Tiefe diese Ansichten in Italien haben. Wir haben schon aufmerksam gemacht, daß das italienische Volk nicht danach beschaffen ist, in einer Waffenbrüderschaft, die dem Gegner bloß mit drohendem Schwert gegenübersteht, lange auszuharren. Der Jubel der russischen wie der französischen Presse, daß nun Italien spätestens im nächsten Jahr, wo der Endpunkt der laufenden Vertragsperiode erreicht ist, aus dem Dreibund scheiden werde, mag noch sehr verfrüht sein, namentlich, da man nicht weiß, was bis zum nächsten Jahr sich alles ereignet. Aber, daß ohne Crispis Energie Italien zum unsichern Glied des Dreibundes wird, ist begreiflich, wir möchten sagen: natürlich. Man glaube doch nur nicht, daß die Völker durch politische Vernunft regiert werden, auch wenn sie noch so sehr auf der Hand liegt. Große Ziele ruhig festhalten kann nur eine überlegene Staatskunst, die nur zur Geltung kommt in Ländern, wo der Parlamentarismus eine Lüge oder wo er anerkanntermaßen nicht Staatsmaxime ist. In Italien muß die überlegene Staatskunst mit dem Parlamentarismus kämpfen, und folglich ihm zeitweis unterliegen. Das ist Crispis Schicksal gewesen. Was in Folge dessen Italiens Schicksal sein wird, ist sehr unsicher.

* * *

Abgesehen von den Ereignissen der letzten Tage, auf die wir bald kommen, ist von Frankreich wenig zu berichten. Der wichtigste Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit ist noch immer die vom Cardinal Lavigerie eingeleitete Bewegung zu Gunsten des Anschlusses der Katholiken an die Republik. Es handelt sich wohlgemerkt um die Niederlegung des monarchischen Banners von

Seiten der bisherigen Orleanisten und Bonapartisten. Ausgenommen von dieser Aufforderung sind natürlich diejenigen Monarchisten, welche durch ganz persönliche Beziehungen mit einer der Prätendentenfamilien verknüpft sind. Aber es giebt solcher Anhänger nur wenige; die eigentlichen Soldaten des Orleanismus wie des Bonapartismus lieferte das klerikale Lager. Ob ein überzeugter Anhänger der katholischen Kirche sich zu den Orleanisten oder den Bonapartisten wendete, hing von seinem sonstigen Geschmack in politischen Dingen ab, in der Hauptsache davon, ob ihm das persönliche oder das parlamentarische Regiment mehr zusagte. Nun hat der Kardinal Lavigerie und vor ihm schon längst eine Zahl gewiegter Parteiführer die Katholiken aufgefordert, sans phrase die republikanische Etikette anzunehmen. Das erweckt nun den alten Streit, ob die Republik in Frankreich jemals nur eine Etikette sein könne, ob sie nicht unter allen Umständen die Herrschaft der Atheisten und Freimaurer bedeute. Ein Theil der Katholikenführer behauptet, man könne die Republik beherrschen, wenn man es nur ernstlich unternehme, und es sei viel leichter diese Herrschaft zu erlangen, als die Restauration irgend einer Monarchie, die in keiner Gestalt bei irgend einem Theil des französischen Volkes noch lebendige Wurzeln habe.

Dieser Streit braucht uns vorläufig in seinen Einzelheiten nicht zu beschäftigen. Sehr merkwürdig aber ist, daß nun ganz deutlich hervortritt, daß die Politik Lavigeries die Politik der Kurie ist. Nicht nur, daß Lavigerie einen Brief des Papstes veröffentlichen konnte, der sein Vorgehen gut heißt, so hat sich auch der vielgenannte patriotische Bischof von Angers, Herr Freppel, nach Rom begeben, um den Papst umzustimmen, und hat gar nichts ausgerichtet. Herr Freppel hat nach seiner Rückkunft zwar erklärt, der Papst gäbe den Katholiken keine politischen Rathschläge, er beharre nur darauf, daß die republikanische Staatsform für den Katholiken so viel Werth besitze, wie jede andere. Wer sieht aber nicht, daß der Papst damit dem Wahn der Monarchisten entgegentritt, als verdiene die von ihnen bevorzugte Staatsform allein die Sympathie und Unterstützung der Katholiken. Unter den vorliegenden Umständen kommt dies doch auf den Rath hinaus, die Republik anzunehmen. Der Papst vermeidet nur, denjenigen Katholiken, welche durch persönliche Bande an eine Dynastie geknüpft sind, die Lösung dieser Bande zur Pflicht zu machen.

Man muß nun fragen, wodurch diese Haltung des Papstes, die doch keineswegs die anfängliche war, bedingt ist. Ist es bloß der Gedanke, das Schicksal der Kirche in Frankreich nicht an eine hoffnungslos gewordene Sache zu knüpfen? Diesen Gedanken könnte man im stillen wachsen lassen. Man hat schon längst keinem katholischen Republikaner aus der Wahl der Republik einen Vorwurf gemacht, oder gar ihm diese Wahl verboten. Nein, wenn man einem Lavigerie so vorzugehen erlaubt, wie der Kardinal es gethan, und mit dem offenen Beifall nicht kargt, so hat diese Haltung wohl noch andere Gründe. Wir bezeichnen, nicht zum ersten Mal, eine Stelle, wo diese Gründe vielleicht

zu suchen sind. Die erstarkende Republik in Frankreich wird unausbleiblich ihre Propaganda auf Italien werfen, und vieles spricht für den Erfolg einer solchen Propaganda. Die Republik in Italien aber ist das Ende der italienischen Nationaleinheit. Es kann in Italien wohl Republiken geben, aber keine italienische Republik. Unter den italienischen Republiken thront der Papst wieder in Rom, zumal wenn die Beschützerin dieser Republiken, die mächtige Republik Frankreichs, eine gute Katholikin geworden, oder wenn sie wenigstens erkennt, daß sie um der weitreichenden Wirkungen nach Außen willen wohl thut, die Bundesgenossenschaft des Papstes zu pflegen.

Wir kommen jetzt auf die Ereignisse der letzten Wochen. Am 19. Februar traf die Kaiserin Friedrich in Paris ein und hat es am 27. Februar wieder verlassen. Die anfangs achtungsvolle Haltung der Bevölkerung erfuhr bald einen gänzlichen Umschlag. Man hatte, vielleicht irrthümlich, angenommen, der Besuch der Kaiserin bezwecke eine Propaganda für die Beschickung der Berliner Kunstausstellung. Hätte der Besuch sich nur auf einige Tage erstreckt und wäre das Incognito sorgfältig gewahrt worden, so wäre alles, wie schon bei früheren Gelegenheiten, ruhig vorübergegangen. Nun aber wurde das Incognito von französischer Seite nicht geachtet und nun trat der Umschlag ein. Nun wurde plötzlich von einem Theil der Presse die Sendung französischer Gemälde nach Berlin zu einem Nationalverbrechen gestempelt. Angriffe auf die Persönlichkeit der Kaiserin erfolgten, die Polizei mußte sogar eine Karrikatur mit Beschlag belegen, und endlich wurde zu Straßendemonstrationen gegen die Kaiserin aufgefordert. Die französischen Maler unterwarfen sich einer nach dem andern dem Befehl der Chauvinisten, nicht in Berlin auszustellen, auch diejenigen, welche ihre Zusage bereits dorthin gegeben. Der Lärm beruhigte sich dann, als der Tag der Abreise der Kaiserin bekannt gemacht wurde, und bei der Abreise, bei der der Polizeipräfekt persönlich zugegen war, wurde alles aufgeboten, um Demonstrationen zu verhüten, die denn auch unterblieben sind. Der Eindruck dieser Vorgänge in Deutschland ist aber ein nachhaltiger. Man sieht, daß Frankreich immer noch das Land der ersten Revolution ist, das der Pöbel regiert, wenn auch keineswegs der in Lumpen, und daß dieser Pöbel, jeder brutalen Lüge und Aufhetzung willenlos preisgegeben, jeder Brutalität fähig ist. Die Vernunft vermag nichts, weder durch die Obrigkeit noch durch den Muth Einzelner. In Deutschland hat man der französischen Seele wieder einmal auf den Grund gesehen, einer Seele, die in ihrer maßlosen Eitelkeit als ihr gutes Recht ansieht, jedes andere Volk nach Belieben zu schädigen, jede Abwehr aber, die einen Franzosen trifft, mit ewigem Haß zu ahnden.

* * *

In England stehen zwei Fragen auf der Tagesordnung. Die erste lautet: wird König Parnell seine Herrschaft behaupten? Er war nach Frankreich gegangen, um sich mit den von Amerika herübergekommenen Häuptern der irischen Partei zu berathen. Man erzielte ein Einverständniß. Parnell sollte nach

Amerika gehen, um die Leitung des dortigen Irland, vor allem, um die Aufbringung der dortigen Geldmittel zu übernehmen. Das sichtbare Haupt in Irland sollte Mac Carthy darstellen, der bisherige Gegner Parnells, namentlich vom katholischen Standpunkt. Diese Vereinbarung begriff aber die Zustimmung noch einer dritten Person in sich, keiner geringeren, als der Person des Führers der englischen Radikalen, des Herrn Gladstone. Dieser sollte gewisse Zusagen geben für die Ausdehnung der irischen Forderungen, die er durch die von ihm geleitete Partei in England unterstützen würde. Dafür sollte die ganze Agitation im friedlichen Rahmen bleiben. Herr Gladstone aber schreckte im letzten Augenblick vor der bestimmten Abgabe dieser Zusagen zurück, die ihm wahrscheinlich zu weit gingen. Darüber ist die Vereinbarung zu Grunde gegangen, Parnell bleibt in Irland und Mac Carthy sein Gegner. Auf den ersten Blick sieht man nicht, warum die Vereinbarung der irischen Führer rückgängig werden mußte, weil Herr Gladstone nicht mit im Bunde sein wollte. Wir finden keine andere Erklärung, als daß die irische Bewegung, von den englischen Radikalen verlassen, andere Tendenzen annehmen und stärkere Mittel anwenden muß. So etwas zu leiten, ist nur Parnell der Mann, und so bleibt er in Irland, unbekümmert um die Feindschaft Mac Carthys, von dem er offenbar keinen erheblichen Abbruch der irischen Sache fürchtet. Was diese Wendung für England bedeuten wird, ist vorläufig noch nicht abzusehen. Sie hätte wenig zu bedeuten, trotz Parnells erstaunlicher Begabung, wenn der englische Staatsbau nicht an so vielen Punkten zugleich gefährdet wäre.

In Egypten haben die Engländer auf dem Schauplatz ihrer einstigen Niederlagen hintereinander ein paar Siege erfochten, d. h. die egyptischen Truppen unter englischer Führung. Aus allem geht hervor, daß England Egypten nicht nur behaupten will, sondern auch seine dortige Herrschaft ausdehnen und nach allen Seiten sichern. Frankreich erhebt gegen den Fortschritt dieser Entwicklung von Zeit zu Zeit vergebliche Proteste, so jüngst gegen den Oberaufseher der egyptischen Justiz, den England in der Person eines Engländers bestellen wollte. So gegen die Verwendung egyptischer Steuerüberschüsse zur Landesmelioration oder zur Steuererleichterung. So muß Frankreich für die Aufrechterhaltung von Mißbräuchen kämpfen, weil die Abstellung derselben den englischen Einfluß steigern würde. Es könnte nur etwas ausrichten, wenn es einen Antheil an der egyptischen Verwaltung forderte und der Forderung energischen Nachdruck gäbe. Das aber kann es nicht, weil die Tyrannei wahnwitziger Elemente es zwingt, Deutschland zur Feindschaft zu zwingen. w.

Aus Oesterreich.

Wien, 25. Februar 1891.

Die Klärung der inneren Verhältnisse, welche Graf Taaffe bei der Auflösung des Abgeordnetenhauses als eine nicht mehr zu verschiebende Angelegenheit bezeichnet hatte, wurde von seiner Seite begonnen, indem er die Enthebung

des Finanzministers v. Dunajewski durchsetzte, welcher mit der bisherigen Majorität aufs innigste verbunden, nach der Erschütterung derselben durch die Vorgänge im böhmischen Landtage den Boden für seine Politik verloren hatte. Es wurde dadurch mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit bekannt, daß die Regierung auf die Bildung einer neuen Parteicoalition im nächsten Abgeordnetenhause rechne, welche bereit sei, ihr die nöthige parlamentarische Unterstützung gegen jene „extremen" Parteien angedeihen zu lassen, die sich auch ferner noch in Opposition zu ihr befinden würden. Graf Taaffe war jedoch nicht in der Lage, den Ersatz für Dunajewski aus den Reihen der bisherigen Opposition zu entnehmen, er berief einen durch seine gesetzgeberischen Arbeiten vortheilhaft bekannten Beamten des Justizministeriums an die Spitze unserer Finanzbehörde und kam dadurch einer auf deutscher Seite häufig ausgesprochenen Ansicht entgegen, daß ein Beamtenministerium am geeignetsten sei, inmitten der um ihre nationalen Ansprüche hadernden Parteien die Interessen des Gesammtstaates zu wahren und die von den verschiedenen Gruppen geforderten Zugeständnisse mit Rücksicht auf diese Interessen abzuwägen und zu bewilligen. Ein Entgegenkommen in der Richtung der vereinigten Linken, der Altliberalen, bedeutet die Ernennung des Herrn von Steinbach gewiß nicht, denn auf diese kann es nicht befriedigend gewirkt haben, daß gerade jenes Portefeuille mit einer kaum erwarteten Raschheit vergeben wurde, für welches Herr v. Plener sich seit Jahren vorbereitet hat, noch weniger werden die „staatsmännischen Kapazitäten" der Linken an der Persönlichkeit des neuen Finanzministers besonderen Gefallen finden, da sie kaum vergessen haben dürften, daß Herr v. Steinbach vom Regierungstische aus der Autorität Pleners wiederholt so empfindlich nahegetreten ist, daß dieser sich zu gereizten Entgegnungen hinreißen ließ, die mit seiner ostentativ zur Schau getragenen vornehmen, diplomatischen Ruhe schlecht harmonirten.

Die Wahlbewegung, die aller Orten bereits mit Macht entfesselt ist, kann bis jetzt der Regierung wenig Anhaltspunkte für die zukünftige Gestaltung der Parteiverhältnisse im Abgeordnetenhause bieten. Die Deutschen, auf die sie wohl Rücksicht nehmen will, haben sich in allgewohnter Weise mit der Aufstellung ihrer Programme beschäftigt. Es würde schwierig und zeitraubend, dabei aber auch von geringem praktischen Werthe sein, wenn man sich die Mühe nehmen wollte, alle die Varianten aufzuzählen, in welchen die zahlreichen ins Leben gerufenen Komités von Wählern und gewesenen Abgeordneten ihrem politischen Gewissen gerecht zu werden suchen. Die Altliberalen haben der nationalen Strömung sehr auffällig Rechnung getragen, sie haben sich sogar herbeigelassen, einige beliebte Schlagworte von wirthschaftlichen Reformen in ihren Wahlaufruf aufzunehmen, die ihrer parlamentarischen Thätigkeit nicht entsprechen, es ist daher nicht zu verwundern, wenn man dieser plötzlichen Schwenkung im nationalen Lager mit Mißtrauen begegnet. Die angestrebte Vereinigung aller deutschnationalen Elemente, von welchen nur die verbissenen Anhänger Schönerer's fernzuhalten gewesen wären, die

noch immer über geschickte agitatorische Kräfte verfügen, scheint Schwierigkeiten zu begegnen, die wesentlich in der Stellung begründet sind, welche diese „Elemente" einer noch nicht bestehenden Partei dem Antisemitismus gegenüber einnehmen. Man hat vergeblich nach einer Formel gesucht, die in diesem Punkte dem Einzelnen eine gewisse Freiheit der Bewegung gestatten und doch auf das gemeinsame Anstreben im Parlamente nicht störend wirken würde, man hat den „fakultativen" oder geduldeten Antisemitismus statutarisch einsetzen wollen, aber der Gegensatz der Stimmung — nur von dieser kann ja vorläufig die Rede sein — hat sich nicht beseitigen lassen. Es ist jedoch zu erwarten, daß die „deutschnationale Vereinigung", deren Hauptstützen Abgeordnete aus Steiermark und Kärnten sind, mehrere Mandate gewinnen wird, die bisher der vereinigten Linken gehört haben, während diese kaum einen einzigen neuen Sitz erwerben, aber jedenfalls einige einbüßen wird. Die wichtigste Frage, die einzige von politischer Tragweite, die jetzt aufgeworfen werden kann, „ob und unter welchen Bedingungen die Deutschen das Ministerium Taaffe unterstützen können", wurde kaum berührt. Man spricht von allen möglichen Wünschen und Erwartungen, deren Befriedigung jedenfalls lange auf sich warten lassen muß, aber man findet nicht den Muth, den gegebenen Verhältnissen gegenüber sofort Stellung zu nehmen. Die antiquirten Verfassungstreuen, die im Grunde ihrer Seele liberale Centralisten sind, die zehn Jahre hindurch den Grafen Taaffe bekämpft haben, weil er nach ihrer Meinung die Grundfesten des Staates untergraben hat, indem er sich bemühte, alle Völker zur Theilnahme an den Aufgaben der Volksvertretung heranzuziehen. Die Herren, die sich als verkannte Patrioten priesen und das Geschick Oesterreichs von ihrer Berufung zur Regierung abhängig machten, die können sich, wenn sie nicht jede Achtung einbüßen wollen, doch nicht als Helfer in der Noth anbieten, solange man sie mit zurückhaltender Kühle behandelt, obwohl sie die größte Neigung dazu haben. Leichter würde es den gemäßigten Nationalen fallen, die Forderungen aufzustellen, von deren Erfüllung sie eine wohlwollende Stellung zum Ministerium abhängig machen. Die Deutschböhmen haben es ja eigentlich bereits gethan, indem sie das Ausgleichsprotokoll unterzeichnet haben. Auf der Durchführung desselben müssen sie beharren, ja sie sind geradezu verpflichtet, dem Ministerium auch alle Mittel zu gewähren, deren es dazu bedarf. An den Deutschen der Alpenländer wäre es, sich ebenso deutlich zu erklären. Wenn die Regierung sich bereit findet, den Uebergriffen der Slowenen in Krain und der slawischen Agitation in Steiermark, Kärnten, Görz und Istrien durch angemessene Verwaltungsmaßregeln ein Ziel zu setzen, so ist der Kernpunkt der deutschnationalen Forderungen in den südlichen Provinzen erledigt. Alles Andere kann weiteren Abmachungen überlassen werden. Es ist auch gar nicht daran zu zweifeln, daß die Deutschklerikalen die Bundesgenossenschaft mit den Slowenen sofort aufgeben werden, wenn man ihnen in der Schulfrage nur einigermaßen mit Wohlwollen entgegenkommt. In dieser Richtung aber herrscht unter den Deutschnationalen

noch die größte Zerfahrenheit und deshalb werden sie voraussichtlich auch im neuen Abgeordnetenhause keine ausschlaggebende Rolle spielen.

Was unsere Wiener Antisemiten und „Vereinigten Christen" betrifft, so zeigen sie so viele Schattirungen als Kandidaten. Ueber die unterscheidenden Merkmale Aufklärung geben zu können, kann sich Niemand anmaßen. Es hat den Anschein, als wenn Herr D. Lueger den Zenith seines Einflusses bereits überschritten habe, weil schließlich auch der Vorrath seiner robusten Kampfmittel gegen den intelligenten Theil der Bevölkerung zu versiegen beginnt und eine endlose Reihe von Gemeinderaths- und Versammlungs-Skandalen langweilig werden muß. Gegenwärtig tritt bei vielen Wahlversammlungen der Holzcomment in seine Rechte. — Interessant ist in unserer Wahlbewegung nur die Kandidatur der Fürsten Alois Liechtenstein in einem Vorstadtbezirke mit antisemitischer Tendenz. Der Fürst hat die deutschklerikale Partei aufgegeben, weil er keinen Fortschritt ihrer Politik wahrnahm und sich überzeugt hatte, daß ihre Allianz mit den Slawen ein Mißgriff war, der ihr Verhältniß zu den deutschen Bauern der Alpenländer zu lockern drohte. Er will aber etwas bedeuten, will von sich reden machen, seine Standesgenossen durch extravagante Einfälle verblüffen. Nachdem seine unter ungewöhnlichen Umständen geschlossene Ehe mit einer Dame bürgerlicher Abkunft doch nicht länger als einige Wochen die „Gesellschaft" aufregend amüsiren konnte, so mußte der Fürst zu einem neuen Reizmittel greifen. Er zog aus den bischöflichen Residenzen, in denen er Politik zu treiben gewohnt gewesen war, in die Kneipen, in welchen die Kleingewerbetreibenden „vom Grund" den Weg zu Wohlstand und Unabhängigkeit suchen. Der Kontrast ist für ihn gewiß pikant, der neue Sport ein Gegenstand des Neides für die blasirten Clubgenossen von ehedem. Welche Ziele sich der Prinz gesteckt hat, ob es ihm gelingen wird, als Führer der Antisemiten ins Parlament einzuziehen und sich dort als Sozialreformer Geltung zu verschaffen, das wird die Zukunft weisen. Seine Wahl soll nahezu gesichert sein.

Die Gegner des Antisemitismus tragen nicht wenig dazu bei, wenn derselbe immer mehr Wurzeln in Kreisen schlägt, die bisher mit ihrer Gesinnung nicht hervorgetreten sind. Es muß doch nothwendig Widerwillen hervorrufen, wenn ein christlicher deutscher Kandidat sich um die Unterstützung der israelitischen Union bewirbt, wenn er selbst den „geheimen Antisemitismus" auszurotten verspricht und den Juden vorwirft, daß viele von ihnen „verschämte Antisemiten" seien, d. h. daß die Besseren unter ihnen sich selbst von den verderblichen Gewohnheiten und abstoßenden Tendenzen ihrer Race frei zu halten suchen. Es läßt sich nicht verhindern, daß ruhige und gutmüthige Menschen, die Niemandem Schaden zufügen wollen, die sich vor jeder Agitation, also auch von der gegen das Judenthum fernhalten, durch das Bestreben jener Liberalen aufgeregt werden, welche den Juden die Alleinherrschaft in der modernen Gesellschaft sichern und sie zu einem noch übermüthigeren Auftreten reizen wollen, als sie sich ohnehin schon zu erlauben belieben. *

Neues zur Schulreform. Die Petitionen der Techniker.

Die Decemberkonferenz beginnt ihre Wirkungen zu zeigen. Kurz nach Neujahr wurde angeordnet, daß der lateinische Aufsatz im Abiturientenexamen schon für den bevorstehenden Ostertermin wegfallen solle; und ganz neuerdings ist eine Verfügung des Kultusministeriums erschienen, in der die weitere Konsequenz gezogen wird, daß nun „auch die Vorbereitung darauf in Hausaufsätzen überflüssig geworden ist und fernerhin zu unterbleiben hat". Die Todten reiten schnell. Man erinnert sich der Emphase, mit der noch vor wenigen Monaten von einflußreichen Vertretern des Gymnasiums versichert wurde, der Fortfall des Prüfungsaufsatzes sei ja vollkommen vereinbar mit einer weiteren, nun erst recht freien und wirksamen Pflege des Lateinschreibens in den Jahren des Unterrichts. Es ist anders gekommen. Daß es in Zukunft keine Sprache geben soll, die auf dem Gymnasium gründlich getrieben wird, an der die Schüler denken lernen, darüber kann jetzt kein Zweifel mehr sein. Am meisten haben die Freunde des Deutschen Ursache, die vollzogene Aenderung zu beklagen; denn durch das gewaltsam verstärkte Gewicht, das der deutsche Aufsatz als Zielleistung bekommt, wird die freie Bewegung des Unterrichtes, von der sich gerade in diesem Fache noch ein gewisser Rest erhalten hatte, vollends eingeschränkt werden. Und doch hätte sich aus dem wunderlichen Ansturm gegen die lateinischen Aufsätze, dem die Regierung nun mit einem Schlage nachgegeben hat, sogar eine segensreiche Wirkung ableiten lassen, wenn man sich entschlossen hätte an dieser Stelle den Anfang zu machen mit der Erfüllung des dringenden Wunsches, der u. a. in der Januarkorrespondenz der „Preußischen Jahrbücher" ausgesprochen war, daß in der Wahl des Weges, der zur Bildung führt, „den einzelnen Schulen die allergrößte Latitüde verstattet" werden möchte. Das Gegentheil ist geschehen: man hat nicht etwa bloß denjenigen Lehrern, die überzeugt sind, daß freie lateinische Arbeiten keinen erheblichen Nutzen gewähren, erlaubt fernerhin davon abzusehen, sondern man hat zugleich denen, nach deren Ueberzeugung solche Uebungen für ein lebendiges Erfassen der fremden Sprache unentbehrlich sind, verboten sie anzuwenden. So werden wir immer aufs Neue daran erinnert, wie die Erstarrung des Erziehungswesens in Preußen fürs erste noch in der Zunahme begriffen ist, und wie wenig Hoffnung unter gegenwärtigen Verhältnissen bleibt, daß „der Pädagogik die Lebensluft, die Freiheit zurückgegeben" werden könnte.

An der schmerzlichen Genugthuung, daß die von uns geäußerten Besorgnisse keine übertriebenen waren, fehlt es auch sonst nicht. Das Schlagwort der Schulkonferenz war: Beseitigung des Realgymnasiums. Ihre Zusammensetzung machte den Eindruck, „als ob die Unterrichtsverwaltung alle Säulen des Gymnasialmonopols zusammengestellt hätte, um es zu stützen". Und wie sind ihre Beschlüsse von den Anhängern der Realschulbildung aufgenommen worden? Mehrere unter ihnen, wie Bernhardi in „Stahl und Eisen" konstatiren mit herzlicher Befriedigung den Sieg ihrer Sache. Die „Zeitung

für das höhere Unterrichtswesen Deutschlands" meint geradezu, daß „in der Seele des extremsten Realschulmannes wohl kein Wunsch zu entdecken sein würde, der in den Konferenzbeschlüssen nicht erfüllt wäre". Wenn hinzugefügt wird, es seien Beschlüsse, „zu denen Männer wie Jäger, Uhlig, Albrecht, Kropatscheck, Graf, Schrader, Schiller nicht aus eigenem Antrieb kamen, zu denen sie nur ein so mächtiges Wort wie das des Kaisers bringen konnte", so ist dies ein Vorwurf, der sich weder beweisen noch widerlegen läßt. Darin aber haben die Gegner der klassischen Bildung nur allzu recht: die nicht gewollte aber thatsächliche Tendenz der gefaßten Beschlüsse ist die, das Gymnasium zu zerstören, indem ihm seine privilegirte Stellung zwar künstlich bewahrt, es selbst aber allmählich, und kaum noch allmählich sondern mit immer wachsender Geschwindigkeit, von innen heraus in ein Realgymnasium verwandelt wird.

Aber je drohender die Gefahr herandrängt, desto weniger vermögen wir den Glauben aufzugeben, daß doch endlich auch die Freunde unserer Sache die Augen öffnen müssen, um zu erkennen, wohin wir treiben, um einzusehen, daß eine Lebendig-Erhaltung des Gymnasiums als eigenthümlicher Schulart nur möglich ist auf dem Boden der vollen äußeren Gleichberechtigung zwischen den drei Schwesteranstalten. Und wenigstens einen Ansatz zu dieser Erkenntniß finden wir sogar in den Beschlüssen der Berliner Konferenz. Von den zu Frage 13 angenommenen Thesen lautet die letzte: „Bei der unumgänglichen Neuregelung des Berechtigungswesens ist zu erstreben, daß eine möglichst gleiche Werthschätzung der realistischen Bildung mit der humanistischen angebahnt werde." Freilich ist hier der Ausdruck durch dreifache Fesseln eingeengt (erstreben, möglichst, angebahnt); und, was schlimmer ist, zu dem Gedanken selber stehen die vorhergehenden Einzelbestimmungen in innerem Widerspruch. Sie lauten: „1) Das von einem Gymnasium ausgestellte Reifezeugniß berechtigt zu sämmtlichen Fakultätsstudien und zur Zulassung zu den diese Studien voraussetzenden Prüfungen für Aemter im Staats- und Kirchendienst einschließlich des medicinischen Berufs, sowie zu dem höheren Berg-, Bau-, Maschinenbau-, Schiffbau-, Post- und Forstfach. Für die Studien auf den technischen Hochschulen ist das von einem Gymnasium ausgestellte Reifezeugniß durch den Nachweis hinreichender Fertigkeit im Zeichnen, eventuell hinreichender Kenntnisse in Mathematik und Naturwissenschaften, zu ergänzen. — 2) Das von einer auf neun Jahreskurse berechneten Schule realistischen Charakters ausgestellte Reifezeugniß berechtigt zum Studium an technischen Hochschulen sowie zu dem höheren Berg-, Bau-, Maschinenbau-, Schiffbau-, Post- und Forstfach und, wenn an diesen Anstalten Unterricht im Lateinischen ertheilt wird, auch zum Universitätsstudium der Mathematik und der Naturwissenschaften. Für die unter 1 bezeichneten Fakultätsstudien und Prüfungen ist das von einer auf neun Jahreskurse berechneten Schule realistischen Charakters ausgestellte Reifezeugniß zu ergänzen durch den Nachweis hinreichender Bildung in den alten Sprachen." — Diese beiden Paragraphen sind der Anlaß zu einer lebhaften Bewegung im Kreise der Beamten des Baufaches geworden.

Eine von dem Architekten- und Ingenieurverein zu Hannover an den Minister der öffentlichen Arbeiten gerichtete Petition (vom 25. Januar d. J.) sagt vollkommen zutreffend: „Die Nachprüfung der Gymnasialabiturienten soll im Zeichnen und eventuell in der Mathematik und den Naturwissenschaften erfolgen, in drei Fächern, welche auf dem Gymnasium, wenn auch nicht im gleichen Umfange wie auf der Oberrealschule, mit Eifer getrieben werden, zumal nach den Beschlüssen der Konferenz eine Verstärkung des bisherigen gymnasialen Zeichenunterrichtes in Aussicht genommen wird. Es wird daher diese Nachprüfung voraussichtlich eine rein formelle Bedeutung haben; auch scheint nach der Einfügung des Wortes „eventuell" beabsichtigt zu sein, bei tüchtigen Leistungen von der Nachprüfung in Mathematik und Naturwissenschaften überhaupt abzusehen. Die Nachprüfung der Oberrealschulabiturienten soll sich dagegen auf zwei außerhalb des Lehrplanes liegende alte Sprachen beziehen, deren Pflege der Haupttheil der Thätigkeit des Gymnasiums während der neunjährigen Schulzeit gewidmet ist. Eine derartige Prüfung zu bestehen wird der Abiturient der Oberrealschule in den seltensten Fällen in der Lage sein. Der faktische Zustand wird daher zweifellos für die Folge wie bisher der sein, daß der Gymnasialabiturient zu allen Studien an der technischen Hochschule wie an der Universität berechtigt ist, der Oberrealschulabiturient im Wesentlichen nur zu dem Studium an der technischen Hochschule und noch zu einigen andern technischen Fächern." — Diese Klage ist leider berechtigt. Die Gleichmäßigkeit in der Behandlung der beiden Schularten und der ihren Abiturienten auferlegten Nachexamina ist wirklich eine bloß scheinbare; der Sache nach ist das Gymnasium als die Schule ersten Ranges hingestellt, besonders dadurch, daß auf ihm allein die Berechtigung zum Universitätstudium erworben werden kann, selbst zu dem der Aerzte, Mathematiker und Naturforscher, bei denen die sachliche Zweckmäßigkeit der Vorbildung auf einer Realschule außer Zweifel steht. Für die Bestimmungen über die Zulassung zu diesen Berufszweigen können nur gesellschaftliche und Standesrücksichten maßgebend gewesen sein; deshalb darf man es den Architekten und Ingenieuren nicht verdenken, wenn sie dieselben Rücksichten für sich geltend machen. Trotzdem müßten wir es aufs lebhafteste bedauern, wenn der Wunsch des Vereines zu Hannover, daß in dem Ressort der öffentlichen Arbeiten „zu den Prüfungen im höheren Staatsdienste die Oberrealschulabiturienten nicht zugelassen werden" möchten, in Erfüllung ginge. Dadurch würde für immer der schwere Schade befestigt werden, den die Prüfungsordnung für das Baufach vom Jahre 1886 dem höheren Schulwesen zugefügt hat*). Auch der unter dem 2. Februar d. J. an den Minister gerichteten Bitte des Architektenvereins zu Berlin um „Abwendung abermaliger Aenderung in den bestehenden Vorschriften für die Ausbildung im höheren Baufache" können wir nicht zustimmen. Denn in dieser Bitte ist die Thatsache ignorirt,

*) Vgl. die früheren Ausführungen in dem Aufsatz „Die Gefahr der Einheitsschule", Preuß. Jahrb. 63 (1889) S. 10ff.

daß die Organisation der höheren Schulen selber starke Aenderungen erfahren wird, zu denen dann doch die leitenden Behörden in den einzelnen Verwaltungszweigen bei der Formulirung ihrer Ansprüche Stellung nehmen müssen. **Wir** können nur einer Petition Erfolg wünschen, welche dahin geht, daß die Abiturienten der Oberrealschule nicht nur zu den technischen Fächern, sondern zu allen höheren Berufsarten mit Einschluß derjenigen, auf welche die Universität vorbereitet, ohne Nachprüfung zugelassen werden. Im Grunde ist es doch auch ein seltsames Schauspiel, daß die Anerkennung der realistischen und modernen Bildung von eben den Männern bekämpft wird, in deren glänzenden Leistungen sie ihre höchsten Triumphe feiert. C.

Die unzufriedene Stimmung.

Die Leute raisonniren und haben keinen Grund.

Warum raisonniren die Leute?

Erstens ärgert sie die Invaliditätsversicherung. Da ist ihnen das Geld zu schade, das Kleben zu mühsam, und sie wissen nicht, wen sie versichern sollen. Dieses Raisonniren ist völlig unschädlich. Wer über einige historische Bildung verfügt, mag sich im Gegentheil wundern, daß eine so ungeheure Institution mit solcher Leichtigkeit und ohne jeden thatsächlichen Widerstand ins Leben eingeführt werden konnte. Wie viel Generationen hat es gedauert, ehe die allgemeine Schulpflicht zur Thatsache geworden ist! Wie hat die patriotische preußische Bevölkerung protestirt und rebellirt (in den landläufigen Geschichtsbüchern schweigt man freilich darüber), als nach dem Abschluß der Freiheitskriege die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde! Daß die gesammte deutsche Arbeiterbevölkerung sich die Lohnabzüge für die Invaliditätsversicherung so ruhig hat gefallen lassen, ist vielleicht, so paradox es klingt, ein Verdienst der Socialdemokratie. Ein sehr großer Theil der Arbeiter steht ja auf dem Standpunkt, nicht zu glauben, daß ihnen je etwas von diesem Gelde wieder zu Gute kommt; sie sehen darin nichts, als eine schändliche neue Steuer, eine Steuer, die wohlgemerkt für Deutschland auf 120 Millionen Mark veranschlagt wird, während die ganze Einkommensteuer in Preußen bisher einige 40 Millionen eintrug. Hätten wir nun keine organisirte socialdemokratische Partei, so wäre es doch wahrscheinlich in dieser oder jener Fabrikstadt zu Krawallen gekommen. Aber gerade diese gefährlichen Orte sind auch gleichzeitig oft die Sitze der Socialdemokratie, und diese weiß wohl, besonders seit sie die starke Hand des Staates im Sozialistengesetz gefühlt hat, daß es ihr höchstes Interesse ist, Gewaltthätigkeiten zu vermeiden. Auch haben die Herren in ihren eigenen Agitationsreden doch nicht ganz unterdrücken können, daß in diesem Gesetz ein Körnchen von ihrem Geiste stecke, und schon die kleinste Concession in dieser Richtung verhindert, daß die Leidenschaften zu der Siedehitze treiben, die die Gewaltthätigkeiten reift. Denken wir uns an Stelle des socialdemokratischen Agitators den früheren reinen Aufwiegler, der auch nicht den Schein eines

positiven Strebens hat, sondern die Leute blos reizt, sich gegen eine momentane Unbequemlichkeit, deren zukünftigen Segen sie nicht einsehen, aufzulehnen, so würde der erste Lohnabzug gewiß zu der Erregung einiger Unruhen benutzt worden sein.

Zweitens hat Unzufriedenheit hervorgerufen die Landgemeindeordnung. Auch diese Beunruhigung ist vorübergehend und unschädlich. Von der Kreisordnung bestreitet schon heute nicht nur kein vernünftiger, sondern überhaupt kein Mensch mehr, daß sie den Conservativismus im Lande nicht geschwächt, sondern wesentlich gestärkt hat. Ganz ähnlich wird es mit der Landgemeindeordnung gehen, sobald sie nur angefangen hat, praktisch zu werden.

Da ist drittens die Sperrgeldervorlage, die allenthalben in protestantischen Kreisen Unwillen erregt hat. Sehr mit Recht, das geben wir zu, aber mit der Zeit wird die öffentliche Meinung doch auch lernen, den Unwillen dahin zu richten, wohin er in diesem Falle gehört, nämlich nicht gegen die Regierung, sondern gegen die deutsche Wählerschaft. Das fehlte auch noch, hat ein gut gesinntes Blatt gegen unseren Sperrgelderartikel im vorigen Heft ausgerufen, daß das Centrum mit seinem ganzen antinationalen Anhang von Franzosen, Polen und Welfen bei uns die Regierung beherrschte! Es ist auch uns schmerzlich genug. Als Gegenmittel wüßten wir aber nur der Reichsverfassung einen neuen Paragraphen hinzuzufügen, „die Stimmen derjenigen Parteien, die nicht auf nationalem Boden stehen, werden bei der Abstimmung nicht mitgezählt; wer national ist, bestimmt die Regierung." So lange wir diesen Paragraphen nicht haben, oder das Volk nicht andere Abgeordnete wählt, wird die Regierung wohl auch nicht umhin können, der stärksten Partei in der Volksvertretung auf die eine oder die andere Weise zu Willen zu sein.

Es folgt die Colonialpolitik der Regierung. Alle Freunde der Colonialbewegung sind betrübt und entrüstet, daß die Regierung sich nicht nur nicht an die Spitze dieser großen nationalen Bestrebung stellt, sondern im Gegentheil sie nach außen matt verficht, und sogar im Volke selbst den edlen Enthusiasmus, der sie geschaffen hat und trägt, zu dämpfen und niederzuschlagen sucht. Es ist bei auswärtiger Politik für den Mitlebenden ungemein schwer, zu entscheiden, ob im Einzelnen Fehler gemacht werden. Die eigentlichen Intima der Verhandlungen und die letzten Beweggründe entziehen sich ja fast immer unserer Kenntniß. Wir sagen deshalb nicht, daß die Regierung keinen Fehler gemacht habe, wir wagen aber auch nicht, sie zu verdammen. Seit Oberstlieutenant Wagner in diesen Blättern den hohen strategischen Werth Helgolands dargelegt hat, erscheint uns der deutsch-englische Vertrag schon in einem viel günstigerem Lichte. Die eifrigen Colonialfreunde raisonniren freilich: Helgoland war für die Engländer werthlos, folglich brauchten wir ihnen auch nichts dafür zu geben. Leider aber richtet sich in der Welt der Preis einer Sache nicht nach dem Werth, den sie für den Verkäufer, sondern den sie für den Käufer hat. Peters und Wißmann mögen sagen: unsere eroberten Königreiche habt ihr für kaum einen Flecken Landes dahingegeben. Wir sagen umgekehrt: eurer

Tapferkeit verdankt Deutschland diesen kostbaren Erwerb. Das mag man auch den Gegnern dieser Männer sagen. Wie es nun aber auch mit der poltischen Geschicklichkeit beim Abschluß des deutsch-englischen Abkommens stehen mag, sicher ist, daß die beiden entgegengesetzten Tendenzen, die einer entschlossenen, weitausgreifenden, Mittel und Gefahren nicht scheuenden Colonialpolitik, wie sie die Schöpfer und Anhänger dieser Bewegung vertreten, und die andere, einer vorsichtig tastenden, stets auf die Harmonie und die Eingliederung in die deutsche Gesammtpolitik bedachten Colonialbestrebung, wie sie die Regierung vertritt — daß diese Tendenzen für Deutschland heute beide naturnothwendig gegeben sind. Mit unverhohlenem Stolze hat einer der Vorkämpfer in der Colonialbewegung Herr Schröder-Poggelow Peters' prächtiges Buch über seine Emin-Pascha-Expedition*) mit folgenden Worten eingeführt: „Jedermann wird empfinden, daß die vielfachen glänzenden Triumphe, die Peters während seiner Expedition über die Engländer errang, gerade auf denjenigen Eigenschaften der naiven Kaltblütigkeit und vorurtheilslosen Berechnung beruhen, die wir an Old-England zu bewundern gezwungen sind. Wie sollte es uns verborgen sein, daß das eingeklemmte, engbrüstige, nervöse, akademisch verzerrte deutsche Wesen einen Wettkampf mit England nicht aufnehmen kann! Aber wir finden Trost und neuen Muth in der Erkenntniß, daß Old-England anders geworden ist, und daß wir auch im Begriffe sind, anders zu werden. Diese wohlthuende Ueberzeugung wird jeder Leser aus dem Peters'schen Werke und aus dessen Leistungen gewinnen. England war lange unser Lehrmeister, und zwar mit vollem Rechte, aber das deutsche Volk, dem die geschichtliche Entwickelung der letzten 20 Jahre die Gunst vergönnte, einige Thaten zu thun, ist zu einem ebenbürtigen Schüler herangereift, dem der Stolz der Selbstbestimmung nicht mehr entwendet werden kann. Wer wollte, wenn er klaren Blickes die Entwickelung der maßgebenden Kulturvölker überschaut, sich der Ueberzeugung verschließen, daß das Deutschthum in erster Linie zu einem Faktor in dieser Entwickelung bestimmt ist! Fremde Völker empfinden dies freilich intensiver als die alternden Gewalten in unserem eigenen Staats- und Kulturleben. Dies erklärt unseren Gegensatz gegen Männer wie Virchow und Caprivi. So gewiß aber, wie das Alte noch da ist, so gewiß kommt das Neue. Wir hadern deßwegen nicht mit dem Vorhandenen; Erziehung und die lange Schulung der Geduld haben in uns die Ehrfurcht vor gegebenen Faktoren bewahrt, und wir wünschen nicht, daß diese nöthige Tugend dem Volke der Deutschen abhanden komme. Das kann uns aber nicht hindern, mit hoffnungsfreudigem Muthe die Verschiedenheit der Atmosphäre zu bemerken, wie solche in den letzten kolonialpolitischen Reden unseres Reichskanzlers uns entgegentritt, und wie sie uns aus dem Peters'schen Buche anmuthet. Mit Befriedigung stellen wir fest, daß das nachwachsende Geschlecht sich in aufsteigender Linie bewegt."

*) Die deutsche Emin-Pascha-Expedition von Dr. Carl Peters. München und Leipzig. R. Oldenbourg. 1891.

Man mag über diese Sätze lächeln und man mag Peters und seinen Genossen dennoch freudig zurufen: Nur zu! Wir wissen, daß etwas Wahres ist an dem „eingeklemmten, engbrüstigen, nervösen, akademisch verzerrtem deutschen Wesen“, und wir freuen uns der frischen, jugendlichen Triebkraft, welche Raum schaffen will, wo das deutsche Wesen sich erweitern und die Brust noch freier athmen kann. Wir wissen aber darum ebenso gut, was das bisherige deutsche Wesen, obgleich mannigfach eingeschnürt, geleistet hat. Der Gegensatz ist nicht so groß, wie Herr Schröder-Poggelow meint. Aber er selbst und seine Freunde müssen an ihre Mission glauben, um sie erfüllen zu können. Spannen sie sich nur vor, reißen sie das deutsche Volk hinter sich her, aber wir wollen auch die Regierung nicht tadeln, wenn sie sorglich nach allen Seiten umschaut, daß wir nicht unversehens an irgend einer Felskante Schaden nehmen.

Es folgen die Arbeiterschutzgesetzgebung und der östreichische Handelsvertrag. Diese beiden Bestrebungen drohen weitverbreitete materielle Interessen zu verletzen; kein Wunder, daß in diesen Kreisen Unzufriedenheit gährt. Zuerst hat sich die Arbeitgeberfronde gebildet. Jetzt hat auch eine agrarische Fronde das Haupt erhoben. Als wir zuerst im vorigen Octoberheft auf die Gefahr hinwiesen, die in der Arbeitgeberfronde liege, daß ein Theil dieser Elemente vom Kartell zum Deutsch-Freisinn übergehen werde, entgegnete man uns, damit habe es nichts auf sich, da ja der Deutsch-Freisinn sich selber zu einer ganz extremen Arbeiterschutzgesetzgebung bekehrt habe. Die Thatsache ist richtig, aber die historische Erfahrung lehrt, daß jene Gefahr darum doch nicht ausgeschlossen ist: der Deutsch-Freisinn bleibt immer die Opposition und es ist oft genug dagewesen, daß Leute die Opposition nur um der Opposition willen unterstützt haben. Ein großes politisches Ereigniß ist auf diese Weise zu Stande gekommen. Bei den englischen Parlamentswahlen im Jahre 1830 unterstützten die extremen Tories die Whigs aus Rache gegen das Toryministerium, welches ein Jahr vorher die Katholikenemancipation bewilligt hatte. Dadurch wurden die Whigs so stark, daß sie die entscheidende Parlamentsreform von 1832 in Angriff nehmen konnten. Die Unterstützung „aus Rache“ braucht ja auch nicht einmal eine active zu sein; es würde genügen, wenn bei den nächsten Wahlen ein Bruchtheil der besitzenden Klassen in Industrie und Landwirthschaft sich grollend zurückhielte, um die Kartellvertreter im Reichstag auf einen kleinen Haufen zu reduciren und die deutschfreisinnige Partei gewaltig anschwellen zu lassen. Wenn dann die Regierung, constitutionell gebunden, den Versuch macht, vermöge immer weiterer Concessionen nach dieser Richtung unter Anlehnung an den Deutsch-Freisinn zu regieren, so gerathen die conservativen Elemente des Landes in immer größere Auflösung. Auf die Dauer aber kann die Regierung mit dem Radikalismus unmöglich auskommen; wenn sie aber endlich Halt ruft, wird es zu spät sein: sie hat selbst die festen Grundlagen des Regiments in Deutschland verlassen und zerstört und die schwersten inneren Wirren müssen die Folge sein. Von allen Seiten ertönt deshalb schon jetzt die

ängstliche Frage: was will die Regierung eigentlich? Ist das Liebäugeln mit dem Radikalismus Schein oder Wahrheit?

Um zu sehen, ob diese Besorgnisse begründet sind, muß man zweierlei untersuchen: die Natur des bevorstehenden österreichischen Handelsvertrages und die Natur der deutschfreisinnigen Partei. Dieser Handelsvertrag bedeutet nicht die prinzipielle Abwendung vom Schutzzoll zum Freihandel, schon deshalb nicht, weil es diesen prinzipiellen Gegensatz in der Praxis gar nicht giebt, und am wenigsten in Deutschland. Es ist rein eine Sache der Opportunität und der jedesmaligen Umstände, ob man Zölle einführen oder abschaffen, erhöhen oder erniedrigen will. In der vergangenen Periode schutzzöllnerischen Wirthschaftspolitik in fast allen Culturstaaten ist dieses System auf einen Punkt getrieben worden, den zu überbieten verhängnißvoll wäre. Wohl giebt es extreme Gruppen, die die Mauern noch immer weiter erhöhen und verstärken möchten, aber auf der andern Seite ist auch unter den bisherigen Anhängern der Schutzzölle weithin, in Frankreich nicht weniger als in Deutschland das Gefühl verbreitet, daß man es nicht auf eine wirthschaftliche Isolirung ankommen lassen dürfe. Man will nun Halt machen, man will hier und da vielleicht sogar Erleichterungen eintreten lassen.

Haben wir in Deutschland solche Erleichterungen nöthig? Es handelt sich hauptsächlich um die agrarischen Zölle. Die „Preußischen Jahrbücher" sind stets für diese Zölle eingetreten. Wir haben sie vertheidigt von dem Gesichtspunkt aus, daß es sich nicht um eine Erhöhung der überlieferten Preise sondern nur um ihre Conservirung handle und daß diese nothwendig sei, um zahllose grundbesitzende, namentlich die kleineren großgrundbesitzenden Familien in ihrem Besitz zu erhalten, und die Landwirthschaft selbst vor dem Schaden, den die Friktionen eines umfassenden Besitzwechsels mit sich bringen, zu bewahren. Von diesem Gesichtspunkt aus sind wir seiner Zeit nicht nur für 5 sondern sogar für 6 M. Zoll auf Roggen und Weizen eingetreten. Wir haben aber sofort hinzugefügt und der Herausgeber hat diesen Standpunkt persönlich im Reichstag verfochten, daß sobald die Preise wieder über den überlieferten Durchschnitt stiegen, der Zoll also nicht zur Erhaltung, sondern zur Bereicherung der grundbesitzenden Familien dienen würde, er wieder herabgesetzt werden müsse. Der landwirthschaftliche Minister hat darauf sofort zustimmend geantwortet. Ist dieser Moment nunmehr eingetreten? Wir können das eigentlich nicht sagen. Zwar steht der Roggenpreis 2—3 M. über dem damals angenommenen Durchschnitt und die Fleischpreise haben sich wesentlich erhöht, aber der Weizen ist noch immer billig, und jene Erhöhungen lassen sich durchaus noch nicht danach an, als ob sie dauernder Natur wären. Zum wenigsten könnte man es noch ein bis zwei Jahre ruhig mit ansehen, ob wir wirklich bereits an der Biegung des Weges angelangt sind.

Auf der andern Seite sind aber auch die Preise derartig, daß die Landwirthschaft eine mäßige Herabsetzung des Zolles etwa auf 3½ M. sehr wohl ertragen kann. Wenn sonst wesentliche Gründe für den österreichischen Vertrag

sprechen, so dürfte man über den Widerspruch der interessirten Kreise von dem allgemeinpolitischen Gesichtspunkt aus hinwegsehen.

Wenn man nun die auswärtige Politik für den Handelsvertrag ins Feld führt, so können wir darauf ein so sehr großes Gewicht nicht legen. Die Vortheile, die wir Oesterreich zugestehen, werden doch immer auch den andern Nationen vermöge der Meistbegünstigung zu Gute kommen und können also nicht dazu dienen den Dreibund besonders zu stärken. Eine Zollunion wie sie der Fürst Bismarck seiner Zeit als Ideal hinstellte, wäre ja etwas ganz anderes; aber davon ist zur Zeit nicht die Rede. Die Handelspolitik selbst muß den Ausschlag geben. Auch da können wir nun nicht finden, daß der österreichische Vertrag Deutschland direct so besonderen Gewinn in Aussicht stellt. Das österreichisch-ungarische und das deutsche Wirthschaftsgebiet sind sich im Ganzen und Großen sehr ähnlich. Gewiß gewährt jede Vergrößerung des Absatzgebietes der Industrie freiere Bewegung, aber durchschlagend ist dieser Vortheil nicht. Was die deutsche Production in Oesterreich-Ungarn etwa absetzt, könnte sie, wenn nicht in denselben, doch in verwandten Gegenständen auch in Deutschland absetzen, wenn ihr hier dafür die österreichisch-ungarische Concurrenz vom Halse gehalten wird, und umgekehrt. Unser Schutzzoll-System richtet sich hauptsächlich gegen die Staaten, die ganz andere Wirthschaftsbedingungen haben, als wir: Rußland, England, Amerika, Indien. Da Differentialzölle große Unzuträglichkeiten haben, so kann man nicht wohl anders als auch diesen Ländern die Herabsetzungen zu Gute kommen lassen. In großem Umfange durchgeführt würde das eine völlige Umwälzung unseres Wirthschaftslebens bedeuten. Es ist von vornherein ausgeschlossen, daß die Regierung das beabsichtigt. Es kann sich also bei dem Vertrage nur um verhältnißmäßig geringe Ermäßigungen bei vielleicht nicht sehr vielen Gegenständen handeln. Um eine solche *geringe* Ermäßigung würden wir in der That einen hohen Gewinn eintauschen, nämlich einen Damm gegen die Gefahr schutzzöllnerischer Uebertreibungen. Gelangt man jetzt nicht zu Handelsverträgen, so wird nach und nach in allen Staaten doch das extrem schutzzöllnerische Interesse die Oberhand behalten und eine wirthschaftliche Isolirung eintreten, unter der zuletzt alle gleichmäßig leiden. Umgekehrt würde der Abschluß eines Handelsvertrages zwischen Oesterreich und Deutschland die Basis einer Reihe ähnlicher Verträge bilden, die jedem Staate seinen Schutzwall lassen, aber der Industrie allenthalben den großen Vortheil gesicherter *Stabilität* gewähren. Das letztere ist eigentlich der entscheidende Punkt. Gerade für die Industrie ist es ja von großer Wichtigkeit, daß sie sich auf dauernde Verhältnisse einrichten kann. Nach Ablauf fast aller bestehenden Verträge aber würde ohne den Abschluß neuer die Industrie jedes Landes fortwährend von der Gesetzgebung aller anderen abhängig sein. Aus diesen Gründen ist in der That der Abschluß des Vertrages mit Oesterreich höchst wünschenswerth. Auch Frankreich würde sich zuletzt vermuthlich, um von den Staaten, mit denen es kündbare Verträge hat, nicht der Meistbegünstigung entkleidet zu werden, endlich dem allgemeinen

Zuge anschließen. Kommt der Vertrag zwischen Deutschland und Oesterreich nicht zu Stande, so könnten zwar immer noch andere Staaten ähnliche Verträge abschließen, die uns vermöge der Meistbegünstigungs-Clausel endlich auch zu Gute kämen, aber diese Clausel könnte uns dann ebenfalls vielfach gekündigt werden und wir würden dann wohl veranlaßt sein, nachzuhinken. Da ist es besser, Deutschland marschirt an der Spitze.

Sind diese Darlegungen richtig, so ergeben auch sie das Resultat, daß die Unzufriedenheit über den bevorstehenden Handelsvertrag in den agrarischen Kreisen als eine vorübergehende angesehen werden darf. Die Opfer, die zu bringen sind, sind so gering, daß sie bald verschmerzt sein werden. Freilich Lärm machen die Vertreter des Agrarierthums genug. Namentlich der freiconservative Abgeordnete Arendt (dem man freilich zu Gute halten muß, daß er auch als eifriger Colonialfreund sich verletzt fühlt) hat die Regierung in einer Art angegriffen, die sich an demagogischer Uebertreibung und Verdrehung völlig mit — nun wir wollen nicht hart sein und sagen: der Richterschen, aber doch der Tonart unserer Opposition auf eine Stufe stellen darf. Die energischen Worte, die der Kaiser persönlich an den brandenburgischen Provinziallandtag gerichtet hat, werden hoffentlich das Ihrige thun, diese Fronde wieder zur Vernunft zurückzuführen.

Wie steht es nun nach alle dem mit der Annäherung der Regierung an den Radikalismus, an die deutschfreisinnige Partei? Es ist richtig, daß das Einbringen der Landgemeindeordnung, die Vorsicht, vielleicht übertriebene Vorsicht in der Colonialpolitik, die Verhandlungen über den Handelsvertrag lauter Dinge sind in der Richtung der Deutschfreisinnigen. Also ganz natürlich, daß sie freundliche Gesichter dazu gemacht und der Regierung Beifall gerufen haben. Aber wie wir hoffen, daß das Murren und die Unzufriedenheit auf jener Seite vorübergehen werden, so wird auch sehr bald der Beifall auf dieser wieder verstummen. Aeußerst gefährlich ist freilich die Politik der Regierung. Fürst Bismarck hat seiner Zeit die besitzenden Stände für die Maßregeln und Opfer der Socialpolitik gewonnen, indem er ihnen gleichzeitig durch die Schutzzölle den Rücken stärkte. Dieses Mittel ist jetzt erschöpft, soll sogar wieder etwas reducirt werden und mit der opfervollen Socialpolitik soll es dennoch weitergehen. Das ist die eigentliche Abwandlung der Dinge in der Tiefe, welche die Zuckungen hervorbringt. Die sei es nun active oder auch nur passive Unterstützung der Opposition „aus Rache“ wird uns nicht geschenkt werden und die nothwendige Rückwirkung wird das weitere Wachsen der Macht des — Centrums sein. Die einzig mögliche Gegenwirkung gegen diese unangenehmste aller Erscheinungen bleibt die Nutzbarmachung eines Theiles der deutschfreisinnigen Partei. Wir haben diesen Gedanken seit den vorigen Wahlen verfochten und müssen an ihm festhalten, so wenig Erfolg er bisher gehabt hat. Wenn die Mäßigung der Schutzzölle uns dafür einige Hülfe von jener Seite zuführt, so würden wir sie darum um so mehr willkommen heißen. Man nenne das nicht Annäherung an den Radikalismus, die allerdings schlecht-

hin verderblich sein würde. Aber nur ein Theil der Deutschfreisinnigen, namentlich der Wähler im Lande, kann wirklich als „Radikale“ bezeichnet werden. Vielfach sind es ja dieselben Leute, die an der Seite der Regierung gefochten haben, als das Centrum und Herr Windthorst „Reichsfeinde“ waren. Alles kommt darauf an, die Herrschaft des Abgeordneten Richter in seiner Fraction zu brechen. Je mächtiger die Fraction wird — und es ist aus den angeführten Gründen leider wohl möglich, daß sie noch erheblich wächst — desto größer muß auch unter ihren Mitgliedern die Neigung werden, positive Politik zu machen. Sollte Deutschland so viel schlechter fahren, wenn der Stamm der Kartellparteien statt durch Centrums- zuweilen durch deutsch-freisinnig-secessionistische Stimmen zur Majorität ergänzt wird?

D.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Unter den dramatischen Novitäten des Februars haben besonders zwei die Aufmerksamkeit erregt; zunächst

Der neue Herr von E. v. Wildenbruch.

Das Stück hat sehr lebhaften Beifall gefunden, der aber wohl nicht so sehr dem poetischen Werth als dem patriotischen Inhalt gegolten hat. Es nach dem poetischen Werth oder nach der dramatischen Bedeutung zu beurtheilen wäre eine Ungerechtigkeit; es gehört zu den Werken, welche von einer Nation und besonders den noch mit Naivetät empfindenden Schichten derselben als patriotisches Anregemittel dankbar aufgenommen werden können; von Seiten des Dichters bedeuten sie ein Opfer, das schwerste, das er bringen kann, das Opfer seiner schöpferischen Freiheit, seiner Selbstherrschaft im Reiche der Phantasie. Und wenn er ein solches Werk im Hoftheater vor den Augen des Monarchen zur Darstellung bringt, so kann er vor der Rampe mit den Worten des Gladiators erscheinen: „Caesar, moriturus te salutat!"

Daß Wildenbruch das Hauptgewicht seines Stückes auf den Konflikt des „neuen Herrn", des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, mit dem Kanzler seines Vaters, Grafen Schwarzenberg, gelegt hat, beweist seinen Sinn für das Aktuelle. Indeß hat er zugleich den Takt des Dichters an den Tag gelegt, indem er direkte Parallelen mit der Gegenwart ausgeschlossen hat. Denn obgleich uns jener Kanzler als ein Mann von zäher, unbeugsamer Energie, unerschöpflicher Erfindungskraft und fast wunderbarer Leistungsfähigkeit geschildert wird, so hat er, der nur für sich gearbeitet, das Volk zertreten, schließlich Brandenburg an Habsburg ausgeliefert hat, doch nichts gemein mit dem Manne, der Preußen die Herrschaft über Deutschland gewonnen hat, — und ebensowenig das Schicksal des jungen Kurfürsten, der sich Schritt vor Schritt erst seine Herrschaft erobern muß, etwas gemeinsam mit dem Schicksale unseres regierenden Herrschers, der durch den großen Kanzler sich die Wege der Regierung geebnet fand wie kaum ein Hohenzoller vor ihm.

Während das Schauspielhaus den „Neuen Herrn" vorführte, erschien im Lessing-Theater

„Hedda Gabler" von Henrik Ibsen;

der schärfste Gegensatz zu jenem; ein Werk, das nur als Drama geschätzt werden kann, als eine technisch vollendete Handhabung der dramatischen Form. Die

glänzende Fertigkeit Ibsen's, Exposition und Handlung zu verbinden und dadurch alles Ermüdende der Ersteren zu vermeiden, die Schärfe, mit der er alles Ueberflüssige auszuscheiden und jeden kleinsten Bestandtheil zu einem nothwendigen vor- und rückwärtsweisenden Gliede in dem dramatischen Verlauf zu gestalten weiß, finden sich auch in „Hedda Gabler" bewährt. Trotzdem gehört es nicht zu den bedeutenden Schöpfungen Ibsen's. Nicht etwa weil darin keine so entschiedene These verfochten wird wie in anderen Dramen; eine solche These ist eher ein Hinderniß als ein Vortheil für das Drama; sondern deshalb, weil die psychologische Motivirung in dem Hauptcharakter nicht überzeugend ist. Es ist dem Dichter nicht gelungen, seine Intentionen zu völlig klarem Ausdruck zu bringen, und der Leser und Zuschauer bleiben in verschiedener Richtung auf das Mitdichten der eigenen Phantasie angewiesen. Wenn wir auf diesem Wege die Absichten Ibsen's zu errathen suchen, so scheinen die entscheidenden Worte, welche den Schlüssel zu den seltsamen Handlungen Hedda Gabler's bieten, uns in dem Wunsche zu liegen, daß sie „Macht über ein Menschenschicksal" gewinne. Hedda Gabler ist eine tragische Persönlichkeit, weil die Herrschsucht in ihr übermächtig ist und doch in ihr selbst die Hindernisse liegen, welche deren Befriedigung vereiteln. Die Apathie, welche in ihr alle Ausbrüche der Leidenschaft doch schließlich erstickt, läßt ihren Einfluß auf die Persönlichkeiten, die sie gepackt hat, doch nicht über eine gewisse Grenze gehen. Selbst über ihren Mann, den gutmüthigen „Fachmenschen", über den sie sich so weit erhaben fühlt, verliert sie diesen Einfluß zu Gunsten einer von ihr gleichfalls fast als Kind betrachteten Frau. Selbst dem Justizrath Brack gegenüber sieht sie sich aus der Stellung der gnädigen und hoffnungerweckenden Gönnerin plötzlich in eine bedrohte und abhängige Lage gebracht, die sie nicht zu ändern weiß. Das Entscheidende aber ist ihr Verhältniß zu dem wirklich sie fesselnden geistreichen Eilhart Lövborg. Hier ist es, wo sie ihre Macht erproben will, wo sie alle Kräfte daransetzt, wo sie zugleich in der Wahl der Mittel ihre volle Herzlosigkeit und schrankenlose Selbstsucht beweist. Auch dieser Versuch mißlingt; der völligen Verzweiflung preisgegeben sucht Lövborg nicht bei ihr, sondern im Tode seine Erlösung. Und sobald sie das Fruchtlose ihrer Mühe ererkannt hat, sucht sie nichts weniger als ihn vor diesem Ende zu bewahren, sondern bestärkt ihn in seinem Entschluß. Und den eigenen Selbstmord vollführt sie bald darauf, nicht aus Trauer um Lövborg, sondern von Ueberdruß an ihrem verfehlten, unbefriedigten Dasein getrieben.

Wie schon gesagt, wollen diese Andeutungen nur als ein Versuch gelten sich durch das kalte Nebelgrau dieses Charakters hindurchzufinden; unbefangener wird man sich an der Zeichnung der Mit- und Gegenspieler freuen; besonders an Jörgen Tesman, dem Gatten Hedda's, einer der erheiterndsten Gestalten, die Ibsen's Humor geschaffen. Dem komischen Element hat der Dichter in diesem Stück überhaupt mehr Raum gegeben als gewöhnlich; übrigens dabei auch manche niedrige Wirkung nicht verschmäht.

In die ganze Bitterkeit und Trübe dagegen, welche der nordische Einfluß in unsere moderne Poesie getragen, führen uns die Skizzen zurück, welche Ola Hansson unter dem Namen Paria's herausgegeben hat. (Berlin. A. Zoberbier 1890.)

Es sind nicht etwa die niedern Schichten des Volkes, welche nach der jetzt beliebten „humanitären" Betrachtung als die herzlos bedrückten Paria's uns vorgeführt werden; es sind die Ausgestoßenen, die in jeder Gesellschaftssphäre zu finden sind, sei es nun, daß sie sich gegen den Criminalkodex oder die gesellschaftlichen Ehrbegriffe vergangen haben. Und der Gesichtspunkt, aus dem der Verfasser das Schicksal dieser Paria's betrachtet, ist der Glaube an eine unwiderstehliche Naturnothwendigkeit, die das menschliche Handeln bedingt; „Fatalistische Geschichten" nennt er selbst diese Skizzen.

Scharfe Beobachtung und tiefe Empfindung finden hier einen charakteristischen, wenn auch öfters gesuchten Ausdruck. Aber selbst bei diesen fragmentarischen Schilderungen drängt sich der Eindruck auf, der bei einer ausführlicheren künstlerischen Behandlung noch zunehmen müßte, daß die Anschauung, die hier zu Grunde liegt, mit der Erzielung starker poetischer Wirkungen nicht vereinbar ist. Das psychologische Interesse ist für die meisten poetischen Werke unserer Zeit ausschlaggebend und es setzt den Begriff der Willensfreiheit voraus. Von jeher haben Dichter, welche bloß die Natur schildern wollten, als das glücklichste poetische Mittel es erkannt, die Natur zu vermenschlichen; wie sollte es der Aufgabe der Poesie entsprechen, nun gar den Menschen zum Naturwesen herabzudrücken!

In ganz anderer Weise hat Wolfgang Kirchbach in seinem Roman „Der Weltfahrer" (Dresden und Leipzig. E. Pierson 1891) den Gedanken der Naturbedingtheit des Menschen durchgeführt. Hier ist es nicht der drückende Zwang des allgemein herrschenden Gesetzes, sondern die innige Verwandtschaft des Menschen mit allen Lebewesen, die Analogie zwischen menschlichem Wollen und Kämpfen und der Anziehung und Abstoßung, die bis in die niedersten Gattungen der Schöpfung hinein waltet, — welche ein pantheistisch-schwärmender Dichter und Naturkenner uns vorführt. Es muthet uns wohl seltsam an, wenn der Verfasser selbst für die Schicksale und Kämpfe der Bakterien unsere Sympathien verlangt; aber selbst über solche Sonderbarkeiten hilft eine frische und originelle Erzählungsweise hinweg. In seinem Grundgedanken könnte man das Werk mit den „Sebalds" von Wilhelm Jordan vergleichen, denen es freilich an psychologischer Tiefe und philosophischem Reichthum nicht gleich kommt, die es aber im Geschick der Darstellung übertrifft. —

Der tendenziöse Charakter, der den meisten Werken der heutigen Literatur eignet, ist in dieser Uebersicht vielleicht allzusehr hervorgetreten; so möge zum Abschluß noch auf zwei Novellenbücher hingewiesen werden, die auf Tendenz glücklicherweise verzichten.

Rheinlandsagen benennt sich eine von C. Fischer-Sallstein herausgegebener Cyklus anspruchsloser Schiffergeschichten (Dresden und Leipzig.

E. Pierson), die sich durch eine merkwürdige Mischung von realistischem Lokalkolorit und poetischer Phantastik auszeichnen, aber die Reichhaltigkeit der Erfindung und Motivirung doch allzusehr vermissen lassen.

Unter dem Titel „Auf der Reise" hat Adolf Stern drei Novellen veröffentlicht (Dresden. L. Ehlermann 1891), von denen jede uns einen anderen Schauplatz mit jener eingehenden Kenntniß schildert, wie sie für eine plastisch wirkende Darstellung erforderlich ist. Ein interessanter psychologischer Vorwurf wird in jeder behandelt, und so wird es ihnen gewiß nicht an dankbaren Lesern fehlen. D. H.

Pädagogisches.

Die deutsche Schule und das klassische Alterthum. Eine Untersuchung der Grundlagen des gymnasialen Unterrichts von Arnold Ohlert. Hannover. Carl Meyer. 1890.

Unter den zahllosen Schriften, welche sich gegen unsere gegenwärtige Bildungsweise richten, ist diese eine der ernstesten und auch für den Gegner beachtenswerthesten. Der Verf. zeigt eine auf den verschiedensten Gebieten heimische Kenntniß der wissenschaftlichen und socialen Entwickelung; er ist von der allzu häufigen blinden Eingenommenheit gegen die klassisch-ästhetische Geistesrichtung weit entfernt und weiß diese als historisch werthvolle Phase zu schätzen; aber trotzdem ist seine Schrift eine drastische Warnung vor der Nachgiebigkeit gegen den so lebhaft sich äußernden Reformdrang. Er operirt überall mit dem Begriff des „Modernen"; von dem unvergleichlichen Werth des Ganzen, das er mit diesem Namen umfaßt, ist er felsenfest überzeugt; kein Zeitalter hat es so herrlich weit gebracht wie das unsrige; nicht von der Vergangenheit haben wir daher mehr zu lernen — sondern wovon? Von dem, was A. Ohlert für die Zukunft hält. Denn sein Bild des Modernen ist thatsächlich ein Zukunftsbild. Aus allerlei Ansätzen, Anfängen, die sich seinem Blicke zeigen, zieht er Schlüsse über den Charakter unserer Zeit und seine Weiterentwickelung, die sehr entschieden zu bestreiten sind. Als ob man aus dem ersten Keime, der dem Boden entsprießt, weissagen könnte, ob jemals daraus ein früchtetragender Baum werden wird! — Und die Schule sollte diesen unsichern Leitsternen folgen? sie sollte sich von den Grundlagen unserer Kultur lösen, welche einem großen Theil der Nation auch heute nicht als veraltet gelten? — Der Verfasser entwickelt sehr schön, wie sich der vor zwanzig bis dreißig Jahren herrschende krasse Materialismus überlebt habe und überwunden sei. Aber haben nicht die Vogt und Büchner und ihre unzähligen Propheten bis zu den Feuilletonisten der „Gartenlaube", damals des festen Glaubens gelebt, daß sie die unbezweifelbaren Vertreter des Fortschritts und der Zukunft seien, die nur von der Masse der Blödsichtigen noch für kurze Zeit verkannt würden! Wer weiß denn, was von den heutigen „leitenden Ideen" nach dreißig Jahren noch gelten wird! Daß

aber Homer und Sophokles noch gelten werden, dürfen wir nach einer zwei- bis dreitausendjährigen Geschichte annehmen, und von unseren deutschen Classikern können wir es wenigstens mit größerer Sicherheit behaupten als von irgend einer andern geistigen Macht in unserer nationalen Kultur. Auf den festen Grundlagen des Kulturbesitzes allein kann sich der Unterricht der jungen Generation vollziehen; nicht aber kann er an den Vor- und Rückschritten der strebenden Gegenwart, an dem ahnungsvollen Gang in die dunkle Zukunft theilnehmen, den erst eine künftige Generation rückwärtsschauend wird erkennen und würdigen können.

In diesem Sinne der Schätzung unseres Kulturbesitzes ist in einem kürzlich erschienenen Werke der deutsche Unterricht mit umfassender und gründlicher Kenntniß systematisch behandelt worden.

Der deutsche Unterricht. Eine Methodik für höhere Lehranstalten von Rudolf Lehmann. (Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung 1890.)

Die allgemeine Betrachtungsweise des Verfassers, die in dem deutschen Unterricht ein Mittel sieht „im Zeitalter der Realpolitik und der sozialen Fragen den deutschen Idealismus" der Jugend zu erhalten, ist ganz die unsrige. Seine speziellen Ausführungen zeugen von Erfahrung und praktischer Abwägung. In einem Punkte möchten wir ihm vorwerfen, nicht entschieden genug vorzugehen, — wenn er die Wiederherstellung des Unterrichts in der Litteraturgeschichte nicht bestimmt verlangt. Dieser Unterricht ist unentbehrlich. Mit beiläufigen Bemerkungen bei der Lektüre der Dichterwerke ist es nicht gethan. Der Verfasser sagt selbst in anderem Zusammenhang: „Es ist eine bekannte Erfahrung, daß aus solchen gelegentlichen Erörterungen nicht viel zu werden pflegt, und daß alles, was wirksam betrieben und ernsthaft behandelt werden soll, einen festen Platz im Unterrichtsgang haben muß". Der Schüler (und nicht allein er) bemißt seinen Respekt vor einer Arbeit nach dem Maße von Anstrengung, das sie ihn kostet. Und je mehr wir dem Verfasser darin zustimmen, daß nicht eine kritisch-ästhetische, sondern eine historische Würdigung der Dichterwerke Schülern darzubieten ist, desto mehr müssen wir betonen, daß dazu ein Unterricht in Litteraturgeschichte nicht entbehrt werden kann.

Zum Schluß machen wir hier auf die Biographie eines verdienten Schulmannes aufmerksam, die auf Grund eigenhändiger Aufzeichnungen verfaßt ist.

Dietrich Wilhelm Landfermann. Erinnerungen aus seinem Leben. (Leipzig. K. Bädecker 1890.)

Es ist das Leben und die Wirksamkeit eines festen, selbständigen, frei denkenden Mannes, der sich dennoch mit Pflichtbewußtsein und Arbeitsfreude in den regelmäßigen Lebensgang des Beamten gefügt und hineingelebt hat. Gleich so manchem anderen hat er in den zwanziger Jahren seine „Festungszeit" durchlebt, 1848 schwärmerische Hoffnungen gehegt und bekannt, und sie 1870 freilich in anderer Weise als er gemeint, aber doch mit voller Freude

und Befriedigung erfüllt gesehen. Diese Beziehung zu den großen Geschicken der Zeit gibt dem Lebensbild ein Interesse, das auch über den Kreis der rheinischen Provinz, der er in hervorragender Weise gedient, hinausreichen wird.

O. H.

Erwiderung.

Auf Karl Kochendörffers Aufsatz „Goethes Glaubwürdigkeit in Dichtung und Wahrheit" (Preuß. Jahrb. 1890 S. 539 ff.) erwidere ich in Kürze Folgendes:

Goethe äußerte nach Eckermann selbst später über die Friederiken-Episode, „kein Strich sei in ihr enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich, so wie er erlebt worden". Aehnlich urtheilte der Straßburger Schriftsteller Christ. Moritz Engelhardt, geb. 1775, ein Neffe und jüngerer Freund des Aktuars Salzmann, im Jahre 1838 über die Darstellung der Elsässer Erlebnisse, „Goethe lasse hier die Gestalten und Ereignisse im Gewande der Dichtung vorüberziehen, in treffender Wahrheit die Eindrücke und geistigen Wirkungen". Nach solchen Aeußerungen kann meines Erachtens von „Wahrheit des Inhaltes" in historischem Sinne nicht die Rede sein!

Wenn Kochendörffer ferner die Unmöglichkeit, daß Lenz im Sommer 1771 seine „Anmerkungen übers Theater" in der Salzmannschen literarischen Gesellschaft vorgetragen habe, durch die Behauptung zu beweisen sucht, Goethe und Lenz seien im Sommer 1771 nicht Mitglieder der Salzmannschen Gesellschaft gewesen, ja „jene vielbesprochene vom Aktuar Salzmann geleitete literarische Gesellschaft habe einfach nie existirt", so kann er dies gegenüber den Quellen nicht verantworten. Als solche nenne ich Isaak Haffners akademische Antrittsrede vom Jahre 1788 (s. Archiv f. Lit. VIII S. 357 ff.), des Gymnasialdirektors C. M. Fritz (geb. 1759, in Straßburg immatrikulirt 1773) Rede am Sarge des Aktuarius Salzmann vom 22. August 1812, Chr. M. Engelhardts Nekrolog zum Gedächtnisse Salzmanns, Morgenblatt 1812 und die auf dem Salzmannschen Nachlaß beruhenden Angaben Aug. Stöbers in seiner Schrift „Der Aktuar Salzmann" S. 20, 22 u. 33. Wenn Aug. Stöber auf solcher Grundlage S. 22 erklärt: „Größere Entwicklung scheint der Verein in den siebziger Jahren gewonnen zu haben. Hier finden wir 1770 und 1771 unter andern: Weyland, Engelbach, Mathieu, Ott, Lerse, Goethe, Jung-Stilling, Lenz, Meyer von Lindau, und als Gast Herder", so ist solchem Gewährsmann mehr zu glauben als Kochendörffers beweisloser Behauptung S. 557, „Herder habe niemals, auch nicht als Gast, einer Straßburger Gesellschaft angehört". Kochendörffer, der sich in Betreff der Salzmannschen Gesellschaft durch Goethes wohl absichtlich unbestimmt gehaltene Ausdrucksweise irreführen ließ, hat einfach die Salzmannsche literarische Gesellschaft mit der von Prof.

Müller geleiteten akademischen verwechselt, wozu ihm doch Aug. Stöber, der dieselben in seiner Schrift J. G. Röderer S. 142 ausdrücklich von einander trennte, wahrhaftig keine Veranlassung gegeben hatte!

Hat sich auch Prof. Elias Stöber, über dessen Bedeutung Harles „De vitis philologorum" 1772 IV S. 99—114 nachzulesen ist, in Betreff der Person des Dekans der juristischen Fakultät geirrt, so bezeugt doch seine hinsichtlich Goethes Dissertation gethane Aeußerung, „Goethe müsse, wie man fast durchgängig von ihm gläubt, in seinem Obergebäude einen Sparren zu viel oder zu wenig haben" eine in den Straßburger Universitätskreisen allgemeine Aufregung, die von Stöber nicht erdichtet sein kann. Denn, worauf mich ein betagter Altstraßburger, selbst Jurist, aufmerksam machte: Goethes Vertheidigung des Satzes „cujus regio, ejus religio" mußte als ein versteckter Angriff auf die zwar in der Kapitulation von 1681 verbriefte, aber bei Frankreichs Uebergriffen sehr ängstlich gehütete Religionsfreiheit der protestantischen Reichsstadt angesehen werden. Sich mit dem Unterfangen Goethes, den selbst Salzmann bei einer andern Gelegenheit „muthwillig" nennt, in irgend einer Weise zu bemengen, war bei dem damaligen ängstlichen, engherzigen und strengen Geiste der dem Rathe der Stadt fast sklavisch unterwürfigen Universität, in einem so patriarchalischen Gemeinwesen, in welchem allerorten Pasquille gewittert wurden, eine gefährliche Sache. Daß also der Dekan, der im Namen der ganzen Fakultät zu reden hatte, Goethe sogar aufgemuntert habe, die verpehmte Dissertation anderweitig drucken zu lassen, „um sich des Beifalls um so reiner und allgemeiner alsdann zu erfreuen", ist nicht glaubwürdig. Vielmehr läßt die Uebertreibung, welche sich Goethe an dieser Stelle zu seinen Gunsten gestattet, die dichterische Färbung des ganzen Berichtes ebenso erkennen, als wenn ihn in Betreff der Raphaelschen Teppiche die Straßburger Genossen versichern wollten, „auf seine Grillen würde die ganze Population Straßburgs und der Gegend, wie sie auch herbeiströmen sollte, so wenig als die Königin selbst mit ihrem Hofe jemals gerathen".

Straßburg i. Elsaß. Joh. Froitzheim.

Replik.

Wer die Einleitung, besonders S. 541, meines Aufsatzes gelesen hat, wird mir zugeben, daß die beiden Citate, die Froitzheim an die Spitze seiner Erwiderung stellt, weit entfernt mich zu widerlegen, nur dazu dienen können meine Ansicht über das Wesen von Dichtung und Wahrheit zu bestätigen. Wenn Engelhardt urtheilt (ich darf wohl seine Worte unverstümmelt wiedergeben): „In anscheinend bunter, in der That aber geschickt geregelter Mannichfaltigkeit läßt hier Goethe die Gestalten und Ereignisse im Gewand der Dichtung

vorüberziehen, in treffender Wahrheit die Eindrücke, die geistigen Wirkungen", so besagt er damit doch nichts anderes als was ich, nur mit anderen Worten, ausgesprochen habe. Er zeigt zugleich, daß auch seine Auffassung von Wahrheit nicht die kleinliche Froitzheims ist, nach welcher jede unbedeutende Einzelheit genau mit der Wirklichkeit übereinstimmen müßte. Der Unterschied zwischen Froitzheims und meinen Begriffen von der Wahrheit in Goethes Lebensgeschichte ist übrigens kein gradueller, sondern ein prinzipieller. Ich würde nicht die Feder ergriffen haben, um festzustellen, daß einzelnes trotz Froitzheims Zweifel so geschehen ist, wie Goethe es erzählt, sondern es galt mir Froitzheims ausgesprochene Absicht zu bekämpfen, Goethen der Unwahrhaftigkeit, der unehrlichen Gesinnung zu überführen. Froitzheim will beweisen, daß Dichtung und Wahrheit „Tendenzschrift" sei (S. 3), daß Goethe „der Versuchung nicht widerstanden habe, die Wahrheit zu seinen Gunsten im Kerne zu verändern" (S. 6) und unternimmt es „solche Verdrehungen der Wahrheit nachzuweisen" (ebd.). Es wäre sehr traurig, wenn Froitzheim Recht hätte. Denn den meisten Menschen fehlt Froitzheims glückliche Natur, dessen „Bewunderung des großen Künstlers sich steigerte, während sein Vertrauen in den Menschen durch Thatsachen erschüttert wurde" (S. 3). Ihnen geht mit der Achtung vor dem Menschen der reine Genuß seiner Werke verloren. Ich hoffe aber gezeigt zu haben, daß wer unbefangen und ohne die Absicht Goethen unlautere Motive in die Schuhe zu schieben an die Lektüre von Dichtung und Wahrheit herantritt von dem, was Froitzheim unlösbare Widersprüche und Tendenz nennt, nichts wahrnimmt.

Die Begründung für die Ablehnung der Dissertation Goethes durch die Fakultät, auf die Froitzheim von einem alten Straßburger Juristen aufmerksam gemacht wurde, ist gewiß richtig, nur ist sie nicht neu und trägt auch in keiner Weise zur Entscheidung bei, ob Goethe oder Stöber wahr berichtet. Denn daß die Fakultät die Dissertation ablehnte, erfahren wir von Goethe selbst, wie wir auch die Gründe aus den Worten herausfühlen, die Goethe dem Dekan in den Mund legt. Dieser benimmt sich übrigens, wie man sich bei solchen Gelegenheiten zu benehmen pflegt, indem er das Peinliche, dem Kandidaten seine Arbeit zurück geben zu müssen, dadurch etwas mildert, daß er ihm vorstellt, er könne sie ja als Privatmann drucken lassen. Wenn er sich dabei des Ausdruckes bedient, Goethe hätte sich alsdann des Beifalls um so reiner und allgemeiner zu erfreuen, so „bemengt er sich keineswegs mit dem Unterfangen Goethes", sondern spricht nur eine triviale Wahrheit aus, da ein geringer Beifall, der ja bei einem größeren Publikum möglich war, immer noch mehr ist als gar keiner. Der springende Punkt der ganzen Frage bleibt Stöbers Angabe von Goethes Drohung, und diese halte ich nach wie vor für falsch. Einmal weil Goethen nach allem was ich darüber beigebracht habe, gar nichts am Drucke lag, dann weil eine solche Drohung überaus thöricht gewesen wäre. Denn da Goethe doch nicht drohen konnte, die Abhandlung gegen den Willen der Fakultät als Dissertation durchzusetzen, so hätte er nur mit dem

Drucke als Privatarbeit drohen können und damit der Fakultät noch einen Gefallen erwiesen. Die Veröffentlichung der gefährlichen Schrift würde das ablehnende Votum der Fakultät vor dem von engherzigem und strengem Geiste beseelten Rathe der Stadt, dem sie fast sklavisch unterwürfig war, glänzend gerechtfertigt haben.

Betreffs der Gobelins in dem Straßburger Empfangspavillon bin ich in der Lage ein neues Zeugniß mitzutheilen, das ich Herrn von Loeper verdanke. Der Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg, der damals in Straßburg anwesend war, schreibt in seinen Aufzeichnungen: „Auf beiden Seiten des Saales waren Zimmer und Cabinette zum Gebrauch beider Höfe angebracht. Was aber meiner Gemahlin am meisten auffiel, waren die Gobelins, womit der Saal geschmückt war und auf welchen Gegenstände aus der römischen Geschichte zu sehen waren. Diese Gobelins waren eigens aus Paris gesandt worden*).“ Der Landgraf und seine Umgebung hat also nichts anstößiges an den Gobelins gefunden, ja er kümmert sich gar nicht darum, was sie darstellen, obgleich sie ihm ganz besonders auffallen. Er sieht in ihnen bloß ausgezeichnete Erzeugnisse der Kunst. „Daß Bilder etwas vorstellen, daß Bilder auf Sinn und Gefühl wirken, daß sie Eindrücke machen, daß sie Ahnungen erregen“, davon ist ihm so wenig bewußt, als den französischen Architekten, Dekorateuren, Tapezierern, so wenig als Goethes Gefährten, die darin Grillen sehen, so wenig als Marie Antoinette selbst. Denn was ich in meinem Aufsatze nur als möglich andeutete, daß die Baronin Oberkirch Goethen in Straßburg gekannt, von seinem auffallenden Benehmen vor den Gobelins gehört, und später in ihren Memoiren seine Aeußerungen mit Steigerung des dramatischen Effekts der Erzherzogin in den Mund gelegt habe, das ist mir zur festen Gewißheit geworden durch eine Stelle ihrer Memoiren, die ich in Froitzheims neustem Buche „Lenz und Goethe“ S. 96 Anm. 45 citirt finde: „Il (Goethe) a achevé ses études à Strasbourg. Il y était lors du passage de madame la dauphine, aujourd'hui notre reine bien aimée.“

Ich soll die Unmöglichkeit, daß Lenz im Sommer 1771 seine Anmerkungen übers Theater in der Salzmannschen literarischen Gesellschaft vorgetragen habe, durch die Behauptung zu beweisen suchen, Goethe und Lenz seien im Sommer 1771 nicht Mitglieder der Salzmannschen Gesellschaft gewesen, ja jene Gesellschaft habe einfach nie existirt. Das ist nicht ganz zutreffend. Erstens habe ich die Möglichkeit, daß die Anmerkungen zu jener Zeit vorgelesen sind, S. 557 zugegeben. Zweitens handelt es sich gar nicht um diese Möglichkeit oder Unmöglichkeit, sondern darum, ob Goethes Worte das bedeuten, was Froitzheim in sie hineinlegt. Froitzheim hat S. 67 behauptet, der Satz Goethes im

*) Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg und seine Familie. Aus Archinalien und Familienpapieren. Von Karl Schwartz. Bd. 2. Rudolstadt 1878. S. 23. In deutscher Uebersetzung mitgetheilt in der Straßburger Post, Febr. 1889.

11. Buche von Dichtung und Wahrheit: „Will Jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese den Aufsatz Herders über Shakespeare, in dem Hefte von deutscher Art und Kunst, ferner Lenzens Anmerkungen übers Theater", dieser Satz beweise, daß Lenz seine Anmerkungen übers Theater bereits im Sommer 1771 in Straßburg vorgelesen habe. Wenn es aber feststeht, daß Herders Shakespeare-Aufsatz erst nach seinem Straßburger Aufenthalte verfaßt ist (vgl. darüber auch Suphan, Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 2, 460 ff.), Goethe also nicht daran denken kann, ihn schon in Straßburg geschrieben sein zu lassen, so kann auch die im selben Athem gemachte Erwähnung von Lenzens Anmerkungen ebensowenig eine „deutliche Erklärung" dafür sein, „daß Lenz seine Anmerkungen im Sommer 1771 vorgelesen bevor noch Götz von Berlichingen geschrieben war". Da Froitzheim einen weiteren Beweis nicht beibringt, so wäre auch eine weitere Widerlegung an und für sich nicht nöthig gewesen. Ich glaubte aber doch ein übriges thun zu sollen und versuchte deshalb nachzuweisen, daß Goethe nicht Mitglied der sogenannten Salzmannschen Gesellschaft gewesen ist. Berechtigung zu dieser Annahme sah ich in dem Umstande, daß Goethe selbst nirgends diese Gesellschaft erwähnt, sondern stets nur von der Tischgesellschaft spricht. Hiergegen wendet Froitzheim ein, ich sei durch Goethes wohl absichtlich unbestimmt gehaltene Ausdrucksweise irregeführt. Da ist sie wieder, diese fast krankhafte Sucht, bei Goethe unter allen Umständen böse Nebengedanken vorauszusetzen! Wenn man nur irgend welchen plausiblen Grund wüßte, warum Goethe sich hier absichtlich unbestimmt ausgedrückt haben könnte? Zum Glück habe ich mich nicht auf Goethe allein verlassen, sondern S. 558 2 Stellen aus Jung-Stillings Lebensgeschichte abgedruckt, aus denen unzweifelhaft hervorgeht, daß Jung, der der Straßburger literarischen Gesellschaft beigetreten ist, nicht mit Goethe derselben Gesellschaft angehört haben kann. Aber auch Jung scheint nicht zu genügen, von dem doch Froitzheim S. 39 aussagt: „Ueberall, wo ich ihn prüfte, habe ich ihn durchaus zuverlässig gefunden!"

Die Frage ob Salzmann zu jener Straßburger Gesellschaft in solchem Verhältniß gestanden habe, wie bisher allgemein angenommen wurde, hängt mit dem Thema über die Glaubwürdigkeit Goethes nur lose zusammen. Wie sie entschieden wird, ist hierfür gleichgiltig. Froitzheim glaubt aber doch in seiner Erwiderung darauf einen Hauptnachdruck legen zu sollen und kommt zu dem Resultate, daß ich die Salzmannsche literarische Gesellschaft einfach mit der von Prof. Müller geleiteten akademischen verwechselt habe, „wozu ihm doch Aug. Stöber, der dieselben in seiner Schrift J. G. Röderer S. 142 ausdrücklich von einander trennte, wahrhaftig keine Veranlassung gegeben hatte!" Das ist lustig! Ich hatte nämlich gesagt, daß die Gesellschaft, zu der Lenz 1772 gehörte und über die er sich mit Salzmann brieflich unterhält, wobei Ott und Haffner als Mitglieder bezeichnet werden, dieselbe sei, in die Jung-Stilling 1771 eingetreten ist, der von Röderer und Ott als

Mitgliedern spricht. Und da Ott, Haffner, Röderer, Lenz und Jung allgemein und auch von Froitzheim als Mitglieder der Salzmannschen Gesellschaft angesehen werden, so wird Froitzheim auch nichts gegen meine Folgerung einzuwenden haben, daß die von Lenz und Jung erwähnte Gesellschaft dieselbe sei, welche überall die Salzmannsche genannt werde. Diese Salzmannsche Gesellschaft wurde 1775 unter Lenzens spezieller Betheiligung reorganisirt, und in ihrem Protokolle (das Froitzheim in seinem Buche: Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode 1770—1776 abgedruckt hat) finden sich neben den Obengenannten (Jung, der 1772 schon Straßburg verließ, ausgenommen) und Anderen als Mitglieder: Blessig, Johannes von Türkheim, Rudolf Salzmann und Prof. Müller. Nun erwähnt Stöber in der oben von Froitzheim citirten Stelle, die ich S. 562 in extenso mitgetheilt habe, einer Gesellschaft, die von Gymnasiasten gegründet, im Jahr 1767 ausgedehnt und Société de philosophie et de Belles-Lettres getauft wurde. Als Mitglieder führt er unter andern an Johannes von Türkheim, Rudolf Salzmann, Blessig und den Prof. Müller, letztern als Vorsitzenden. Er meint folglich die von Froitzheim erwähnte „vom Prof. Müller geleitete akademische Gesellschaft“. Da also die Mitglieder dieser „akademischen Gesellschaft“ oder auch Société de Philosophie et de Belles-Lettres zum Theil dieselben sind wie die der Salzmannschen Gesellschaft, da ferner Jungs Aeußerung „die sich die Gesellschaft der schönen Wissenschaften nannte“ (S. 558), die Uebersetzung des französischen Namens giebt, so meine ich nicht grundlos geschlossen zu haben, daß die „akademische Gesellschaft“ des Herrn Prof. Müller und die „Salzmannsche literarische Gesellschaft“ ein und dieselbe, und daß mithin der Aktuarius Salzmann an der Gründung dieser Gesellschaft ziemlich unschuldig sei. Darin besteht meine Verwechselung der akademischen mit der Salzmannschen Gesellschaft, die Froitzheim mir vorwirft!

Ich kann mich in meiner Ansicht durch die Berufung auf die Quellen nicht irre machen lassen. In ihnen ist nirgends zu lesen, Salzmann sei der Gründer oder Leiter der literarischen Gesellschaft gewesen. Daß er mit ihr Fühlung gehabt, auf die Mitglieder als väterlicher Freund und Berather geistig fördernd und zügelnd seinen Einfluß geltend gemacht habe, das in Abrede zu stellen kommt mir nicht in den Sinn. Aber ich behaupte zu dieser Vertrauensstellung und zu den Beziehungen zur literarischen Gesellschaft ist er durch seinen intimen Verkehr mit einzelnen Mitgliedern an der Gasttafel gekommen. Gegen meine Auffassung streiten weder die Nekrologe Salzmanns von Fritz und Engelhardt, noch die akademische Antrittsrede Haffners. Die letztere giebt vielmehr unzweideutig zu erkennen, daß Salzmann nicht Mitglied der literarischen Gesellschaft gewesen ist, in dem Satze: „Quotquot eramus tunc liberalioris aliquantum indolis ac ejusdem aetatis juvenes in eodem stadio decurrentes, ad unam eandemque metam tendentes, litterariam iniveramus societatem. Den Fünfzigjährigen zu den ejusdem aetatis juvenes zu zählen verbietet sich von selbst.

August Stöbers Salzmann-Biographie in dieser Frage, wie Froitzheim will, als Quelle anzuerkennen bin ich nicht im Stande. Allerdings schöpft Stöber aus Salzmanns Nachlaß, aber deshalb ist noch nicht alles, was er berichtet quellenmäßig. Das müßte Froitzheim am besten wissen, der in seinem Buche zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode S. 36 von der „Konfusion" handelt, „die sich Aug. Stöber in der Biographie des Aktuarius Salzmann mit den beiden Vettern gestattete". Was dem Nachlasse Salzmanns zu entnehmen war hat Stöber in seinen verschiedenen Publikationen getreulich zum Abdruck gebracht. Was darüber hinaus in seinen Schriften enthalten ist, besteht, wie eine jede literarhistorische Untersuchung, aus Schlüssen, die ob falsch oder richtig, keinen Anspruch auf das Prädikat Quelle machen können.

Kiel. Karl Kochendörffer.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Stähelin. Sommer und Winter in Südamerika. Reiseskizzen. Von Alfred Stähelin. Basel, Benno Schwabe. 3 Mk. 20 Pf.

Stähelin. In Algerien, Marokko, Palästina und am rothen Meere. Reiseskizzen mit 5 Karten. Von Alfred Stähelin. Basel, Benno Schwabe. 6 Mk. 40 Pf.

Stegemann. Die No. 12 der „Zeitschrift f. Handel u. Gewerbe", redig. v. Dr. Stegemann, enthält: Zwei internationale Congresse in England. Von J. Gensel, Leipz. — Die Einkommensteuer d. Aktiengesellsch., Bergwerksch. u. Genossensch. — Ueb. d. Entwurf eines Gebrauchs-Muster-Gesetzes. — Vermischtes. — Aus d. Bezirken d. Handelskammern. — Thätigkeit d. Handelskammern d. In- u. Auslandes. — Patentschau. — Bücherschau.

Tolstoj. Gesammelte Werke. Von Leo N. Tolstoj. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Berlin, Rich. Wilhelmi. Lief. 1 u. 2 à 60 Pf. (in ca. 95 Lief.)

Wedde. Gedenkblätter von seiner Schwester Theodora Wedde. Von Johannes Wedde. Mit zwei Lichtdruckbildern. Hamburg, Herm. Grüning. 1 Mk. 80 Pf.

Whistler. The gentle art of making enemies. London, William Heinemann.

Adler. Die Socialreform und das Theater. Von George Adler. Berlin, Walther u. Apolant.

Berner. Geschichte des preußischen Staates. Von Ernst Berner. München, Verlagsanstalt für Kunst u. Wissenschaft. III. Abth. Preis 2 Mk. vollständig in 8 Abtheil. à 2 Mk.

Boissevain. Le problème monétaire et sa solution. Von G. M. Boissevain. Paris, Guillaumin & Cie.

Brandenburg. König Sigmund und Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Reichs im fünfzehnten Jahrhundert. Von Erich Brandenburg. Berlin, Mayer u. Müller. Preis 4 Mk.

Bräutigam. Der Marschendichter Hermann Allmers. Sein Leben und seine Schriften. Eine Festgabe zu seinem 70. Geburtstage am 11. Februar 1891. Von Dr. L. Bräutigam. Oldenburg, Schulze'sche Hofbchh. Preis 75 Pf.

Die Kaiserliche Rede und die deutsche Schule der Zukunft. Vom Standpunkte eines jüngeren Fachgenossen aus beleuchtet. Berlin, Nicolai. Preis 60 Pf.

Eck. Die kirchliche Lage in den Baltischen Provinzen Rußlands. Vortrag gehalten auf der allgem. Pfarrkonferenz der evangelischen Geistlichen der Provinz Starkenburg von Samuel Eck, Pfarrer in Rumpenheim. Darmstadt, Johannes Waitz.

Eschenbach. Erbrechtsreform und Erbschaftssteuer. Ein Beitrag zum Bürgerlichen Gesetzbuch und zur Steuerreform. Von A. Eschenbach. Berlin, C. Heymann's Verlag. Preis 2 Mk.
Flössel. Volksbildung und Jugenderziehung mit Rücksicht auf die Zuchtlosigkeit unter der Jugend. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage durch systematische Jugendpflege von Ernst Flössel. Leipzig, Reinhold Werther.
Hartmann. Die Geisterhypothese des Spiritismus und seine Phantome. Von E. von Hartmann. Leipzig, W. Friedrich.
— Der Spiritismus. Von E. von Hartmann. Leipzig, W. Friedrich.
Hirschfeld. Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und seine Vorgänger. Nach Staatsacten, Tagebüchern und Korrespondenzen. 2 Bde. Von Ludw. von Hirschfeld. Leipzig, Duncker u. Humblot. Preis 15,60 Mk.
Imelmann. Klopstock's Oden ausgewählt und erklärt. Von Dr. J. Imelmann. Berlin, Nicolai. Preis 1,20 Mk.
Inama-Sternegg. Deutsche Wirthschaftsgeschichte des 10.—12. Jahrhunderts. Von Dr. K. Th. Inama-Sternegg. Leipzig, Duncker u. Humblot. Preis 13 Mk.
Knortz. Geschichte der Nordamerikanischen Literatur. 2 Bde. Von Karl Knortz. Berlin, Hans Lüstenröder. Preis 10 Mk.
Koch. Natur und Menschengeist im Lichte der Entwicklungslehre. Von Dr. R. Koch. Berlin, P. Hüttig.
Kuhlenbeck. Lichtstrahlen aus Giordano Bruno's Werken mit einem Stahlstich. Von Ludw. Kuhlenbeck. Leipzig, Rauert u. Rocco. Preis 3 Mk.
v. Leixner. 1888—1891. Sociale Briefe aus Berlin. Mit besonderer Berücksichtigung der socialdemokratischen Strömungen von Otto von Leixner. Berlin, Friedrich Pfeilstücker.
Moormeister. Das wirthschaftliche Leben. Vergangenheit und Gegenwart dargestellt für Schule und Haus. Von Dr. E. Moormeister. Freiburg i. B., Herder. Preis 1,80 Mk.
Peters. Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. Von Dr. Karl Peters. München, R. Oldenbourg. Preis geb. 16 Mk.
Post. Ueber die Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft. Von Alb. Herm. Post. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh. Preis 3 Mk.
Rintelen. Der Civilprozeß. Von V. Rintelen. Schlußlieferung. Berlin, O. Liebmann. Preis 2 Mk.
Scheichl. Bilder aus der Zeit der Gegenreformation in Oesterreich (1546—1618). Von Dr. Frz. Scheichl. Gotha, Fr. A. Perthes. Preis 1 Mk.
Stern. Auf der Reise. Drei Novellen von Adolf Stern. Dresden, L. Ehlermann.
Stommel. Sachwaltung oder Skandalprozeß? Von Kuno Stommel. Düsseldorf, Fel. Bagel. Preis 1,50 Mk.
Traumann. Sudermann's „Ehre" — Kunstwerk oder Mache? Eine zeitgemäße Betrachtung. Von Ernst Traumann. Heidelberg, G. Weiß.
Zöller. Die Universitäten und technischen Hochschulen. Von Egon Zöller. Berlin, Wilh. Ernst u. Sohn. Preis 5 Mk.
Zur Umgestaltung der preußischen Staatseisenbahnverwaltung. Berlin, Carl Heymann's Verlag.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Tarifpolitik und Arbeiterverhältnisse in den Vereinigten Staaten.

Von

J. Rosenstein.

I.

Wenn bei der Einführung der MacKinley-Bill in den Vereinigten Staaten sich zunächst mit großer Promptheit die oft beobachtete Erfahrung eingestellt hat, daß der Preis den heimischen Waaren sich alsbald auf nahezu, wenn auch nicht ganz denselben Betrag erhöhte, den der entsprechende Artikel von außerhalb bei der Einfuhr mit sich bringt, also eine ungeheuere Preissteigerung eintrat, so hat sich in Bezug auf die Rückwirkung der Zollerhöhung auf die Arbeitslöhne gezeigt, daß die Ergebnisse der amerikanischen Protecktionszölle keineswegs den Arbeitern zugute kommen werden. Der im Jahre 1888 erstattete offizielle Bericht stellte fest, daß die für Arbeit aufgewandten Kosten in keinem Verhältniß zu den für die einzelnen Industrie-Artikel bestehenden Zölle standen, daß die Löhne in den ungeschützten Industrien am höchsten, in den geschützten am niedrigsten waren*). Wie immer bei Tariferhöhungen, so ist auch dieses Mal wieder den Arbeitern gesagt worden, daß der Schutz der Industrie durch hohe Zölle ihre Löhne steigern würde. Kein Geringerer als der frühere Präsident Cleveland hat dies in seiner letzten Botschaft vom 3. Dezember 1888 als ein Trugbild bezeichnet; die seit Oktober v. J., seit Einführung der MacKinley-Bill gemachten Erfahrungen haben das im vollsten Maße bestätigt. Wenn die Jay Gould zugeschriebene Aeußerung richtig ist, daß der neue Tarif den Arbeiter zur Wirthschaftlichkeit erziehen werde, während sie sonst

*) Sir Lyon Playfair, Rede in Leeds über die MacKinley-Bill. Times 14. November 1890. Th. Barth, Die Präsidentenwahl und die Zollpolitik der Ver. Staaten. Berlin 1888. S. 23.

einmal im Jahre einen Anzug kauften, würden sie jetzt einen Anzug zwei Jahre tragen — so zeigt das, daß man auch auf protektionistischer Seite den Zusammenhang schon ganz richtig durchschaute, aber die Schlüsse nur im Interesse der eigenen Bereicherung, nicht in dem des Arbeiters zog. Die Arbeiter haben zunächst die durch den neuen Tarif veranlaßten hohen Preissteigerungen zu tragen, ohne daß die Löhne gestiegen sind. Mehrfach ist in Folge der durch die hohen Zölle hervorgerufenen Theuerung einer Minderung der Nachfrage eingetreten, die zu Lohnherabsetzungen führte*). Inzwischen hat die beispiellose Niederlage der protektionistischen Republikaner bei den letzten Kongreßwahlen gezeigt, daß man sich im Lande der durch den Hochschutzzoll geschaffenen unerträglichen Lage im vollen Maße bewußt geworden und nicht gesonnen ist, solche Zustände auf unbestimmte Zeit über sich ergehen zu lassen. Wenn man von der Campagne, die 1888 zur Wahl des Präsidenten Harrison führte, sagen konnte, sie sei eine „educational campaign“ gewesen**), so haben die Kongreßwahlen vom November v. J. den Kommentar dazu geliefert, indem sie eine schwerlich je wieder auszufüllende Bresche in die durch den gegenwärtigen Präsidenten verkörperten Riesenschutzzoll-Politik legten. Bereits jetzt wird von demokratischer Seite die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen, daß nach der nächsten Präsidentenwahl wieder Grover Cleveland an die Spitze der Nation treten werde. Die Anschauungen und Grundsätze, die er in seiner Botschaft vom Dezember 1888 verkündete, werden dann wieder maßgebend für die Politik der Vereinigten Staaten sein; sie mögen den Ausgangspunkt unserer Betrachtung bilden.

Die Zustände, in denen Cleveland die Hauptgefahren des Vaterlandes erblickte, sind unter dem Regiment seines Nachfolgers die herrschenden gewesen, sie haben zu dem Verdikt geführt, das in den Novemberwahlen die Niederlage der republikanischen Partei besiegelte und eine starke demokratische Majorität zunächst im Repräsentantenhause des Kongresses zustandebrachte. Jene Gefahren erblickte Cleveland vor Allem in der Entstehung von Kasten und Klassen innerhalb der Bevölkerung und in der dadurch bedingten faktischen Verletzung der Gleichberechtigung aller Bürger vor dem Gesetz. Große Monopole, Kombinationen und Anhäufung der Kapitalien, ein tolles Jagen nach Reich-

*) Aus den sehr zahlreichen hierin völlig übereinstimmenden Berichten der Blätter heben wir nur den Hamburger Korrespondenten, Mittagsblatt vom 24. Januar und die Magdeb. Zeitung vom 17. Januar 1891 hervor, besonders aber l'Economiste français, le mouvement économique et social aux Etats-unis Nummer vom 24. Januar 1891.

**) Barth a. a. O. S. 4.

thümern gaben den äußeren Schein der Größe, Wohlfahrt und Prosperität, während auf der anderen Seite sich in den Klassen der Arbeiterbevölkerung Armuth, Elend und Unglück verbreiteten. Zwischen Reich und Arm, zwischen Kapital und Arbeit erweiterte sich der Abgrund, ein Klassensystem bildete sich; von Gleichheit vor dem Gesetze konnte keine Rede mehr sein. Ein solcher Zustand war gleichbedeutend mit einem Kampf zwischen Unterdrückern und Unterdrückten; an die Stelle des früheren Patriotismus trat Geld- und Selbstsucht und beherrschte selbst die Gesetzgebungen. Weit bedenklicher als der für staatsgefährlich angesehene Kommunismus der bedrückten Arbeit und Armuth erscheint der Kommunismus des vereinigten Reichthums und Kapitals, unter dessen Herrschaft die freien Institutionen der Republik zu Grunde gehen und in eine Plutokratie ausarten müssen. Unstreitig würde die Kombination des großen Kapitals durch die Gesetzgebung begünstigt; einen klaren Beweis hierfür gewährt der hohe Schutzzoll auf alle nothwendigen Lebensbedürfnisse, der den reich gewordenen Fabrikanten schützt gegen den Import fremder billiger Waaren, so daß sie die höchsten Preise für ihre Fabrikate und Waaren verlangen und Reichthümer anhäufen; eine Konkurrenz unter sich und ein Unterbieten schließen sie aus durch Kombinationen und Kartelle, vermittelst welcher sie den Preis aufs Höchste schrauben, denn das Kapital ist raubgierig. Nachdem alsdann die schwere Belastung des Farmerstandes durch dieses Treiben hervorgehoben, wird der arbeitenden Klassen gedacht, welche man durch die trügerische Vorspiegelung, daß hohe Zölle auch hohe Löhne zur Folge haben, zu täuschen suchte, während sie für alle ihre Bedürfnisse die durch den Zoll gesteigerten hohen Preise zahlen müssen. Der zwischen den Protektionisten und ihren Gegnern entbrennende Kampf kann nur dahin führen, durch Zollherabsetzungen die Kosten der nothwendigen Lebensbedürfnisse zu vermindern und für die zu billiger Fabrikation nöthigen Rohmaterialien die Zölle zu beseitigen. — Diese Anschauungen, die jetzt wieder die herrschenden geworden sind, haben bei dem letzten Präsidentenwechsel die Wiederwahl Clevelands hintertrieben und die Partei ans Ruder gebracht, welche die gerade entgegengesetzten Ziele verfolgte. Die letzten Jahre in der Entwicklung der amerikanischen Industrie zeichnen sich aus durch das riesige und rapide Anwachsen der als „Trusts" bezeichneten streng zentralisirten und einheitlich geleiteten Unternehmerverbände, durch die ein großer Theil der verschiedenen Industrien monopolisirt ist. Die MacKinley-Bill ist eine Maßregel im Interesse dieser Trusts, und etwa 20 derartiger Unternehmerverbände werden als die wirklichen Urheber des gegen-

wärtigen Tarifs betrachtet. Ihnen mußte vornehmlich daran gelegen sein, den fremden Wettbewerb fern zu halten, denn dem Ausschluß desselben verdankten sie ihr Anwachsen und Gedeihen. Es war nur logisch, wenn die republikanischen Kandidaten bei den letzten Wahlen den Arbeitern weitere Einschränkungen in der Zulassung auswärtiger Arbeitskräfte durch Einwanderung zusagten und selbst eine hohe Besteuerung derselben in Aussicht stellten*). —

Die amerikanischen Arbeiter haben in der Tariffrage keinen sonderlich weiten Blick bewiesen. Sie sind, sicherlich zu einem starken Bruchtheil, keineswegs Gegner der Schutzzölle. Neun Zehntel des Ordens der Ritter der Arbeit mit ihrem Großmeister Powderly sollen selbst entschiedene Schutzzöllner sein. Sie fürchten von einem durch niedrige Zölle herbeigeführten Massenimport europäischer Waaren eine unheilvolle Rückwirkung auf einen großen Theil der amerikanischen Industrie: das Schließen vieler Fabriken, Sinken der Löhne, Unhaltbarkeit der Arbeiterorganisationen. Und auch auf solchen Industriegebieten, wo europäische Konkurrenz an und für sich nicht zu fürchten ist, sehen die Arbeiter mit Besorgniß einer Ueberfluthung des Arbeitsmarkts seitens solcher entgegen, die auf den unmittelbar betroffenen Industriegebieten beschäftigungslos werden. Auch die United Labor-Party oder Henry George-Partei, die sich auf das Programm dieses radikalen Freihändlers und Grundbesitzreformers stützte und zeitweise große Wahlerfolge hatte, ist rasch wieder in Rückgang gerathen**). Es kommt hinzu, daß trotz des Zusammenschwindens der Internationale und der eigentlichen Arbeiterpartei die großen Arbeiterorganisationen stark mit sozialistischen Ideen durchsetzt sind. Auf dieser Seite aber sah man, wie noch näher ausgeführt werden wird, in den Trusts sehr erwünschte Vorkämpfer gegen die freie Konkurrenz und für eine sozialistisch geregelte Produktion, die Vorarbeiter für die Unterminirung und erleichterte Expropriation des Kapitalismus. So stand man ihnen vielfach mehr exspektativ als feindselig gegenüber. Andererseits freilich ist bei dem rücksichtslosen Auftreten der Trusts, bei der stark aggressiven Tendenz der amerikanischen Arbeiterverbände, bei dem stets reichlich vorhandenen Zündstoff im Zusammenhang mit den Fragen des Arbeitslohnes und vor Allem der Arbeitszeit, namentlich aber bei dem sich immer gewaltiger entwickelnden Föderationsbestrebungen der einzelnen Verbände eine verschärfte Fortdauer der Konflikte zwischen Arbeiter- und Unter-

*) New-Yorker Handelszeitung vom 4. April 1890. — Rede Playfairs a. a. O.

**) Sartorius von Waltershausen, Der Sozialismus in Amerika. Berlin 1890. S. 344—351.

nehmerverbänden von selbst gegeben. Die Tariffrage, die in diesem Zusammenhang schon vielfach in die Diskussion gezogen ist, wird ohne Zweifel hierbei eine hervorragende Rolle spielen und in erster Linie für das Schicksal der Unternehmerverbände entscheidend sein, dann aber eben dadurch eine eingreifende Rückwirkung auf die Gestaltung der Arbeiterverbände ausüben. Unter welchen Verhältnissen treten Arbeiter wie Unternehmer in diese Phase ein?

II.

Jede Betrachtung amerikanischer Arbeiterverhältnisse*) hat davon auszugehen, daß sich die dortige Arbeiterbewegung auf einem niedrigeren ethischen Standpunkt befindet, als in England und dem überwiegenden Theile des europäischen Kontinents. Wenn hier zahlreiche angesehene und hochgebildete Männer sich mit ganzer Seele der Bestrebungen und Kämpfe der Arbeiter annahmen, die Sache derselben durch Belehrung und Anregung kraftvoll vertraten und förderten und eine den ganzen Stand hebende Einwirkung ausübten, so ist ein solches Moment in den Vereinigten Staaten keineswegs auch nur in einem annähernd so großen Umfang zur Geltung gelangt. Die Folge hiervon ist eine gewisse Isolirung der Arbeiter, eine größere Kluft zwischen ihnen und den Arbeitgebern, ein geringeres Maß von Rücksicht auf sie in der Gesetzgebung; Furcht und Haß sind die treibenden Gefühle in dem gegenseitigen Verhältniß jener beiden Bestandtheile der Nation, die sich im Uebrigen kaum noch verstehen**). Es ist augenblicklich kein Kongreßmitglied vorhanden, das als Arbeitervertreter zu bezeichnen wäre. Trotz aller Anläufe zu selbständiger politischer Parteibildung haben es die Arbeiter zu keinem machtvollen politischen Einfluß gebracht. Auch die Ritter der Arbeit, die mit einem sehr entschiedenen Programm auftraten und umfassende Reformen auf dem Gebiete der allgemeinen Landes- wie Arbeitergesetzgebung verlangten, haben einen nachhaltigen Einfluß nicht zu erlangen vermocht. Die Arbeiter haben bei Lokalwahlen und Countyämtern einige Erfolge errungen, auf der großen politischen Arena zählen sie nur wenig mit***). Trotzdem hat neuerdings wieder der Großmeister der Ritter der Arbeit Powderly die industriellen

*) Waltershausen, Die nordamerikanischen Gewerkschaften. Berlin 1886. — Derselbe, Sozialismus in Amerika. Berlin 1890. — Ely, the Labor movement in America. London 1890. — Washington Gladden, Social problems in the United States in Subjects of the Day No. 2. Socialism, labour and capital. London 1890.

**) Ely S. 113 u. 200.

***) Waltershausen, Sozialismus S. 323, 355. Gladden S. 182.

Genossenschaften des ganzen Landes eingeladen, sich an einer Konferenz für die Reform der nationalen Industrie zu betheiligen, welche im Frühjahr in Washington zusammentreten soll, um ein Programm aufzustellen, auf welches sich die Arbeiter bei den nächsten Wahlen stützen können. Der Erfolg bleibt abzuwarten, bis jetzt haben die Arbeiter nichts gegen die großen politischen Parteiorganisationen der Demokraten und Republikaner, nichts gegen die ungeheure ökonomische Machtfülle auszurichten vermocht, welche die Stimmen beherrschte. Mit Recht haben die Arbeiterführer die Frage aufgeworfen: „Was kann die Wahlagitation den Arbeitern nützen*)?" Jener schneidende Gegensatz mit dem wir Cleveland die Situation bezeichnen sahen, erscheint einstweilen in keiner Weise übertrieben.

Und nur um so höher muß man die Gewalt der die Stimmen beherrschenden Mächte anschlagen, wenn man ihr die gigantischen Organisationen der Arbeiter gegenüber stellt. Hierin liegt das zweite entscheidende Moment, das die amerikanische Arbeiterbewegung charakterisirt. Während bei den englischen Gewerkvereinen**) die Idee einer Föderation, so oft sie auch auf den Kongressen besprochen wurde, sich nicht recht durcharbeiten konnte und erst in jüngster Zeit durch die Anregung des „neuen" Trades-Unionismus der Verwirklichung näher gerückt erschien, namentlich auf dem Gebiete der zur Schiffahrt gehörigen Industrien, hat sich in den Vereinigten Staaten eine derartige Wandlung wesentlich früher vollzogen und ist zur Grundlage der gesammten Arbeiterorganisation geworden. Der stetige Fortschritt der Produktionstechnik, die steigende Ausbildung des Maschinenwesens, die immer weitergreifende Arbeitstheilung, welche den einzelnen Handgriff mehr und mehr an die Stelle des gelernten Handwerks setzte und so auf die Arbeiter nivellirend wirkte — Alles dies hatte nicht nur das Kleingewerbe aufgelöst, sondern bereitete auch der Entwicklung des berufsgenossenschaftlichen Gewerkschaftswesens gelernter Arbeiter so schwere Hemmnisse, daß die Arbeiter, um sich zu behaupten, zur Bildung neuer großer Verbindungen schritten, welche die entscheidenden Mächte der gesammten Arbeiterbewegung werden***). Namentlich nach den blutigen Mai-Ereignissen in Chicago, also nach 1886, hatte sich das Arbeiterkoalitionswesen, das einem rasch sich wechselnden Auf und Ab unterworfen war, wieder sehr gestärkt und gehoben. — Die größte der Arbeitervereinigungen war bisher der Orden der Ritter der Arbeit, der seit 1869 besteht. Er

*) Waltershausen a. a. O. S. 355.

**) George Howell, the conflicts of capital and labour. London 1890 p. 393.

***) Waltershausen, Gewerkvereine S. 109 ff.

war Mitte 1886 auf 750 000 Mitglieder angewachsen; dann trat ein Rückgang ein. Mitte 1887 zählten sie noch 585 000, im Jahre 1888*) 425 000 Mitglieder; auf der Jahreskonvention von 1889 in Atlanta waren noch 300000 Mitglieder durch 150 Delegirte vertreten, doch ist diese Angabe nicht sicher genug bezeugt, um als genaue Mitgliederzahl des Ordens zu gelten. — Sie nehmen alle Arten von Arbeitern und deren Organisationen auf, namentlich aber sammeln sie die beruflich nicht ausgebildeten Arbeiter. Sie haben deshalb keine berufliche Organisation, sondern machen das lokale Zusammenwohnen zur Vereinsbasis. Auch Nichtarbeiter finden bei ihnen Aufnahme, dürfen aber ein Viertel der Mitgliederzahl nicht überschreiten; direkt ausgeschlossen sind Advokaten, Banquiers und Spirituosen-Verkäufer, wie denn der Orden eine ausgesprochene Hinneigung zum Temperenzwesen hat. Ein nicht unerheblicher Bruchtheil des Ordens besteht aus Katholiken, deren kirchliche Bedürfnisse respektirt werden. Es ist bezeichnend, daß nach einigen Konflikten mit der römischen Kirche schließlich auf Verwendung des Kardinals Gibbons von Baltimore dem Orden ein tolerari posse von der Propaganda in Rom ertheilt wurde: Katholiken sollten eintreten dürfen, falls die in den Statuten enthaltenen sozialistischen und kommunistischen Wendungen verbessert würden. Wenn sie sich auch sozialdemokratische Agitation fern halten, so fehlt es auch bei ihnen nicht an Mitgliedern sozialistischer Gesinnung, die ein gemäßigtes Vorgehen verwerfen. „Wir vertheidigen das Dynamit nicht . . . wir billigen nichts Anderes als den Stimmzettel, obwohl es einmal zum Dynamit kommen mag.“ Der Gegensatz zwischen den Gemäßigten und den Radikalen hat wohl zweifellos zu dem augenblicklichen Niedergang des Ordens beigetragen. Von den Hauptzielen derselben ist hervorzuheben: Herbeiführung einer zweckmäßigen Arbeiterschutzgesetzgebung, der Schiedsgerichte und des Einigungsverfahrens, Beseitigung der die Arbeiter benachtheiligenden Gesetze, Reservirung des öffentlichen Landes für wirkliche Bebauer, Verhinderung von Kinder- und Gefängnißarbeit, Gleichstellung des Arbeitslohnes der Geschlechter bei gleicher Arbeit, Achtstundentag, Verstaatlichung der Eisenbahnen und Telegraphen. Ganz besonderes Gewicht wird auf das Kooperationssystem sowohl für Konsum wie für Produktion gelegt; hier haben sie eine gewaltige Thätigkeit entfaltet; nach ihrem Programm sollen kooperative industrielle Einrichtungen an die Stelle des Lohnsystems treten. Von einem ihrer Organe rührt das

*) Waltershausen, Gewerkvereine S. 153 ff. Socialismus S. 377 ff. Ely S. 75 ff., S. 185. Gladden S. 182.

Wort her: „Herab mit dem Strikefond, herauf mit dem Kooperationsfond." Indessen so zahlreich die Versuche waren, die sowohl von den Arbeitsrittern wie auf anderem Wege zur Einführung kooperativer Produktion gemacht wurden, so ist der Erfolg doch kein entsprechender gewesen*). Vom rein geschäftlichen Standpunkt war nach amerikanischen Begriffen in der Regel zu wenig zu holen. Viele Produktivgenossenschaften gingen rasch zu Grunde; andere, die besser einschlugen, wurden Aktiengesellschaften, die Zahl derer, die gediehen, ist klein. Unter ihnen ist in erster Linie die Genossenschaft der Böttcher von Minneapolis zu nennen, die allerdings Hervorragendes und Mustergültiges auf dem Boden des reinen Kooperativsystems geleistet haben. Im Ganzen und Großen aber ist der amerikanische Charakter für dieses System nicht besonders geeignet: das aufgeregte Rennen im industriellen Leben macht sie kleinen Versuchen gegenüber entweder ungeduldig und gleichgültig, und „sie sind kein Pfennige suchendes Volk". Uebrigens sind die Gewerkschaften im Allgemeinen keine Freunde der Kooperation und der Gewinnbetheiligung; sie befürchten hierdurch eine Entfremdung der Arbeiter gegenüber den Genossenschaften. — Auch die Verbindung, die von den Rittern der Arbeit mit der zeitweilig sehr bedeutenden, dann aber allmählich herunterkommenden Farmer-Vereinigung der „Grangers" angebahnt wurde, ist weder nach der einen noch nach der anderen Seite von einem dauernden Erfolge gewesen. Und ebenso scheinen auch jetzt die Aussichten für eine Verbindung mit der National farmers Alliance and industrial Union nicht sonderlich günstig zu sein. Die Erfolge, welche die Farmer bei den letzten Wahlen davon getragen, wo sie gegen 30 Vertreter in den Kongreß brachten, sollen zunächst dazu beigetragen haben, eine einigermaßen selbsüchtige Pokitik hervorzurufen. Allerdings ist hier zwischen den beiden großen Farmer-Vereinigungen zu scheiden. Die eine, die national farmers alliance hat ihren Hauptanhang in den Mittel-, West- und Nordweststaaten und verfolgt in erster Linie den Zweck, landwirthschaftliche Bildung zu verbreiten und kooperatives Verfahren beim Ein- und Verkauf der Produkte sowie einen möglichst billigen Waarenaustausch zu sichern; in ihrem politischen Programm sprechen sie sich mit größter Entschiedenheit gegen Monopole in jeder Form sowohl im Handel wie im Transportwesen aus. In dieser letzteren Beziehung steht die andere Vereinigung, die bereits erwähnte national farmers alliance and industrial union, die namentlich im Süden verbreitet

---

*) Franz von Schönebeck, Die Genossenschaften der arbeitenden Klassen in den Ver. Staaten bei Schmoller, Jahrbuch IV. Heft, S. 235 ff. Ely S. 167 ff.

ist, auf etwas anderem Boden. Sie möchte aus Regierungsmitteln Einrichtungen schaffen, die ausschließlich zu Gunsten der Farmer sind. Es sollen auf öffentliche Kosten Lagerhäuser für Baumwolle, Getreide, Taback hergestellt und die Waaren mit 50 pCt. von der Regierung mit einprozentigen Schatzbonds beliehen werden; nach einjährigem Lagern können die Waaren öffentlich verkauft werden, wobei der Ueberschuß den Eigenthümern zufällt; für solche Zwecke werden 50 Millionen verlangt*). Bei derartigen streng agrarischen Tendenzen durfte für Förderung von Arbeiterzwecken nicht sonderlich viel Interesse übrig bleiben und die Arbeitsritter haben von dieser Seite schwerlich viel zu erwarten. Der Orden hat jedenfalls für den Augenblick viel von seiner leitenden Stellung in der Arbeiterbewegung eingebüßt. Während früher bei allen Konflikten zwischen Arbeitern und Unternehmern sein Einfluß ein sehr weitreichender war und seine Vorschriften eine große Autorität nach beiden Seiten besaßen, haben die Arbeitsritter sich im letzten Sommer gefallen lassen müssen, daß die Delegirten der feiernden Bediensteten der New-Yorker Centralbahn das Eingreifen des Ordens sich höflich aber sehr entschieden verbaten. Daß der Orden übrigens keineswegs gewillt ist auf eine gewisse Führung in Arbeiterfragen zu verzichten, zeigt die von ihm neuerdings ergriffene Initiative für ein gemeinsames Wahlprogramm der Arbeiter.

Die stärkste Nebenbuhlerschaft ist den Arbeitsrittern in der American federation of labor erwachsen, die sich bis Ende 1886 als federation of organized trades bezeichnete**). Sie ist ein Verband von berufsgenossenschaftlichen Koalitionen, deren weitere Bildung sie eifrigst fördert. Ohne sich zunächst auf politische Organisationen einzulassen, stellt sie die Selbsthülfe der Arbeiter in den Vordergrund. Sie ist mit einer Mitgliederzahl von über 550 000 in das Jahr 1890 eingetreten. Ihr nächstes Ziel ist die Herbeiführung des achtstündigen Maximalarbeitstages, den sie als ersten Vorstoß zum Zweck der Emanzipation des Arbeiterstandes ansehen. Sie haben sich zu diesem Zwecke mit den Arbeitsrittern und den noch vereinzelt dastehenden großen Gewerkvereinen in Verbindung gesetzt. Unter diesen letzteren sind vor Allem die Verbände der Eisenbahnleute, die Bruderschaft der Lokomotivführer, der Conducteure, Heizer, Bremser und Weichensteller hervorzuheben, sie umfassen zwischen 100 000 und 200 000 Mitglieder und lassen sich die Förderung des Solidaritätsgefühls unter den Mitgliedern sehr angelegen

*) Economist vom 29. November 1890 the american farmers revolt. — Nationalzeitung vom 24. Januar 1891, aus der New-Yorker Handelszeitung.

**) Waltershausen, Sozialismus S. 373 f. Ely S. 88, 89.

sein. Sehr bezeichnend in dieser Hinsicht ist die von ihnen bei dem großen Strike der Chicago-Burlington und Quincybahn im Jahre 1888 erhobene Forderung, daß allen Lokomotivführern ohne Unterschied nach Alter und Tüchtigkeit der gleiche Lohn bewilligt werde*).

Als große Arbeiterorganisationen sind noch die Central labor unions**) zu nennen, welche die in Gewerkschaften oder sonst nur lose organisirten Arbeiter großer Städte oder Industriebezirke in sich vereinigen und die verschiedenartigsten Elemente, darunter auch viel sozialistische enthalten, daher denn auch viel innere Befehdung und Spaltung, rascher Wechsel in Ab- und Zugang. Nach ihrem Programme erscheint die Organisation in Gewerks- und Arbeiterunionen als eines der wirksamsten Mittel, um den schlimmen Konsequenzen des herrschenden kapitalistischen Systems Hemmnisse zu bereiten. — Neben diesen größeren allgemeinen Verbänden sind noch zahlreiche kleinere Lokalvereine vorhanden. — Die Zahl der in großen und kleinen Verbänden organisirten Arbeiten wird auf über 1½ Millionen geschätzt***).

Es ist mit Recht hervorgehoben, daß die amerikanischen Arbeiterorganisationen in viel höherem Grade als die englischen den Charakter von Kampfgenossenschaften tragen, die sich vor Allem durch Strikekassen, ohne entsprechende und ausreichende Betonung des Unterstützungswesens im Streit gegen die Unternehmer zu behaupten suchen †). Ihre Disciplin ist eine sehr strenge und wird von eigens dazu angestellten Delegirten, die große Machtbefugnisse besitzen, bis ins Einzelne hinein scharf kontrolirt. Von irgend welchen Reminiscenzen und Traditionen eines patriarchalischen Systems, wie sie wohl noch unter europäischen Arbeiterschaften vorkommen, wissen sie nichts. So ist denn in dem Verhältniß zwischen Arbeitern und Unternehmern von gegenseitigen Rücksichten nicht viel wahrzunehmen, und der Kampf wird, sobald er eintritt, äußerst schonungslos geführt. — Im April 1886 erließ Präsident Cleveland eine Botschaft, in welcher er offen die habgierige und rücksichtslose Ausbeutung der Arbeiter durch die Unternehmer verurtheilte, wenn er auch zugestehen mußte, daß die Arbeiter nicht immer grundlose und ungerechtfertigte Störungen vermieden haben. Es ist schwer zu sagen, auf welcher Seite das Vorgehen gewaltthätiger war. Dem Ausstand

*) Waltershausen a. a. O. S. 384.

**) Derselbe S. 375.

***) Waltershausen a. a. O. S. 285 beziffert die Gesammtheit der in Handwerk, Industrie, Bergbau und Transportwesen beschäftigten Arbeiter auf 3 Millionen.

†) Sering, Arbeitseinstellungen in den Ver. Staaten im Handwörterbuch für Staatswissenschaften. Jena 1889. S. 661.

der Arbeiter trat die Aussperrung seitens der Unternehmer gegenüber. Während jene den Ausstand durch Boykotten verstärkten, das obwohl von Irland ausgehend, erst in den Vereinigten Staaten zu einer systematischen Anwendung gelangte, machten die Unternehmer von dem Aechtungsverfahren mittelst der „schwarzen Liste" Gebrauch, das die Führer und Hauptagitatoren bei allen Angehörigen eines Unternehmerverbandes und darüber hinaus unmöglich machte und sie häufig bis in weite Fernen verfolgte. Oft genug soll diese Aechtung, deren Gründe nicht angegeben zu werden brauchten, durch persönliche Intriguen und niedrige Anfeindungen veranlaßt gewesen sein. Zu der schwarzen Liste gesellte sich der Panzereid (ironclad oath), in dem sich der Arbeiter verpflichtete, während seiner Beschäftigung in einem gewissen Unternehmen gewisse Dinge zu thun und zu unterlassen, namentlich aber allen irgendwie gearteten Arbeiterorganisationen fern zu bleiben. Eine Musterleistung dieser Art ist die als „Jay Goulds Todtenschein" bezeichnete Verpflichtung, in der die Angestellten der Wabasheisenbahn es übernehmen mußten, allen Vorschriften der Bahn Folge zu leisten, namentlich ihre Schulden zu bezahlen, sich gut zu betragen, sich des Genusses geistiger Getränke zu enthalten, keine Wirthschaften zu besuchen und keine Ansprüche an die Bahn zu machen oder machen zu lassen, falls sie in ihrem Dienste verkrüppelt oder getödtet würden*). — Es konnte nicht dazu beitragen, die Stimmung der Arbeiter zu verbessern, wenn richterliche Entscheidungen wie Gesetzgebung, sobald es sich um Ausstände, Boykotten und schwarze Listen handelte, eine gewisse Parteilichkeit für die Arbeitgeber bekundeten. Es sind 40 richterliche Entscheidungen in Fällen von Strikes und Boykotts aus dem ganzen Lauf dieses Jahrhunderts zusammengestellt, davon fallen 12 in die Jahre bis 1840; 6—8 in die Zeit 1867—1869, über 20 in die Jahre 1886 bis 1888. Die letztgenannten Fälle sind fast durchweg gegen die Arbeiter entschieden. Boykotten wurde als criminal conspiracy bezeichnet, der Strike erschien als eine Beschränkung von Handel und Verkehr (restraint of trade) als ungebührliche Einmischung in die selbständige Geschäftsführung der Unternehmer und als ungerechter Weise ausgeübter Zwang gegen die Individuen, die nicht Mitglieder eines Verbandes seien. Hierdurch werde das Quantum produktiver Arbeit verringert, deshalb handle es sich um einen Angriff gegen die Gesamtheit, um ein verderbliches Vorgehen gegen Handel und Verkehr. Es ist wohl ohne Weiteres zuzugeben, daß gegenüber der durch die Trusts be-

*) Waltershausen, Gewerkschaften S. 224, 259. Ely S. 109 ff., 166.

triebenen „Regulirung" d. h. Verminderung der Produktion die Erfolge der Arbeiter zur Verringerung des Produktionsquantums verschwindend klein erscheinen. — Als man in einigen Staaten gegen Boykott und schwarze Liste einschritt, zeigte sich, daß auch hier nicht mit gleichem Maße gemessen werde. In Wiskonsin war blacklisting mit Gefängniß bis zu einem Monat und Geldstrafen von 50 Dollars ab bedroht, während auf Boykott Gefängniß bis zu einem Jahre und Geldstrafe von 500 Dollars ab standen*). —

Wir besitzen für die Jahre 1881—1886 eine mit großer Sorgfalt angefertigte amtliche Statistik der Ausstände und Aussperrungen**), die das Verhältniß zwischen Arbeitern und Arbeitgebern in sehr lehrreicher Weise beleuchtet. Das Jahr 1886 bildet den Höhepunkt. Die Zahl der Ausstände, die im vorangegangenen Jahre 645 betragen hatte, stieg jetzt auf 1411, während die Zahl der in Folge der Strikes entlassenen Arbeiter sich mehr als verdoppelte, von 242 000 auf 499 000 stieg. Bei dem weit überwiegenden Bruchtheil des Strikes (42 %) ist die Forderung einer Lohnerhöhung oder die Bekämpfung der Lohnherabsetzung (7,77 %) die Veranlassung; daneben kommt das Verlangen nach kürzerer Arbeitszeit (19,48 %) in Betracht, in den übrigen Fällen beides. Gegen 40 % der Strikes sind gescheitert, 13,47 % hatten theilweisen, die übrigen vollen Erfolg. Für die Jahre 1887 und 1888 werden 884 resp. 679 Ausstände und Aussperrungen mit 345 854 resp. 211 841 Betheiligten verzeichnet***). Von den Strikes des Jahres 1888 verliefen 419 ungünstig, etwa 225 hatten Erfolg, an den letzteren waren 106 072, an den ersteren 104 924 Arbeiter betheiligt. — Die Strikes haben sehr wesentlich darauf hingewirkt, daß, wo irgend möglich, Menschenkräfte durch Maschinen ersetzt wurden. Es wird angenommen, daß sich hierdurch in der Zeit unmittelbar nach den Strikes, also nach 1886 die Zahl der Arbeiter um 26 000 vermindert hat. — Noch bemerkenswerther sind die Wahrnehmungen, die sich an die Betrachtung der Aussperrungen knüpfen. Dieselben gingen im Wesentlichen von den Unternehmerverbänden aus, die als Gegengewicht gegen die machtvollen Arbeiterorganisationen rasch eine große Ausdehnung erlangt haben und in stetigem Anwachsen begriffen sind. Es ist bedeutsam, daß die Aussperrungen in einem weit stärkeren Verhältniß zugenommen haben als die Arbeiter-

*) Cheyney, decisions of the courts in conspiracy and boycott cases in der Zeitschrift Political science, quarterly Bd. IV (1889) S. 261.

**) Third annual report of the commissioner of labour 1887. Strikes and Lockouts. Vortrefflich kommentirt von Josefine Braun, im Archiv für soziale Gesetzgebung. II. S. 653. Strikes und Lockouts in den Ver. Staaten 1881—1886.

***) Nach der Bradstreetschen Handelszeitung bei Waltershausen a. a. O. S. 382.

ausstände. Von 100 Betrieben, in denen Strikes und Lockouts vorkamen, stellt sich das Verhältniß bei ersteren, wenn man 1881 mit 1886 vergleicht, wie 75,58 : 87,53; bei den Lockouts dagegen wie 22,22 : 84,89. Diese letzteren sind nicht in demselben Maße erfolgreich gewesen, es scheiterten von ihnen etwas über 60%. Trotzdem kann man sich der Folgerung nicht verschließen, daß die Organisation der Unternehmer die der Arbeiter vollauf eingeholt hat. Hierin liegt der springende Punkt der Arbeiterfrage wie überhaupt der gesammten sozialen Bewegung in den Vereinigten Staaten. Kein Land hat ähnliche Verhältnisse aufzuweisen.

III.

Die in den letzten vier bis fünf Jahren für die Organisation der Unternehmerverbände in überwiegendem Maße angenommene Form ist der Trust. Die bisherige Form des Unternehmerverbandes hatte sich nicht als gefestigt genug erwiesen. Man schritt deshalb zur Bildung von Verbänden, die eine streng zentralisirte einheitliche Leitung ermöglichten und den Abfall einzelner Mitglieder ausschlossen. Die verschiedenen Theilhaber oder wenigstens die Majorität derselben übertrugen ihre Aktien bestimmten Personen, trustees, und erhielten dafür übertragbare Zertifikate, während die Aktien hinterlegt blieben und dadurch das Stimm- und Einspruchsrecht der Aktionäre beseitigt war; die Leitung und Verwaltung des Unternehmens lag ausschließlich in den Händen der Trustees; die einzelnen für einen bestimmten Industriezweig verbundenen Unternehmungen, aus denen sich der Trust zusammensetzt, haben damit ihre Selbständigkeit faktisch, wenn auch nicht formell verloren. Sie arbeiten entweder unter Oberleitung der Trustees fort, oder sie stellen, wenn es diesen im allgemeinen Interesse besser erscheint, ihren Betrieb ganz oder theilweise ein, ohne daß jedoch dem Anspruch der früheren Besitzer resp. der Inhaber der Zertifikate, die für die Aktien oder Antheile auch der nicht mehr betriebenen Unternehmungen ausgegeben sind, an dem Ertrage des vereinigten Unternehmens Eintrag geschieht*). Ein derartiges Verfahren war zum ersten Male bei

*) In erster Linie ist hier die sehr verdienstliche Arbeit von Aschrott, die amerikanischen Trusts als Weiterbildung der Unternehmerverbände, Tübingen 1889, zu nennen. Sehr übersichtlich und klar ist die Frage auch bei Waltershausen, Sozialismus S. 388—407 behandelt. Die neuste Bearbeitung ist ein von der englischen Gesandtschaft dem auswärtigen Amt in London erstatteter Report on the Constitution, attributes and legal status of trusts in the United States, der im Juli 1890 dem Parlament vorgelegt wurde; Verfasser ist der Legationssekretär Edwardes; nur Weniges in dem Report entstammt Konsularberichten. — Die Trustfrage ist ferner behandelt in zwei Aufsätzen von Barth

dem im Jahre 1882 durch den Advokaten Dodd begründeten Standard Oil Trust zur Anwendung gelangt*). Sie hat sich dann in den letzten Jahren mit großer Schnelligkeit über eine sehr erhebliche Anzahl von Industriezweigen verbreitet**).

Schon vor der Hochfluth der Trusts war man in den Vereinigten Staaten an schwer empfundene Monopolisirungen gewöhnt, gegen die mit aller Macht, aber ohne rechten und stetigen Erfolg angekämpft wurde. Als im Frühjahr 1886 der große Ausstand der Missouri-Texas-Pacific-Eisenbahn ausgebrochen und von den Rittern der Arbeit der Kampf gegen die Eisenbahnkönige mit aller Macht, freilich ohne Erfolg, aufgenommen war, schrieb die Illinois Staatszeitung***): „Das sogenannte Volk wählt noch immer seine Vertreter und bildet sich ein, daß diese die Staatsgewalt seien. In Wahrheit haben seit zwanzig Jahren die Eisenbahn-, Telegraphen-, Telephon-, Oel-, Gas-, Silber- und andere Könige geherrscht, indem sie die Volksvertretungen in Stadt, Staat und Bund kauften. Nun hat das Ritterthum der Arbeit Krieg den Königen erklärt, allerdings auf sehr faule Gründe hin. Doch was kommt darauf an? Wenn es einem Starken beliebt, gegen einen anderen Starken zu kämpfen, so ist die Hauptfrage nicht, welcher von beiden die gerechte Sache vertritt, sondern welcher von ihnen der Stärkere ist." Die Arbeiter sind in diesem, wie in vielen anderen gleichen Fällen nicht die Stärkeren gewesen, aber der Schaden, der den Unternehmern auch aus dem glücklich überwundenen Ausstand erwuchs, war doch immerhin groß genug, um, wo und wie es irgend wie zu gehen schien, durch das Mittel starker Verbände den Arbeiterkoalitionen entgegenzutreten und sie möglichst zu sprengen. So lag auch hierin, allerdings neben manchen anderen noch bedeutsameren Zielen und Zwecken, ein Antrieb für die Unternehmer, sich durch Verbände stark zu machen. Es ist dies beispielsweise bei Brauern, Bäckern, Cigarren-

---

in der „Nation" 5. Jahrg. Nr. 50, Preiskoalitionen Trusts, Produktionskartelle und 7. Jahrg. Nr. 1 Das soziale Heilmittel eines deutschen Professors. — Koechlin-Geigy. Corners und Trusts — Für und wider Kartelle, Zeitschrift für Schweizer Statistik 1888 S. 172 und 1889 S. 148. Bruno Schönlank, Die Kartelle, Beiträge zu einer Morphologie der Unternehmerverbände. Archiv für soziale Gesetzgebung. 1890. Heft III, S. 489 ff. Lehr, Die Kartelle und die Arbeiterfrage. Bayerische Handelszeitung 1890, Nr. 35—42. — Zahlreiches Material findet sich in der Wochenschrift „Industrie", namentlich 1889 Nr. 2—9, 1890 Nr. 2, 14, 19, 1891 Nr. 1.

*) Industrie 89 Nr. 4. Ueber das Entstehen und die Ausbildung des Oeltrust vgl. namentlich Aschrott.

**) Vgl. die Aufzählungen bei Waltershausen S. 393 Note und „Industrie" 1890 Nr. 2, 1891 Nr. 1; zwischen 60 und 70 Trusts und ähnliche Verbände werden hier aufgeführt.

***) Bei Waltershausen S. 282.

fabrikanten eingestandenermaßen der Fall gewesen. Der große Kampf, der im Jahre 1888 zwischen Brauereiunternehmern und ihren Gesellen geführt wurde und in Milwaukee seinen Anfang nahm, war hüben wie drüben auf die Sprengung der Koalition gerichtet. Auf die Erklärung des Unternehmerverbandes, nur mit den einzelnen Arbeitern fortan verhandeln zu wollen, wurde von den Central Labor Unions ein Boykott über die Brauereien verhängt; diese antworteten mit einer Aussperrung. Nach mehreren Monaten trug der Unternehmerverband den Sieg davon, doch gelang es ihm nicht die Union der Brauer zu sprengen*). Und gerade in einem derartigen mangelhaften Erfolge, in der für die Arbeiterverbände bestehenden Möglichkeit, durch theilweisen Strike und Boykott, die nur einzelne Unternehmungen des Verbandes trafen, andere aber verschonten, den Bund der Unternehmer zu sprengen, lag ein dringender Anlaß, streng geschlossen und solidarisch vorzugehen, an Stelle der loseren Kartellvereinigung den straff organisirten Trust treten zu lassen, bei dem es keine einzelnen Unternehmungen mit eigenen Interessen mehr gab. — Im Statut des Zuckertrusts war unter den zu verfolgenden Zielen aufgeführt**): „Schutz zu gewähren gegen ungesetzliche Verbindungen von Arbeitern". Ganz treffend ist das Verhältniß der Arbeiter zur Entstehung der Trusts in der New-Yorker Volkszeitung***) bezeichnet. Diese, ein Organ der sozialistischen Arbeiterpartei, der entschiedenen Gegnerin der Internationalen und des Anarchismus, jedenfalls das fähigste Blatt der Partei, schrieb am 21. September 1889: „Arbeiterorganisationen haben mitgeholfen, um die Entstehung der Trusts zu befördern; das ist wahr und eben darin, wie in der durch sie bewirkten Beschleunigung der Ausbreitung technischer Fortschritte im Produktionswesen sehen wir eines der größten kulturellen Verdienste der Gewerkschaftsbewegung. Aber es thut uns leid, diesen Einwand erheben zu müssen — so arg viel Kredit für das Aufkommen der Kapitaltrusts gebührt den Arbeitstrusts nicht. Es ist zu konstatiren, daß die meisten Trusts, in Wahrheit alle bedeutenderen Amerikas seit dem Standard Oil Concern erst während der letzten zwei Jahre entstanden sind." — So darf die Bedeutung, welche das gewaltige Anwachsen und Erstarken der Arbeiterkoalitionen für die Trustbildung gehabt hat, wohl in Anschlag gebracht, aber nicht überschätzt

*) Waltershausen S. 385, 404.

**) Das Statut ist vollständig deutsch abgedruckt bei Aschrott, das engl. Original in dem Report an die engl. Regierung.

***) Ely S. 276. Waltershausen S. 404 Note.

werden. Es fallen hierbei andere bedeutende Gründe doch noch schwerer ins Gewicht.

Bei der Enquete, welche von dem New-Yorker Senat im Februar 1888 über Trusts und andere ähnliche Kombinationen angeordnet wurde, erklärten die Vernommenen, über die Gründe befragt, die sie zur Trustbildung veranlaßt hätten, etwa Folgendes*): „Ihre Geschäfte seien in Folge verderblicher Konkurrenz nicht mehr Gewinn bringend gewesen und konnten nur mit einem alljährlich steigenden Verlust geführt werden. Die Aufrechterhaltung eines gleichartigen Minimalpreises, bei dem ein billiger Gewinn zu erzielen, habe sich als nothwendig erwiesen. Dies konnte nur erreicht werden mittelst bindender Verträge, nicht unter dem Preise zu verkaufen und nicht über die herrschende Nachfrage hinaus zu produziren. Hierfür habe sich vor Allem der Weg der Assoziation empfohlen; in den bezüglichen Verträgen aber konnte man betreffs der Erfüllung derselben sich nicht auf Konventionalstrafen oder nur locker verbundene Vereinigungen einlassen." Mit anderen Worten: die Verträge müßten die Selbständigkeit und Souveränetät der Einzelunternehmungen beseitigen und an deren Stelle die einheitliche Zentralgewalt der erwählten Geschäftsführer setzen, gegen die es keine Berufung gab. —

Auch bei uns**) sind die Kartelle als Schutzorganisationen der Industrie, hervorgerufen durch das berechtigte Streben nach Selbsterhaltung, als Akte der Nothwehr bezeichnet worden. Es hat sich daran alsbald die Frage geschlossen, ob man es hier nicht mit einer beginnenden dauernden Umgestaltung der wirthschaftlichen Organisation zu thun habe, bei deren Weiterentwicklung durch Regelung der Produktion den Absatzkrisen, Bankerots und Arbeiterentlassungen vorgebeugt werden könne, welche die regelmäßigen Folgen der durch genaue Kontrole des Markts allmählich zu beseitigenden Ueberproduktion seien. Mit immer steigendem Nachdruck ist die Forderung erhoben, daß Großunternehmungen wie die Kartelle sich der auf ihnen ruhenden öffentlichen Pflichten und ihrer Verantwortlichkeit für die Pflege der sozialen Ordnung erinnern, daß sie es als eine unabweisbare Verpflichtung empfinden, die Arbeiter in immer höherem Maße zur Theilnahme an den

---

*) Report of the committee on general laws on the investigation relative to trusts 1888 p. 689. Dazu die Besprechung von Norbert Heinsheimer in Political science quarterly IV p. 190.

**) Außer den Grund legenden Büchern von Kleinwächter, Die Kartelle, und Steinmann Bucher, Die Nährstände, sind zu nennen: die bereits erwähnten Aufsätze von Köchlin-Geigy, Barth und Schönlank, ferner Brentano, in Mittheilungen österreichischer Volkswirthe. I. S. 76 ff. Derselbe, Die Ursachen der heutigen

Segnungen der Kultur heranzuziehen*). Den Kartellen sollte es obliegen, mit ihrer auf gewaltigen Mitteln beruhenden Leistungsfähigkeit, mit der von ihnen zu erwartenden Beseitigung der Absatzkrisen und Arbeiterentlassungen die Altersversicherung der Arbeiter wirklich ausreichend und wirksam zu gestalten. Es ist aber auch angesichts der bedenklichen Erscheinungen, die sich bei den Kartellen, bei deren Bildung und Wirksamkeit herausstellten, die Frage aufgeworfen worden**): Warum nicht lieber öffentlich und rechtlich im öffentlichen Interesse geregelte Monopole mit anständiger und stetiger Lohn- und Preisbildung, als die wilden Marktschwankungen und Preistreibereien der Privatmonopole? Es ist selbst die Rede davon gewesen, die Großindustrie zusammenzufassen in vollständig organisirte Zwangsbetriebsgenossenschaften mit einheitlicher Zentralleitung für Produktion und Verkauf unter machtvoller Oberaufsicht des Reichsarbeitsamts zum Zwecke der Wahrung des Staats- und Gemein-Interesses***). Man hat zwischen Produktions- und Spekulationskartellen geschieden. Jene wurden bezeichnet†) als Vereinigungen von Produzenten, um durch planmäßige Anpassung der Produktion an den Bedarf einer Ueberproduktion und den sie begleitenden verhängnißvollen Folgen: Preissturz, Kapitalsentwerthung, Brodlosigkeit der Arbeiter vorzubeugen. Die Spekulationskartelle (Rings, Corners) erscheinen als „ephemere Schachzüge der Interessentaktik der Spekulanten, welche blos kaufen, um wieder zu verkaufen und durch vorübergehende Beeinflussung des Preises rasch einen Gewinn einstreichen zu können; sie werden dargestellt „als Akte des kapitalistischen Uebermuths". Gegen diese theoretische Scheidung ist mit Recht geltend gemacht††), daß die Menschheit nicht tugendhaft genug sei, um sie in die Praxis überzuführen. Sei es einmal gelungen, die Konkurrenz zu beseitigen und die Produktion einzuschränken, so werde man fortfahren, die Preise zu steigern und die Konjunktur auszunutzen, so lange es gehen will. Hier macht sich eine Logik der Thatsachen, eine Attraktionskraft geltend, gegen die auch der beste Wille nur schwer aufkommen kann. Bei der letzten Tarifdebatte im amerikanischen Kon-

sozialen Noth 1889; Schäffle, Trennung von Staat und Volkswirthschaft in Zeitschrift für die gesammte Volkswirthschaft 1889, S. 658 ff.

*) Brentano, Mittheilungen I, S. 170. Schmoller, Wesen und Verfassung der großen Unternehmungen in Sozial- und Gewerbepolitik der Gegenwart. 1890. S. 408. Schönlank S. 537 f.

**) Schäffle a. a. O.

***) Wasserrab, Soziale Politik im deutschen Reich. 1889. S. 97.

†) Brentano, Soziale Noth S. 23. Dazu die beiden Aufsätze von Barth in der Nation.

††) Barth, Nation V, Nr. 50, S. 702 und VII, 1 S. 4 u. 5.

greß, wo die Trustfrage eingehend zur Erörterung gelangte, sprach sich Senator Gibson bestimmt gegen jede Scheidung zwischen Trust und anderen Kombinationen zur Preiserhöhung aus*). Bei den zahlreichen Versuchen, die in den Vereinigten Staaten zur Herstellung einer Antitrustgesetzgebung gemacht wurden, ist man auf das Sorgfältigste bemüht gewesen, all und jede Kombination dieser Art, welchen Namen sie auch hatte, zu treffen. —

Es wäre indessen einseitig und unzutreffend, die Trusts nur von dem Standpunkt der mit ihnen verbundenen und zur Erscheinung gelangenden Gefahren, Mißbräuche und Auswüchse zu betrachten, in ihnen ausschließliche Bereicherungsapparate und anormale Bildungen von mehr oder weniger ephemerer Dauer zu sehen, die mit dem Aufhören der Schutzzölle einfach wieder verschwinden würden. Man wird nicht in Abrede stellen können, daß sie eine Stufe unserer wirthschaftlichen Entwickelung bezeichnen, daß sie eine natürliche Folge des sich immer gigantischer entwickelnden Großbetriebs sind, darauf angelegt, die Vortheile die dieser für die Produktionstechnik erzeugt hat, aufs Intensivste auszunutzen und den zu Tage getretenen Nachtheilen einer regellosen Produktion zu begegnen und den Ertrag der Unternehmungen da zu sichern, wo er andernfalls, bei dem anarchisch betriebenen Konkurrenzkampf, ganz schwinden würde. Zur Entstehung der Kartelle und Trusts haben unzweifelhaft jene Momente mitgewirkt, auf welche sich die in New-York vernommenen Trusttheilnehmer bezogen. So wird man manchen von ihnen den Charakter von Schutzorganisationen nicht absprechen, sie erscheinen, um ein oft zitirtes Wort Brentanos anzuwenden „als Fallschirme", deren sich die zu hoch geflogene Produktion bediente, um wieder auf den festen Boden zu gelangen. Wenn wir die Berechtigung dieses Gesichtspunkts nicht in Abrede stellen können, so ist andererseits die unendliche Mannichfaltigkeit in Betracht zu ziehen, welche die Kartelle und Trusts in ihrer Bildung und Bethätigung wie in den Zwecken darbieten. Zu einem abschließenden Urtheile über die Bedeutung, welche sie für die wirthschaftliche Entwickelung haben und haben können, scheint jetzt die Zeit noch nicht gekommen**). Wir haben auf die Behandlung dieser Frage in Deutschland sowie auf die Mittel und Maßregeln nicht näher einzugehen, die bei uns vorgeschlagen sind, um die Kartelle dem allgemeinen Wohle dienstbar zu machen und die mitverbundenen Miß-

*) Senatssitzung vom 6. September 1890.

**) Auch der neuste Bearbeiter der Trustfrage, der englische Legationssekretär Edwardes, erklärt in seinem Bericht S. 81, er sei weder Willens noch fühle er sich qualifizirt, ein Urtheil abzugeben.

stände und Gefahren zu bekämpfen. Wir beschäftigen uns mit den speziell amerikanischen Bildungen, die nicht nur in ihrer rechtlichen Gestaltung, sondern auch in ihrer praktischen Handhabung vielfache Abweichungen und Besonderheiten darbieten*). Die Vereinigten Staaten sind das größte Versuchsfeld auf dem Gebiete der Unternehmerverbände, als deren entwickelste Form der Trust erscheint. Die Erfahrungen, die dort mit demselben gemacht sind, die Wirkungen und Beurtheilungen, die er dort erzeugt, haben eine besondere Bedeutung für die gesammte Kartellfrage und deren Erforschung. Und nicht am wenigsten lehrreich werden gerade die bedenklichen Erscheinungen sein, die hervorgetreten sind. In dieser Hinsicht gewähren die Vereinigten Staaten ein überreiches Material.

IV.

Die Erbitterung gegen die Trusts ist eine sehr große. Sie hat sich in den gesetzgebenden Versammlungen wie in der Presse gelegentlich durch die schärfsten Verurtheilungen und Vorschläge, durch Anträge mit so drakonischen Strafbestimmnngen geltend gemacht, daß Zweifel entstanden, ob hier Alles aufrichtig gemeint sei, daß die Vermuthung entstand, es handle sich bei diesen excessiven Verurtheilungen und Anträgen wohl mehr um ein Streben nach Volksgunst oder um die Anbahnung einer Verständigung mit den betreffenden Organisationen, denen die Mittel nicht fehlten, um sich für solche Verständigung erkenntlich zu zeigen**). Das mag in einzelnen Fällen vielleicht nicht unzutreffend sein, soweit es sich um einzelne Organe der Presse oder um Volksvertreter handelte, die der in der großen Masse herrschenden Erbitterung schmeicheln wollten. Die feindselige Stimmung gegen die Trusts in den weiten Kreisen der Konsumenten aus den mittleren und kleinen Gewerbetreibenden***), Kaufleuten, Farmers, Rentiers war sicherlich eine durchaus ungeheuchelte und aus guten Gründen. Es ließe sich ein langes Verzeichniß der bedenklichsten und abschreckendsten Erscheinungen aufstellen†); wir müssen uns darauf beschränken, nur Einzelnes hervorzuheben. Es handelte sich hier vor Allem um künstliche Preissteigerungen, herbeigeführt durch sorgfältige Controle des Markts, durch künstliche Unterproduktion. Die Mittel, die zur Beseitigung der

*) Lehr, Bayerische Handelszeitung Nr. 37 u. 38.

**) Jenks, Development of the whiskey-trust. Political science quarterly 1889 p. 296.

***) Waltershausen S. 400.

†) Münchener Allgem. Zeitung 1889 Nr. 53. 2. Beilage 22. Febr. u. Nr. 220.

Konkurrenz im Hinblick auf die einheitliche Zusammenfassung eines ganzen Industriezweiges angewandt wurden, waren oft genug empörend. Das sorgfältige Geheimniß, das über die Bildung und Zusammenhaltung des Trusts bewahrt wurde, die Erscheinung und der beinah völlige Ausschluß jeder öffentlichen Controle*) legte die — zum Theil auch als sehr wahrscheinlich erwiesene — Annahme nahe, daß riesenhafte Summen verausgabt seien, um Presse, Abgeordnete, Behörden zu ungesetzlichen Begünstigungen der Trusts zu veranlassen und so eine schwere Korruption auszuüben. Als durch die bereits erwähnte, von dem New-Yorker Senat veranlaßte Untersuchung die bis dahin völlig geheim gehaltenen Verträge und Verhandlungen der Trustgesellschaften bekannt wurden und nun zuerst zuverlässiges Material über die Verbände zu Tage gefördert wurde, stellte sich u. A. heraus, daß die Leiter der Trusts, um unliebsame Enthüllungen möglichst zu verhüten, entweder gar keine Protokolle über ihre Sitzungen geführt hatten — so beim Zuckertrust, wo erklärt wurde, daß schriftliche Aufzeichnungen gar nicht vorhanden seien —, oder daß wie beim Oeltrust die Berichte durch ihre abgekürzte räthselhafte Fassung völlig unverständlich waren. — In Betreff der Bestechungen hatte man nur die Wege weiter verfolgt, die von Eisenbahn- und Silberkönigen wie von anderen Monopolisten mit gutem Erfolg bereits oft genug eingeschlagen waren, um Konzessionen, Begünstigungen durch Einfuhrzölle u. A. zu erhalten. Zur Beseitigung der Konkurrenten, die sich weigerten, einem Trust beizutreten, war jedes Mittel recht. Er gehört zu den milden von Fällen auf diesem Gebiet, wenn z. B. der Couverttrust**) mit den in Frage kommenden Maschinenfabriken Verträge abschloß, nach denen diese eine Reihe von Jahren nur für den Trust Maschinen herstellen und Reparaturen vornehmen durften. Ein sehr beliebtes Pressionsmittel bestand darin, durch künstliche Preisfälle, durch Verschleudern der Waaren, durch Erschwerungen des Absatzes, und durch förmliches Erkaufen des Boykotts den Konkurrenten entweder in den Trust zu treiben, oder, wo das nicht lohnte, einfach abzuschlachten. Der Whiskeytrust soll auf diesem Wege 54 Brenner unschädlich gemacht haben, ohne trotzdem die Konkurrenz ganz beseitigen zu können***). Besonders schlimm berufen war in dieser Hinsicht der Standard Oil Trust†). Er ist der älteste und vielleicht mächtigste

*) Aschrott S. 28.
**) Schönlank S. 502.
***) Jenks a. a. O. Lehr, Bayerische Handelszeitung Nr. 36. Münchener Allg. Ztg. a. a. O. — Waltershausen S. 397.
†) Ueber den Oeltrust vgl. namentlich Aschrott, ferner den englischen Bericht S. 3 u. 27.

Verband, er umfaßt etwa 75 pCt. der Gesammtproduktion und beschäftigt 25 000 Arbeiter; der Marktwerth des in 100 Dollarsappoints getheilten 90 Millionen Kapitals des Trust betrug etwa 165 Dollars per Aktie. Er gehörte zu den wenigen Trusts, die eine Preisherabsetzung ihres Produkts veranlaßt haben. Der Preis für Petroleum war zwischen 1883 und 1887 von 8,14 auf 6,75 Cts. pr. Gallon heruntergegangen; auch seinen Arbeitern hatte der Trust verständige Rücksichten entgegengebracht. Doch mußten auch Vertheidiger des Trustwesens zugeben, daß die bei der Untersuchung in Washington hervorgetretenen Thatsachen den Trust in einem sehr wenig vortheilhaften Lichte erscheinen ließen. Es wurde mit großem Nachdruck behauptet und auch vielfach geglaubt, daß verschiedene Eisenbahngesellschaften sich hatten bestimmen lassen, dem Oeltrust ungesetzliche Frachtvergünstigungen zu gewähren und dessen Konkurrenten in jeder Weise zurückzusetzen. Das Verfahren der Gesellschaft gegen die noch unabhängigen Raffineure wird als ein den Begriffen anständigen Handelsverkehrs ins Gesicht schlagendes bezeichnet. Nach Zeitungsmeldungen war die Praxis beobachtet worden, zeitweilig durch Verschenken der Waare dahin zu wirken, daß kleine Raffineure, selbst wenn sie in ihrer Preisstellung Alles vermieden, was den Trust erbittern konnte, unmöglich gemacht wurden. Dem Standard Oil Trust war der bezeichnende Beiname, „the diabolical monster" beigelegt. — Allerdings stellten die Trustleute alle jene Beschuldigungen in Abrede. Sowohl in Washington wie in New-York wurden die Angaben über unerlaubte Frachtvergünstigungen wie über die unlauteren zur Beseitigung der Konkurrenz angewandten Mittel einfach als grundlos bezeichnet. Frachtvergünstigungen sollen vor der Begründung des Trusts bereits mit der Standard Oil Company bestanden haben und wären dann auf den Trust übergegangen; andere Oelgesellschaften, hieß es, hätten noch größere Begünstigungen gehabt. Eine ausreichende Substanziirung der Anschuldigungen war trotz des massenhaften Materials nicht erreicht*). Trotzdem fanden sie durchweg Glauben. Man wußte, daß die Aussagen der Trustleute mehrdeutig sein konnten. Wenn der Präsident der Canada Sugar Refinery Drummond, Mitglied des kanadischen Zuckertrust, erklärte, nicht Drohungen

*) Vgl. den englischen Bericht S. 16, 19, 20, 71, 78. Aschrott S. 28 f. Heinsheimer a. a. O. — Die Verbindung der Trusts mit Transportgesellschaften galt als die bedenklichste Seite der Trusts. In besonders schamloser Weise ist sie seitens der Besitzer der Anthrazit-Kohlenlager angewendet, welche mit den Eisenbahngesellschaften Spezialtarife abgeschlossen hatten, nach denen die vom Kartell lossagenden in der Versendung so erhöht wurden, daß solche für sie unmöglich wurde. Waltershausen S. 395. Engl. Bericht S. 2, 3, 73.

und Einschüchterungen hätten ihn zum Beitritt veranlaßt, sondern eher Prophezeiungen*), also doch wohl Voraussagungen über das, was eintreten würde, wenn er dem Trust nicht beitrete — so ist der Unterschied zwischen den drei Motiven mindestens ein sehr feiner und die reservatio mentalis lag sehr nahe.

Am aufreizendsten in den weitesten Kreisen wirkt selbstverständlich die durch die Trusts hervorgerufene vielfach ungerechtfertigte Erhöhung der Preise für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, obwohl auch hier die älteren Monopolverbände kräftigst vorgearbeitet hatten**). Wenn in den Jahren 1886 und 1887 die Besitzer der vereinigten Anthrazit-Kohlenlager in Pennsylvanien statt der leicht zu beschaffenden und abzusetzenden 60 Millionen Tonnen nur 33½ förderten und damit schweren Mangel und unerhörte Preise hervorriefen, so drückte die Presse nur weit verbreitete Anschauungen aus, wenn sie darin eine nackte und freche Straßenräuberei und schamlose Ausplünderung sah. In den Berichten des österreichischen Konsuls in Chicago***) wurde damals über diese Verhältnisse gemeldet: „Die sieben Eisenbahnkönige des Westens beherrschen den Kohlenmarkt und kontroliren den Markt, wie der amerikanische Ausdruck lautet, so furchtbar, daß, trotzdem in Pennsylvanien die größten Kohlenlager existiren, die im Stande wären auf unabsehbare Zeit die gesammte Erde mit Kohlen zu versorgen, in Chicago die größte Kohlennoth herrscht". Aehnliche Beispiele sind nicht gerade selten. In Bezug auf den Zuckertrust, neben dem Oeltrust der bedeutendste, ergab die Untersuchung in Washington†), daß er für den Kauf von rohem und den Verkauf von raffinirten Zucker praktisch den Preis festsetzte, und daß nur durch Wegfall des Einfuhrzolls für raffinirten Zucker die Kontrole des Trusts in Betreff des Verkaufspreises beseitigt werden könnte. Die durch den Trust herbeigeführte Preissteigerung wird auf 56 pCt. angegeben. Der Trust umfaßt etwa 86 pCt. der gesammten Produktion an der atlantischen Küste und sämmtliche Raffineure im Staate New-York; es handelt sich um 50 Millionen Zertifikate gegenüber einem wirklichen Werth von 11—15 Millionen. Diese „Verwässerung des Kapitals", die, abgesehen von anderen Annehmlichkeiten für die ursprünglichen Aktionäre, es mit sich brachte, daß scheinbar

*) Schönlank S. 503.

**) Münchener Allgem. Ztg. a. a. O. Waltershausen S. 403 f.

***) Mittheilungen österreichischer Volkswirthe. I. S. 127.

†) Report of the committee on manufactures in relation to trusts. House of Representatives 50. Congress p. 1167. Dazu Heinsheimer a. a. O. Aschrott S. 14 f. Engl. Bericht S. 27 ff.

kleine Dividenden verkündet wurden, wo es sich im Verhältniß zu dem wirklichen Werth um große handelte, zeigt sich vielfach. Bei dem Bleitrust erreicht sie 450 pCt.; gegen einen reellen Werth an Werken und Beständen von 15 Millionen standen 80 Millionen Zertifikate. Beim Baumwollensamen-Oeltrust, beiläufig bemerkt, der einzige von den großen Trusts, welcher wegen unbefriedigender Ergebnisse auf Wunsch der Zertifikaten-Inhaber die Auflösung beschlossen hat*), wurden für 10 Millionen 44 700 000 Mill. in Zertifikaten ausgegeben, bei dem Whiskeytrust nimmt man $^2/_3$ Verwässerung an. Der Milchtrust, der obwohl mit sehr geringen Mitteln arbeitend als eine Vereinigung für Preisfeststellung der bedenklichsten Art erscheint**) giebt den Farmers 2 Cts. an Stelle der früheren $3^1/_2$ pr. Quart. und nimmt 8 für früher 6 Cts. Der Eistrust erhöhte den Preis um 25 pCt, wobei alsdann die Kleinhändler noch um weitere 50 pCt. aufschlugen. Stahlschienen waren von 28 Dollars pr. Tonne auf 41 getrieben, der Leinsaatöltrust trieb den Preis um 40 pCt. Der Salztrust, der inzwischen zusammengebrochen ist***) brachte eine Verdoppelung des Preises pr. Pfund zu Wege. Besonders schlimm wurde den Farmers durch diejenigen Trusts mitgespielt, die sich mit Herstellung der für Ackerbestellung und Ernte nothwendigen Gegenstände und Maschinen beschäftigten. Ein Trust für Säcke zur Baumwollenernte trieb den Preis von 6 Cts. in wenigen Tagen auf 14 pr. Yard und rühmte sich das hereingesteckte Geld in einem Jahre zurückzubekommen†). Die Thatsache, daß der Erntemaschinentrust seine Fabrikate im Auslande billiger verkaufte als in den Vereinigten Staaten veranlaßte den Staatssekretär für Landwirthschaft zu einer sehr entschieden gehaltenen Warnung, in der die Ueberzeugung ausgedrückt wurde, daß dieser Trust der republikanischen Partei in der nächsten Präsidentenwahl Hunderttausende von Stimmen kosten würde, wenn sie nicht eine entschiedene Stellung gegen ihn und alle Trusts einnehme. Der Farmerstand sei jetzt sehr empfindlich und müsse mit äußerster Vorsicht angefaßt werden††).

Bei der allgemein gegen Trusts herrschenden Erbitterung wurden die Momente, die für dieselben sprachen, nur wenig in Anschlag gebracht. Man übersah, daß die Theilnahme an den Trusts oft genug dazu beigetragen haben mag, mittlere und kleinere Produzenten, die

*) Engl. Bericht S. 34 und 88.
**) Engl. Bericht S. 35.
***) Engl. Bericht S. 90.
†) Senatssitzung vom 6. Sept. 1890 (Kongreß).
††) Frankfurter Zeitung vom 2. Januar 1891.

sonst zu Grunde gegangen wären, unter Einbuße ihrer geschäftlichen Selbständigkeit zu erhalten, daß durch die nur dem Großbetriebe leicht erreichbare Einführung und Verwendung aller neuen technischen Erfahrungen und Prozesse, durch die nur bei straffer Zentralisation mögliche Vereinfachung und Beschränkung der Ueberwachung bedeutende Ersparnisse in den Produktionskosten zu erreichen waren. Vom Standard Oil Trust, wo man allerdings den Mund sehr voll nahm, war ausgerechnet, daß durch Anlage zweckmäßigerer und im größten Maßstabe gehaltener Fabriken, durch Verwendung verbesserter Maschinen und Vorrichtungen bei der Herstellung eines besseren Leuchtöl die Erzeugungskosten um etwa 66 pCt. hatten vermindert werden können, und daß das Publikum durch die ermöglichte Preisherabsetzung gegen 100 Millionen jährlich spare*). Beim Oeltrust hatten die Konsumenten wenigstens einen reellen Vortheil in den ermäßigten Preisen; doch die schlimmen Erfahrungen, die man im Uebrigen mit den Trusts zu machen hatte, vor Allem aber der Gedanke, daß man in so zahlreichen Industriezweigen auf die Gnade und Ungnade der Trusts angewiesen sein solle, wirkte im hohen Grade beunruhigend und aufreizend. Seit dem Jahre 1888 griff eine immer höher steigende Agitation gegen die Trusts Platz**). Presse, gesetzgebende Versammlungen und Gerichtshöfe machten sich zum Organ dieser Stimmung. Es sollte zunächst Material über die innere Struktur der Trusts zusammengebracht werden. Sowohl der Senat des Staates New-York wie das Repräsentantenhaus des Kongresses beriefen in den ersten Monaten des Jahres 1888 die bereits wiederholt erwähnten Untersuchungskommissionen. In New-York wurden bei der ersten neuntägigen Session der Kommission 39 Zeugen über eine große Anzahl von Trusts und ähnliche Verbände vernommen. Die Erhebungen der Kongreßkommission in Washington bezogen sich nun auf den Oel- und Zuckertrust. Während man in New-York mit offenbarer Voreingenommenheit gegen die Trusts verfuhr, diese Vereinigungen als strafbare conspiracies darzustellen suchte und überhaupt weniger Gewicht auf die Beschaffung nützlicher Informationen zu legen schien, wurden in Washington mehr die Wirkungen des Trusts als die Art ihrer Bildung ins Auge gefaßt***). Jedenfalls wurde jetzt zahlreiches und wichtiges Material ans Licht gefördert. Die Hauptaussagen der Betheiligten sind

*) Engl. Bericht S. 16 u. 26. Waltershausen S. 398. Beachtenswerth ist auch das im Ganzen günstige Urtheil des engl. Konsuls Clipperton in Philadelphia über die dortigen Trusts.

**) Ueber die Antitrustbewegung vgl. Waltershausen S. 392 u. 393.

***) Heinsheimer a. a. O.

bereits hervorgehoben. Die Untersuchung zog sich mit Unterbrechungen bis ins Jahr 1890*). Jedenfalls wurde im Laufe der Untersuchung das Urtheil zeitweise etwas ruhiger und die Befürchtung geringer, doch von einer dauernden und wirklichen Beschwichtigung war noch keine Rede. Man kam in dem Bericht der New-Yorker Kommission zu folgendem Schluß**): Wenn auch der Trust gefährlich sein könne und durch das Gesetz überwacht werden müsse, so schließe er doch nicht nothwendig das Monopol in sich; ein Verband habe größere Gewalt über Gut und Böse als das Individuum, indessen die Fähigkeit für das letztere werde durch die Entdeckungen der Neuzeit verringert. Arbeiter können sich verbinden und zwar in klar festgestellten Grenzen, innerhalb deren sie ihre Rechte ausüben. Die Prinzipien, auf welche hier früher solche Rechte in Abrede gestellt wurden, haben eine starke Aehnlichkeit mit jenen Prinzipien, die jetzt stark betont werden, um dem Kapital das Recht zur Vereinigung völlig abzusprechen. Verbände, die mit der öffentlichen Wohlfahrt zu vereinigen seien, dürfen nicht unnöthiger Weise beschränkt werden, aber die strengsten Strafen sollten auf die Bildung jedes Verbandes gesetzt werden, dessen Zweck Monopolisirung oder Preiserhöhung sei. Trotzdem sich in diesen Ausführungen ein etwas ruhigeres Urtheil bekundet, so fehlt ihnen doch die scharfe und präzise Formulirung der Frage und damit auch die Gewähr, daß wirksame und gerechte Maßregeln ergriffen werden konnten, die sich nicht blos auf unklare Stimmungen gründeten. Man fing eben erst an, sich von der bis dahin blinden Erbitterung los zu machen, die ohne Unterschied Alles verurtheilt hatte, was mit Trusts zusammenhing, aber von einer ruhigen und klaren Prüfung und Unterscheidung war man doch noch weit entfernt.

Die Versuche, den Trusts durch die Gerichtshöfe beizukommen, hatten allerdings mehrfach Erfolg, aber sie richteten doch schließlich auch nichts aus und führten nur dahin, daß andere Rechtsformen gesucht und gefunden wurden. Das bedeutsamste Beispiel ist der Anfang 1889 gegen die New-Yorker North River Sugar Refinery geführte Prozeß***), die unter Anklage gestellt wurde, weil sie ein Mitglied des Sugar Trust geworden war. Sie wurde unter die Berufung auf die Conspiracy Laws zum Verlust ihres Korporationsrechts verurtheilt. In dem Erkenntniß heißt es: Es herrscht Einstimmigkeit darüber, daß Koalitionen,

*) Engl. Bericht S. 21 u. 85.

**) Engl. Bericht S. 24.

***) Aschrott S. 18. Industrie 1889 Nr. 6—8. Engl. Bericht, der alle drei Erkenntnisse enthält, S. 46 ff., 58, 85 f., 92.

welche jede Konkurrenz verhindern und die Preise beeinflussen wollen, welche ein Monopol oder einen pekuniären Vortheil durch Schädigung des Handels herbeiführen, verderblich für den Staat und gegen das Gesetz sind; durch die Betheiligung an einer solchen werde das Korporationsrecht verwirkt. Der Verlust des Charter wurde dann auch in zweiter und dritter Instanz bestätigt. In dem zweiten Erkenntniß war betont, daß sich die Verklagte selbst außer Stand gesetzt habe, ihre ordnungsmäßigen Funktionen auszuüben; sie habe sich in völlige Unterordnung unter eine andere Organisation versetzt, die einen ungesetzlichen, für das öffentliche Wohl verderblichen Zweck verfolgt, und sei so Theil eines Verbandes geworden, dessen Ziel darin bestehe, ein Monopol zu schaffen und Preise zu erhöhen. Das war eine Umstoßung des Zwecks, zu dem sie ins Leben gerufen; darum erscheine ihre gerichtliche Verfolgung sowie die Annullirung ihres Charter durchaus gerechtfertigt. Dies wurde im Juni 1890 in dritter Instanz bestätigt, denn die Bestimmungen des Charter seien verletzt und die korporativen Verpflichtungen nicht erfüllt. Auf die Frage der Monopole und wirthschaftlichen Probleme wollte der Gerichtshof nicht eingehen, bis besondere Vorkommnisse dazu Anlaß gäben. Es wurde ausdrücklich betont, daß der Gerichtshof die von einer früheren Instanz hierüber geäußerten Ansichten weder zu billigen noch zu mißbilligen vermocht habe; es sei nur festgestellt, daß separate und selbständige Gesellschaften sich einem Trust nicht anschließen könnten. So war in einem bemerkenswerthen Unterschied gegenüber den Erkenntnissen der beiden ersten Instanzen, eine Beurtheilung der Trusts selbst geflissentlich vermieden. Eine Berufung an das Bundesgericht konnte nur erfolgen, wenn sich erweisen ließ, daß es sich um einen Eingriff in die Freiheit oder das Eigenthum eines Bürgers der Vereinigten Staaten handelte. — Jedenfalls war das Erkenntniß zunächst ein harter Schlag für den Zuckertrust, denn es stand zu erwarten, daß gegen die anderen zum Trust gehörigen Gesellschaften in ähnlicher Weise vorgegangen werden würde. Auch war vorauszusehen, daß dasselbe Prinzip bei anderen Trusts zur Anwendung gelangen würde*). In Kalifornien war bereits gegen eine zum Zuckertrust gehörige Gesellschaft eingeschritten, ebenso in Ohio gegen ein Mitglied des Oeltrusts, in Louisiana gegen Angehörige des Baumwollensaamenöltrusts. In verschiedenen anderen Staaten, Kentucky, Pennsylvanien, Michigan waren Verträge mit Trusts, als verderblichen, gegen Konkurrenz gerichteten Verbänden, für nicht klagbar erklärt. — Wenn

---

*) Engl. Bericht S. 61. Waltershausen S. 404 ff. Note. Industrie 1889 Nr. 5.

man nach dem sehr mäßigen Eindruck urtheilen darf, den das Erkenntniß gegen den Zuckertrust an der New-Yorker Börse hervorbrachte, wo die Zertifikate 2½ Cts. wichen*), so wurde die Sache zunächst nicht allzu schwer empfunden. Niemand dachte daran, daß die Trusts nun verschwinden würden; es handelte sich nur darum eine andere Form zu finden, in der die Trusts gesetzmäßig weiter agiren konnten, und eine solche ließ sich bei den Rechtsverhältnissen der Vereinigten Staaten schon finden. Es handelte sich um eine Anpassung der Trusts an die Erkenntnisse**).

Auch auf dem Wege der Gesetzgebung war trotz zahlloser Anläufe gegen die Trusts nichts ausgerichtet. Im Senate des Staates New-York hatte Pierce***) einen Gesetzentwurf eingebracht, der Monopole verhindern sollte und jeden Vertrag oder Theil eines Vertrages, der eine Hemmung des Handels herbeiführte, für nichtig erklärte. Das Gesetz war, wie der Antragsteller erklärte, gegen die Trusts gerichtet, doch tauchten alsbald Zweifel darüber auf, ob es nicht in seiner Wirkung auf Duldung und Begünstigung derselben hinauslaufen würde. In Illinois lag ein Antrag Odonnells vor, der die Theilnehmer an einem Trust mit fünfjährigem Gefängniß bedrohte. Aehnlich war ein von Holbrook in Michigan vorgelegter Gesetzentwurf. In anderen Anträgen wurden die Trustverträge für nichtig und die darauf begründeten Ansprüche als unklagbar erklärt. Bei allen diesen und ähnlichen Versuchen ist nichts herausgekommen. Wirkliche Antitrustgesetze gelangten nur in zwei oder drei Staaten zur Annahme†). Im Frühjahr 1889 kamen solche in Missouri und Texas zustande. In dem ersteren, das sich in bemerkenswerther Weise von der sonst beliebten Fassung solcher Gesetze unterscheidet, wurde allen Gesellschaften verboten, Trustzertifikate zu besitzen und auszugeben; Gesellschaften, deren Beamte und Theilnehmer dürfen nicht in Verbände treten, die bezwecken, ihre Leitung Trustees zu übertragen in der Absicht Preise zu limitiren und Produktion oder Verkauf zu mindern; Zuwiderhandelnde wurden mit Strafen von 500—5000 Dollars und Gefängniß bis zu einem Jahr bedroht. Um die Wirksamkeit des Gesetzes zu kontroliren erhielt der Staatssekretär die Befugniß bei allen Gesellschaften eidliche Aussagen über etwaige Zugehörigkeit zu Trusts einzufordern; eine Nichtbeantwortung der bezüglichen Anfrage zog den Verlust des Charter

*) Engl. Bericht S. 97.
**) Schönlank S. 531, Aschrott S. 19.
***) Industrie 1889 Nr. 9. Barth in der Nation a. a. O. Waltershausen S. 392, 393 Note.
†) Engl. Bericht S. 37 u. 71.

nach sich. In dieser Kontrolmaßregel fand ein scharfsinniges Gericht die Handhabe, das ganze Gesetz illusorisch zu machen. Da nämlich verfassungsmäßig kein Beamter eine Gewalt ausüben konnte, die nicht zu seinem Ressort gehörte, für die Verwirkung des Charter aber nur die Gerichte zuständig waren, so war die dem Staatssekretär als Exekutivbeamten beigelegte Befugniß verfassungswidrig und damit das ganze Gesetz. — In Texas war die Annahme des Antitrustgesetzes einstimmig in beiden Häusern der Legislatur erfolgt. Uebertretung des Gesetzes galt als conspiracy und wurde mit Gefängniß von einem Monat bis zu 10 Jahren und Geldbußen von 50—5000 Dollars bestraft. Auch in Kansas besteht ein Gesetz, welches Trusts und Verbände für ungesetzlich erklärt, die den Zweck verfolgen, die Kosten für Waaren und Dienste zu erhöhen, zu vermindern oder zu kontroliren. — Das ist Alles, was trotz vielfacher Versuche in der Gesetzgebung der einzelnen Staaten zustande gekommen ist.

Auf dem Kongreß haben zahlreiche Antitrustanträge vorgelegen, darunter wiederholt so excessiv gehaltene —, Konfiskation des Trustvermögens, 40prozentige Besteuerung der Trustprodukte —, daß auch hier wieder der Zweifel entsteht, ob es sich nicht um bloße Konzessionen an die feindselige Stimmung der Bevölkerung handelte, ohne daß man ernstlich an eine Durchführung der vorgeschlagenen Maßregeln dachte. So weit republikanische, streng schutzzöllnerische Parlamentarier wie z. B. Cullom in Betracht kommen, von dem der Konfiskationsantrag herrührt, erscheinen solche Annahmen als nicht ganz ungerechtfertigt; man zielte möglichst weit, um nichts zu treffen. Das Haupt der Republikaner, Staatssekretär James Blaine hatte die Trusts sehr kühl als eine reine Privatangelegenheit bezeichnet. Ernsthafter war das Auftreten der demokratischen Senatoren, Breckenridge, Turpie, Reagan gemeint, die den Trusts von Seiten des Tarifs beikommen wollten. Als Senator Turpie (Indiana) seine gegen die Trusts gerichtete Resolution einbrachte, erklärte er: Nie sei ein Trust in der Absicht gebildet, um dadurch das öffentliche Wohl zu fördern. Trusts seien die riesenhafte Sünde des gegenwärtigen Zeitalters und der heutigen Generation; sie seien ein System, welches den ganzen inneren Handel mit Betrug, Falschheit, Argwohn, Mißtrauen und Unlauterkeit versetzen; die Trusts seien ein offener und notorischer Gemeinschaden. Dies Urtheil, das den Antrag auf Erlaß eines Antitrustgesetzes wie in Missouri*) begründete, war ohne Zweifel ehrlich gemeint.

---

*) Münchener Allgem. Ztg. 1890 Nr. 11. 2. Abendblatt vom 15. Januar.

Erst die letzte Session des Kongresses (1890), der drei Monate nach ihrer Eröffnung nicht weniger als 26 Anträge gegen Trusts vorlagen, hat das erste Antitrustgesetz von Bundes wegen zustande gebracht*). Die Anregung dazu kam von dem republikanischen Senator Sherman, dem im Laufe der Debatte vorgehalten wurde, daß er, der jetzt für den MacKinley-Tarif eintrat, zwei Jahre vorher zugegeben hatte, man könne und solle solchen Verbänden, welche die durch billige Konkurrenz zu erzielenden Preisherabsetzungen zu verhindern beabsichtigen, nur durch Zollherabsetzungen entgegentreten. Der von Sherman jetzt eingebrachte Antrag verfolgte den Zweck, Trust und Verbände zur Beschränkung des Handels und der Produktion für ungesetzlich zu erklären. Es fehlte dem Entwurf nicht an sorgfältigen Definitionen und scharfen Strafbestimmungen. Die Gestalt, die der Antrag indessen schließlich erhielt, ließ seine Wirksamkeit sehr zweifelhaft erscheinen. Zunächst erklärte sich Sherman bereit und zwar auf Antrag des Finanzkommittees, die Strafbestimmungen in der von ihm vorgeschlagenen Form zurückzuziehen. Die Debatte, an der sich nur wenige Redner betheiligten, ist im hohen Grade charakteristisch für die Stimmung, die in den besonnensten und höheren Kreisen der Bevölkerung gegen die Trusts herrschte. Der Hauptgegner Shermans, Senator George (Mississippi) charakterisirte in seiner großen, den Antrag bekämpfenden Rede, die Trusts wie folgt: „Diese Verbände sind ein schweres dem Volke zugefügtes Unrecht; sie führen ein zweischneidiges Schwert. Sie erhöhen über jede Vernunft hinaus die Kosten für die nothwendigen Lebens- und Geschäftsbedürfnisse; sie setzen die Kosten des Rohmaterials, die landwirthschaftlichen Produkte herunter; sie regeln die Preise nach ihrem Willen; sie drücken sie herunter für ihre Einkäufe und herauf für ihre Verkäufe. Sie häufen großen Reichthum auf durch Auspressung des armen Volks; aus diesem Reichthum schaffen sie sich neue Mittel, ihre Opfer d. h. das Volk der Vereinigten Staaten weiter auszupressen; unbelästigt, uneingeschränkt durch das Gesetz verfolgen sie ihren rastlosen Rundlauf des Unterschleifs unter der Herrschaft des Gesetzes, bis sie endlich das Volk in eine Lage bringen, wo die große Masse desselben denjenigen dient, denen dieser angehäufte Reichthum zur Verfügung steht. Namentlich die Farmer sind die unglücklichen Opfer, durch Schulden bis an die Schwelle des Ruins gebracht, das Volk verlangt Abhülfe gegen solches Unrecht.“ Der Redner führte in

*) Engl. Bericht S. 44, 80, 82. Congressional Records 51. Congress p. 492, 1293, 1797, 1833. Besonders bemerkenswerthe Debatte in der Sitzung des Senats vom 28. Februar 1890.

eingehendster Weise aus, daß die von Sherman eingebrachte Bill, auch wenn sie verfassungsmäßig wäre, dies nicht vermöge; nur auf dem Wege des Tarifs sei das möglich. Dieser Gesichtspunkt trat immer und immer wieder auf demokratischer Seite, namentlich aber bei der Tarifdebatte selbst, auf das Nachdrücklichste hervor. Turpie empfahl auf das Dringendste einen Antrag, nach welchem jeder Artikel, bei dem durch einen eigenen Gerichtshof festgestellt werde, daß ein Verband den Markt desselben kontrolire, auf die Liste der zollfreien Gegenstände gesetzt werde*). Einen solchen Weg aber wollte die republikanische Mehrheit nicht beschreiten. Man sah wohl, daß etwas geschehen müsse, um die immer ungeberdiger werdende öffentliche Meinung zu beruhigen oder wenigstens den guten Willen dazu zu bekunden. Dies sollte durch die von Sherman eingebrachte Bill geschehen; daß man eine wirkliche Abhülfe im Auge hatte und daran glaubte, erscheint zweifelhaft. Der weitere Verlauf der Berathung kann solche Annahme nur bestärken. Ein sehr drakonisch gehaltener Abänderungsantrag des Senators für Texas, Reagan der mit entsprechenden Anträgen schon früher hervorgetreten war, fand keine Berücksichtigung. Um die gegen den ersten Antrag Shermans erhobenen verfassungsmäßigen Bedenken zu beschwichtigen, brachte dieser einen Ersatzantrag ein, der sich auf Trusts, auf Vereinbarungen und Verbände nur zwischen Kontrahenten verschiedener Unionsstaaten resp. aus letzteren und fremden Staaten bezog, als Strafe aber nur den doppelten Schadenersatz stipulirte. Am 8. April 1890 wurde der Antrag in der vom Justizausschuß genehmigten Fassung angenommen und trug jetzt statt der früheren Ueberschrift, welche die Ungesetzlichkeit der Trusts in die erste Linie stellte, die Bezeichnung „Gesetz zum Schutz des Handels und Verkehrs gegen ungesetzliche Beschränkungen und Monopole". Von einer Definition der verbotenen Verträge in der umfassenden Weise, wie sie der erste Entwurf und noch mehr der Antrag Reagans enthalten hatte, war jetzt keine Rede mehr**). Es handelt

*) Aehnliches war in Kanada gegen die dortigen Trusts verlangt.

**) Die Definition Reagans ist die erschöpfendste, die bisher versucht ist, sie erscheint als ein Extrakt aus dem gesammten mit Trusts und ähnlichen Verbänden gemachten Erfahrungen und sucht die Trusts in alle Schlupfwinkel zu verfolgen. Sie lautet: „Unter Trust ist zu verstehen: eine Vereinigung von Kapital, Arbeitskraft oder Unternehmungen zwischen zwei oder mehr Personen, Firmen, Körperschaften, Gesellschaften zu folgenden Zwecken: 1) Um irgend welche Einschränkungen im Handel zu bewirken oder zur Ausführung zu bringen. 2) Um die Produktion von Waaren und Lebensmitteln einzuschränken oder zu verringern oder den Preis derselben zu erhöhen oder zu erniedrigen. 3) Um einen Wettbewerb bei der Erzeugung, Herstellung, beim Verkaufe, Einkaufe oder der Beförderung von Waaren, Produkten oder Lebensmitteln zu verhindern. 4) Um einen Standard oder eine Ziffer festzusetzen, nach welcher

sich jetzt ausschließlich um Abmachungen zur Beschränkung und Monopolisirung von Handel und Verkehr; die Betheiligung an solchen wurde mit Geldstrafe bis 5000 Dollars und Gefängniß bis zu einem Jahre bedroht. Güter, die durch solche Verträge erworben sind, verfallen bei dem Transport von einem Staat in den andern oder ins Ausland den Vereinigten Staaten, außerdem treten noch dreifache Schadenersatzansprüche ein, den Bezirksgerichten wurde die Jurisdiktion überwiesen. Am 2. Juli wurde dieser Gesetzentwurf, nachdem er das Repräsentantenhaus passirt, Gesetz. Die North American Review (November 1890) charakterisirt das Gesetz als ein rein nominelles und höchst ohnmächtiges, während andererseits den Trusts und Monopolen ein praktisches und wirksames System gegeben sei, um ihre erbarmungslosen Eintreibungen vom Volke bei zahlreichen der nothwendigsten Lebensbedürfnisse auf dem Wege der Prohibitivzölle durchzusetzen. Von der Wirksamkeit des Gesetzes ist schwerlich viel zu erwarten. Die Demokraten hatten diese Prognose bereits in Betreff der ersten, schärferen Form des Sherman'schen Antrages gestellt.

Wenige Monate nach dem Erlaß des Antitrustgesetzes und nach dem Erkenntniß des New-Yorker Appellgerichts gegen den Zuckertrust kam die Trustfrage im Kongreß bei der Tarifdebatte wieder zur Sprache*). Eine ganze Reihe von Verbänden, die namentlich den Farmern verderblich waren, wurden aufgezählt, „Verbände die ebenso mit der Moral wie mit dem kürzlich angenommenen Gesetz in entschiedenem Widerspruch

gegenüber dem Publikum der Preis eines Artikels, Lebensmittels, einer Waare, eines Produkts für den Verkauf, Gebrauch oder Verbrauch in irgend einer Weise festgestellt oder beherrscht wird. 5) Um bei der Erzeugung, Herstellung, dem Kaufe, Verkaufe oder der Beförderung einer Waare, eines Artikels, Produktes oder Lebensmittels ein Monopol zu schaffen. 6) Um irgend einen Vertrag, eine Verpflichtung oder Vereinbarung irgend welcher Art oder Beschaffenheit zu treffen, einzugehen oder auszuführen, wodurch sich die Betreffenden verpflichten, irgend einen Artikel, ein Lebensmittel, einen Gegenstand des Handels, des Gebrauches oder Verbrauches, eine Waare nicht unter einem gemeinsamen Durchschnittspreise zu erzeugen, zu verkaufen, zu begeben oder zu befördern — oder wodurch dieselben auf irgend eine Weise miteinander vereinbaren, den Preis eines solchen Artikels, Lebensmittels oder einer solchen Beförderung auf einer bestimmten oder auf- oder absteigenden Ziffer zu erhalten — oder wodurch sie auf irgend eine Weise den Preis eines Artikels, eines Lebensmittels oder einer Beförderung untereinander feststellen oder zwischen sich und Anderen festsetzen, so daß dadurch der freie und unbeschränkte Wettbewerb zwischen ihnen selbst und Anderen beim Verkauf und bei der Beförderung solcher Artikel oder Lebensmittel ausgeschlossen ist — oder wodurch sie übereinkommen, zu irgend einem Zwecke in Bezug auf den Verkauf oder die Beförderung solcher Artikel oder Lebensmittel sich verbünden, um den betreffenden Preis in irgend einer Weise zu beeinflussen". — Die deutsche Uebersetzung ist nach dem Text des Leipziger Tageblatts, abgedruckt in der Industrie 1890 Nr. 14.

*) Senatssitzung vom 6. Sept. 1890.

standen". Es war da die Rede von jenem bereits erwähnten Verband, der das gesammte Material für Säcke zur Baumwollen-Ernte auf 1—2 Jahre von wenigen Spekulanten aufgekauft hatte und nun jeden beliebigen Preis forderte und erhielt. Das war allerdings kein eigentlicher Trust, aber doch jedenfalls ein Verband zur Preiserhöhung, der strafbar sein sollte. Ein Mitglied bezeichnete diesen Verband als a sort of sympathetic movement. Sollte das bedeuten, daß man sich aus reiner Freundschaft und Zuneigung zusammengefunden hatte! — Von einem auf Grund des neuen Gesetzes direkt gegen einen Trust geführten Prozeß ist bis jetzt nichts bekannt geworden*). Es war in der New-Yorker Untersuchungskommission direkt darauf hingewiesen worden**), daß diese Riesenverbände, wie sie sich sowohl in den Einzelstaaten wie im Bunde mächtig genug erwiesen hatten, eine direkte Gesetzgebung gegen sie zu verhindern, so auch mit Erfolg bemüht sein würden, sowohl Beamte wie Gerichte von einer gegen sie gerichteten Aktion zurückzuhalten. Dann bleibe als einziges Mittel, daß das souveräne Volk, dessen Geduld erschöpft sein dürfte, das letzte Wort spreche. Das souveräne Volk hatte im Kongreß gesprochen; es schien aber wenig Aussicht zu sein, daß sich an den Dingen etwas ändern würde. Trustzertifikate waren ein beliebtes Spekulationspapier an der Börse. Republikaner wie Demokraten verdienten viel daran. Die vielfachen Anfeindungen trugen viel dazu bei, eine gewisse Reklame für sie zu machen, die hohen Erträgnisse, die sie abwarfen, konnten nicht verborgen bleiben. „Die Spekulanten in Wallstreet haben wenig Lust gegen ihre eigenen Geldbeutel zu Felde zu ziehen***)." Damit war nun allerdings dem Mittelstande und der großen Menge der kleinen Leute nicht geholfen, die bedrückt durch starke Vertheuerungen ihrer Lebensbedürfnisse, in tiefem Mißtrauen gegen die rasch angehäuften kolossalen Vermögen und die dadurch konzentrirte Macht, durch die weitergreifende Beschränkung der Konkurrenz sich schwer bedroht und beunruhigt fühlten. — Ein hervorragender nordamerikanischer Parlamentarier hatte nicht Unrecht, wenn er es offen aussprach: Die Trustfrage sei in diesem Augenblick ein reines Chaos†). Theoretische Erwägungen und Tröstungen im Hinblick auf die schlimmen Folgen die sich erfahrungsmäßig bei zügelloser Konkurrenz ergeben hatten, und auf die möglichen Vortheile eines Trust

*) Engl. Bericht S. 79.
**) Derselbe S. 25.
***) Waltershausen S. 393 Note.
†) Engl. Bericht S. 81.

für Regelung der Produktion und besseren Gestaltung der Arbeiterverhältnisse fanden unter dem unmittelbaren Druck der thatsächlichen Erfahrungen keinen Platz.

V.

Am unbefangensten und ruhigsten urtheilte man in den rein wissenschaftlichen Kreisen. Einer der hervorragendsten Juristen der Vereinigten Staaten Dwight fand*) die Trusts nicht allein gesetzmäßig, sondern auch ungefährlich. Sie könnten weder das Gesetz von Nachfrage und Angebot noch die unwiderstehliche Macht der unbeschränkten Konkurrenz überwinden, sie erscheinen als ein Zeichen der Zeit, hervorgegangen aus dem Vereinigungsrecht und der Handelsfreiheit, welche mehr und mehr die kleinen Geschäftsbetriebe aufgesogen und große Verbände zusammengebracht habe. Nichts konnte thörichter sein und verhängnißvollere Folgen hervorbringen als ein Eingriff in das Associationsrecht. Und ebenso fand Gunton**), daß die Entwicklung vom Einzelunternehmer und Kapitalisten zur Aktiengesellschaft und von dieser zum Trust eine keineswegs abnorme, sondern völlig natürlich gegeben sei, die sich aus der immer weiter fortschreitenden industriellen Differenzirung ergebe. Trusts seien ihrer Natur nach heilsam und in politischer und sozialer Beziehung harmlos. Allerdings soll zwischen dem ökonomischen Charakter der Organisationen und dem persönlichen Charakter derjenigen, die sie leiten, geschieden werden; die mit den Trusts verbundenen Uebelstände werden als wesentlich ethischer Art bezeichnet, ihre Beseitigung kann nicht gesucht werden in einer willkürlichen Beschränkung der Trusts als wirthschaftlicher Einrichtungen, sondern in der Richtung einer vollkommeneren Handhabung der Strafgesetze, in Erhöhung der Einflüsse, welche dahin zielen, die soziale Lage und den intellektuellen und sittlichen Charakter der großen Massen zu entwickeln, die allein solche Uebel unmöglich machen können. Der Staat soll häufige und zuverlässige Zusammenstellungen von Produktionskosten incl. Rohmaterial, von Löhnen und Transportkosten veröffentlichen und ebenso die Verkaufspreise in den hauptsächlichsten Industrien. Dadurch werden abnorme Gewinne allgemein bekannt werden das Kapital in diese Richtung lenken und Konkurrenz erzeugen. Daß dergleichen auch bei mächtigen Trusts sehr wohl möglich, zeigt das Beispiel des Zuckertrusts, dem, als er die Preise für raffinirten Zucker stark in die Höhe trieb, alsbald in San Francisco

*) Dwight, legality of trusts, in Political Science quarterly 1889 p. 691.

**) Gunton, economic and social aspects of trust, ebenda S. 385.

ein Gegenunternehmen mit großen Kapitalien erwuchs, das dem Trust erfolgreiche Konkurrenz machte*). Und ebensowenig war es dem Whiskeytrust**) gelungen, der Konkurrenz Herr zu werden. In den ersten sechs Monaten des Bestehens wurden die Preise erheblich heruntergesetzt, um einen Druck zum Beitritt auszuüben. Es gelang, etwa 80—85 pCt. der Produktion in den Trust zu bringen. Sobald dann aber eine Erhöhung der Preise versucht wurde, entstanden neue Destillationen außerhalb des Trusts, und eines der größeren Häuser in Chicago hat trotz aller Unterbietungen nicht zum Beitritt gebracht werden können. In Folge dessen waren Preisschwankungen, wenn auch etwas weniger häufig wie früher, doch noch immer häufig genug. Uebrigens haben einzelne Trusts wiederholt Werth darauf gelegt, Konkurrenz bis zu einem gewissen, ihnen unschädlichen Grade bestehen zu lassen, um so der Gehässigkeit zu entgehen, der in dem Vorwurf der Monopolisirung lag. — Auch auf sozialistischer Seite hatte man für die Frage der Kartelle und Trusts, wie schon angedeutet, eine ziemlich kühle Beurtheilung. Es war nicht zu verkennen und ist auch von Brentano***) mit Recht hervorgehoben, daß sich die Kartelle dem Postulat der Sozialdemokratie nach planmäßiger Regelung der Produktion näherten, wenn auch von einer Konzentration der Produktionsmittel in den Händen des Staates keine Rede sein sollte. Für die Herbeiführung eines solchen Zustandes wurden die Kartelle als eine sehr brauchbare Vorstufe angesehen. So erschienen sie als ein Kampfmittel gegen den industriellen Individualismus und die freie Konkurrenz, gewissermaßen als Pioniere und Förderer sozialistischer Bestrebungen. Man sah in der Verdrängung des kleinen Unternehmers und Kapitalisten durch die Kartelle eine umfassende Unterminirung des Kapitalismus. Mit der zunehmenden Zentralisirung der Industrie mußte es der Demokratie leichter werden, die kapitalistischen Häupter zu beseitigen und die Controle der Industrie zum allgemeinen Besten zu übernehmen. Die Kartelle können nur um so rascher den Zeitpunkt herbeiführen, wo eine weit ausgedehnte und über ihre Ziele belehrte Demokratie, deren Subsistenz auf einer prekären Lohnordnung begründet ist, sich einer beschränkten Anzahl von Großkapitalisten gegenüber befindet. Von einer derartigen Krisis wird als Resultat erwartet, daß die mächtigen In-

---

*) Aschrott S. 20.

**) Jenks a. a. O.

***) Mittheilungen öster. Volkswirthe. I. S. 83, 133. Kirkup, Inquiry into Socialism. 2. Aufl. S. 168—170. Waltershausen S. 388 ff. Gladden S. 190. Auch das Hauptorgan der deutschen Sozialdemokratie, das Volksblatt, hat sich in der Nummer vom 18. Dezember v. J. in diesem Sinne ausgesprochen.

dustrieherren, gerade je rascher und vollständiger ihr Erfolg ist, nur um so leichter von der demokratischen Gesellschaft über den Haufen geworfen werden. Durch das Anwachsen der Kartelle wird die Anzahl der zu Expropriirenden immer geringer werden. Es wurde ferner in Anschlag gebracht, daß bei der riesenhaften Ausdehnung der kartellirten Unternehmer die kapitalistischen Eigenthümer sie nicht mehr voll übersehen und kontroliren und die Leitung bezahlten Beamten, also ebenfalls Lohnarbeitern, überlassen müssen. Der kapitalistische Besitzer und bisherige Leiter wird mehr und mehr müßiger Dividendenempfänger, er ist nicht mehr thätig und wird allmählich der Verantwortlichkeit entkleidet, so daß er in gewissem Sinne überflüssig wird. So erscheint also die Verallgemeinerung der Kartelle und Trusts als Vorbedingung und Vorstufe für die Uebernahme des Betriebs großer Industriezweige durch den Staat. Bei einer solchen Anschauung hatte man auf sozialistischer Seite keinen Anlaß, auf die Bekämpfung der Trusts durch die Gesetzgebung Gewicht zu legen. Man hielt eine Betheiligung der Arbeiter an der Vernichtung der Kartelle für ebenso unverständig wie ehedem die Vernichtung der Maschinen. Trotzdem konnten den Arbeitern die Gefahren nicht verborgen bleiben, die ihnen von den Trusts drohten, und die Ritter der Arbeit erhoben laut ihre warnende Stimme gegen das Anwachsen der Monopole. Abgesehen davon, daß es überall zu den Zielen der Trusts gehörte, durch Aneignung der neuesten technischen Erfindungen und Einführung von Maschinen Arbeiter überflüssig zu machen, wo nur irgend möglich, so wirkte hierauf auch das allgemein beobachtete Verfahren, von den Einzelunternehmungen, die in die Trusts eintraten, stets diejenigen Betriebe eingehen zu lassen, die nicht ausreichend lohnten, oder bei denen das im Interesse der Regelung und Beschränkung der Industrie wünschenswerth erschien. Im Whiskeytrust*) waren 83 Destillationen vereinigt, von denen nur etwa 12—20 stetig im Betrieb blieben, die anderen arbeiteten gar nicht oder nur zeitweilig. Die im Betrieb gebliebenen aber arbeiteten recht befriedigende Dividenden auf das Kapital der 83 vereinigten Destillationen heraus. Die Ersparungen, welche durch die Außerbetriebsetzung von einigen 60 Destillationen ermöglicht wurden, trugen selbstverständlich in nicht geringem Grade dazu bei. Allerdings war für die im Betrieb gebliebenen Arbeiter das Arbeitsverhältniß ein stetigeres geworden und so in vielen anderen entsprechenden Fällen, aber die Arbeiter konnten sich nicht verhehlen, daß ihre Abhängigkeit eine wesentlich größere geworden war. Ihre

*) Jenks a. a. O.

Hauptkampfmittel, um höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit herbeizuführen, Strike und Boykott boten den Trusts gegenüber erheblich weniger Aussicht auf Erfolge*). Um einen Ausstand gegen einen ganzen in einem Trust vereinigten Industriezweig durchzuführen, waren ganz andere Strikekassen nöthig als bisher, und ebenso wenig konnte man beim Boykott ein Unternehmen zu Gunsten eines anderen zurücksetzen und umgekehrt, man mußte eben auf den ganzen Artikel verzichten, was in vielen Fällen doch nicht anging. Es kommt hinzu, daß es den Unternehmern leichter werden mußte durch Aechtungen einzelner Arbeiterführer, durch Bevorzugung von Arbeitern, die besser bezahlt wurden, auf die Arbeiterverbände zersetzend einzuwirken. Wollten die Arbeiter nicht in ein an Hörigkeit grenzendes Abhängigkeitsverhältniß gerathen, so waren sie genöthigt, ihre Koalitionen durch jedes nur mögliche Mittel auszudehnen und zu kräftigen. Man ist eben jetzt dabei, den letzten Schritt zu versuchen und alle Arbeiter-Organisationen des Landes zu einem gemeinsamen Vorgehen zu einigen. Nur auf dem Wege einer fest zusammenhaltenden Organisation konnte man den Riesenverbänden der Trusts gewachsen sein. In der stetigen Rüstung zur Kampfbereitschaft lag selbstverständlich keine geringe Gefahr. Man schien sich das auf Seiten der großen Trusts auch nicht zu verhehlen und verfuhr dementsprechend. Dem Whiskeytrust**) wird nachgerühmt, daß er die Kosten für die Faß-Arbeiter und die Bergleute, welche die nöthigen Kohlen lieferten, aus freien Stücken nicht unerheblich erhöhen ließ, während von den außerhalb des Trusts stehenden Destillateuren nichts Derartiges geschah. Der Präsident des Trusts erklärte hierzu: Sie hätten durchaus nicht den Wunsch, dem Publikum gegenüber die Rolle von Wohlthätern zu spielen, aber sie glaubten an das Prinzip intelligenter Kooperation und da sie es sich leisten könnten, gute Löhne zu zahlen, so seien sie Willens, in Gerechtigkeit und Billigkeit so zu handeln. Wir sehen, daß von den Trusts Gewicht darauf gelegt wurde, ihr Verfahren als eine weitere Ausbildung des Kooperations- und Assoziationsprinzips erscheinen zu lassen. Auch in den Berichten über den Oeltrust tritt dies nachdrücklich hervor. Dieser Trust zahlte seinen Arbeitern 1½—3 Dollars Tagelohn und war bemüht, sie für die Verluste, die eine Beschränkung der Produktion mit sich bringen mußte, zu entschädigen. Als im Herbst 1887 die Masse des Rohöls die Absatzfähigkeit bedeutend überstieg und die Gewinnung, um weiteren Preisfällen vorzubeu-

---

*) Waltershausen S. 404.

**) Jenks a. a. O. S. 314.

gen, beschränkt werden sollte, wurde mit der Arbeitergenossenschaft an den Oelquellen ein Abkommen geschlossen, nach welchen denselben für die zu reduzirende Arbeitszeit der Nutzen abgetreten wurde, welchen der Verkauf von 1 resp. 2 Millionen Barrels raffinirten Oels über den Preis von 62 Cts. pro Barrel am Ende des Jahres erzielen würde*).

Wenn man so im eigenen Interesse den Konflikt mit den Arbeitern zu vermeiden schien, so ist freilich andererseits nicht bekannt geworden, daß man sich der bei uns in der Diskussion der Frage so stark betonten Verpflichtung der Kartelle, die Arbeiterwohlfahrt sich angelegen sein zu lassen, erinnert habe. Es hätte doch nahe gelegen, daß in diesen reichen und mächtigen Verbänden daran gedacht worden wäre, Hilfskassen- und Versicherungswesen zu pflegen, die Arbeitszeit zu verkürzen, Frauen- und Kinderarbeit zu regeln, überhaupt eine Annäherung der Arbeiter im Hinblick auf die Verbesserung ihrer Lage zu bewirken. Auch in der literarischen Behandlung der Trustfrage ist uns nichts von derartigen Gesichtspunkten begegnet. Der Arbeit von Gunton über die wirthschaftlichen und sozialen Aussichten der Trusts, die manches einsichtige Urtheil enthält, läßt sich auf die Arbeiterfrage gar nicht ein. Ein unbefangener und sorgfältig informirter Beurtheiler dieser Verhältnisse wie Waltershausen findet, daß die amerikanischen Verhältnisse bisher nur das Gegentheil einer Rücksicht auf die Arbeiterverhältniß gezeigt haben. „Die Trustleute thun so leicht nichts um Gottes willen, aber was den Gewinn erhöht, das thun sie gern**)."

Augenblicklich rüstet sich die amerikanische Arbeiterschaft zu einem Riesenkampf für den achtstündigen Arbeitstag, um den nun bereits seit Jahrzehnten gestritten wird. Das Erstarken der Koalitionen auf beiden Seiten wird diesem Kampfe nur einen verschärfteren Charakter geben, die Erfolge werden wechselnde sein, es liegt in der Natur der Dinge, daß kein Theil dauernd Herr des andern werden wird, und daß nichts der gewaltig fortschreitenden Arbeiterbewegung Einhalt thun kann. Trotz der stark sozialistischen Durchsetzung der Arbeiterorganisationen ist doch ihre Betrachtungsweise des wirthschaftlichen Lebens und seiner Einrichtungen vorwiegend eine praktisch-realistische. Sehr bezeichnend wird in dem Programm einer New-Yorker Central Labor Union***) ausgesprochen, daß Harmonie zwischen Kapital und Arbeit bei dem

*) Aschrott S. 13, 27.
**) S. 406.
***) Waltershausen S. 376 ff.

gegenwärtigen Industriesystem nicht möglich sei, daß die Arbeiter-Organisationen als wirksamstes Mittel erscheinen, um den schlimmen Konsequenzen des herrschenden Systems ein Hemniß zu bereiten und daß sie den Keim für ein neues und besseres System enthalten und mit dem Fortschritt der Zeit und der Entwicklung fortgeschrittener Ideen Schritt halten müssen. So bleiben trotz des sozialistischen Grundprinzips Mittel und Wege auf realistischem Boden.

Es ist die, bei amerikanischen Verhältnissen nicht gerade sehr begründet erscheinende Vermuthung ausgesprochen worden*), daß sich die beiden großen Organisationen, die Trusts der Unternehmer wie die der Arbeiter verständigen und gewissermaßen die breite Masse des Volks ausplündern könnten; man tröstete sich mit der Berechnung, daß dann doch nur —, die Familien eingerechnet — 12 Millionen Unternehmer und Arbeiter gegen 50 Millionen sonstiger Bevölkerung ständen, die sich sicherlich nicht ruhig zwischen den beiden Mühlsteinen zermahlen lassen, sondern durch ihre politische Organisation sich zur Wehr setzen würden. Auch der bekannte Vorschlag, daß die Arbeiter durch Anlage ihrer Ersparnisse in dem Kapital der Industriegesellschaft, bei welcher sie beschäftigt seien, die Aufgabe einer wirklichen Gewinnbetheiligung zur Lösung bringen möchten, tauchte wieder auf.

Jedenfalls hat die Trustbewegung sehr wesentlich dazu beigetragen, dem allgemeinen Denken eine Richtung auf den Sozialismus zu geben. Man sah sich durch das Anwachsen der Trusts einer bedenklichen Situation gegenüber, in der die Grundlagen der bisherigen Wirthschaftsordnung erschüttert schienen. Der Kapitalismus war zu seiner höchsten Entfaltung gekommen; eine Art von industriellem Feudalismus war entstanden, der mit dem Wesen einer Demokratie unvereinbar erschien. Entweder gelangte dieser Feudalismus zur unbedingten Herrschaft über Arbeiter und Volk, oder es mußte eine Kontrole der amerikanischen Industrie zum Besten der Bevölkerung eintreten. Wenn die Festsetzung der Preise nicht mehr auf Grund des Konkurrenzsystems, sondern nach dem Belieben der Monopolisten erfolgte, so übten diese eine Art von Besteuerung, also eine der höchsten staatlichen Funktionen aus; das konnte keine freie Nation dulden. Andererseits erschienen die wirthschaftlichen Vortheile, welche das Prinzip der Vereinigungen gewährte, als so große, daß ihm schwerlich irgend eine Gesetzgebung würde beikommen können. Es war wahrscheinlicher, daß man sich die großen Verbände schon werde gefallen lassen, vorausgesetzt, daß sie sich einer

*) Illinois Staatszeitung vom 6. August 1888 bei Waltershausen S. 407.

Aufsicht und Regelung durch den Staat unterwerfen würden*). Allerdings sieht es mit positiven Vorschlägen in dieser Richtung sehr dürftig aus**). Indessen die Vorstellung, daß man auf dem Wege gesetzgeberischer Unterdrückung mit den Trusts nicht fertig werden würde, daß man vielmehr darauf bedacht sein müsse, aus den Vortheilen, die sie bieten könnten, Nutzanwendungen für die Gesammtheit und die ganze Wirthschaftsordnung zu machen, war weit verbreitet.

Aus einer solchen Anschauung ist auch der von Bellamy, dem Verfasser von „Looking backward“, begründete Nationalismus entsprungen***) d. h. das Prinzip einer nationalen Organisation der Industrie auf Grund einer allgemeinen Dienstpflicht und Gewährleistung des Lebensunterhaltes für Alle. Wenn der Staat seine Kollektivgewalt für Zwecke der Vertheidigung und Rechtsprechung eingesetzt hatte, warum sollte er sie nicht für alle Zwecke der öffentlichen Wohlfahrt bethätigen! Das System der Konkurrenz, das brutale Gesetz des Ueberlebens des Stärksten und Schlausten, muß aufgegeben werden; sein Bestehen macht die höchste Entwicklung des Individuums, die Erreichung der erhabensten Zwecke der Menschheit unmöglich. Die Verbände, Trusts, Syndikate zeigen die Ausführbarkeit des Prinzips der Assoziation. Der Nationalismus will dieses Prinzip ein wenig weiter entwickeln und alle Industrien im Interesse Aller durch die Nation betrieben wissen. Der gewaltige Erfolg des in vielen Hunderttausenden von Exemplaren verbreiteten Buches von Bellamy ist bekannt. Die Nationalisten organisirten sich als sozialpolitische Reformpartei; in allen Theilen des Landes bildeten sich Klubbs; ihr Organ war das von Bellamy herausgegebene Magazin „the Nationalist“. Eine wesentliche Unterstützung fanden sie bei den „Christlich-Sozialen“†), die ebenfalls den extremen Individualismus als unmoralisch verurtheilten und in der von der christlichen Moral vorgeschriebenen Brüderlichkeit aller Menschen das Grundprinzip sahen, das die gesammte Bevölkerung durchdringen müsse. Selbstlosigkeit, Duldsamkeit, brüderliches Zusammen-

*) Gladden S. 190. Kirkup S. 168 u. 169.

**) Gegen die Hauptgefahr der Trusts, die in der Verbindung mit den Eisenbahnen lagen, verlangt der Verf. von Railway secrecy and trusts ein Einschreiten der Interstate commerce commission und der Eisenbahngesetzgebung, einer der wenigen Vorschläge, die wirksam werden können.

***) Waltershausen S. 407, Gladden S. 192. Bellamy, What means nationalism. Contemporary Review Juli 1890. Franz Pactow, die Kaweah cooperative colony Frankfurter Ztg. 1890 Nr. 297 (24. Oktob.) und 1891 Nr. 31 (30. Jan.). Derselbe, Die Nationalisten in den Ver. Staaten Frankfurter Ztg. 1890 Nr. 316 (12. November).

†) Ely S. 323.

halten und allmähliches Fortschreiten auf gesetzlichem Wege unter stregner Vermeidung von Umsturzversuchen sollen das Vorgehen des Nationalisten charakterisiren. Sie suchen so viel als möglich im Zusammenhang mit der organisirten Arbeiter- und Bodenreformbewegung zu wirken. Bei den letzten Wahlen sind sie im 6. Wahlbezirk Kaliforniens Los Angeles mit einem Wahlprogramm aufgetreten, in welchem sie als Mittel zur Verwirklichung ihres Programms eine Reihe von Forderungen aufstellen*). Wir heben aus diesen folgende Hauptpunkte hervor: Uebernahme und Fortführung der Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone, der Packetbeförderung, Gas- und Wasseranlagen durch die Bevölkerung gegen Entschädigung — Unveräußerlichkeit des Staats- und Gemeindebesitzes, dessen Hülfsquellen vom Staate zum Besten der ganzen Nation zu erschließen sind — vollständig geheimes Wahlrecht. Frauenstimmrecht — obligatoirscher Achtstundentag — obligatorischer Unterricht bis zum 16. Lebensjahre, arme Schulkinder sind auf öffentliche Kosten mit Nahrung und Kleidung zu versehen, Abendschulen zur Unterweisung in genossenschaftlichen Grundsätzen — das Leben ist heiliger zu halten als das Eigenthum; so wenig der Regierung als den Bürgern darf es gestattet sein, bewaffnete Mannschaften zu berufen, um das Eigenthum in einer Menschenleben gefährdenden Weise zu beschützen. — Die vorstehenden Propositionen sollen der allgemeinen Abstimmung in derselben Weise unterbreitet werden, wie es in Betreff der Chinesenfrage und der neuen Staatsverfassung in Kalifornien geschah, und zwar bei gleichem Stimmrecht für Frauen und Männer. „Es ist besser und schöner, heißt es endlich, in großartiger Weise Geld auszugeben zur Belehrung der Bevölkerung, als es für der Zerstörung dienende militärische Anordnungen zu vergeuden, gerade so wie es besser ist, die Menschen vor Mangel zu schützen, als sie einzusperren und gar zu tödten wegen solcher Verbrechen, die aus Noth und Furcht vor Mangel begangen wurden.“ — Wenn diese Forderungen sich auch an einzelnen Punkten mit den Programmen der Arbeiterparteien berühren, so zeigen namentlich die letzten Sätze, auf wie utopistischer Grundlage die ganze Bewegung in ihren Hauptpunkten ruht; doch hat der Nationalismus nicht wenig dazu beigetragen, der gerade in den besseren Klassen der Bevölkerung bis dahin herrschenden streng antisozialistischen Denkungsweise viel Boden zu entziehen. Es wird selbst angenommen, daß der Ausdruck „Nationalismus“ nur erfunden sei, um das den Meisten so anstößige Wort Sozialismus zu vermeiden**). Wie die

*) Paetow, Die Nationalisten a. a. O.
**) Gladden S. 192.

Dinge augenblicklich stehen, werden die Nationalisten zur Bekämpfung der Republikaner an der Seite der Demokraten erscheinen, in deren Hände für die nächste Präsidentschaftsperiode die Regierungsgewalt übergehen wird.

Es ist zweifellos, daß dann zunächst die Bekämpfung der Trusts auf dem Wege der Tarifherabsetzung aufgenommen werden wird. Schwerlich werden die Trusts dann einfach verschwinden, aber sie werden eine Prüfung zu bestehen haben, bei der sich herausstellen wird, welche und was von ihnen lebens- und entwicklungsfähig ist. Und auch bei den Arbeitern werden die Erfahrungen, welche die MacKinleybill in Bezug auf Preise und Löhne über sie verhängt hat, nicht verloren sein.

Livland als Glied des deutschen Reichs vom dreizehnten bis sechszehnten Jahrhundert.

Ein Vortrag

von

Otto Harnack.

Die urkundlichen Zeugnisse, auf die sich die folgende Skizze gründet, sind ihrem Wortlaut nach bekannt, ihrem Werth nach nicht gewürdigt. Die Thatsache, daß die jetzt Rußland gehörigen Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland, die das Mittelalter unter dem Namen Livland zusammenfaßte, mehr als drei Jahrhunderte lang, Glieder des deutschen Reichs gewesen, lebt nicht im Bewußtsein des deutschen Volkes. Populäre Darstellungen der Geschichte erwähnen sie kaum; selbst Lehrbücher, die vor Allem vaterländische Geschichte enthalten wollen, übergehen sie. Verbreitete Kartenwerke stellen das deutsche Reich des späteren Mittelalters dar, ohne daß Livland auf den Blättern zu finden ist. Ein solches erblich gewordenes Verschweigen unterschlägt der Nation einen Theil ihrer Geschichte und trübt ihr zugleich den Blick für die Ereignisse der Gegenwart. Es unterschlägt eine Geschichte, die durch die gemeinsame Thätigkeit des Deutschordens auf's engste verbunden ist mit der Geschichte der Provinz, von der die Krone der Hohenzollern ihren Namen trägt. Es trübt die Erkenntniß der Thatsache, daß von der gegenwärtigen Russifizirung an der Ostsee nicht ein national gleichgiltiges Gebiet betroffen wird, sondern eines, das historisch der deutschen Macht- und Kultursphäre zugehört, daß durch diese Russifizirung eine nationale That der Deutschen rückgängig und zunichte gemacht wird. Möge die gesteigerte Pflege vaterländischer Geschichte, die in Aussicht gestellt ist, auch der Geschichte des Ordens zu Gute kommen, der in Preußen wie in Livland deutsche Herrschaft und deutsche Kultur ausgebreitet hat!

Die Geschichte Livlands ist ein Theil der deutschen Kolonialgeschichte, jener umfassendsten politischen That der deutschen Volkskraft, durch die das Land von der Elbe bis zum finnischen Meerbusen gewonnen wurde[1]). Die Kolonisation Livlands trägt jedoch einen besonderen Charakter dadurch, daß sie auf dem Seewege begonnen und längere Zeit hindurch gefördert worden ist. Heidnische Länder lagen zuerst zwischen Livland und Pommern, und es verging manches Jahrzehnt, bis durch die Eroberung Preußens der unmittelbare Zusammenhang mit dem Reiche hergestellt wurde.

Auch tragen die ersten Gründungen deutscher Seefahrer an der Düna noch nicht politischen, sondern rein kirchlichen Charakter; aber mit den ersten Anfängen staatlicher Organisation beginnt auch das Streben, das neue politische Gebilde mit dem Mutterlande in staatsrechtliche Verbindung zu setzen. Albert von Appeldern, der erste unter den Bischöfen Livlands, der sich nicht als bloßer Missionar, sondern als politischer und nationaler Organisator fühlte, erschien im Jahre 1207 am Hofe König Philipps des Staufers. In Sinzig bei Cöln war es, daß er das von dem Schwertorden, den er gestiftet, gewonnene Land dem König zu Füßen legte und als ein Lehen des Reiches von ihm zurückempfing[2]). Albert hat dafür Sorge getragen, den damals geschlossenen Verband fortdauernd zu erhalten. — Unter den nächsten Königen und Kaisern sehen wir die Reichshoheit über Livland zunehmen und sich festigen. Schon Kaiser Otto IV. übte oberherrliche Rechte über den Bischof und den Orden aus[3]); Friedrich II. bestätigte die Besitzverhältnisse mit einer Verfügung[4]), welche ausdrücklich alle Herrschaft weltlicher Fürsten in Livland ausschließt und alle dort gewonnenen Ländereien den Bischöfen und dem Orden zuweist. In ausführlicher Urkunde[5]) hat dann Friedrichs Sohn Heinrich, der in Deutschland als Stellvertreter und Mitregent des Vaters regierte, die Stellung Rigas und seines Bischofs bestimmt. Er erhebt das ganze Gebiet zu einer Mark und überträgt dieses Fürstenthum „nach dem Rechte der anderen Fürsten“ dem Bischof, durch den „die Grenzen des Reichs erweitert und der Unglaube der Barbaren ausgetilgt werde“. Als die Ausbreitung des Christenthums dann zur Gründung neuer Bisthümer führte (denen Riga bald als erzbischöflicher Sitz übergeordnet wurde),

---

[1]) Vgl. hiezu den Aufsatz „Was wir unsern Kolonien schuldig sind“ Preußische Jahrbücher, Bd. LXVI, Heft 2.
[2]) Heinrici Chron. Lyvoniae. M. G. XXIII, 258.
[3]) Livl. Urkundenbuch I, 32. Regg. Imp. 296. Anderes unächt.
[4]) L. Urkb. I, 148. Regg. Imp. 1517.
[5]) L. Urkb. I, 71. Regg. Imp. 3995.

da erhielten auch deren Leiter die Belehnung im Namen des Reichs und wurden zu Reichsfürsten erhoben. Es waren die Bischöfe von Dorpat[1]), von der Insel Oesel[2]) und von Kurland. Die Urkunden König Heinrichs für die ersten beiden sind uns erhalten; sie gewähren dieselben Rechte, die der Rigaer Bischof genießt. Als „unser geliebter Fürst" wird der Bischof von Dorpat bezeichnet. Auch der Schwertorden, obgleich von dem Bischof in's Leben gerufen, und schon durch dessen Vermittlung dem Reiche angehörig, suchte dennoch den unmittelbaren Schutz des Kaisers. Friedrich II. bestätigte 1228 dem Ordensmeister Volquin seine Besitzungen im Rigaer und Dorpater Gebiet; 1232 fügte er noch die in Kurland und Semgallen gewonnenen hinzu, indem er erklärte, daß alle diese Länder unter Unseren und des Reiches Schutzes und Schirm genommen würden, so daß sie auf jede Art „in Unseren und des Reiches Händen bewahrt" würden[3]). Hart von Deutschen und Dänen umstritten wurde unterdessen Estland; Heinrich bestätigte auch diesen Besitz dem Orden[4]). Indeß gelang es damals nicht ihn thatsächlich zu behaupten; Estland gerieth zunächst in dänische Botmäßigkeit.

Im Jahre 1237 erfolgte darauf die hochwichtige Verschmelzung des Schwertordens mit dem deutschen Orden, durch welche der politischen Organisation und der Mission an der Ostsee erst Einheitlichkeit und Festigkeit gegeben wurde. Preußen und Livland verbanden sich zu gemeinsamer Kolonisations- und Missionsthätigkeit; dem Hochmeister des deutschen Ordens, Heinrich von Hohenlohe wurden von Friedrich II. die liv- und kurländischen Ordenslande „als ein altes und schuldiges Recht des Reiches" zugesprochen, „so daß sie Niemandem als uns und unseren Nachfolgern den Gehorsam zu leisten schuldig seien" [5]).

Die auf die Regierung Friedrichs folgenden Zeiten des Interregnums konnten freilich die Zugehörigkeit so entfernter Reichstheile nicht gerade festigen. Aber ein Beweis für die schon bestehende Festigkeit ist es, daß sie die Wirren dieser Zeit überdauerte, und daß König Rudolf von Habsburg die Reichshoheit über jene Länder sogleich als etwas selbstverständliches wieder in Anspruch nahm. Indem er die Besitzungen des deutschen Ordens bestätigt, thut er dies ausdrücklich auch in Hinsicht Livlands[6]); er entscheidet in Streitigkeiten zwischen dem

[1]) L. Urkb. I, 167. Regg. 4297. Die Urkunde von 1226 unächt.
[2]) L. Urkb. VI, 6. Regg. 4122.
[3]) L. Urkb. I, 107. Regg. 1613.
[4]) L. Urkb. I, 164. Regg. 1997.
[5]) L. Urkb. I, 242. Regg. 3479.
[6]) Liv. Urkb. I, 552. 579.

Orden und der Stadt Riga [1]); in einem Schreiben an den Lübecker Rath redet er unzweideutig von „Preußen, Livland und anderen dem römischen Reich zugehörigen Gegenden" [2]). Es war einerseits die reichsfürstliche Stellung des Erzbischofs und der Bischöfe, andererseits die Oberhoheit des Hochmeisters über das livländische Ordensgebiet, was diese entfernteste nordöstliche Provinz mit dem Mutterlande verband. Der livländische Ordensmeister selbst war zu jener Zeit noch nicht Fürst des Reichs; seine Abhängigkeit von dem Hochmeister verhinderte es. Dem Hochmeister ist der Besitz Livlands auch von Kaiser Ludwig [3]) bestätigt worden; von Kaiser Sigismund und König Albrecht II. hat auch der livländische Ordensmeister eine unmittelbare Urkunde dieses Inhalts erwirkt; es wird in ihr anerkannt, daß „der ehrwürdige Meister von Livland deutschen Ordens und seine Vorfahren in den Enden der heiligen Christenheit groß Frommen und Nutzen gebracht und auch sich gegen unsere Vorfahren am Reich und uns allzeit willig getreulich bewiesen haben" [4]). Das Gebiet des Ordens erhielt im Jahre 1346 einen beträchtlichen Zuwachs, als Estland mit dem Bisthum Reval durch Kauf von den Dänen erworben wurde.

Nicht minder fest und unantastbar blieb das Verhältniß des Reichs zu den Bisthümern, vor Allem dem Erzbisthum Riga. Mehrmals hat Karl IV. die Privilegien des Erzbischofs Frommhold bestätigt [5]); den Königen von Dänemark, Schweden und Polen gegenüber hat er die Stellung desselben als Reichsfürsten hervorgehoben und gewahrt [6]). Sehr eingehend und andauernd waren die Bemühungen König Wenzels um die Besetzung des Rigaer Erzstuhls, Bemühungen, die freilich durch das Drängen des Herzogs Swantibor von Pommern veranlaßt waren, der seinen Neffen Otto zu jener Würde erheben wollte. In einer ganzen Reihe von Schreiben, in denen er die Zugehörigkeit Livlands aufs stärkste betont, ist der König für diese Sache eingetreten. „Die Verfügung in weltlichen Sachen der Rigaer Kirche steht uns zu als König der Römer und Niemandem anders von der ersten Gründung jener Kirche her [7])." „Die Rigaer Kirche ist uns als König der Römer und dem Heiligen Reich auf Grund der Regalien und Lehensrechte unmittelbar unterworfen, so daß der Erzbischof und seine Nachfolger die

---

[1]) Ebenda 560.
[2]) Ebenda 558.
[3]) II, 267.
[4]) Die Urkunde Sigismunds VIII, 55; diejenige Albrechts wird erwähnt in dem Briefe IX, 358.
[5]) II, 626. 662.
[6]) II, 743.
[7]) IV, 24.

Regalien und Lehen von uns und unseren Nachfolgern den römischen Kaisern oder Königen zu empfangen verpflichtet sind[1])." In ebensolchen Ausdrücken äußert sich Wenzel auch über den Bischof von Dorpat[2]), für den uns auch eine Belehnungsurkunde Kaiser Friedrichs III. erhalten ist, während von Sigismund solche für Riga und Oesel vorliegen[3]). Interessanter und wichtiger indessen ist eine Verfügung, die Karl IV. noch getroffen hat, in der er gewisse Verordnungen für die Geistlichkeit Niedersachsens auch auf den erzbischöflichen Sprengel von Riga ausdehnte[4]). Diese Verfügung beweist, daß nicht nur allgemeine römisch-reichsrechtliche Beziehungen mit Livland bestanden, sondern daß auch speziell für Deutschland giltige Normen darauf Anwendung fanden. Von Niedersachsen war die Gründung der Kolonie ausgegangen; Niedersachsen wurde sie hier noch zugeordnet. Die großen Reichsreformen, welche später unter Maximilian und Karl V. getroffen sind, werden es noch deutlicher erkennen lassen, daß die Ostseelande nicht etwa nur einem ideellen römischen Reich, sondern speciell dessen deutschem Theile, dem „regnum Theutoniae“ zugerechnet wurden. Die Theilnahme an dessen Angelegenheiten zeigt sich auch deutlich während des Hussitenkrieges. Wir besitzen die Aufforderung Kaiser Sigismunds an den Bischof von Dorpat, an diesem Kriege Theil zu nehmen; wir kennen das Schreiben eines Comthurs, der den Hochmeister bittet, ihn die Betheiligung an einem solchen Zuge zu gestatten[5]).

Freilich entsprach dieser rechtlichen Zugehörigkeit nicht die Fürsorge des Reichs für so entfernte Provinzen. Es erregt einen kläglichen Eindruck, wenn Karl IV. die Könige von Skandinavien und Polen darum ersucht, Riga ihren Schutz verleihen zu wollen. Etwas weniger peinlich berührt es, wenn König Wenzel dies für das Bisthum Dorpat von dem Herzog von Pommern erwartet[6]); denn dieser war wenigstens Reichsfürst. Aber von einer unmittelbaren Ausübung des kaiserlichen Schutzes führte das eine ebensoweit ab wie das andere. Friedrich III. sorgte am ausgiebigsten in dieser bequemen Weise für den Schutz Dorpats; nicht weniger als elf der verschiedensten Mächte; Könige und Reichsfürsten, Städte und Orden, rief er zu dieser Thätigkeit auf[7]). Ja als der Bischof Johann von Oesel seines Stifts beraubt worden

[1]) III, 719.
[2]) IV, 123.
[3]) IX, 586. S. Hildebrand, Arbeiten für das Urk.-Buch 1877. Urk.-B. VIII, 84.
[4]) II, 739.
[5]) V, 814. VIII, 95.
[6]) IV, 123.
[7]) IX, 587.

war und den Kaiser um Hilfe anging, richtete dieser an den nordischen Unionskönig Karl VIII. die entschiedene Aufforderung, dem Bischof zum Besitz seines Stiftes zu verhelfen! Auf diese Art äußerte sich damals die Macht und der Wille des deutschen Reichs.

So kann es auch nicht Wunder nehmen, daß das Reich dem Unheil, welches über den deutschen Orden hereinbrach, ruhig zusah. Bekanntlich wurde im Jahre 1466 durch den Thorner Frieden der Orden zu schweren Concessionen an Polen gezwungen. Westpreußen ging verloren; für Ostpreußen mußte die polnische Oberhoheit anerkannt werden. Nur Livland mit seinen Nebenländern blieb noch ein freier Besitz. Aber getrennt vom Reiche durch polnische Gebiete konnte auch dieser Besitz nicht für gesichert gelten. Warum sollte die Macht Polens hier Halt machen? — Es ist das deutlichste Zeichen für die Festigkeit und Gesundheit der Beziehungen Livlands zum Reich, daß diese Schwierigkeiten nicht zur Loslösung, sondern zur festeren unmittelbaren Verbindung zwischen beiden geführt haben. Der Anlaß, welcher den Ordensmeister zum eifrigen Anhänger des Kaisers machte, lag freilich in der Untreue eines anders livländischen Würdenträgers. Der Erzbischof von Riga, Silvester, hatte es unterlassen, sich die Regalien vom Kaiser verleihen zu lassen; eine gewaltthätige und selbstherrliche Persönlichkeit, glaubte er als Fürst der römischen Kirche ohne politische Anlehnung auf eigenen Füßen stehen zu dürfen. Diesen Umstand meinte der Ordensmeister Bernd von der Borch verwerthen zu können, um seine Macht zu erweitern und die Regalien für Riga, die der Erzbischof verschmäht hatte, nun seinerseits vom Kaiser zu erwerben. Nach längeren Verhandlungen gelang dies: Kaiser Friedrich III. verlieh von der Borch die Regalien, richtete an die Stadt Riga die Aufforderung dem Meister unterthänig zu sein, und ersuchte auch den Papst diese Verfügung anzuerkennen. Dieser weigerte sich freilich und forderte den Kaiser entschieden auf, seine Verleihung zurückzunehmen; aber das Recht der Regalienertheilung an sich erkannte er vollständig an[1]). Diese Aktion des Kaisers konnte freilich bei den wechselnden Parteiungen und Glücksfällen in dem fernen Lande nur von episodischer Bedeutung sein; sie hatte aber die dauernde Folge den livländischen Ordensmeister enger mit Kaiser und Reich zu verknüpfen. Damals kommt der Gedanke auf, ihn persönlich zum Reichsfürsten zu erheben, da die Vermittlung durch den Hochmeister, der diese Würde besaß, durch dessen Abhängigkeit von Polen zu unsicher geworden war[2]). Es dauerte einige Zeit,

[1]) Monumenta Liv. IV, 126. Napiersky, Index Liv. N. 2094. 2150. 2152.
[2]) Ebenda 2145.

bis dieser Gedanke verwirklicht werden konnte; bei der Langsamkeit, mit welcher die Staatsmaschine des deutschen Reichs funktionirte, kann das nicht Wunder nehmen. Im Prinzip wurde die Reichsunmittelbarkeit des Ordensmeisters jedoch anerkannt; im Jahre 1496 entschuldigt sich der neu erhobene Wolter von Plettenberg, daß er noch nicht um die Regalien nachgesucht, der Hochmeister verspricht ihm, mit dem Kaiser darüber zu verhandeln[1]). Und in dem Reichstagsabschiede zu Augsburg 1500 erklärt Maximilian I. es als giltiges Recht, daß auch der „Meister in Livland“ vom Kaiser die Regalien empfange[2]).

Die Regelung dieser Frage fiel indeß mit der Durchführung der großen Reformen zusammen, durch die sich Maximilian um das Reich verdient machte. Landfriede und Kreisordnung, Heeresmatrikel und „gemeiner Pfennig“, Reichsregiment und Reichskammergericht waren die Klammern, mit denen der brüchige Reichsbau doch noch für drei Jahrhunderte zusammengehalten wurde. Die Frage war, welche Stellung das Ordensland und das Erzbisthum Riga mit seinen Suffraganen in diesen Neuordnungen erhalten sollte. Der eben schon angeführte Reichsabschied erklärt ausdrücklich, in die Bestimmungen über das Reichsregiment sollen auch „der Teutsch-Orden begriffen“ werden, weil er „allein von und auf die Deutschen gestiftet und dem Römischen Reich zugehörig“ sei; die Anwendung dessen auf den Hochmeister und den Livländischen Ordensmeister wird dann näher bestimmt. Indeß die Durchführung dieser Reformgedanken konnte für den Orden nur dann von Werth sein, wenn er für die finanziellen und militärischen Verpflichtungen, die die neue Reichsorganisation auferlegte auch des Schutzes und der Fürsorge des Reichs sicher war. Leider aber war das Gegentheil der Fall. Die Lage Livlands hatte sich seit Ende des Jahrhunderts durch die aufkommende Macht Rußlands verdüstert; Rußland vom Mongolenjoche befreit wandte seine Blicke nach der Ostseeküste. Vergeblich erwartete Plettenberg die Unterstützung des Reichs, und allein mußte er schließlich den Kampf gegen die Russen bestehen, die er zweimal (1501 und 1502) besiegte. So auf sich selbst gestellt war der Orden wenig geneigt, die neuen reichsgesetzlichen Verpflichtungen auf sich zu nehmen, und die Verhältnisse blieben einige Zeit hindurch in der Schwebe. Zwischen dem Ordensmeister und dem Kaiser fanden in den Jahren 1508 und 1512 Verhandlungen wegen Ertheilung der Regalien statt[3]), doch führten sie noch zu keinem Ergebniß. Indeß be-

[1]) Ebenda 2357. 2362.
[2]) Des Heyligen Römischen Reichs Ordnungen. J. Schoeffer. S. 63.
[3]) Napiersky 2865.

wies Maximilian schon 1505 seine Hoheitsrechte über den Meister, indem er ihm ein Zollprivileg ertheilte[1]).

Die neue und imponirende Herrschaft Karls V. machte diesem Zustand ein Ende. Schon 1520, als er zum ersten Male in Deutschland erschien, ertheilte er dem Erzbischof von Riga, den Bischöfen von Dorpat, Kurland, Oesel und Reval die Belehnung, und verfuhr seitdem wie seine Vorgänger gegen sie als deutsche Reichsfürsten. Nicht lange darauf erließ er die staatsrechtlich höchst wichtige Erklärung, daß die Beschlüsse betreffs der geistlichen Fürsten Deutschlands, die als das „Aschaffenburger Concordat“ bezeichnet wurden, auch für diese entfernten Reichsglieder Gültigkeit hätten, und begründete diese Erklärung mit den scharf und richtig charakterisirenden Worten: „Da Livland von Deutschen den Heiden abgewonnen, seine Regenten, Herren, Edlen, die Obrigkeiten in Städten, Flecken und Schlössern, die Kaufleute an den Handelsplätzen sich deutscher Sprache, Sitte und deutschen Rechts bedienten, auch stets den Kaiser als ihren Oberherrn anerkannt, ferner jene fünf Stifter stets zur deutschen Nation und ihre Prälaten zu den Fürsten des heiligen Reichs gezählt worden[2])“. Jetzt wurden auch die Verhältnisse dieser Reichsstände zu den neuen Institutionen geregelt; die Bischöfe traten ebenso wie Plettenberg den Bestimmungen der Reichsmatrikel bei und entrichteten die Beisteuern zum Unterhalt des Reichskammergerichts, dessen Gerichtsbarkeit sie unterstellt wurden; auch der allgemeine Landfriede, den Maximilian durchgeführt, wurde für sie verbindlich. Es sind Einrichtungen nicht des römischen Kaiserthums im Allgemeinen, sondern speziell des deutschen Reiches, um die es sich hier handelt; für das Reich „deutscher Nation“ ist Kammergericht und Reichsregiment errichtet worden. Und wie Karl V. in jener Urkunde die Bischöfe als „deutscher Nation“ anerkannt, so wurde durch diese Einfügung in die neuen Institutionen Deutschlands dieser Anerkennung praktische Folge gegeben. Ein kammergerichtliches Erkenntniß hat darauf im Jahre 1530 der Rigaer Erzbischof gegen die Bischöfe und den Ordensmeister erzielt, mit denen er sich in Zwistigkeit befand[3]). Bei dieser Gelegenheit erfahren wir von häufigeren Funktionen des Kammergerichts in Bezug auf Livland. „An unserem Kaiserlichen Kammergericht“, besagt das Mandat, „hat auch der ehrwürdige Thomas, Erwählter der Erzbischöflichen Kirche zu

[1]) Ebenda 2518.
[2]) Hildebrand a. a. O., vgl. auch Napiersky 2956.
[3]) Napiersky 2982.

Riga, unser Fürst und lieber Andächtiger etliche Mandate und Citationen gegen seiner Andacht Stadt Riga zu Recht erlanget". Die förmliche Belehnung Plettenbergs als Reichsfürsten konnte nun auch nicht länger sich verzögern, nachdem die Vermittlung durch den Hochmeister gänzlich aufgehört hatte. 1525 war ja Albrecht von Brandenburg ein Vasallenherzog Polens geworden und damit aus dem Reiche geschieden. 1530 auf dem Reformationsreichstage zu Augsburg ertheilte Karl V. Walter von Plettenberg die Regalien[1]). Auf demselben Reichstag finden wir unter den anwesenden Vertretern deutscher Fürsten auch den des deutschen Meisters in Livland, Dietrich von der Balen, genannt Fleckhauß, Comthur zu Reval in Livland; die Bischöfe sind gleichfalls auf diesem Reichstag ebenso wie auf dem vorjährigen zu Speier vertreten. In Speier war die Gesammtvertretung sowohl des Erzbischofs als der vier Bischöfe einer Person übertragen, die daher in der Rangfolge den Vertretern der Erzbischöfe folgte und denen der Bischöfe vorausging; in Augsburg dagegen wird uns als Vertreter des Erzbischofs der Sekretär Anton Morgenstern genannt, während die Vollmacht des Bischofs von Kurland dem Kanzler des Deutsch-Ordens Friedrich Schneeberg übertragen war[2]). Der Erzbischof berichtete diesem Reichstag auch über die Nothwendigkeit der Annahme eines Coadjutors[3]), der dann in der Person Wilhelms von Brandenburg gefunden ward. Bald darauf wurde auch für den Ordensmeister die Bestellung eines Stellvertreters nothwendig. König Ferdinand, der als römischer König seinen Bruder Karl in Deutschland vertrat, bestätigte die Wahl Heinrichs von Brüggeney, verweigerte ihm aber bei Lebzeiten Plettenbergs noch die Regalien, welche er indeß nach dem baldigen Tode des alten Meisters erhielt[4]). Gelegenheit zu wichtigem Eingreifen erhielt König Ferdinand bald darauf durch den Streit um den oesel'schen Bischofsstuhl, den der Rigaer Coadjutor sich gegen den früher erwählten Candidaten des Bisthums zu verschaffen suchte. Nachdem Ferdinand zunächst eine entschiedene Stellungnahme bis zum Eingang der päpstlichen Willensmeinung verschoben und beiden Bewerbern nur die Einstellung des Streits geboten hatte, erließ er endlich ein Kaiserliches Mandat in Uebereinstimmung mit der päpstlichen Entscheidung an Wilhelm, das Bisthum seinem Gegner Reinhold von Buxhöwden zu cediren[5]). —

---

[1]) Westfälische Zeitschrift XIV, 50.
[2]) Reichsordnungen 201 b. 222.
[3]) Napiersky 2997.
[4]) Napiersky 3506. 3507.
[5]) Monum. Liv. V, 427. Napiersky 3087. 3093. 3102.

Indeß diese Streitigkeiten geistlicher Fürsten spielten sich damals schon in einem großentheils protestantischen Lande ab. Nichts kennzeichnet den engen Zusammenhang Livlands mit dem Mutterlande schärfer als der schnelle Fortgang der Reformation in diesen entfernten Gegenden. Schon in den zwanziger Jahren erreicht sie die entscheidenden Erfolge. Im Jahre 1541 wird Riga durch Johann Friedrich den Großmüthigen in den Schmalkaldischen Bund aufgenommen [1]). Für die politische Consistenz des Landes war die reformatorische Bewegung jedoch von verhängnißvollen Folgen. Die ganze Organisation beruhte auf dem mittelalterlichen geistlichen Fürstenthum; das Dekret Friedrichs II., daß in diesem Lande keine weltlichen Fürsten herrschen sollten, war in thatsächlicher Geltung geblieben. Jetzt zerfloß die bischöfliche Gewalt fast unmerklich, und die des Ordens verlor Sinn und Bedeutung. An die Stelle der ersteren konnte sich die der angesehenen und handelsreichen Städte setzen; für die letztere, die doch eigentlich das Land zusammenhielt, gab es keinen Ersatz. Für die Umwandelung des Ordens in ein weltliches Fürstenthum hatte sich Plettenberg, der allein das erforderliche Ansehen besessen hätte, nicht bereit finden lassen. Und daneben drohte die auswärtige Gefahr von Rußland seit dem Regierungsantritt Iwan des Schrecklichen immer furchtbarer; unter der Herrschaft des Meisters Wilhelm von Fürstenberg, der 1557 die kaiserliche Bestätigung erhalten hatte [2]), brach sie endlich hervor.

Livland hat es in jener Zeit an Treue und Vertrauen zum Reiche nicht fehlen lassen. Der Ordensmeister sendet 1558 seinen Gesandten an den Kaiser „damit dieser des heiligen Reichs eingeleibter Ort und Eckstein vor diesem unchristlichen Tyrannen aufgehalten und errettet werde“ [3]). Kaiser Ferdinand ersucht darauf Gustav Wasa von Schweden den Livländern zu helfen [4]). Zu Anfang 1559 sendet der Erzbischof Wilhelm von Brandenburg ein Hilfegesuch nach Wien [5]); im Mai desselben Jahres überreichen neue Gesandte des Ordensmeisters auf dem Reichstag zu Augsburg dessen dringendstes Bittgesuch, die „dem heiligen Reich zugehörigen und einverleibten Länder“ zu beschützen [6]). Der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg erweist sich als treuer Anwalt der Livländer; in zwei Darlegungen setzt er die Dringlichkeit

[1]) Ebenda 3519.
[2]) Ebenda 3561 (irrig i. J. 1556 gesetzt); s. auch Bienemann, Briefe und Urkunden I, 13.
[3]) Schirren, Quellen I, 105.
[4]) Ebenda 254.
[5]) Mon. Livon. V. 713.
[6]) Ebenda V, 708.

der Sache auseinander[1]). „Zu dem aber, daß daran gelegen, wo der Moskowiter, der Erbfeind des christlichen Namens die bedrückten und nunmehr den mehren Theil eroberten Livländischen Landen vollends in seine tyrannische Gewalt bringen sollte, und der Ostsee durch Einnehmung der Stadt Riga und Reval mächtig werden, daß er daselbst ein zuberichte, ganz wohl geordnete Schiffsrüstung . . . . erobern und an sich bringen würde, damit der Liederlich die anstoßenden Fürstenthümer . . . bedrücken und dieselben aus Ew. Röm. Kais. Majestät und des Reiches Händen, Schutz und Schirm reißen könnte, in welchem auch Ew. Röm. Kais. Majestät Erbeigenthum, die niederländischen Reiche und Regierungen in ihren Nutzen und Hantirungen auch mit der Zeit könnten geschwächt und in seinen tyrannischen Tribut gebracht werden." In der That beschließt der Reichstag, den Großfürsten von Moskau zum Frieden zu ermahnen, an alle christlichen Könige wegen Hülfeleistung sich zu wenden, und selbst — 100 000 Gulden zu bewilligen[2]). Die ersten beiden Punkte wurden ausgeführt, der dritte nicht. An Iwan den Schrecklichen sandte Ferdinand ein pomphaftes Schreiben, worin er ihn aufforderte von der Eroberung Livlands abzulassen, da es ein Glied des Reiches sei und ihm „nach der Bedeutung seines Kaiserlichen Amtes die eifrige Sorge obliege, daß die Provinzen oder Rechte des Reichs von Niemandem geschädigt würden[3]); aber die Zahlung der Hülfssumme kam nicht zu Stande. So mußte sich Livland nach anderer Hülfe umsehen; im Herbst 1559 schlossen Meister und Erzbischof einen Schutzvertrag mit Polen. Der Kaiser erkundigt sich mißtrauisch nach den Bedingungen[4]), die indeß nichts gegen die Reichshoheit Gerichtetes enthielten. Bald darauf schrieb der Kaiser noch ausdrücklich an die Capitel von Kurland und Oesel, daß sie sich ja nicht dem Reich entfremden lassen sollten[5]), — dem Reiche, das nichts für sie that. Die Fürsten an der Ostseeküste bewiesen, wie leicht erklärlich, noch den besten Willen. Gleich Albrecht von Mecklenburg versprach auch Philipp von Pommern, auf dem Reichstag sein Bestes zu thun, um Livland, diese „Vormauer des heiligen Reichs deutscher Nation" zu erhalten[6]). Unterdessen nahm die thatsächliche Gefahr immer zu. Der Zar erklärte dem Kaiser zur Antwort, „daß er sein Haupt nicht ruhsam zu legen gedacht, er hätte denn die Lande zu Livland, die ihm und

---

[1]) Schirren III, 161; Mon. Liv. V, 714.
[2]) Mon. Liv. V, 711.
[3]) Ebenda 709.
[4]) Ebenda 717.
[5]) Schirren IV, 290.
[6]) Ebenda 13.

seinen Vorfahren zugehörig (!), . . . unter seine Macht und Gewalt gebracht"[1]). Der Kaiser wußte auch jetzt noch dem neuen Ordensmeister Gotthard Kettler nur leere Vertröstungen zu spenden[2]). Was aber soll man dazu sagen, wenn unter solchen Verhältnissen deutsche Hände dem Zaren von Moskau noch Waffen lieferten, wenn sogar Lübeck es that, das an der Freiheit der Ostsee ein so großes Interesse hatte! Die Stadt Reval faßte sich kurz und nahm lübische Schiffe mit solcher Waare weg. Daher Klage wegen Landfriedensbruchs vor dem Kaiser und Reichskammergericht! Der Ordensmeister beeilt sich zu erklären, daß man dem Urtheil des Reichs gehorsam nachkommen werde[3]), und so erging das Kaiserliche Mandat an „Unsere und des Reichs lieben getreuen Bürgermeister und Rath der Stadt Reval", daß man Lübeck die Schiffe zurückgeben solle, gemäß der „Kaiserlichen Kammergerichtsordnung" und „bei Vermeidung unser und des Reichs schweren Ungnade und Strafe"[4]). Zugleich erging auch das Gebot an Lübeck, keine Zufuhr nach Rußland zu liefern, „dadurch der Moskowiter wider das heilige Reich gestärkt werden möchte"[5]). Indeß mußte dies Verbot beständig noch wiederholt werden[6]); der Handelsgeist der Hansestädte überwog damals schon in trauriger Art ihr politisches Bewußtsein. —

Auf dem Reichstage von 1560 wurde die livländische Sache wieder verhandelt. Nach dem Vertrag der Kaiserlichen Kommissarien[7]) beschloß die hohe Versammlung: Die im vorigen Jahr bewilligten 100 000 Gulden nun wirklich aufzubringen, und damit Kriegsvolk zu rüsten, 200 000 neu zu bewilligen, und eine Gesandtschaft nach Moskau zu senden. Aber gegen diese Beschlüsse protestirte eine Anzahl mächtiger Reichsstände, besonders aus dem Westen, die kein Interesse an der baltischen Frage nahmen, unter ihnen sogar der Reichserzkanzler, Erzbischof von Mainz[8]). Dadurch war eine energische Aktion schon ausgeschlossen. Die Aufforderungen, welche Ferdinand an die einzelnen Stände erließ, für „die bedrängten Livländer als eines ansehnlichen Mitglieds und gleichsam einer Vormauer des heiligen Reichs" — die Steuer zu entrichten, fanden wenig Gehorsam[9]). Unterdessen unterlag

---

[1]) Mon. Livon. V, 242.
[2]) Schirren V, 147.
[3]) Schirren IV, 269.
[4]) Ebenda 299.
[5]) 298.
[6]) Mon. Liv. V, 731; Bienemann IV, 165. 205.
[7]) Mon. Livon. V, 727.
[8]) Schirren VI, 204.
[9]) Mon. Livon. V, 737.

Livland schon der grausamsten Verwüstung, der größte Theil des Landes wurde von den Russen überströmt; der ehemalige Ordensmeister Fürstenberg gefangen fortgeschleppt; nur wenige Städte und Burgen hielten sich aufrecht. Kettler sah den Ruin des Landes vor Augen, und den Anschluß an Polen als einzige Rettung. Im Norden dagegen, in Estland erschien Schweden als der natürliche Helfer. Noch wurde im Jahr 1561 die Zugehörigkeit zum Reich erhalten. Noch versichert im März Kettler dem Kaiser, daß der Schutzvertrag mit Polen den Reichsrechten nichts vergebe[1]), noch schreibt im April Ferdinand dem Meister, daß er alles gethan habe und thun werde, was er irgend könne, und „der grausamen Tyrannei halben ein ganz getreuliches herzliches Mitleiden trage“[2]); aber bei diesem Mitleiden blieb es auch. Gethan hat das Reich für die Provinz, die es seit drei und einhalb Jahrhunderten besessen, gar nichts; noch einmal folgte eine leere Vertröstung an Kettler[3]). Da geschah zuerst in Estland das Unvermeidliche. Noch im April 1561 hatte Ferdinand der Stadt Reval bezeugt, daß sie sich „standhaft erzeigt und ohne fremden Herrschaften anzuhängen, weder durch Bedrohung noch Verheißung sich habe bewegen lassen wollen“[4]); im Juni unterwarf sich Reval den Schweden. Im November folgten Livland und Kurland, ersteres unterwarf sich gegen Zusicherung seiner Verfassung, seines Deutschthums und seines Protestantismus unmittelbar der Krone Polen, letzteres ward unter Kettlers Herrschaft polnisches Lehnsherzogthum.

Riga allein bewahrte noch seine Freiheit; aber es wollte sie nur wahren im Zusammenhang mit dem deutschen Reiche. Nach Aufhören der ganzen politischen Organisation des Landes suchte es die Stellung einer freien Reichsstadt zu gewinnen, und erreichte sie auch. Am 9. April 1576 bestätigte Kaiser Maximilian II. alle Privilegien der Stadt, indem er zugleich ihre „bewiesene Standhaftigkeit bei dem heiligen Reich“ anerkannte[5]). Am selben Tage erließ er auch eine jener stereotypen Mahnungen, mit welchen Deutschland seine Pflichten gegen Livland zu erfüllen pflegte, eine Mahnung an den König Johann von Schweden, sich der Feindseligkeiten gegen Riga zu enthalten[6]). Irgend welchen praktischen Werth aber hatten weder jene Bestätigung noch

[1]) Ebenda 740.
[2]) Bienemann IV, 266.
[3]) Ebenda 356.
[4]) Schirren VI, 319.
[5]) Ungedruckt. Nach Mittheilung des Hrn. Dr. Arend Buchholtz im Rigaer Stadtarchiv.
[6]) Mittheilungen der Gesellschaft für Geschichte der Ostseeprovinzen XIV, 1, 59.

diese Mahnung. Obgleich auch zu Kaiser Rudolf II. das Verhältniß erneuert wurde und dieser nochmals 1577 Johann untersagte, gegen Riga als „unseren und des heiligen Reiches Unterthanen" vorzugehen [1]), so war das Reich von jeder thätigen Theilnahme doch weit entfernt. So blieb auch Riga nichts anderes übrig als sich (1582) der Krone Polen zu unterwerfen.

Der für die Ehre des deutschen Reichs so schmähliche Ausgang der Sache ist in damaliger Zeit weder im Reich noch in den Ostseelanden in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt worden. Aus allen Verhandlungen geht es mit völliger Klarheit hervor, daß der Anfall des Ordensgebietes an Polen und Schweden als eine verhältnißmäßig noch glückliche Lösung erscheint. Das Gefühl der Solidarität gegenüber dem barbarischen Moskowiterthum beherrscht die europäischen Staaten gleichmäßig; selbst der Unterschied zwischen Katholisch und Evangelisch verschwindet gegenüber dem schismatischen Russenthum, dessen Kirche man thatsächlich nicht als eine christliche anerkennt, das man geradezu als „den Erbfeind des christlichen Namens" bezeichnet. Wenn nun die von europäischer Kultur seit Jahrhunderten gewonnenen Lande an Polen und Schweden fielen, die der Kaiser so oft zu ihrem Schutz aufgerufen, so konnte man darauf die Hoffnung setzen, daß ihr europäischer Charakter ihnen gewahrt bleibe. Und in der That ist der Kampf gegen Rußland zunächst so zäh und glücklich geführt worden, daß Iwan der Schreckliche am Ende seiner Regierung (1584) seine Pläne auf die Ostseeländer endgiltig gescheitert sah und dies in förmlichem Friedensschlusse anerkannte. Nach einem Jahrhundert nahm Rußland unter Peter dem Großen diese Pläne wieder auf und setzte sie durch. Aber auch damals noch zeigte sich jene Solidarität der abendländischen Staaten gegenüber dem orientalischen. Die Zusicherungen, die Peter den Ostseeprovinzen in Hinsicht ihrer Verfassung, ihrer Sprache, ihres Glaubens machen mußte, wurde in den Nystädter Friedensvertrag aufgenommen. Das bedeutet nichts anderes, als daß die Mächte sich gemeinsam bewogen fühlten, die Fortdauer europäischer Kultur in jenen Gegenden zu sichern und einem Vordringen des russisch-byzantinischen Wesens bis an die Ostsee auch jetzt noch einen Damm entgegenzusetzen. Erst durch die Theilungen Polens ist Rußland als ein gleichberechtigtes Glied in die europäische Staatenfamilie aufgenommen, ist es insbesondere von Preußen und Oesterreich als der ihnen nächststehende politische Faktor anerkannt worden. Man wird nicht behaupten können, daß

[1]) Ebenda 67.

beide Staaten gewannen, indem sie die Nachbarschaft Rußlands für die Polens eintauschten. Wer unendlich gewann, war Rußland. Ohne seinen asiatischen Charakter zu verändern, erhielt es die Anerkennung Europas. Es wahrte sich das Recht der Brutalität, — und legte anderen die Pflichten der Rücksicht auf. Wer aber im letzten Grunde diesen Zustand verschuldet hatte, war das deutsche Reich, welches die entscheidende Position an der Ostsee selbst aufgegeben und in die allzu schwachen Hände Polens und Schwedens gelegt hatte.

Karl Hermann Scheidler.

Ein weimarisches Portrait.

Portraits von guten Meistern ziehen uns in den Gemäldegallerieen oft nicht zum Wenigsten an, und wir schlagen dann den Katalog nach, ob er über den Dargestellten auch mehr als den Namen enthalte. Ein solches aus geistig vornehmem Nachlasse stammendes Bild bitte ich vorführen und mit einer Katalogbemerkung begleiten zu dürfen. Zwar ist es nicht mit Pinsel und Palette gearbeitet, aber die Hand, von welcher es herrührt, war wenn ich richtig sehe, die einer hochbegabten Malerin.

Die Jugend der weimarischen höheren Gesellschaft der zwanziger Jahre, indem sie sich mit Versuchen auf dem Gebiete der schönen Litteratur sagen wir beschäftigte, sagen wir unterhielt, gewann gelegentlich dem Dichter, unter dessen Augen sie sich bewegte, Theilnahme und Förderung ab, und wurde durch Goethe unter Anderem dazu angeregt, „Bilder nach der Natur“ zu schreiben. Die Aufgabe dabei war, eine oder ein paar Situationen, darin aber charakteristisch einen Handelnden, womöglich aus dem Kreise der Gesellschaft selbst, zu schildern; und so entstanden, da sich Ernst und Scherz hübsch dabei verwenden ließ, derartiger Portraits eine Mehrzahl. Damals hat die Dame, von welcher das hier vorzuführende stammt, diese Art Arbeit gelernt. Ihre in zweiter Ehe an einen hohen weimarischen Staatsbeamten verheirathete Mutter war eine Freundin Goethes: unter der Abendsonne seines Blickes war das junge Mädchen erwachsen, gehörte dann als Hofdame der Kaiserlichen Hoheit eine Zeit lang zu den Zierden der Gesellschaft, verheirathete sich später nach auswärts, und hat das hier mitgetheilte portrait d'après nature als junge Frau aus der Stille eines ostpreußischen Gutshauses auf ihre weimarischen Begegnisse zurückblickend im Jahre 1837 geschrieben. Nach mütterlicher Herkunft, nach elsässischer Pensionserziehung und aus ihrem Hofleben des Französischen gewohnt bediente sie sich dessen auch hier, und indem ihre Arbeit jetzt deutsch wiedergegeben wird geht von der graziösen Anmuth des Ausdrucks

nicht Wenig verloren. Aber von Scheidler mag man, wo jene besonderen Voraussetzungen fehlen, nur deutsch sprechen.

Und nun das Bild.

Ich war einsam und betrübt. Ich hatte gebetet ohne Trost. Ich hatte ein geschichtliches Buch zu lesen versucht, es war mir in den Schooß gesunken. Der graue Himmel hatte keinen Sonnenstrahl für meine Blumen und keinen Strahl der Freude für mein Herz. Vergebens hatte ich zu den Schriften gegriffen, in denen ich in Weihestunden des lebendigen Auffassens edler Weisheitslehren angestrichen hatte, was mir als zuverlässiger Leitstern, als Pilgerstab auf meinem Lebenswege erschienen war. Nichts war mir übrig, als die Geduld: sie flüsterte mir jenes Wort immer wieder zu, das zugleich landläufige Redensart und tiefes Geheimniß Gottes als ein Lebensräthsel für Jung und Alt in Jedermanns Munde ist: Alles geht vorüber. Ich schlug die Arme ineinander, senkte das Haupt und sagte mir leise: es geht vorüber. Ich wollte das abwarten. — Da tönt auf dem Corridor ein fester sporenklingender Schritt, man meldet den Professor Scheidler. Ich stehe auf, reiche ihm die Hand, und heiße ihn durch Zeichen willkommen, denn das traute Wort hätte er nicht gehört: seit mehr als zehn Jahren unheilbar taub lebt er von Todesstille umgeben. Dieser Mann der Tapferkeit, der Reinheit, des tiefen Denkens und edlen Thuns, der Mann, welcher höher steht als das Unglück, der Mann ursprünglicher Natur, der Mann Gottes, er ist mein Freund.

Niemals hat der Schmerz weniger Gewalt über einen Sterblichen gewonnen, obwohl er vielleicht keinen mit grausamerer Hartnäckigkeit angefallen hat. Denn dieser Mann mit der heiteren Stirn und dem Blicke eines Kindes, mit seinem sichern Auftreten, seinem Ausdrucke von Zufriedenheit, dieser Mann der nie klagt, nie müde wird, nie murrt, ist inmitten alles menschlichen Treibens allein, allein mit seinem Herzen voll Theilnahme und Liebe. Keine Familie, kein Heerd an dem er einem Blicke begegnete, der ihm sagte: ich gehöre Dir an. Kein Haus, wo er Karl genannt wird: er ist für Jeden nur der Professor Scheidler. Keine Frau, die „wir" sagte, kein Wesen auf Erden, dessen erste und oberste Neigung ihm gehörte. Dieser thatkräftige Mann, der alle Mißbräuche, alle Irrthümer bekämpfen möchte, der seine hochgegriffenen Ueberzeugungen auszubreiten sich berufen fühlt, der den Drang empfindet, seine Lehren der Uneigennützigkeit und des Fortschritts in die Seele jedes Jünglings hineinzudonnern, als Apostel der Sittlichkeit das Böse zu zerschmettern, das Gute bis in sein kleinstes Fünkchen hinein zu

schützen, dieser Mann ist ausgeschlossen vom vertrauten und lebendigen Verkehr mit Seinesgleichen, oft verliert seine Stimme sich ins Leere, bei jedem Schritt ist er gefesselt und aufgehalten, eine eherne Wand ist zwischen ihm und der Welt, und der Gedanke der Vervollkommnung, für den er lebt, kann sich bloß für ihn selbst und einen engen Kreis von Freunden geltend machen. Nicht einmal von Sorgen um das tägliche Brod ist dieser Mann der Hülfe und des Rathes für die Leidenden frei, bei aller Einfachheit und Einsamkeit; er, der niemals an sich denkt, wenn es gilt, Einem, der weniger hat als er, zu geben. Er hat keine Vorkehr getroffen gegen das Kommen der Armuth im Krankheitsfalle oder in dem des frühen Alters: sein Vermögen sind einzig sein Arbeiten und seine Bedürfnißlosigkeit. Er hat aber Zeiten erlebt, wo die schwere Last des Leides, das er dauernd zu tragen hat, durch äußere Entbehrungen noch schwerer wurde. Auch da hat er sich nicht beklagt, niemals dem Schmerze gegenüber die Waffen gestreckt; nein, diese Stirn hat sich nicht gebeugt, auch wenn ihre Heiterkeit von dunkeln Prüfungswolken überschattet wurde. Der Kampf hat ihn niemals erschöpft: stets behielt er um dem Nächsten zu helfen die Hand frei. Einst legte er mir Rechnung über Das, was ich mit ihm zusammen für einen in Noth befindlichen jungen Gelehrten an Hülfe zu schaffen gesucht hatte, und da ich mich wunderte, wie viel er zusammengebracht hatte, obwohl, wie ich wußte, er selbst nicht bei Kasse war, fragte ich nach dem Woher. „Das war nicht schwer", antwortete er in aller Schlichtheit, „ich habe täglich zwei Stunden mehr gearbeitet."

Er führt ein durchaus geistiges Leben; seine Bücher trösten, beleben, erquicken ihn; sie sind sein Genuß und gegen das Andringen innerer Feinde seine Waffe. Auch war kein Arsenal jemals so wohlversorgt, kein Vorrath von Vertheidigungs- und Angriffswaffen um allezeit bereit zu sein so wohlgeordnet. Scheidler ist ein Mann der strengen Wissenschaft, ohne daß er darum aufhörte, ein Freund der schönen zu sein; ein zierliches Gedicht, ein guter Roman findet bei ihm offenen Eingang neben den tiefsten Gedanken über Philosophie und Geschichte. Und wie die es thun, die Freunde und Familie haben, theilt er zwischen seinen stillen Gefährten seine Zeit ein: er hat regelmäßige Stunden für das Studium, für den Broderwerb, für die Erholung. Er redet mit den großen Geistern der Vergangenheit, die in ihren Werken fortleben. Ist dann der lange Morgen würdig verwendet, so fordert der Körper eine Rücksicht: nach dem einfachen Mittagsmahl ein Spazierritt, hierauf eine Fechtübung, Abends zuweilen Schach oder Whist, häufiger einsames Denken. Menschenfurcht, Eigennutz, Neid,

Unwahrhaftigkeit kennt Scheibler nur soweit er sie in Andern zu bekämpfen hat; seinem eigenen Herzen sind sie fremd: er hat jene Unschuld der Seele, die das Böse kennt, wie man Geschichte weiß, niemals aber damit durch eigene Erfahrung befleckt ist; die mit der Sünde zu schaffen gehabt, nie aber sie in sich aufgenommen hat; eine Unschuld, die nicht, wie bei einem Kinde, Unwissenheit ist, vielmehr angeborene Reinheit, Unnahbarkeit, ein Tugendgranit, dem Sturm und Tropfenfall Nichts anhaben, über den die Zeit keine Macht besitzt. — Von Luxus wird Scheibler in keinerlei Form berührt. Auf Gold und Purpur der Kaiser würde er blicken, ohne daß seine schwarze Tuchweste mit der einfachen Stahlkette darüber, sein noch nicht zur Cravatte gewordenes schwarzes Halstuch, sein blauer je nach den Umständen neuerer oder älterer Ueberrock und seine derben Sporenstiefel ihm auch nur in den Sinn kämen. Ob ein Zimmer elegant ist, sieht er nicht, und wenn man ihm das Auge auf ein comfortables Möbel oder eine hübsche Zierlichkeit lenkt, so lacht er, wie wir über eine ingeniöse Spielküche für Kinder lachen: er findet sie allerliebst, aber in seiner Miene erscheint kein Gedanke, daß er sie besitzen möchte.

So war der Mann, der in mein Zimmer trat. Und ich, ich wagte ihm gegenüber traurig zu sein, zu klagen, den Schmerz zu fliehen.

„Ihr letzter Brief war betrübt; ich bin herübergekommen, um Ihnen zu sagen: seien Sie tapfer. Machen Sie es, wie ich. Kommt mir ein Leiden, so sehe ich ihm ins Gesicht, und dann sage ich: Bagatelle! — und nehme es auf mich. Dergleichen Gäste sind der Seele heilsam; ich weise sie nicht ab, ich nehme sie auf in mein Herz und lasse sie da arbeiten. Sie bringen die Seele in Bewegung; sie sind für unsere Entwickelung was der Sauerteig für das Brod, sie machen, daß sie sich hebt. Und greift der Schmerz tief, so sieht man ihm noch tiefer ins Antlitz und ermißt daran seine eigene Kraft, die um ihn eine Minute auszuhalten allemal reicht. Halten Sie ihn so eine Minute nach der andern aus; und wenn sie nachher in der Erinnerung die Minuten zusammenrechnen, so werden Sie froh sein über den guten Kampf und den guten Sieg. Daß wir im Kampfe mit dem Schicksal unsere Kraft zu entwickeln streben, ist einmal unser Lebenszweck. Frisch sein! Das Göttliche in uns zur Erscheinung bringen! Für einen edlen Gedanken leben, und gegen Alles furchtlos kämpfen, das sich ihm entgegenstellt! Keine Schwachheiten. Einem vernünftigen Wesen gestatte ich sie höchstens im Falle der Krankheit: das aber ist die einzige Ausnahme. Niedergeschlagenheit ist Zeitverschwendung. Immer arbeiten! Immer seine Ideen klären! Die Philosophie in die That

umsetzen! Sie darf nicht verwahrt werden, wie der Schatz eines Geizigen, vielmehr sie muß Zinsen tragen. An Andere denken lernen, — voran an die Armen! Alles, alles, alles, was uns auf diesem Wege begegnet, aufnehmen! Immer inwendig thätig, immer gegen den Irrthum bewaffnet sein! Dann hat man so viel zu thun, daß man gar nicht einmal Zeit hat, seine Thüre dem Schmerze aufzuschließen."

Ich begann freier zu athmen. Ich horchte auf jedes Wort und blickte in das Angesicht, das für so tapfere Worte den Stempel der Wahrhaftigkeit trug. Ich schämte mich meiner Schwäche; das ist der erste Schritt, wieder Kraft zu gewinnen. Ich mit meinen gesunden fünf Sinnen, meiner Jugend, meinen Zukunftsaussichten, mit der gesicherten und bequemen Fülle meiner Lebenslage, mit meiner Familie und meinen Freunden ließ mich niederschlagen durch ein Leid, und Er, der Arme, Einsame, dem die Welt keinerlei Aussicht bot, redete mir zu. Dafür hatte ihn der Himmel mit seinem heiligen Geiste erfüllt und mit seinem göttlichen Feuer entzündet. — Dennoch wagte ich noch, das Wort „Glück" aufzuschreiben. Er schüttelte den Kopf, und indem er mit gütigem Lächeln meine Hand ergriff: „Auch da soll man sagen: Bagatelle. Glück ist ein ganz gleichgültiges Ding. Man muß nicht daran denken, dazu ist die Welt nicht da. Hätten Sie was Sie Glück nennen Ihr ganzes Leben lang, was wollten Sie damit im Grabe? Glauben Sie, Sie würden ihre Anlagen dann entwickelt haben? Glauben Sie, daß in der lauen Luft eines beständigen Wohlseins Sie das Bild des Menschen wie Gott ihn gewollt hat würden dargestellt haben? Nein, dazu ist Sturm und Wirbelwind nöthig. Sie müssen dahin kommen, den Schmerz zu segnen. — Das Leid, das mich selbst betroffen hat, ermißt Niemand: es kann sich Keiner vorstellen, was es heißt, dies niemals eine Menschenstimme vernehmen, dies Gestorbensein für die Musik, die ich leidenschaftlich liebte, die ich so gut kannte, daß noch heute ich neue Compositionen lese wie ein Buch. Sie wissen, wie bei jedem Schritte ich im Verfolgen meiner Lebensziele gehindert bin; und andere Genüsse haben keinen Werth für mich. Dennoch, wenn Gott mir zur Wahl stellte, das Gehör niemals wiederzuerhalten oder niemals verloren zu haben, ich würde das Nicht-Wiedererhalten wählen, denn der Verlust hat mich umgewandelt, mich durchgearbeitet, mich zum Philosophen gemacht, mich mehr gelehrt, als ein Leben voll Glück. Ja, wenn jetzt ich wieder hören könnte! Aber das wäre zu glücklich, ich könnte es vielleicht nicht ertragen. Jedenfalls", setzte er mit Nachdruck hinzu, „soll es nicht sein; denn es ist nicht". Es war das erste und einzige Mal, daß er mir von seinem Unglück gesprochen hat. Ich

blickte zu ihm auf mit der tiefen Verehrung, die ein Mann, der sein Leben mit dem Heiligenschein eines einzigen göttlichen Gedankens umgeben hat, einflößt. Ich allerdings war nicht im Stande, sein Leid zu ermessen: ich stand davor wie vor einem jener großen grauen Gefangenhäuser, die man anschaut ohne alle die Seufzer und Thränen zu kennen, die sie umschließen. „Ja", schrieb ich ihm auf, „daß Glück nicht die Hauptsache ist, weiß ich und fühle ich, und verspreche, mein erster und oberster Leitstern soll allezeit das Gutsein bleiben. Aber nach dem Gutsein kommt mir das Glücklichsein. Bietet es sich mir dar ohne Sünde, so will indem ich es ergreife ich Gott auf meinen Knieen danken, daß Er es mir geschenkt hat. Es gleichgültig zu finden, werde ich niemals stark genug sein." Er schüttelte sein Haupt. Seine Philosophie erschien mir riesengroß; aber er redete von außerhalb der Welt her und ich war inmitten der Welt; er stand zu fern und zu hoch, um zu verstehen, was ich zu erwidern hatte. Niemals war ihm der Kreis nahegetreten, in den ich vom Schicksal gestellt war, mit seinen Irrthümern und Fesseln, seinen Kleinlichkeiten und seiner Eleganz, seinem Glanze und seinen Pflichten, seinen Masken, seinen Regeln, seinem Katechismus des Scheins. Seine Versuchungen waren ihm fremd, seine lästigen Anforderungen thöricht; er nannte Schwachheit, was ich als ein pflichtgemäßes Opfer empfand. Dennoch, vor dem Gerichte der unbeirrten gesunden Vernunft war Alles richtig, was er sagte, Alles gut, was er rieth. Die Welt hatte allemal Unrecht, wo Er und sie Entgegengesetztes verlangten. Allein sie ist die mächtigere: Scheidler rieth, die Welt befahl.

Ich hatte mein Gleichgewicht wieder. Ich fühlte, dieser Mann war mein Freund, er hatte Recht, ich mußte ihn hören und seinen edeln Grundsätzen gehorsam sein. Als er mich neubelebt sah, gewann sein Gesicht den Ausdruck reinster Befriedigung. „Nichtwahr?" — sagte er — „wir sind von Einer Partei. Es giebt bloß zwei in der Welt, die eine für das Gute, die andere für das Schlechte, für eine muß man, wie Solon von den Athenern es verlangte, sich entscheiden. Wir Beide kämpfen für das Gute, wir sind Krieger desselben Heeres, und auf unserer Seite kämpfen alle Menschen, die das Gute wollen. Keine Schwachheit! Man muß sie wegweisen. Kein Schmerz um ein Ding der Welt! Man muß ihn bekämpfen, und zu ihm sagen wie ich: Bagatelle. Sie wissen, meine Philosophie ist die der Tapferkeit. Keine Feigheit! Keine Klage! Man soll die Erde nicht zum moralischen Krankenhause machen, sondern zu einer lebenskräftigen Schule und zu einem Schlachtfelde, auf welchem man Siege erficht." — Er stand auf,

drückte mir die Hand mehr wie es seiner männlichen Stärke, als wie es meinen schwachgebauten Mädchenfingern entsprach, seine Sporen verhallten auf dem Corridor, und er kehrte zurück zu seiner einsamen Arbeit. Er machte den Weg von drei Stunden unter Gottes Schutz, wie seine Hundert-Meilen-Reisen.

Scheidler ist recht eigentlich ein Kind deutscher Erde. Er ist der echte deutsche Mann: den Kopf klar und offen, die Gedanken tief und wahr, mit der unermüdlichen Ausdauer, durch welche die Gelehrten meines ehrwürdigen Vaterlandes ausgezeichnet sind, die Vorurtheile aller Zeiten bekämpfend. Vor Allem, er ist der Mann von deutschem Gemüth, dessen angeborene Redlichkeit und festgewurzelte Gerechtigkeit ein so freies und offenes, allem Menschlichen mit brüderlichem Vertrauen entgegenkommendes Herz giebt. Er ist der Mann der Güte, der zwar durch Erfahrung vorsichtig wird, aber ohne einen Tropfen von Galle; der Mann der Uneigennützigkeit, der niemals sich als souveraines Ich fühlt, dem Andere nachstehen müßten. Zum Nächsten sagt er nicht, trage diese Last, denn ich habe Macht, sie dir aufzulegen, er nimmt sie auf die eigenen Schultern und sagt, ich bin der Stärkere, ich will sie tragen. Niemals hat die Frivolität mit ihren graziösen Oberflächlichkeiten diesen Mann zum Diener gehabt. Seine Manieren sind brüsk, und auch Das kommt vor, daß von dem gewaltigen Schwunge des Gedankenrades, das die härtesten Gegenstände, die inhaltreichsten Körner zermalmend unablässig in ihm arbeitet, kleine Blumen der Freundschaft und der Freude ohne Erbarmen erfaßt und gestaltlos, duftlos, leblos uns vor die Füße geworfen worden. Einerlei. Gott sei gedankt, daß Er den guten und starken Mann geschaffen, ihm Seinen Geist der Wahrheit und der Liebe geschenkt, ihm den Stempel edler Menschlichkeit auf Stirn und Herz gedrückt hat.

Von der ausgezeichneten Frau, die so geschrieben hat, zu berichten, überlasse ich einer berufeneren Feder, die im nächsten Goethejahrbuche das Wort nehmen wird. Ich beschränke mich, Einiges über Scheidler hinzuzufügen. Alten Jenensern wird der Name lieb, der jüngeren Welt von heute wird er kaum mehr bekannt sein. Und doch zeigt sein „Portrait“ — dem, wie es mit guten Bildnissen geht, man ansieht, es mag in Etwas idealisirt sein, aber es ist ähnlich, — daß er werth war, gekannt zu werden.

Er war vierzehn oder funfzehn Jahre älter, als die Hofdame, die von ihm erzählt hat, zu Gotha, wo sein Vater bei der Hofcapelle angestellt, seine Mutter als Concertsängerin geschätzt war, am 8. Januar

1795 geboren. Seine ältere Schwester war an Louis Spohr verheirathet, und unter dem Einflusse dieses Schwagers, der nach des Vaters frühem Tode sich der Familie annahm, trieb er in seiner Jugend, auch er mit einer schönen Stimme begabt, leidenschaftlich Musik. Als aber der preußische Aufruf vom 3. Februar 1813 erschien, ließ sich der gothaer Primaner als Freiwilliger einschreiben, und die Feldzüge, die er nun mitmachte, gaben seinem Leben eine andere Richtung; denn aus ihren feuchten Bivouacs brachte er ein Gehörleiden mit, das allmälig völlige Taubheit wurde. Bevor es so schlimm geworden war, hatte er in Jena und Berlin die Rechte studirt, und war 1818 beim Oberlandesgerichte zu Naumburg angestellt worden; nun mußte er auch diese Laufbahn verlassen. Um mit dem Gedanken an sein hartes Schicksal vertraut zu werden, zog er sich jetzt für ein Jahr auf das Land zurück, und vertiefte sich in philosophische Studien, von denen er bis dahin so entfernt gewesen war, daß er selbst in Berlin keine einzige philosophische Vorlesung gehört hatte. Er fand Frieden in den Grundanschauungen von Fries, der ihn hierauf in der durchaus praktischen Richtung, die sein Philosophiren nahm, auch ferner bestärkte. Im Jahre 1821 habilitirte er sich für Philosophie und Staatswissenschaften in Jena, wurde dort 1826 außerordentlicher, zehn Jahre später ordentlicher Professor und ist als solcher am 22. October 1866 verstorben. Seit 1838 war er nicht mehr so einsam, wie unser Bild ihn schildert: er hatte eine ihm geistig ebenbürtige Frau, Henriette Spener aus Frankfurt, gefunden, und lebte mit ihr in glücklicher Häuslichkeit.

So einfach das äußere Leben eines tauben Professors der Philosophie in dem stillen Jena verlief, so reich war sein inneres Leben. Es umschloß, sagt ein in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (27. November 1866 Beil.) Scheidler gewidmeter Nachruf, dem ich das hier Mitgetheilte großentheils entnehme, eine Fülle echt deutscher Geisteskraft, einen seltenen Reichthum hochsinniger, humaner, selbstloser geistiger Arbeit. Es war eine verdiente Gunst des Himmels, daß es bis zu der Wendung der deutschen Sache verlängert ward, welche dem einstigen Fahnenträger des Wartburgfestes den Trost ins Grab mitgab, daß über seinem Sarge die alten Farben wehen würden, und er in seinem funfzigjährigen Kämpfen für sie nicht geirrt habe. Er war nicht was man preußisch-gesinnt nennen könnte; aber schon 1841 faßte er sein deutsch-politisches Glaubensbekenntniß in die Worte zusammen: „Preußens Hegemonie ist in der Natur der gegebenen Verhältnisse unwiderruflich begründet, und auch hier wird Bayle's bekanntes Wort sich bewähren: quand les choses sont mûres, la nécessité les amène inévitablement."

Die Treue, mit der er dann an dieser einmal gewonnenen Einsicht durch alle Wechselfälle der deutschen Frage hindurch festgehalten hat, ist um so bewundernswerther, als er bei aller sittlichen Strenge im Grunde seines Herzens Demokrat war, dem man in der Freiheit nicht leicht zuviel thun konnte.

An der politischen, wie an der sittlichen Entwickelung des öffentlichen Lebens hat er sich litterarisch so lebhaft betheiligt, daß schon 1845 der Jenaer Universitätsalmanach nicht weniger als neunundsechzig kleinere und größere Schriften Scheidlers aufzuführen hatte. Wenn von der Tiefe ihrer Gedanken das junge Mädchen, das dankbar zu ihm emporblickte, mehr als der männliche Berichterstatter durchdrungen ist, so wird das durch Scheidlers eigenes Bekenntniß erläutert, der Werth und Zweck seiner Schriftstellerei einmal mit Rückerts Worten bestimmt hat: „Ich glaube nicht, daß ich viel Eignes, Neues lehre, noch durch mein Scherflein Witz den Schatz der Wahrheit mehre; doch denk' ich, daß dadurch an manchen Mann wird kommen Manches wovon er sonst gar hätte Nichts vernommen." Es kam ihm nur darauf an, daß die Wahrheit in jeder Weise und bei jeder Gelegenheit gesagt werde; nach Goethes Maxime: „Man kann die Wahrheit nicht oft genug wiederholen, denn der Irrthum wiederholt sich immer von selbst." Aber in diesem Eifer, sie an den Mann zu bringen suchte er Seinesgleichen. Er erinnert hier an die großen Publicisten des vorigen Jahrhunderts, die beiden Moser. Seine stete Wachsamkeit auf jede neue Wendung der öffentlichen Angelegenheiten, seine unermüdliche Schlagfertigkeit für jedes gefährdete öffentliche Recht und Interesse wäre mit einer sparsamen, knappen, eleganten und reservirten Schreibweise unvereinbar gewesen. Was man aber bei der ästhetischen Betrachtung seiner Schriften vermißt, wird aufgewogen durch das Intellectuelle und Moralische. Ihre bei aller Mannhaftigkeit sich ausdrückende kindliche Offenheit und Lauterkeit ist wahrhaft herzstärkend in einer Zeit, in welcher die Publicistik bereits zu der Kunst geworden schien, durch Verschiebung dessen, was man will, zu produciren, was man muß. Obgleich er in seinen polemischen, das ist fast in allen seinen Schriften mit antiker Naivetät nicht nur auf die Sache, sondern zugleich auf die Person losgeht, sofern diese, sei sie hoch oder niedrig gestellt, mit der Sache verflochten ist, so trug ihm seine vieljährige rücksichtslose Polemik doch keinen Feind ein; denn seine Gegner konnten sich zwar das Ansehen geben, seine Meinung zu verachten, keiner aber vermochte, seiner Gesinnung die Sympathie zu versagen. Seine Schriften sind der klare Spiegel seiner kerngesunden Natur. Die Grundkräfte des Geistes stehen hier in der glücklichsten Harmonie: die Energie des

Willens wird durch die Innigkeit eines echt deutschen Gemüths gemäßigt. Die Weite und Vielseitigkeit des Denkens entschädigt für dessen Mangel an Tiefe: nirgends ist die Aussicht verschlossen, nirgends ein Riegel vorgeschoben. Er wußte die Geistestiefen zu schätzen, wenn es gleich nicht seine Sache war, überall selbst hinabzusteigen... Durch alle seine Schriften hindurch zieht sich als rother Faden die unerschütterliche Zuversicht auf die allmälig siegende Kraft der Wahrheit, auf das Wachsthum der Menschheit im Guten und auf eine angestammte Vortrefflichkeit des deutschen Charakters. Diesen Charakter hielt er allen seinen Erörterungen als Maßstab vor, und so liberal er dachte und wollte, so nachdrücklich wies er jede Gemeinschaft mit dem in der Revolution geborenen wälschen Liberalismus ab, der sich selbst die alleinige Autorität ist und der modernen Gesellschaft so viele schwere Verirrungen gebracht hat. Nehmen wir diese Eigenschaften zusammen, sagt der Nachruf, dem ich hier folge, so leuchtet ein, wie Scheidler der Mann gewesen wäre, an der Spitze eines unserer großen Journale die öffentliche Meinung zu leiten. Auch wurden ihm dahin zielende Vorschläge gemacht, namentlich von Schelling, der ihn hochschätzte und im Einverständniß mit der Regierung ihn als Begründer eines solchen Blattes nach Berlin ziehen wollte. Die Verhandlungen zerschlugen sich jedoch. Er sollte den beschränkten Wirkungskreis in Jena, der ihn weder ausfüllte, noch auch äußerlich sorgenfrei stellte, bis an sein Ende nicht überschreiten. — Vielleicht daß das ihm doch auch selbst das Gemäßere war.

Was hier zur Erklärung und Ergänzung des alten weimarischen Bildes zu sagen war, will ich abschließen mit den Worten, mit welchen der Berichterstatter von 1866 seinen Nachruf beginnt: „Charakterköpfe“ die weder Charakter noch Kopf haben, fehlen der deutschen Gegenwart nicht; immer ärmer dagegen wird sie an jenen wirklichen Charakteren, deren Wiege die Glanzperiode unserer Litteratur, deren Schule die Freiheitskriege waren. Zu den besten derselben gehört Scheidler.

D. M.

Kurirende Laien als Kassenärzte.

Von

Dr. med. **Justus Thiersch,**
prakt. Arzt in Leipzig.

In der Novelle zum Krankenkassen-Gesetz, die derzeit dem Reichstag vorliegt, muß eine Frage zur Entscheidung gebracht werden, die das Interesse weiter Kreise in Anspruch nehmen darf. Es handelt sich darum, ob unter der den Versicherten zu gewährenden ärztlichen Behandlung nur die eines approbirten Arztes zu verstehen sei oder ob der Versicherte außerdem die Behandlung durch einen beliebigen Nichtarzt beanspruchen könne.

Obgleich ein unbefangener Leser schon jetzt den gesetzlichen Begriff „freie ärztliche Behandlung" nicht anders als auf den staatlich approbirten Arzt beziehen kann*), so wird dies doch bestritten. Wiederholt hat die Frage die Entscheidung der Behörden herbeigeführt und sie nimmt angesichts der Agitation sog. Naturheilvereine, welche sich über ganz Deutschland auszubreiten beginnen, eine ernstere Gestalt an. Immer weitere Kreise der Bevölkerung werden in die Zwangsversicherung einbezogen werden. Die Leipziger Ortskrankenkasse zählt gegenwärtig 70—80,000 Mitglieder, einschl. der Angehörigen etwa 200,000 Personen, also die Hälfte der gesammten Einwohnerzahl. Es wird nicht lange währen, so wird annähernd die Hälfte der ganzen deutschen Bevölkerung

---

*) Die beiden einschlagenden Bestimmungen lauten wörtlich:

§ 6 des Kranken-Versich.-Gesetzes:

„Als Krankenunterstützung ist zu gewähren 1., vom Beginn der Krankheit ab freie ärztliche Behandlung, Arznei, Brillen, Bruchbänder und ähnliche Heilmittel. U. s. w."

§ 29 der Gewerbeordnung:

„Einer Approbation, welche auf Grund eines Nachweises der Befähigung ertheilt wird, bedürfen Apotheker und diejenigenen Personen, welche sich als Aerzte oder mit gleichbedeutenden Titeln bezeichnen oder seitens des Staates oder der Gemeinde als solche anerkannt oder mit amtlichen Functionen betraut werden sollen."

den Arzt nicht mehr aus eigenen Mitteln, sondern durch Vermittelung der öffentlichen Institution einer Kasse bezahlen. Wenn aus diesen Kreisen nun der Anspruch sich erhebt, auf Grund ihrer Beiträge sich im Krankheitsfalle an den Mann ihres Vertrauens zu wenden, sei er nun Arzt oder Nichtarzt, so scheint das auf den ersten Blick nicht so völlig unberechtigt.

Die Entscheidung über das was zur Zeit Rechtes ist, ist verschieden ausgefallen. Verfügungen aus Bayern, Baden, Preußen beschränken den Begriff „ärztlich" auf den approbirten Arzt und schließen somit eine jede andere Behandlung aus. Dagegen führt schon 1886 eine Verordnung des königl. sächsischen Ministeriums aus:

> „daß zwar unter der ärztlichen Behandlung keine andere als die durch einen approbirten Arzt zu verstehen sei, und daß daher das Kassenmitglied im Erkrankungsfalle berechtigt sei, die Behandlung seitens eines approbirten Arztes zu verlangen und daß die Kasse solchen Falls verpflichtet sei, demselben diese Hilfe zu gewähren, daß dagegen, wenn das Kassenmitglied unter Zustimmung des Kassenvorstandes die Hülfeleistung einer andern Person wünsche, der Berücksichtigung eines solchen Wunsches, zumal in Ermangelung eines gesetzlichen Verbotes, ein Bedenken nicht entgegenstehe*)."

Auf Grund dieser Verordnung fungiren thatsächlich seit dieser Zeit eine Reihe von Leuten der verschiedensten Berufsarten in Chemnitz und andern Städten des Königsreichs Sachsen als Kassenärzte und neuerdings versuchen sog. Naturheilkundige sich bei der Leipziger Ortskrankenkasse, der größten im Reiche, Eingang zu verschaffen.

Indem die Gesetzgebung des Reichs nunmehr aufgefordert wird, einzuschreiten, muß zuerst festgestellt werden, daß es ein Unterschied ist, ob ein Privatmann aus eigenen Mitteln und auf seine eigene Gefahr einen kurirenden Laien anruft, oder ob eine öffentliche Institution dabei vermittelt. Nur von den Letzteren sprechen wir hier und glauben sagen zu dürfen, daß die Uebelstände, welche die Anstellung von jeder medizinischen Vorbildung entbehrenden Laien als Kassenärzte zur Folge hat, in die Augen springen. Sie bestehen zunächst in einer Einbuße des Ansehens des ärztlichen Standes. Denn, wenn der Staat die Gleichstellung der Nichtärzte mit den Aerzten gutheißt, wird das Volk beide auch als gleichwerthig betrachten. Seine Achtung vor dem approbirten Arzt muß naturgemäß sinken und der Glaube erweckt wer-

*) In jüngster Zeit hat das Ministerium durch weitere Präcisirung die Möglichkeit der Anstellung von Nichtärzten bedeutend eingeschränkt.

den, als könne jeder Handwerker und Gewerbetreibende sich die Kunst zu heilen auch ohne gründliches Studium in kurzer Zeit aneignen. Eine nähere Beleuchtung aber dieser moralischen Schädigung des ärztlichen Standes ist hier, wo in erster Linie das Interesse des Kassenmitgliedes in Frage kommt, nicht beabsichtigt. Ebenso wird die Thatsache, daß durch Anstellung ungeeigneter Kräfte die Kassenverwaltung finanziell Schaden erleidet, nur gestreift werden müssen. Es kommt mir hauptsächlich darauf an, den folgenschwersten Uebelstand zu erörtern, nämlich die Schädigung der Kassenmitglieder an Leib und Leben.

Man hält uns Aerzten von gegnerischer Seite mit Vorliebe das Wort Kurerfolg entgegen, wenn wir Zweifel an der Existenzberechtigung kurirender Laien äußern. Alle unsre Einwände und Gegengründe glaubt man mit diesem Wort zurückweisen zu können. Das ist eine bequeme Kampfesweise. Da aber dieser Schlachtruf allerdings im Stande ist, das große Publikum irre zu führen, so wird es zweckmäßig sein, einmal nachzuforschen, was es denn mit den Kurerfolgen der Nichtärzte eigentlich auf sich hat.

Zunächst sei erwähnt, daß die Natur selbst Heilerfolge der mannichfachsten Art ohne jede menschliche Hilfe hervorbringt. Sie thut dies bei sehr vielen Krankheiten, acuten sowohl wie chronischen, und die dankbare Aufgabe des Arztes besteht hier in der großen Kunst, der heilenden Kraft der Natur alle Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Der Nichtarzt hat eine andere Vorstellung; er meint, mit seiner besonderen Methode, mit Wasser- und anderen Kuren, besondere Wirkungen hervorbringen zu können und naturgemäß nimmt er daher die Heilungen, welche die Natur vollzieht, als die seinen in Anspruch. Das sind scheinbare Kurerfolge. Scheinbar und noch viel täuschender sind ferner Kurerfolge bei Krankheiten, welche ihrer Natur nach Stillstände oder auch Besserungen aufweisen, z. B. Rückenmarksschwindsucht, Zuckerharnruhr, Tuberkulose der Lunge und andrer Organe. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die allermeisten Kurerfolge der Nichtärzte auf diese Thatsachen zurückführt.

Es giebt indessen Krankheiten, bei denen von jeher Nichtärzte durch Magnetisiren, Hypnotisiren u. s. w. wirkliche Erfolge erzielt haben. Zu ihnen gehören gewisse Formen der Hysterie und verwandte Krankheiten nervöser Natur. Durch neuere Forschungen hat sich herausgestellt, daß diese Erfolge hauptsächlich Wirkung der Suggestion sind, der Vorstellung des Geheiltwerdenmüssens. Wenn ein Mensch mit jahrelangen nervösen Leiden an einen Mann geräth, der im Rufe eines Wunderdoktors steht, so wird er zuweilen in der That geheilt durch den

Glauben an dessen Erfolge. Seitdem sich die medizinische Wissenschaft mit der genaueren Prüfung solcher Kurverfahren befaßt hat, ist man zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie sich nur für eine beschränkte Anzahl von Fällen eignen, daß sie dagegen in zahlreicheren anderen direkt schädlich wirken. Es ist deshalb mit Genugthuung zu begrüßen, daß überall bereits die approbirten Aerzte die Suggestion, theils als selbstständiges Heilmittel, theils zur Unterstützung der Kur bei geeigneten Fällen heranziehen.

Wirkliche Kurerfolge erzielen Nichtärzte ferner zuweilen bei Leuten, welche durch fehlerhafte Gewöhnung oder Berufsarbeit chronisch krank geworden sind, magenleidend oder fettsüchtig, nervös oder rheumatisch. Da helfen manchmal sehr eingreifende Diät- oder Wasserkuren. Der Hausarzt hütet sich wohl ohne Weiteres solche Kuren zu verordnen, denn mit Sicherheit läßt es sich kaum je vorhersagen, ob nicht das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung eintritt und der meist schwerkranke Patient nicht noch kränker wird. Außerdem muß das Princip der Individualisirung, d. h. jeden Kranken nach seiner Eigenart zu beurtheilen hier ganz besonders peinlich beachtet werden, der Hausarzt wird also die genannten Heilmethoden verordnen, aber mit sorgfältiger Auswahl der Fälle. Rücksichten solcher Art kennt der kurirende Laie nicht. Er hat ja seine Erfolge, sie sind ihm schriftlich freiwillig bezeugt von Solchen, die er geheilt, nachdem die ärztliche Kunst Fiasco gemacht. In der That, der wunderbaren Zähigkeit des menschlichen Organismus ist es zu danken, wenn der Patient zuweilen die Kur aushält, ja gebessert und geheilt wird. Ist alsdann der Arzt zu schelten, weil er vielleicht zu vorsichtig war? Oder nicht vielmehr der Nichtarzt zu beglückwünschen dafür, daß ihm die Natur bei seinem Wagstück zu Hülfe gekommen? Es gilt aber auch hier das oben Gesagte: unausbleiblich gesellen sich zu den Erfolgen Mißerfolge und wenn die letzteren nicht genügend bekannt werden, so liegt das nur daran, daß wenige der enttäuschten Patienten aus der sehr begreiflichen Scheu sich lächerlich zu machen von ihrem Fehlgriff erzählen werden.

Aus dieser Skizze wird man schon ersehen, daß eine sorgfältige Sichtung der wirklichen von Laien herrührenden Erfolge nur wenige gelten lassen kann. Es erübrigt nun noch, auf die unmittelbaren Schädigungen der laienärztlichen Thätigkeit einzugehen, welche aus dem Mangel jeglicher medicinischen Vorbildung entspringen.

Der Laie als Kassenarzt wird sich zunächst mit einer Specialität beschäftigen, beispielsweise dem Wasserheilverfahren; hat er Erfolge, so ist es natürlich, daß Kranke der verschiedensten Art zu ihm kommen,

für die seine Kurmethode paßt oder nicht. Der gemeine Mann und dieser nicht allein urtheilt eben so: hat der Wasserdoktor bei jenem Leiden geholfen, so wird auch bei diesem der Erfolg nicht ausbleiben. So wird der Nichtarzt wahllos bei inneren und chirurgischen Erkrankungen konsultirt werden und allmählich in die Stellung eintreten, welche der praktische Arzt einnimmt: er wird Rathgeber für Alles.

Von den Krankheiten, welche seiner Behandlung anvertraut werden, greife ich eine Gruppe heraus, welche für den Staat ein eminentes Interesse hat, die Infektionskrankheiten. Zur Verhütung ihrer Entstehung und Weiterverbreitung haben Staat und medicinische Wissenschaft vereint in den letzten Jahrzehnten Außerordentliches geleistet. Die Erkenntniß des Segens hygienischer Einrichtungen ist allgemein geworden und man wird ohne Weiteres begreifen, daß unter Umständen die Diagnose eines Cholerafalles genügt, um durch passende Maßregeln die Seuche auf ihren Herd zu beschränken. Der als Kassenarzt fungirende Laie kann mangels geeigneter Vorbildung aber die Diagnose auf Cholera nicht stellen; er hat ja nicht gelernt, sie von einem einfachen Brechdurchfall zu unterscheiden; folglich wird er die rechtzeitige Anzeige unterlassen und so zur Weiterverbreitung der Krankheit beitragen. Aehnlich verhält es sich mit anderen Infektionskrankheiten, z. B. Typhus, Milzbrand.

Hat der Staat somit ein besonderes Interesse, sich dieser Frage mit Aufmerksamkeit zuzuwenden, so nicht minder die Familie des Mitgliedes selbst. Ich brauche bloß an eine Krankheit zu erinnern, welche im Stande ist, auf Generationen hinaus Störungen des Familienglückes und körperliche Leiden der schwersten Art zu erzeugen, die Syphilis. Die Diagnose ist oft ungemein schwierig und doch beruht auf ihr allein die Wahl eines durchaus wirksamen Heilmittels. Eine Verkennung der Krankheit durch den Laien ist aber unvermeidlich und wieder trifft ihn das Verschulden, durch Versäumnis rechtzeitiger Hilfe zu der Zerrüttung der Gesundheit beider Ehegatten und zur Entstehung eines siechen und hinfälligen Geschlechtes beigetragen zu haben.

Das Publikum wird voraussetzen, daß der als Kassenarzt angestellte Laie Fälle, welche nicht in sein Fach schlagen, abweist. Wir bezweifeln das. Wir sehen voraus, daß der Nichtarzt allerdings die auffälligsten Erkrankungen der Augen, ferner viele chirurgische Nerven- und Frauenkrankheiten den Specialisten überweisen wird, nicht aber die überaus große Zahl von solchen Leiden, welche ebenfalls nur durch Specialbehandlung geheilt werden können, deren Diagnose aber nur auf Grund voller Beherrschung der einschlägigen Untersuchungsmethoden

möglich ist, z. B. Geschwülste des Unterleibs, Erguß in den Brustfellsack, tuberkulöse Knochenerkrankungen u. s. w. Dem Nichtarzt sind nur wenige Krankheitsbilder bekannt, er wird deswegen seltener vorkommende Erkrankungen nicht diagnosticiren und dieselben auch nicht zum Specialisten schicken. Ein jeder beschäftigte Arzt weiß von Fällen zu berichten, z. B. Gesichtskrebs, welche der Nichtarzt solange nach seiner Methode behandelte, bis der letzte günstige Moment zur Operation verstrichen war.

Für das platte Land, wo Specialisten und Krankenhäuser selten sind, wird sich besonders die Unkenntniß in der *Wundbehandlung* rächen. Bekanntlich hat gerade dieser Zweig der Chirurgie seit den letzten zwanzig Jahren eine solche Ausbildung erfahren, daß die Sterblichkeit unter den Verletzten um mindestens die Hälfte gegen früher gesunken und die Dauer der Erwerbsunfähigkeit bedeutend abgekürzt worden ist. Wird demnach der erste Verband bei Verletzungen fehlerhaft angelegt, so hat der Patient unter Umständen sein Lebenlang unter den Folgen zu leiden.

Geradezu verhängnißvoll für das Leben des Patienten wird die Laienthätigkeit, wenn es sich um Hülfeleistungen bei *Unglücksfällen und plötzlichen Erkrankungen* handelt. Erfahrungsgemäß wird dann Jeder herbeigerufen, der Arzt ist oder sich Arzt nennt. Der Naturheilkundige wird nicht im Stande sein, ein gebrochenes Glied richtig zu lagern, eine Blutung zu stillen, zu entscheiden, ob sich der Verletzte für den Transport eignet, ob bei inneren Verletzungen Hülfe durch sofortige Operation geschafft werden kann, welches Mittel bei der vorliegenden Vergiftung hilft u. s. w. Er weiß ferner nichts von lebensrettenden Operationen bei Blutungen unter das Schädeldach, bei eingeklemmtem Bruch, bei Darmverschlingung. Weist er aber hier seine Hülfe ab, so trifft ihn abermals das Verschulden, die Verzögerung (besonders verhängnißvoll müssen die Folgen auf dem platten Lande sein, wo ärztliche Hülfe oft schwer zu erreichen ist) des rechtzeitigen ärztlichen Beistandes herbeigeführt zu haben. Denn alles das sind Fälle, wo die *sofortige* Diagnose über Leben und Tod entscheiden kann und nirgends springt der Nutzen von tüchtigen, allseitig durchgebildeten Aerzten so in die Augen wie bei diesen Gelegenheiten.

Es muß schließlich noch auf eine Thätigkeit des Kassenarztes verwiesen werden, welche besonders die Kassenverwaltung angeht, das ist die *Zeugnißertheilung*. Der Arzt muß wöchentlich die Erwerbsunfähigkeit erkrankter Mitglieder bescheinigen und auf Grund dieser Bescheinigung erfolgt die Auszahlung des Krankengeldes. Wenn an irgend einem Punkte, so muß hier die Einrichtung der Laienärzte

scheitern; es kann nicht ausbleiben, daß in Folge zahlreicher falscher Diagnosen die Erwerbsfähigkeit eines Mitgliedes verkannt wird. Von besonderer Bedeutung wird dieser Umstand, wenn es sich um Erkennung der Simulation handelt; bekanntlich gehört diese Diagnose zu den allerschwierigsten und mancher erfahrene Arzt ist schon von einem geriebenen Simulanten getäuscht worden. Es liegt auf der Hand, welche finanzielle Schädigung der Kasse aus dem häufigen Vorkommen der Simulation erwachsen muß.

Noch ein Wort zum Schluß. Ich habe als Arzt in dieser Sache das Wort ergriffen, weil der Arzt der Einzige ist, welcher die Folgen einer Gleichstellung von Laien und Aerzten in ihrem ganzen Umfange übersieht. Schon jetzt ist das durch Laienbehandlung angerichtete Unheil groß; es wird unabsehbar werden, wenn eine staatliche Einrichtung, wie es die Krankenkassen sind, sie zuläßt. Möge das revidirte Gesetz keinen Zweifel darüber lassen, ob es neben der Behandlung durch einen approbirten Arzt auch die durch andere Personen gestattet.

Politische Correspondenz.

Der Rücktritt des Ministers v. Goßler. Windthorst. Fürst Bismarck als Reichstagskandidat. Der Welfenfonds.

Von den Ereignissen dieses Monats stellen wir an die Spitze den Rücktritt des Herrn v. Goßler, weil die unmittelbar praktischen Fragen der Situation von hier aus ihr Licht empfangen oder wie man es auch ausdrücken darf, beschattet werden. Der Rücktritt ist unter zwei ganz verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten: dem des Ausscheidens dieser hervorragenden Persönlichkeit selbst aus dem Verbande der Regierung und der Art und Weise, der Motive und des Moments des Rücktritts. Das Ausscheiden des Herrn v. Goßler an sich ist nichts Unnatürliches und Unerwartetes. Er hat seine Stellung in vorzüglicher Weise ausgefüllt, redlich, ernsthaft, idealistischen Strebens. Er war ein Freund echter Wissenschaft und Bildung, was die Religion miteinschließt. Er war thatkräftig, praktisch, fördernd auf zahllosen Gebieten*). Er ist noch in einem Lebensalter der besten Schaffenskraft. Wenn dennoch der Rücktritt als etwas Naturgegebenes erscheint, so erfließt dieser Satz zunächst aus der Erfahrung, daß ein Ministerposten in einem modernen Staat an die Persönlichkeit so gewaltige Anforderungen stellt, daß auch der Stärkste sich in einer Reihe von Jahren verbraucht. Herr v. Goßler ist zehn Jahre lang preußischer Cultusminister gewesen; das ist für ein so umfassendes Amt lange. Nicht in dem Sinne, daß die Arbeitskraft verzehrt würde, sondern vielmehr die geistige Kraft, die Kraft der Ideen ist es, die sich erschöpft. Das Leben verlangt fortwährend neue Antriebe; der einzelne Mensch genügt für die Funktionen des gewaltig arbeitenden Staatsorganismus immer nur theil- und zeitweise. Hat er sein Bestes dahingegeben, so steht der Nachfolger schon vor der Thür.

In diesem Falle ist auch der Gegenstand zu bezeichnen, dem Herrn v. Goßler's Kraft nicht gewachsen war und der ihn früher oder später verschlingen mußte. Es ist die Schulreform. Es giebt schlechterdings nur eine Lösung für dieses Problem, das ist die pädagogische Freiheit und diese Lösung zu finden, war Herrn v. Goßler's innerster Natur unmöglich. Auch die große

*) Eine Vorstellung von der unendlichen Vielseitigkeit und dem erstaunlich ausgebreiteten Verständnisse des Ministers giebt die (bei E. S. Mittler & Sohn 1890 erschienene) Sammlung seiner „Ansprachen und Reden“.

Schulconferenz, in der doch einige hervorragende Pädagogen saßen, hat sie nicht gefunden; aber das ist von einer Conferenz auch garnicht zu verlangen. In einer Conferenz heben sich nicht, sondern tödten sich gegenseitig die schöpferischen Gedanken. Nicht der verwaschene Durchschnitt überkommener Lehrmeinungen, der aus Majorität und Minorität mühselig herausgefiltert wird, kann eine solche Frage lösen, sondern nur ein Mann, dem der Erdgeruch eigener aus der tiefsten Natur herausgearbeiteter Ideen anhaftet. Nur ein Minister, der den Muth einer eigenen Ueberzeugung hat und mit der Kraft einer ursprünglichen Persönlichkeit die Ketten der Tradition und des Büreaukratismus, so fest sie ihn in seinem ganzen Beamtenthum umschließen, sprengt, vermag dem deutschen Volke hier Erlösung zu bringen und ihm zugleich die Quellen seiner alten Bildung zu bewahren.

Von Herrn v. Goßler war eine solche That nicht zu erwarten und da die Frage drängend wird, so hätte er wohl in nicht zu langer Zeit nothwendig zurücktreten müssen und als ein außerordentliches Ereigniß hätte das nicht weiter angesehen werden dürfen.

Wir kommen zu den Modalitäten des Rücktritts. Hier haben sich zwei Auffassungen gebildet. Nach der einen ist Herr v. Goßler als Opfer für das Centrum gefallen. Die Abschiedsworte, die er selbst an die Beamten seines Ministeriums gerichtet hat, deuten dergleichen an. Die Sperrgeldervorlage hätte also noch nicht genügt, und das Centrum hat bei uns die Macht, die Ernennung eines Ministerialdirektors zum Unterstaatssekretär zu verbieten und einen Cultusminister, der die Aufrechterhaltung der Staatshoheit, soweit es irgend möglich war, mit der Befriedigung der Ansprüche der katholischen Kirche zu vereinigen suchte, zu stürzen, weil er ihm immer noch nicht genug that. Wenn diese Auffassung richtig ist, so würden wir die zuversichtliche Stimmung, mit der wir die allgemeine Unzufriedenheit in der vorigen Correspondenz zu bekämpfen suchten, erheblich herabdrücken müssen. Welch' eine Bagatelle wäre die Nachgiebigkeit in der Sperrgeldervorlage gegen ein solches Ereigniß! Auf eine Generation hinaus würde kein Minister und kein Beamter mehr wagen, sich dem Uebermuth des Ultramontanismus in den Weg zu stellen. Die Sperrgeldervorlage selbst hat mit Leichtigkeit so amendirt werden können, daß die Commission sie endlich einstimmig gutgeheißen hat. Durch das ungeheure Geschrei aber, welches die Mittelparteien und die specifisch protestantischen Kreise bei der Einbringung erhoben, hätten sie selbst das Feuer anblasen helfen, welches nunmehr ihre Hütten ergreifen wird. Der schwerste Vorwurf aber würde auf die Regierung selbst fallen. Die Nachgiebigkeit in der Sperrgeldervorlage war klug, weil das thatsächliche Opfer sehr gering, der Schein groß und deshalb mit wenigem viel zu erreichen war. Eine Einwirkung des Centrums aber auf das Aufsteigen innerhalb des Beamtenthums und endlich die Preisgebung eines Ministers mitten in der parlamentarischen Arbeit an einem umfassenden Gesetz (dem Volksschulgesetz), das wäre eine Taktik, die wir aufs Entschiedenste bekämpfen müßten — um so mehr, da in der Epoche, in die wir

eingetreten sind, auf Taktik alles ankommt. Die prinzipiellen Gegensätze sind abgeschliffen. Kaum eine Partei bekämpft noch die Regierung absolut, aber alle haben Forderungen und Tendenzen, die sie bei guter Gelegenheit durchzudrücken und der Regierung abzudrängen suchen. Alles hängt davon ab, daß die Regierung in diesem unausgesetzten Kleinkampf, oder, wenn man will, Intriguenspiel, mit der genügenden Geschmeidigkeit die genügende Festigkeit verbindet, namentlich dem Centrum keinen Zoll Boden mehr überläßt, als wirklich nothwendig ist. Ist Herr v. Goßler mit Herrn Kuegler zusammen wirklich dem Centrum zum Opfer gefallen, hat man nicht die Geschicklichkeit gehabt, die Krisis wenigstens bis zum Abschluß der Parlamentssession zu verschieben, so würde uns das sehr dunkle Aspekten für die Zukunft eröffnen. Und wahrhaft tragisch würde uns das Geschick Herrn v. Goßlers selbst erscheinen, der das Opfer der Sperrgeldervorlage vergeblich gebracht und den Moment, eine zehnjährige, segensreiche Thätigkeit würdig abzuschließen, versäumt hat.

Es giebt nun aber noch eine andere Auffassung, die für Herrn v. Goßler viel weniger, für die Regierung aber, und damit für unsere Gesammtanschauung von der Situation viel günstiger ist. Danach ist Herr v. Goßler keineswegs, weil die Sperrgelder noch nicht genügt haben, dem Centrum zum Opfer gebracht worden, sondern es sind einzelne specielle Fehler gewesen, die der Minister selbst gemacht und die ihm seine Stellung endlich haben unerträglich erscheinen lassen. Da ist zuerst die unselige Angelegenheit der Koch'schen Entdeckung. Diese große That ist durch das falsche Gepränge, mit der sie Herr v. Goßler umgeben hat, aus einem Ruhme Deutschlands vor den Völkern beinahe in das Gegentheil umgeschlagen. Der idealistische Dilettantismus, welche Gefahr einem Cultusminister, dem Mäcen aller Wissenschaft und Kunst, besonders nahe liegt, hat Herrn v. Goßler diesen bösen Streich gespielt. Der zweite Fehler war nicht die Sperrgeldervorlage selbst, aber die Begründung dieser Vorlage. Wir haben, als wir die Vorlage vertheidigten, diesen Punkt absichtlich übergangen und auch von der andern Seite ist dieses Moment in der Polemik gegen den Entwurf selbst ziemlich verschwunden. Jetzt aber ist es Zeit, es offen auszusprechen. Der Fehler lag darin, daß Herr v. Goßler den Versuch machte, den Widerspruch des Entwurfs gegen seine früheren Auslassungen zu leugnen. Damit gab er sich eine wirkliche Blöße. Hätte er im Gegentheil die Entschlossenheit gehabt, diesen Widerspruch mit aller Rücksichtslosigkeit selbst an die Spitze zu stellen und ihn zu begründen und es der Debatte zu überlassen, allmälig herauszufinden, daß der Widerspruch, wenn auch vorhanden, doch in der That so kraß nicht sei, wie es auf den ersten Anblick scheint, so wäre seine Stellung noch garnicht so schlecht gewesen. Aber es ist nicht das erste Mal, daß dem Minister die Kunst in dieser Art dialektischer Taktik versagte. In der Schweningerschen Angelegenheit, die ganz gut zu vertheiden gewesen wäre, war es ähnlich. Hier haben wir nun das wunderliche Schauspiel, daß eine Angelegenheit, die endlich mit einer wahrhaft idyllischen Einmüthigkeit geordnet wird, doch zum Fallstrick wird für den Minister, der sie eingebracht hat.

—

Nimmt man diese besonderen Fehler zusammen mit der Vorstellung, daß die Uhr ohnehin in nicht zu langer Zeit abgelaufen sein würde, so ergiebt sich daraus eine für einen Minister höchst unangenehme Stellung. Das erste Bedürfniß für einen Regierenden ist die Autorität. Herr v. Goßler aber mußte täglich und stündlich, im Parlament, in seiner Verwaltung und unter seinen Kollegen empfinden, daß seine Autorität erschüttert sei. Das giebt eine so peinliche Empfindung, daß man wohl verstehen kann, wie auch eine sonst zähe und tapfere Natur endlich vielleicht bei einem ganz geringen Anlaß sie nicht mehr zu ertragen vermag und die Bürde niederwirft. Das Ziel, welches Herr v. Goßler sich noch zu erreichen vorgesetzt hatte, war offenbar das Volksschulgesetz In den Prinzipienfragen sind die Kartellparteien unter sich und mit der Regierung darüber zum Einverständniß gelangt. Wäre es schnell vorwärts gegangen, so hätte Herr v. Goßler wohl noch bis zum Schluß ausgehalten. Aber die Gesetzesmaterie ist eine so intricate, die Entwickelung und die Verhältnisse in den verschiedenen Landestheilen sind so außerordentlich verschiedene, daß die Berathung nur äußerst langsam vorrückte. Dabei fortwährend das drohende Gespenst eines ultramontanen Ueberfalls aus irgend einer do ut des-Ecke heraus: unter diesen Umständen hat Herr von Goßler es endlich doch für das beste gehalten, einem Nachfolger, der mit frischer Kraft ans Werk geht, die Vollendung zu überlassen.

Welche von den beiden Auffassungen, die wir entwickelt haben, ist nun die richtige? Kaum die Beteiligten selbst werden das mit völliger Sicherheit sagen können; subjective Selbsttäuschungen mögen sie irre führen. Die Thatsachen der Zukunft müssen die Antwort geben. An der Haltung des Nachfolgers werden wir zu erkennen haben, ob wirklich eine unerhörte Schwächlichkeit der Regierung gegen das Centrum — wie manche Freunde der Regierung mit grimmiger Selbstverhöhnung sagen „ein Panzerschiff gegen einen Cultusminister" — oder ob ein bloßer Personenwechsel ohne prinzipielle Bedeutung sich abgespielt hat.

* * *

Diejenigen, welche der zuerst entwickelten Auffassung von dem Sturze Herrn v. Goßlers huldigen, pflegen ihrem Unmuth zuletzt noch einen besonders scharfen Stachel zu geben durch die Betrachtung, daß nur noch acht Tage hingehalten, das Opfer schon nicht mehr nöthig gewesen wäre. Es ist das Abscheiden Ludwig Windthorsts, von dem man annimmt, daß es die Situation so sehr verändert hat.

Wir haben vor einiger Zeit Windthorst einmal den größten unserer Parlamentarier und als eine seiner wesentlichsten Eigenschaften die Trivialität genannt und wegen des Einen von liberaler, wegen des Anderen von ultramontaner Seite Widerspruch erfahren. Man wird beides getrost aufrecht erhalten dürfen. Wer die Menge beherrschen will und ist nicht ihr König, der muß zu ihr herabsteigen, und Trivialität ist eine Eigenschaft, die andere diplomatische und selbst staatsmännische Eigenschaften ersten Ranges nicht ausschließt. Die

Institution des Jesuitenordens ist in sich grandios, die Lehre ebenso platt. Die persönlichen Eigenschaften, welche dem Verstorbenen sonst zu Hülfe kamen, seine große politische Stellung zu erringen und zu behaupten, sein Realismus, seine Dialektik, seine diplomatische Verschlagenheit, seine Unermüdlichkeit, sein Humor, seine persönliche Liebenswürdigkeit sind alle genugsam von der gesammten Presse in den Nachrufen hervorgehoben worden. Die Geschichte hat ihn darzustellen als einen Mann, der als „Reichsfeind" begann, um bei seinem Begräbniß mit wahrhaft überschwänglichen Ehren von dem deutschen Kaiser bedacht zu werden, ohne daß er darum doch sich getrennt oder auch nur Mißtrauen erregt hätte bei seinen früheren Freunden, selbst dem im Kriegszustande mit dem deutschen Reich befindlichen Prätendenten. Und nicht bloß der Verblichene selbst hat die große Wandlung durchgemacht, sondern seine ganze Partei; beim Tode des Freiherrn v. Frankenstein hatten wir schon eine ähnliche Betrachtung zu machen. Worin bestand die Wandlung? Die Herrn vom Centrum behaupten noch heute, sie seien niemals „Reichsfeinde" gewesen; die Herren vom Evangelischen Bund möchten sie am liebsten noch heute so nennen. Für den, dessen Auge nicht von Parteileidenschaft verblendet ist, ist der Zusammenhang unschwer zu erkennen. Windthorst und das Centrum waren in der That Reichsfeinde, das heißt nicht Feinde des deuschen Volkes, sondern Feinde der Constituirung unseres Volkes in der Form eines festgeschlossenen Reiches. Diesen Standpunkt haben sie aufgegeben und sich auf einen sehr gemilderten Partikularismus zurückgezogen. Das Centrum steht jetzt auf dem Boden des Reichs und sorgt nur gelegentlich dafür, daß die unitarische Tendenz nicht noch immer weiter um sich greift. Ist es etwa allmälig aufleuchtende patriotische Erkenntniß gewesen, welche diesen Wechsel hervorgebracht und Windthorst, der Staatsmann, der sie herbeigeführt? Wenn dem so wäre, so wären ihm jetzt bei seinem Hinscheiden wahrlich nicht zu viele Ehren erwiesen, noch könnten ihm zu viele erwiesen werden. Aber so war es nicht. Keineswegs freiwillig hat das Centrum sich entschlossen, sich mit beiden Füßen auf den Boden des Reiches zu stellen, sondern es ist dem Druck einer harten Nothwendigkeit gewichen. Es ist das die so deutliche und doch immer wieder verkannte Kehrseite des Culturkampfes. Es ist nicht wahr, daß der preußische Staat im Culturkampf schlechtweg unterlegen ist. In dem spezifischen Streitobjekt hat er allerdings vorwiegend nachgegeben. Aber nicht umsonst. Wollten die Römisch-Katholischen den Staat nicht an ihrer Kirche mitbauen lassen — nunwohl, er hat es aufgegeben: aber dafür haben sie sich verpflichten müssen, ihm für den Staatsbau Holz und Steine zu fahren. Das wahre, letzte und entscheidende Verdienst der jetzigen Reichsfreundschaft des Centrums hat darum kein Andrer als der Reichsgründer selbst, der Fürst Bismarck, der die furchtbare Geißel des Kulturkampfes über ihm schwang, bis es sich beugte. Auch so bleibt für den Führer des Centrums immer noch ein sehr großes Verdienst. Das Ziel ist ihm vorgeschrieben worden von einer höheren Gewalt, aber unendlich schwierig blieb darum noch immer der dunkle, steile, dornige Weg. Sein Verdienst ist, die ganze Partei geschlossen und un-

beschädigt hier hindurchgebracht zu haben. Hätte Windthorst sich selber freiwillig das Ziel gewählt, Stütze der Regierung und Reichsfreund zu werden, so hätte er nothwendig seine Stellung als Welfe und auch die Herrschaft über einen großen Theil der katholischen Wähler verlieren müssen. Nur daß er augenscheinlich unter einem unausweichlichen Zwange handelte, indem er Reichspolitik trieb, macht es erklärlich, daß er gleichzeitig beim Kaiser und beim Papst, beim Herzog von Cumberland und bei den ultramontanen Demokraten in Gnade stand.

Was wird nun ohne den Verblichenen werden?

Es ist unmöglich, daß die Fraktion den Einfluß, den sie unter Windthorst besessen, auf die Dauer behauptet. Das katholische Interesse, welches die disparaten socialen und wirthschaftlichen Elemente zusammengehalten, Aristokraten, und Demokraten, Norden und Süden, Agrarier und Radikale, muß immer schwächer werden, je weniger Beschwerden man empfindet und je mehr die Erinnerung an den Kulturkampf zurücktritt. Mit der Autorität des allgemein anerkannten Führers, „des Centrums im Centrum", schwindet auch die Möglichkeit einer zuverlässigen parlamentarischen Taktik. Mag das Wort nun berechtigt sein oder nicht „ein Minister gegen ein Panzerschiff" — in Zukunft wird es schwerlich noch überhaupt möglich sein: denn wer steht noch ein für das „Panzerschiff", auch wenn der Minister gefallen ist? Daß das Centrum so bald auseinanderfallen wird, ist gewiß nicht zu erwarten. Vor allem der Papst hat das höchste Interesse daran, sich diese unvergleichliche Waffe nicht nur in seinem Verhältniß zu Deutschland, sondern sogar in seiner Weltstellung unversehrt zu bewahren. Aber die Disciplin wird sich doch allmälig mehr und mehr lockern, und das ist keineswegs etwa für uns bloß erfreulich. Denn das Gros der Herren ist von äußerst unregierlicher Art — nicht die jetzigen Mitglieder der Fraction, aber diejenigen, die erscheinen werden, wenn die Wähler einmal ganz nach ihrem Herzen wählen. Dann werden nicht mehr Leute wie Graf Ballestrem, Graf Preysing, Freiherr von Huene vor uns stehen, auch nicht Hospitanten der Deutschfreisinnigen, sondern richtige Volksparteiler. Wir könnten einmal eine Fraction erleben: demokratisch-particularistisch-klerikal-agrarisch; von der Herzensgesinnung jener edlen Schweizer Bürger, welche jetzt in Volksabstimmung mit 3/4 Majorität die Beamtenpensionirung rundweg verworfen haben: die Beamten können sich ja selber vom Gehalt etwas für ihre alten Tage sparen. Gerade das ist der große Werth, den das Centrum bisher für uns gehabt hat und das Hauptverdienst, das sich ihr verewigter Führer erworben, daß er diese Elemente bändigte und mit vor den Reichswagen gespannt hat.

Je unsicherer an dieser Stelle die Zukunft ist, desto wichtiger wird die Ausbildung des Verhältnisses der Regierung zu den Deutschfreisinnigen. Auf recht verkehrter Fährte waren jene Blätter, welche in den scharfen Schlägen, welche der Reichskanzler vor vier Wochen dieser Fraction versetzte eine „Absage" erblicken wollten. Das gerade Gegentheil ist der Fall gewesen: die kräftige

Mahnung hat auf der Stelle gefruchtet und die Fraction hat endlich die Brücke des Entgegenkommens betreten. Mit nicht geringer Genugthuung verzeichnen wir die Wendung. Nicht nur, daß die Deutschfreisinnigen für die Reform der Gewerbesteuer und für den Compromiß in der Schiffsbaufrage gestimmt haben, sondern, was noch erfreulicher ist, der Abgeordnete Richter hat sich diesen Acten nicht angeschlossen und er ist nahezu damit allein geblieben. Herr von Caprivi hat damit einen parlamentarischen Erfolg errungen, zu dem wir ihm gratuliren dürfen. Möge der österreichische Handelsvertrag dazu dienen, daß man auf dieser Bahn noch ein gutes Stück weiter gelangt. Unter Führung des Abgeordneten Windthorst lag wenigstens die Möglichkeit vor, auf längere Zeit mit dem Centrum zu regieren. Jetzt ist das wesentlich erschwert, es ist also ein Ersatz nothwendig. Wenn wir bisher den österreichischen Handelsvertrag vertheidigt haben um seines vorausgesetzten wirthschaftlichen Inhalts willen, so müssen wir ihn jetzt auch um der inneren Politik wünschen, weil er helfen wird, einen modus vivendi zwischen der Regierung und dem Gros der Deutschfreisinnigen herzustellen.

* * *

Eine sehr eigenthümlich geformte Wolke steigt an unserem politischen Horizont auf: die Reichstagscandidatur des Fürsten Bismarck. Wir wollen nicht verhehlen, daß wir dieses Experiment schlechtweg für ein Unglück halten: eine Blamage für das deutsche Volk, wenn er durchfällt, ein Unheil, wenn er gewählt wird. Es ist sehr leicht, sich auf den abstracten Standpunkt zu stellen und zu sagen: man kann den größten Staatsmann der Epoche doch nicht von der Volksvertretung ausschließen wollen. Die Antwort ist: allerdings ist er von der Volksvertretung auszuschließen, denn da gehört er nicht hin. Er gehört nicht dahin seinetwegen und er gehört nicht dahin Deutschlands wegen. Er ist noch immer groß genug, daß er jede Regierung lahmlegen kann, wenn er will. Was dann? Wer die Regierung stürzt, muß eine neue errichten. Soll der Fürst Bismarck etwa auf diesem Wege in's Regiment zurückkehren? Unmöglich. Das will er selbst nicht; das wäre der Umsturz der monarchischen Verfassung in Deutschland. Nehmen wir aber an — wie's ebenfalls nicht unmöglich ist — die Regierung schlüge seine Angriffe siegreich ab. Welch' ein trauriges Schauspiel! Welches Ende für diesen Mann! Welch' schimpfliche Scenen würde die deutsche Geschichte zu verzeichnen haben! Immer würde das Ansehen der Regierung schwere Einbuße erleiden, viele Kreise des Volks würden an ihr irre werden, alle die bösartigen frondirenden Tendenzen, die jetzt im Geheimen wühlen, würden sich durch den großen Namen zu decken suchen, hervorkommen, Unruhe und Verwirrung stiften.

Für einen Mann von der Größe des Fürsten Bismarck giebt es nur zwei würdige Stellungen: zu regieren oder zu schweigen. Zornig hat man, als ihm Vorwürfe wegen mancherlei Verlautbarungen gemacht wurden, gefragt, ob man etwa den Mund, an dem noch eben Europa gehangen, verbieten wolle. Man hat den Vergleich gebraucht, daß es zu spät sein würde, den Zug zu retten im

letzten Augenblick; ein getreuer Bahnwärter winke und rufe, wenn er in das falsche Geleis im Begriff sei einzubiegen. Ein Bahnwärter mag das thun. Von einem Erdriesen aber erwartet man, daß er mit seiner ungeheuren Faust die Locomotive packt und zum Stehen bringt. Zum bloßen Rufen und Winken sind die Zwerge da. Ist es wahr, daß Deutschland im Begriff ist, in ein falsches Geleis einzubiegen, der es zum Untergang führt, so nehme der Fürst Bismarck den Kampf auf mit seiner ganzen Kraft, mit allen Mitteln, unter Anrufen aller seiner Freunde, mit der unwiderstehlichen Wucht seines Namens. Will er das nicht, findet er eine Genugthuung darin, in Zeitungsartikelchen den Empfindungen des Augenblicks Ausdruck zu geben, so mag man das bedauern, aber man muß es ihm lassen und muß die Widerwärtigkeiten, die sich daraus ergeben, um seinetwillen, mit Geduld zu tragen suchen. Eine grenzenlose Verkehrtheit aber war es, eine wahre Unthat an seiner historischen Größe, ein Verrath unter dem Scheine der Freundschaft und Verehrung, ihm eine Candidatur anzubieten, die nicht angenommen ist, ein Reichstagsmandat, von dem kein wirklicher Gebrauch gemacht werden soll, eine Ehre, die für einen Fürsten Bismarck, welches auch der Ausgang sein, immer nur eine Minderung seines Namens bedeuten kann.

* * *

Alle die Nagethiere, die vergeblich ihre scharfen Zähne an dem Granit des Bismarck'schen Namens abarbeiten, haben einmal wieder eine neue Stelle gefunden, wo sie glauben einsetzen zu können. Es ist die Verwendung einer größeren Summe angeblich aus dem Welfenfonds zur Unterstützung des Ministers v. Bötticher. Man will darin einen moralischen Makel und ein Vergehen erblicken — wir setzen dem ohne Umschweife den Satz entgegen: es ist ein großes Unglück, aber es war eine gute That und eine tapfere That. Der Minister v. Bötticher war ohne einen Schatten von eigenem Verschulden in eine Verlegenheit gerathen, welche es ihm unmöglich machte, Minister zu bleiben. Er war aber für die Regierung des Reiches schlechthin unentbehrlich. Wer die Dinge aus der Nähe angesehen hat, weiß, daß ich damit nicht übertreibe. Herr v. Bötticher bildete zu dem Fürsten Bismarck eine Ergänzung, wie sie kaum je in der Weltgeschichte unter zwei hervorragenden Persönlichkeiten gefunden wird. Ohne den klaren Verstand, die Gewandtheit in der Behandlung des Einzelnen, die conciliante Verhandlung mit den Parteien, das Talent der Rede, die vornehm-würdige Vertretung des Bundesraths, welches Alles Herr v. Bötticher dem Genius des Reichskanzlers darbot, hätte die große Gesetzgebung der letzten zehn Jahre nicht geschaffen werden können. Das Interesse Deutschlands forderte, daß dieser Mann um jeden Preis seinem Dienste erhalten wurde. Wo ist der Gesetzesparagraph, der solche Fälle vorsieht? Wo ist die Instanz, die solche Unentbehrlichkeit konstatirt? Für solche Fälle giebt es kein formales Recht und kann es nicht geben. Aber wehe dem Staate, dessen Leiter nicht trotzdem Mittel und Wege finden, zu thun, was dem Allgemeinwohl heilsam ist. Hier einige hunderttausend Mark — dort eine staats-

männische Hülfskraft ersten Ranges für den Fürsten Bismarck. Es ist unwürdig, darüber noch zweifelnde Worte zu machen, unwürdig wenigstens für Jeden, der eine Vorstellung hat von der Größe der deutschen Geschichte in der nunmehr hinter uns liegenden Epoche. Die Opposition mag darüber anders denken — obgleich doch auch hier das Gefühl für historische Größe nicht gänzlich fehlt — und daraus das traurige Vorrecht ableiten, jetzt Lärm zu schlagen. Eben darum war es ja eine gute That und eine tapfere That, ohne den deckenden Paragraphen und aller möglichen Opposition zum Trotz in der Gewißheit, daß das Beste des Landes es verlange, den Entschluß zu jener Aushülfe zu finden.

Die höchste That des Soldaten ist, wenn er gegen den Befehl seines Vorgesetzten das Richtige thut. Wo ist die Grenze, fragt man? Ist das nicht Auflösung aller Disciplin? Kann sich nicht Jeder für seinen Ungehorsam darauf berufen, er habe geglaubt, so am Richtigsten zu handeln? So fragt man auch hier: wo ist die Grenze, wenn Staatsfonds in dieser Weise verwendet werden dürfen? Aber man fragt ebenso verkehrt. Jedermann, auch der Fragesteller selber, weiß, daß die Grenze darum so fest ist, wie je; daß hier nun einmal ein Fall einer absoluten Ausnahme vorlag, daß es für eine solche Ausnahme eine gesetzliche Bestimmung nicht geben kann und daß deshalb die subjektive Entscheidung des leitenden Staatsmanns an die Stelle der gesetzlichen Bestimmung treten muß. Man mag sich den alten Löwen vorstellen, wie er sich die staatsrechtliche Deduction hingemurrt hat: der Fonds ist bestimmt zur Abwehr der welfischen Umtriebe; diese Umtriebe werden am besten abgewehrt durch eine gute Gesetzgebung und Regierung im Reich; für eine gute Regierung ist Herr v. Böttticher nicht zu entbehren — also ist der Fonds für diesen guten Zweck verwendbar.

So aber ist diese dämonische Natur. Derselbe Mann, der damals den Entschluß zu dieser Rechtsdeduction fand: derselbe Mann, der mit vollendetem Takt Herrn von Böttticher, als er ihm die rettende Summe überwies, nicht wissen ließ, aus welchem Fonds sie stamme: derselbe Mann würde jetzt, erfüllt von grimmem Hasse, den einzigen Grund, der ihn damals bewegte und ihn rechtfertigt, die Unentbehrlichkeit, nicht mehr aussprechen wollen, sie sogar abläugnen — und hat sich vielleicht noch schlimmer vergangen. D.

Fürst Bismarck. — Bulgarien. — Italien. — Prinz Napoleon. — England.

Berlin, Ende März 1891.

Wir müssen dies Mal nothwendig mit dem Mann beginnen, der am 1. April sein 76. Lebensjahr zurücklegen wird. Er muß den Anfang unserer Betrachtung einnehmen, weil keine Sache und keine Persönlichkeit gerade heute

gleich sehr die Aufmerksamkeit auf sich zieht, im Ausland wie im Inland. Doch ist das Geschäft dieser Betrachtung weder leicht noch erquicklich. Wir gewahren, daß die Partei, welche allerdings ohne Unterbrechung des Fürsten Gegnerin gewesen ist vom Anfang bis zum Ende seiner Laufbahn, ihn heute nach seinem Rücktritt von den Staatsgeschäften in schadenfroher und niedriger Weise befehdet. Wir gewahren andrerseits, daß Parteibestrebungen den Fürsten an die Spitze des Staates zurückbringen möchten, lediglich, weil die Träger dieser Bestrebungen fürchten, die Staatsregierung auf Wegen zu sehen, die den Eigennutz jener Träger schädigen.

So entsteht die Lage, daß der Betrachter, dem an der richtigen Behandlung der Sachen zum Wohle Deutschlands gelegen ist, sich mit Widerwillen abwenden muß von den Feinden Bismarcks, die nicht nur ein großes Verdienst in den Staub zu treten den ruchlosen Versuch machen, sondern die zugleich alles in Frage stellen, was wir durch jenes Mannes Verdienst an unschätzbaren Gütern unser Eigen nennen. Aber wer diesem schnöden Schauspiel den Rücken kehrt, der trifft auf den nicht minder abstoßenden Anblick eines Egoismus von beispielloser Kurzsichtigkeit, der seiner Leidenschaft in einem gefährlichen Moment und mit gefährlichen Mitteln fröhnt. Wir müssen uns dem Geschäft unterziehen, die Feinde und die Freunde eines großen Mannes, die einer wie der andere dieses Mannes nicht würdig sind, in ihren Kampfesmitteln zu beleuchten.

Die demokratisch-freihändlerische Presse ist seit der ersten Woche, wo der Fürst aus dem Amte war, nicht müde geworden, einem Publikum, dessen Geistesfähigkeiten sie selbst sehr niedrig veranschlagen muß, immer wieder einzureden, wie sehr man doch diesen Staatsmann überschätzt habe. Habe man nicht allgemein geglaubt, sein Verschwinden würde eine gähnende Lücke zurücklassen? Statt dessen habe man den Mann noch keinen Augenblick vermißt, alles gehe, wenn nicht zum allerbesten, mindestens viel besser als unter Bismarcks Herrschaft.

Man könnte dieses Gerede völlig auf sich beruhen lassen. Aber mit Erstaunen müssen wir wahrnehmen, daß einer der gebildetsten Männer der Fortschrittspartei, daß Herr Ludwig Bamberger in das Lied seiner Genossen einstimmt mit Nennung seines Namens, durch einen Aufsatz, der sich den Anschein giebt, für ernsthafte Leser geschrieben zu sein. Es ist ein großes Vergnügen, mit einem gebildeten Mann zu streiten, aber Herr Bamberger beraubt uns dieses Vergnügens, das er fast allein von seinen Genossen uns bereiten könnte. Wir kennen ihn als einen hochgebildeten Mann, aber sei es, daß persönlicher Haß ihn verblendet, sei es, daß er die schlechten Waffen in diesem Fall für ausreichend, vielleicht für die einzig wirksamen hält, er verzichtet bei dem Angriff auf den ehemaligen Kanzler auf jede Waffe der Bildung und stimmt ein in das gemeine Lied. Um dieses Mitsängers willen wollen wir einmal das Lied unter das Augenglas nehmen.

Herr Bamberger citirt jenen Ausspruch des großen Oraniers, den Heinrich von Treitschke durch seine Anwendung auf Bismarck im Reichstag neuer-

dings zum geflügelten Wort gemacht hat. Sollte man es für möglich halten, Herr Bamberger bemerkt über diese Anwendung: „Daß die Prophezeiung so gründlich zu schanden würde, hätte keiner gedacht, auch die nicht, welche sie damals belachten.“ Ei, ei, Herr Bamberger! Pflegen Sie auch über den Oranier zu lachen, der nicht über andere, sondern über sich selbst prophezeite? Sie könnten lachen, denn als geschichtskundiger Mann wissen Sie ja, daß der Oranier in demselben Moment starb, in welchem er eins der umfassendsten Kriegsbündnisse gegen Ludwig XIV. zustande gebracht hatte. Die Lawine ging nieder, trotz dem Tode dessen, der sie ins Rollen gebracht, aber erst nach vierzehn Jahren mußte Ludwig XIV. den Verlust wenigstens der Hälfte seines Raubes besiegeln. Es giebt noch ähnliche Thatsachen, Herr Bamberger! Gustav Adolf starb auf dem Feld einer unentschiedenen Schlacht und die Schlacht ging dennoch nicht verloren. Auch die Sache des deutschen Protestantismus ging nicht verloren, aber ihre Vertheidigung artete aus in eine blutige und verheerende Rauferei, deren Dauer beinahe den Untergang des deutschen Volkes herbeigeführt hätte. Als Friedrich der Große starb, athmeten Bürger, Beamte und Offiziere seines Staates auf, und sein Nachfolger wurde auf einige Jahre in einem Grade der Schiedsrichter von Europa, wie ihn der große Vorgänger nie erstrebt und nie erreicht hatte. Dann kam freilich der Rückzug von 1792, seine Besiegelung 1795, und die Schlußkatastrophe von 1806. Was lehren diese Beispiele, Herr Bamberger? Daß der Weltlauf niemals stille steht, weil eine gewaltige Persönlichkeit aus ihm scheidet; aber ebenso, daß der Weltlauf gleich einem getheilten Strom mühselig und anstrengend mit elenden Hindernissen lange Zeit fruchtlos kämpft, wenn ihm die großen Persönlichkeiten fehlen. Bei des Großen Friedrich Tode ertönte das bekannte „Uff“. Aber es dauerte nicht lange, da hätte man den Todten gerne mit den Fingernägeln ausgegraben, um das namenlose Elend der deutschen Geschicke zu wenden. Wie oft haben selbst nach dem Sturz der Fremdherrschaft die besten Patrioten händeringend vor der Sackgasse der deutschen Geschichte gestanden und einen Friederich ersehnt!

In der That, Herr Bamberger, Sie haben Recht, wir brauchen in diesem Augenblick keinen Bismarck, so wenig wie Preußen 1786 seinen Friedrich ertragen konnte. Aber zu dem Schluß, den Sie ziehen, auf die Unrichtigkeit jener Prophezeiung sollte sich ein gebildeter Mann nicht verirren. Mögen wir nicht damit bestraft werden, daß die deutschen Geschicke wieder in eine Sackgasse gerathen, aus der nur ein Bismarck den Ausgang erzwingt. Halten Sie diese Gefahr etwa auf ewige Zeit für beseitigt?

Wir wollen jetzt Herrn Bamberger verlassen und uns zu denen wenden, die sich anstellen, als könnten sie in Deutschland keinen Tag ohne Bismarck leben. Das ist das Geschlecht, das ebenfalls nie ausstirbt, das an die Irrthümer oder an die vorübergehenden Ziele eines großen Mannes sich heftet, weil es davon seine kleinen Vortheile hat. Die Schutzzöllner rufen nach Bismarck, weil eine neue Regierung das System der isolirenden Zölle wiederum

durch ein System der Handelsverträge zu ersetzen sucht. So riefen die militärischen Führer nach Friedrich dem Großen, als das System bedroht schien, wonach die Führer die Ausrüstung eines Truppentheils mit einer in ihre Hände gelegten Summe zu bestreiten hatten, wobei die halbe Summe nicht zur Verwendung kam. Solche Leute wissen nicht, daß nicht das Einzelne, das ein bedeutender Mensch nach dem Bedürfniß eines individuellen Zustandes anordnet, unvergänglich ist. Streiten wir mit ihnen nicht weiter, es lohnt in der That nicht der Mühe. Die Schutzzollfrage wird ausgetragen werden, ohne daß die Herren Vertheidiger von Bismarcks Autorität getragen werden.

Wir sprechen von den Gegnern des Mannes, die ihn bekämpfen, und von den Anhängern, die ihr Eigennutz an ihn knüpft. Sollen wir nicht von dem Manne selbst sprechen, der noch lebt und wirkt? Nun, das Wirken eines seiner natürlichen Rolle Beraubten ist nicht immer erquicklich. Es war Napoleon nicht gegeben und ist Bismarck nicht gegeben, der richtigen Stunde zu harren. Es gelingt aber keinem Sterblichen, mit Erfolg am Schicksal zu zerren. Im Widerspruch mit vielen Gesinnungsverwandten*) bekennen wir uns dazu, von der Wahl Bismarcks in den Reichstag eine günstige Aenderung zu erwarten. Für einen Staatsmann, der nicht Minister ist und gleichwohl Einfluß nehmen will auf die vaterländischen Geschicke, ist das Wort im Reichstag das einzig würdige Mittel. Mag der Fürst die Schutzzöllner um sich sammeln, obwohl wir zweifeln, daß er durch einen so kleinen Gesichtspunkt seine Rathschläge beschränkt. Nehmen wir aber einmal an, der Fürst wird zum Führer einer schutzzöllnerischen Opposition, nehmen wir sogar an, er erstreckt seine Angriffe weit auf ein persönliches Gebiet, so wird es doch ein großes und belehrendes Schauspiel sein, wenn im deutschen Reichstag einer durch Sachkunde und Macht der Persönlichkeit unterstützten Opposition kunstreich und sachlich begegnet wird. Das aber trauen wir dem jetzigen Reichskanzler zu. Er erkennt den Weg, den er zu gehen hat, und die gebieterische Nothwendigkeit desselben. Gewiß, dieser Weg ist nicht der einzige, Bismarck würde einen anderen gehen und v i e l l e i c h t durch die eigenartigen Mittel seiner Natur ebenfalls zum Ziele gelangen. Jetzt aber ist ein Augenblick, und das ist das Größte, was wir Bismarck verdanken, wo die Ziele so gesteckt werden können, daß die hellen Köpfe sich von ihrer Richtigkeit überzeugen und die Nation nach sich ziehen. In dem Verfolgen eines Weges, der wie von 1862—1866 die Nation zurückstößt, liegt heute vermöge des gesammten Weltzustandes eine größere Gefahr, als damals.

* * *

Das Winterparadies im Osten wollen wir heut unbetrachtet lassen, obwohl seine Physiognomie keineswegs ruhig ist. Aber die Symptome sind zu gleichartig, es empfiehlt sich, sie in größeren Gruppen nach Ablauf einer längeren Zeit zusammenzufassen. Dafür wollen wir heute den Blick wieder einmal auf

---

*) Auch dem Herausgeber. Vgl. die vorhergehende Correspondenz. D.

Bulgarien werfen. Den Anlaß giebt uns der Tod des ehemaligen Kriegsministers Mutkurow, der, kurz nachdem er seinen Abschied erbeten, in Neapel, wo er Erholung gesucht, gestorben ist. Die bulgarischen Angelegenheiten verschwinden heute fast in den Zeitungen, sie bieten ja einstweilen keine aufregenden Zwischenfälle. Eine spätere Zeit aber wird im Rückblick auf unsere Tage dieser bulgarischen Entwicklung vielleicht eine sehr hohe Stelle anweisen. Der Kampf Bulgariens mit Rußland gleicht in mancher Beziehung dem Kampf den einst die Niederlande gegen die Monarchie Philipps II. führten. Zwar der bulgarische Kampf wird nicht mit Waffen, nicht mit Festungswällen und Schleußen geführt. Aber es ist bewundernswürdig, wie die arme und ungebildete Bevölkerung eines offenen Landes, die unter dem Türkenregiment keine ehrenhaften Charaktereigenschaften entfalten konnte, wie diese Bevölkerung nunmehr seit einem Jahrfünft allen Versuchungen, allen Versprechungen und Verlockungen, die aus dem russischen Rubelschatz über sie ausgeschüttet werden, beharrlich widersteht. Da es in jedem Lande Lumpengesindel geben muß, so gelingt es dem russischen Rubel, immer wieder Lumpengesindel zu neuen Putschen zu kaufen, aber immer wieder scheitern die Putsche an dem treuen und verständigen Sinn der Bevölkerung, die unerschütterlich zu ihrer Regierung hält. In jedem Volk müssen sich Elemente von gedrückter Lage befinden, aber keine Vorspiegelungen und kein Handgeld bewegen diese Elemente zu Ungesetzlichkeiten. So ist es dem Panslavismus trotz fünfjähriger Anstrengung nicht gelungen, Bulgarien in seine Hand zu bekommen, das ihm doch unentbehrlich ist: militärisch zur Umzingelung von Constantinopel, moralisch zur Beherrschung der Balkanhalbinsel. Nur unmittelbare Waffengewalt bliebe dem Panslavismus übrig, diese aber getraut er sich nicht anzuwenden mit dem zweifelhaften Rumänien und dem noch zweifelhafteren Oesterreich im Rücken. Der moralische Widerstand Bulgariens ist die Grenze für den Panrussismus, der fortan umsonst die lange unterdrückten Südslaven zu bethören sucht. An dem Beispiel Bulgariens lernen die Südslaven, daß die russische Knechtschaft schlimmer als die türkische oder irgend eine andere ist. Dieses große Verdienst erwirbt sich das kleine Volk der Bulgaren um die europäische Kultur. In Rumänien, dem nördlichen Nachbar Bulgariens ist freilich zur Zeit wieder ein russisches Bojarenministerium am Ruder. Doch vermögen die Ministerien dieser Partei sich in der Regel nicht lange zu halten. Sollte freilich Rußland seinen Ueberfall auf Westeuropa schon Ende dieses Sommers versuchen, so könnte das Ministerium Floresko-Catargiu noch am Ruder sein, was immerhin für Rußland ein nicht unbedeutender Vortheil wäre, da ein so regiertes Rumänien wohl nicht dazu dienen würde, vom Süden kommende Angriffe auf Rußland zu verstärken. Warten wir ab.

Ein Wort gebührt noch dem verstorbenen Mutkurow und seinem noch lebenden bedeutenderen Collegen. Als Rußland im Herbst 1886 es dahin gebracht hatte, daß Fürst Alexander die Krone von Bulgarien niederlegte und das Land verließ, da erwartete man allgemein, daß Anarchie über das Land hereinbrechen und für Rußland den Vorwand zum Einrücken liefern würde. Drei

Männer hatte Fürst Alexander bis zur Wahl seines Nachfolgers zu Regenten bestellt: Stambulow, Mutkurow, Karawelow. Der Letzte erwies sich bald als eine unzuverlässige Persönlichkeit, Stambulow aber entfaltete eine politische Fähigkeit, die jedem Staatsmann einer großen Nation Ehre gemacht haben würde. Nicht nur bewährte er ein unvergleichliches diplomatisches Geschick und eine unerschütterliche Korrektheit in dem bei einem zweifelhaften Rechtsboden sehr unsicheren Beziehungen zu den europäischen Mächten, er wußte auch dem bulgarischen Volke erst jene moralische Kraft, Ruhe und Sicherheit einzuflößen. Dabei schuf er eine vortreffliche innere Verwaltung und geordnete Finanzen. Nachdem ein neuer Fürst in das Land gekommen, ohne freilich bis jetzt die Anerkennung der Mächte zu finden, rückten die beiden ersten Regenten in die Stelle von Ministern. Mutkurow der Kriegsminister war Stambulows stets treuer Gehülfe, der sich der Mission widmete, den schlagfertigen Zustand der bulgarischen Armee immer mehr zu befestigen. Vor kurzem vertrieb diesen Mann Krankheit von seinem treu verwalteten Posten, und der Tod hat alsbald sein Werk gethan. Stambulow aber hat, wie es scheint, in dem Minister Grekow wiederum einen tüchtigen Gehülfen gefunden.

* * *

In Italien hat das Ministerium Rudini einige Abstimmungssiege davon getragen, die ihm freilich noch keine Gewähr der Dauer geben. Bei der Verwaltung der sogenannten erythräischen Kolonie in Afrika scheinen starke Mißbräuche vorgekommen zu sein, bestehend in Erpressungen, die bis zu Justizmorden gingen, wenn dieser Ausdruck in Afrika erlaubt ist, gegen wohlhabende Muhamedaner. Die Urheber der Missethaten waren einheimische Behörden, aber unter Begünstigung durch Mitglieder der italienischen Aufsicht. Die Untersuchung ist noch nicht zu Ende.

Sonst wäre von diesem Monat aus Italien wenig zu berichten, wenn nicht am 17. März der Prinz Napoleon Bonaparte zu Rom in einem Gasthof nach langem schweren Todeskampf gestorben wäre. Der Prinz starb im Gasthof, den er bei seiner Ankunft in Rom aufgesucht hatte, weil er alsbald nach seiner Erkrankung eine Ueberführung nicht mehr ertragen konnte, sonst hätte ihn der König Umberto in den Quirinal bringen lassen. Der Prinz ist als Schwager des Königs in der Familiengruft des Hauses Savoyen, in der Superga bei Turin beigesetzt worden.

Dieser Prinz hat während seines Lebens ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Er war eine der bekanntesten fürstlichen Persönlichkeiten Europas, zugleich aber die am meisten mißachtete, um nicht zu sagen am meisten verrufene. Diese letzte Eigenschaft verdankte der Prinz der beispiellosen Rücksichtslosigkeit, mit der er sein Privatleben preisgab, ein Privatleben, das freilich nicht musterhaft, aber auch nicht verschieden von dem vieler anderen fürstlichen Persönlichkeiten war. Trotz dieser Verrufenheit aber genoß der Prinz den Umgang ausgezeichneter und höchst geistreicher Männer, den Umgang eines St. Beuve, eines Rénan und mancher Anderen, namentlich auch von Koryphäen der Natur-

wissenschaft. Diese Männer sind nicht müde geworden, zu bezeugen, daß der Prinz nicht nur ein Mann von Vorurtheilsfreiheit, sondern auch ein Mann von einer ganz ungewöhnlichen Bildung und hohen Begabung gewesen. In der That tragen alle Aussprüche, die von ihm berichtet werden, den Stempel eines nicht gemeinen Geistes. Die Vereinigung solcher Eigenschaften zu begreifen, ist am Ende nicht so schwer. Der Prinz war rücksichtslos, weil er unverantwortlich war, weil er keinen Wirkungskreis hatte, um dessen willen es der Mühe gelohnt hätte, seinen Launen Zügel anzulegen. Um einen solchen Wirkungskreis zu usurpiren, hätte er müssen die Bahn der Abenteuer und des Verbrechens beschreiten. Dazu war er zu klug und am Ende auch trotz aller scheinbaren Ungebundenheit innerlich zu disciplinirt. So spielte er die abgeschmackte Rolle des Cynikers. Hätte sich ihm aber auf natürlichem Wege ein Wirkungskreis geboten, so scheint kein Zweifel, daß er der Mann war, ihn auszufüllen. Er war nicht zufrieden mit dem Staatsstreich, der seinem Vetter glückte, und noch weniger mit dem Wege, den der Vetter nach dem Staatsstreich einschlug. Bei der Präsidentenwahl hatte der Prinz den Vetter mit allen seinen Mitteln und mit großem Erfolge unterstützt. Er hätte nun gewünscht, daß der Vetter durch ein kluges Vorgehen in kritischen Momenten, die ja nicht fehlten, sich zum wahren und einflußreichen Haupt der Republik empor geschwungen hätte, daß er auch die Gelegenheit genommen hätte, die Verfassung zu Gunsten seines persönlichen Einflusses zu ändern. Aber einen Staatsstreich wollte der Prinz nicht und am wenigsten das darauf folgende Kaiserthum. Das Ideal des Prinzen war der erste Consul und ganz und gar nicht der Kaiser. Er erkannte ganz richtig, daß mit der Erneuerung des Kaiserthums das Haus Bonaparte sich mehr und mehr von seiner volksthümlichen Basis entfernen müsse. Als nun Louis Napoleon theils infolge der Verleugnung dieser Basis, noch mehr aber infolge des Einflusses seiner Gemahlin die Stütze seiner Herrschaft bei dem Klerus suchte, da gerieth der Prinz in heftige Aufregung. Er stand nun an der Spitze der Gegner Eugeniens und diese Gegnerschaft war gerade bei den großen Entscheidungen sehr wirkungsvoll. Niemand anders, als der Prinz, bewog den Kaiser zu dem Bündniß mit Cavour. Stets hat der Prinz seinem Vetter gesagt, daß man unvereinbare Dinge nicht vereinigen wollen darf, er hat stets gerathen, das Papstthum seinem Schicksal zu überlassen oder höchstens auf den Vatikan zu beschränken. Der Kaiser aber wollte nicht einmal die Einheit der italienischen Nation, geschweige denn die Vertreibung des Papstes oder dessen Internirung in dem Vatikan. Er wollte alles zugleich; eine befriedigte italienische Nation, einen befriedigten Papst und eine befriedigte Kaiserin, womöglich auch ein befriedigtes Oesterreich. Er scheiterte nach und nach in allen diesen Beziehungen, wie ihm sein Vetter beständig vorausgesagt. Im Jahr 1866 rieth der Prinz zu einem aufrichtigen Bündniß mit Preußen, während der Kaiser vorzog, sein Spiel auf die Niederlage Preußens einzurichten. Diese Rechnung führte zu den bekannten patriotischen Beklemmungen. In der neuen Situation war der Prinz

unermüdlich, zu rathen, daß man zur aufrichtigen Verständigung mit Preußen zu gelangen suche. Der Prinz empfahl, der Einheit Deutschlands nichts mehr in den Weg zu legen, dafür aber französische Vergrößerungen durch nichtdeutsches Gebiet auszubedingen. Der Kaiser widerstrebte, weil er den Widerstand des süddeutschen Partikularismus überschätzte. Endlich aber entschloß er sich, den Prinzen im Frühjahr 1868 nach Berlin zu senden, um den Boden zu prüfen. Jedoch scheint der Prinz keine bestimmten Anerbietungen gehabt zu haben, so daß er das in Berlin herrschende Mißtrauen nicht beseitigen konnte. Als die Katastrophe von 1870 hereinbrach, war der Prinz auf einer Reise in Norwegen. Es scheint, daß die Kriegspartei am französischen Hof seine Abwesenheit benutzt hat. Zurückgekehrt fand der Prinz seinen Vetter in tödtlicher Unruhe um die italienische Bundesgenossenschaft. Der Prinz reiste nach Florenz, aber immer noch nicht mit der Befugniß, den Italienern die Freigabe Roms anzukündigen, das immer noch unter dem Bann der Septemberkonvention von 1862 stand. So konnte denn auch der Prinz die Bundesgenossenschaft nicht erlangen, der sich nicht der König, wohl aber das Ministerium unter den dargebotenen Bedingungen widersetzte. Nach dem Tage von Sedan war der Prinz ein Verbannter, durfte dann zeitweilig nach Paris zurückkehren, bis ihn, wie alle Angehörigen der Prätendentenfamilien, das Verbannungsdekret Boulangers traf.

Als der Sohn Napoleons III. den Tod durch die Hände barbarischer Krieger gefunden, wurde der Prinz das Haupt der Familie Bonaparte. Aber er wies die Prätendentenrolle zurück. Er hoffte, durch seine Talente eine hohe Stellung, vielleicht die höchste in der Republik zu gewinnen. Er vergaß zweierlei: daß ihm sein Name jetzt keine Stütze, sondern eine Hemmung war, und daß, wer sich leichtsinnig den Ruf eines Catilina zugezogen, nicht auf moralische Eroberungen rechnen kann. Da spielten ihm die klerikalen Bonapartisten den Streich, den eigenen Sohn zur Prätendentenrolle gegen den Vater zu verleiten. Seitdem herrschte der Zwist in der Familie des Prinzen, den auch das Todtenbett nicht ausgeglichen hat.

* * *

Albion, das große Weltreich, setzt seine Händel fort in Neufundland, um dessen ungeberdige Bewohner in ein leidliches Verhältniß zu den Franzosen und deren Rechten zu bringen, in Egypten, um sich der dortigen Herrschaft Schritt für Schritt, aber unentreißbar zu bemächtigen. Dabei suchen Frankreich und Rußland ihm vereinigt Hindernisse in den Weg zu legen. In Canada geht der alte Streit fort wegen des Behringsmeeres, das die Yankees zum geschlossenen Meere machen wollen. Außerdem aber wird Canada schwer von der Schutzzollpolitik der Yankees getroffen, so daß eine Partei sich bilden mußte, welche dieser Politik durch Anschluß an die Vereinigten Staaten entgehen will. Bei der letzten Parlamentswahl aber ist diese Partei vorläufig noch einmal geschlagen worden.

In Irland haben die katholischen Bischöfe nunmehr offen ihr Banner gegen Parnell entrollt. Der merkwürdige Mensch aber scheint die Gunst der Masse zu behaupten auch unter den allererschwerendsten Umständen. Der Sieg der Bischöfe würde das Kompromiß mit England bedeuten, von dem der irländische Radikalismus nichts mehr hofft. In dieser Hoffnungslosigkeit liegt zur Zeit Parnells Stärke. Auf Sieg hoffen kann er aber nur, wenn eine allgemeine Katastrophe über England hereinbricht. w.

Aus Oesterreich.

Wien, 26. März 1891.

Das Ergebniß der Wahlen in das österreichische Abgeordnetenhaus hat große Veränderungen in der Vertretung der Slaven hervorgerufen, während die Verhältnisse, innerhalb welcher sich die Parteien der Deutschen bewegten, im Wesentlichen dieselben geblieben sind. Bei den Tschechen ist jene Erscheinung rascher, als man vermuthen konnte, zur vollendeten Thatsache geworden, die in der politischen Entwickelung der meisten slavischen Völker mit Gesetzmäßigkeit eintreten zu müssen scheint: der Sieg eines schrankenlosen Radikalismus über die gemäßigten, mit politischer Klugheit ihr Ziel verfolgenden Elemente. Die letzteren waren es nämlich, die man als Alttschechen zu bezeichnen pflegte, weil sie den Stamm der ehemaligen Deklarantenpartei bildeten, der durch den Grafen Taaffe zur Hauptstütze der Regierung gemacht worden und diesem auch bis zu seiner Ausgleichsaction willig gefolgt war. Ihre nationalen Ansprüche waren ehedem ganz dieselben, als die der Jungtschechen, von denen sie heute der Preisgebung unveräußerlicher Rechte des Tschechenvolkes angeklagt werden. Die Idee eines modernen böhmischen Staatsrechtes, welches durch eine gefälschte historische Motivirung zur Begründung einer tschechischen Alleinherrschaft im Königreiche Böhmen ausgebeutet werden sollte, ist von ihren Führern zuerst aufgegriffen und populär gemacht worden, ja sie mußte sogar den Jungtschechen gegenüber vertheidigt werden, da diese bei ihrem ersten Auftreten aus Gegensatz gegen ihre persönlichen Gegner den Werth derselben möglichst zu verkleinern suchten. Sie hatten sich der Hoffnung hingegeben, dem Ministerium Taaffe ihre Unentbehrlichkeit beweisen und gestützt auf dieselbe seiner Zeit auch jene staatsrechtlichen Zugeständnisse erzwingen zu können, deren sie zur Aufrechthaltung ihres ursprünglichen Programmes dringend bedurften. Ihre eigenen Landsleute ließen ihnen keine Zeit, diesen langersehnten Zeitpunkt abzuwarten, ihre Partei zerfiel mit einer geradezu theatralischen Schnelligkeit und es läßt sich dafür gar keine andere Erklärung finden, als die Freude der großen Masse des tschechischen Volkes an der Verhöhnung jeder Autorität, am Umsturz, am politischen Skandal. Ohne zwingenden Grund hat dieses Volk alle Persönlichkeiten, denen es die bisher erstrittenen Erfolge verdankt, mit einer beispiellosen Treulosigkeit im Stiche gelassen und sich an ihrer Niederlage geweidet, um neuen Götzen anzuhängen,

die nichts für sich haben, als die größere Unverschämtheit und die kräftigeren Lungen. Das innere Wesen der jungtschechischen Bewegung ist übrigens nicht mehr durch nationale Bestrebungen ausgefüllt, es hat einen ausgesprochen demokratischen Zug, der sich schon wiederholt in rohen Ausbrüchen gegen den hohen Adel Luft gemacht hat, obwohl die Mehrheit desselben bis zu den letzten Wahlen mit den Tschechen durch Dick und Dünn gegangen ist. Diese Bundesgenossenschaft ist nun zu Ende, die 92 Abgeordneten, welche Böhmen in den Reichsrath entsendet, zerfallen in 3 Gruppen: 36 Deutsche (33 Deutschliberale und 3 Deutschnationale) 37 Jungtschechen, denen sich der eine noch vorhandene Alttscheche auch anschließen wird und 18 Vertreter des böhmischen Großgrundbesitzes konservativer Richtung (sogenannte Feudale). Unter den Deutschen hat die „Vereinigte Linke" oder die Partei der „Deutschliberalen", wie sie sich in der letzten Wahlcampagne selbst bezeichnet haben, ihre Stellung nahezu vollständig behauptet. Die wenigen Niederlagen, welche sie in Niederösterreich und Steiermark erlitten hat, wurde durch einzelne Siege in Böhmen, Schlesien und Niederösterreich vollkommen ausgeglichen. Einige Erfolge hat die klerikal-antisemitische Partei aufzuweisen, als verunglückt ist dagegen die Bewegung anzusehen, welche von der „deutschnationalen Vereinigung" gegen die „Linke" eingeleitet wurde, denn sie hat nicht die geringste Verstärkung der „Vereinigung" zur Folge gehabt, diese wird sich vielmehr auf dem Niveau der Bedeutung, welche sie in der letzten Session erreicht hatte, nur mit Mühe behaupten können. Der Irrthum der „liberalen Deutschnationalen", wie wir sie zum Unterschiede von den „antisemitischen Deutschnationalen" nennen müssen, die größtentheils von der nunmehr verschwundenen Schönerer-Fraction stammen, besteht darin, daß sie durch das stärkere Betonen der nationalen Forderungen ihre Absonderung von den Deutschliberalen rechtfertigen zu können glauben, während sie in den Mitteln, die sie zur Erreichung ihrer Ziele ergreifen zu wollen vorgeben, nicht weiter gehen, als die „vereinigte Linke". Sie zittern vor einer Annäherung an die Deutschkonservativen (Klerikalen) und thun noch immer sehr verschämt, wenn sich ihnen ein Antisemit nähert, sie versichern ihren Wählern, daß sie den Einfluß der Deutschen auf die Regierung zur gebührenden Höhe bringen wollen, vermeiden aber jede Aeußerung über die Macht, die sie der Regierung gegenüber in Anwendung bringen wollen; kurz wir haben es hier mit einer Gruppe zu thun, welche mehr über tüchtige, lobenswerthe Gesinnung als über politische Kunst verfügt und deshalb bei ihrer geringen Zahl von Mitgliedern (17 bis 20) sich und ihren Anhängern mehr platonisches Vergnügen als Erfolge bieten wird. Sie kann bei der Abwägung der Parteien im neuen Hause nicht anders als im Gefolge der Linken in Rechnung gezogen werden, da sie es kaum wagen dürfte, jemals gegen diese mit den Klerikalen, Feudalen und Polen zu stimmen.

Die Regierung hat dem neuen Hause gegenüber eine beneidenswerthe Stellung; Graf Taaffe wählt heute unter allen den Parteien, die sich ihm zur Bildung einer Majorität bereits angetragen haben; er ist sogar in der glücklichen Lage, sich allzugroße Vertraulichkeit im Vornhinein verbieten zu können.

Dies mußten zuerst die Führer der Linken, Herr v. Plener und Freiherr von Chlumecky erfahren, die in dem Augenblicke, als der Ministerpräsident sie zu einer Unterredung einlud, sich bereits berechtigt glaubten, ihm vorzuschreiben, mit wem er in Zukunft „gehen" dürfe. Graf Taaffe wollte nicht begreifen, warum er die Unterstützung des vom Grafen Hohenwart geführten Clubs zurückweisen solle, wenn sie ihm ohne besondere Bedingungen geboten würde. Plener und Chlumecky nahmen eine großartige Pose ein und gaben die stolze Erklärung ab, daß sie mit einem Hohenwart nichts gemein haben wollten. Darauf ließ ihnen der Minister-Präsident durch den Führer des Polenclubs, Herrn v. Jaworski, bedeuten, daß die Linke es doch nicht werde verhindern können, mit den Polen und mit Hohenwart für das Ministerium zu stimmen, wenn sie nicht wieder in den Fehler einer Opposition um jeden Preis verfallen und die Jungtschechen an ihrer Seite haben wolle. In offener Opposition zum Ministerium stehen eben nur die letzteren, einige Antisemiten, vielleicht auch die liberalen Italiener. Die Mitglieder aller übrigen Parteien haben ihren Wählern die Zusicherung gegeben, daß sie sich nur darauf verlegen werden, einige nationale oder lokale Konzessionen zu ergattern, im Uebrigen aber der Regierung keinerlei Hindernisse in den Weg legen wollen, die lang erwarteten wirthschaftlichen Reformen in Verhandlung zu bringen.

Was nun die Konzessionen betrifft, welche die einzelnen Gruppen als Preis ihrer Abstimmung fordern zu können glauben, so wird die Regierung dem neuen Hause gegenüber viel zurückhaltender sein können, als bisher; denn sie hat keine gegen sie gerichteten gefährlichen Allianzen zu fürchten, umsoweniger seitdem die zersprengten Fähnlein der alten Rechten (11 mährische Alttschechen, 18 böhmische Feudale, 29 Deutsch-Konservative, 7 Kroaten, 16 Slovenen, 4 klerikale Tiroler) vom Grafen Hohenwart zu einem parlamentarischen Schlachthaufen zusammengeworben wurden, der mit den 58 Polen, den 4 Rumänen und 8 Ruthenen vereinigt den 126 Deutschen und 8 Mitgliedern der Mittelpartei wohl die Wage zu halten vermag. Graf Taaffe braucht um seine Majorität, wie schon gesagt, gar nicht verlegen zu sein, wenn er mit gewohnter Ruhe abwartet, bis sich die Gemüther in den großen Redeschlachten abgekühlt haben. Im entscheidenden Augenblicke wird er die erforderlichen Stimmen haben, wenn er vorher auch noch so viele Drohungen über sich ergehen lassen mußte; denn es wird Niemand das Karnickel sein wollen, das die große Verwirrung angerichtet hat, die nothwendigerweise entstehen muß, wenn Graf Taaffe genöthigt würde, sich parlamentarisch geschlagen zu erklären und den Platz, den er seit 12 Jahren mit großem Geschicke behauptet hat, zu räumen.

Eine Aenderung der parlamentarischen Verhältnisse ist erst dann zu erwarten, wenn die wirthschaftlichen Fragen in den Vordergrund treten werden. An diesen wird die Einheit der Deutschliberalen ohne Zweifel zerschellen. Die Interessen der Sudetenländer und der Alpenländer gehen in zu vielen wichtigen Fragen auseinander, als daß sich für dieselben stets eine Lösung im Sinne der Clubmehrheit erzwingen ließe. Es wird eine Scheidung nach Wirthschaftsge-

bieten eintreten und aus dieser wird sich die Tendenz nach autonomen Ländergruppen entwickeln, innerhalb welcher die nationalen Kämpfe zum endlichen Austrag kommen müssen. — Von den Preßorganen der vereinigten Linken wird die Bildung einer vorläufig nur auf die Berathung ökonomischer Angelegenheiten beschränkten parlamentarischen Vereinigung, welche von Fall zu Fall die Abgeordneten der Alpenländer aller Parteirichtungen zusammenfassen würde, schon jetzt lebhaft bekämpft und als Ketzerei gebrandmarkt. Es ist nämlich ziemlich klar, daß die liberalen Doctrinen bei diesen Berathungen kaum das Uebergewicht erlangen dürften, und daß eine Annäherung in Sachen des gemeinsamen materiellen Interesses auch eine Verständigung in religiösen und politischen Dingen nach sich ziehen könnte. Trotzdem bezweifeln wir, daß ein so gesunder Gedanke, der mehr als jeder andere den Charakter praktischer Versöhnungspolitik an sich trägt, auf die Dauer zu unterdrücken sein wird.

*

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Nachdem G. Hauptmann auf der „Freien Bühne“ wie auf dem literarischen Markt als Dramatiker sich bekannt gemacht hatte, und von den Vertretern der „Neuen Richtung“ als das vorzüglichste Talent derselben auf den Schild gehoben war, mußte es als ein Ereigniß gelten, daß eine der vornehmeren Berliner Bühnen zum ersten Mal sich ihm eröffnete. Das „Deutsche Theater“ gab die beiden ersten und die beiden letzten Akte seines Drama's „Einsame Menschen“; der dritte Akt wurde fortgelassen. Es ist uns unverständlich, wie der Dichter zu einer solchen Vergewaltigung seine Zustimmung geben konnte, zu einem Verfahren, welches den Zuschauer aufs eindringlichste zu demonstriren bestimmt scheint: Was wir heute bringen, ist kein Drama. Denn ein Drama, bei dem man den dritten Akt ohne Weiteres streichen kann, hat keinen Anspruch auf diesen Namen.

Wenn aber nicht als Dramatiker, so hat sich Hauptmann in diesem Werke dennoch als Dichter hervorgethan und den Kreis seines Schaffens gegenüber früheren Werken beträchtlich erweitert. An die Stelle der bisher groben Striche seiner Charakterzeichnung ist eine feinere und zugleich tiefere Perspektiven eröffnende Zeichnung getreten; demgemäß sind auch die psychologischen Konflikte weit tiefer erfaßt und zu größerer Bedeutung herausgearbeitet als in seinen beiden früheren Werken. Besonders der Gegensatz zwischen dem der Naturwissenschaft und modernen Philosophie hingegebenen Helden und seinen streng religiösen, zugleich weichherzigen und intoleranten Eltern ist vorzüglich geschildert, so daß eigentlich durch ihn allein der tragische Ausgang des Helden uns verständlich wird. Freilich wird hierdurch der Schwerpunkt des Stückes verschoben, und das quälende Doppelverhältniß des Helden zu der ihm nicht ebenbürtigen Frau und zu der geistig strebsamen und lebhaften Hausgenossin tritt im Interesse des Zuschauers zurück, weil der Dichter es nicht gleich überzeugend und inhaltsreich dargestellt hat.

Die Mittel, deren Hauptmann in der Charakterzeichnung sich bedient, sind dieselben geblieben, wie bisher, aber er verwerthet sie zweckmäßiger und künstlerischer. Auch jetzt trägt er eine Menge von Einzelbeobachtungen, in deren Schärfe seine wesentliche Kraft liegt, zusammen und bildet daraus mosaikartig

seine Menschen. Aber weit mehr als früher weiß er die Einzelheit an die richtige Stelle zu setzen, wo sie für das Ganze die richtige Bedeutung gewinnt; nur selten trifft man noch auf einen Detailzug, den man wie die Flocke von einem Tuch abzupfen möchte. Aber betont muß werden, daß diese Form der Charakterschilderung für den Dramatiker die allerschwierigste und bedenklichste ist. Denn jene zwingende Kraft, mit welcher der große Dramatiker den Zuschauer in seine Welt reißt und in ihr gebieterisch festhält, ist am allerschwersten durch diese gewissenhafte Detaillirung erreichbar. Der Theaterdichter hat nicht zu vergessen, daß er auf die Phantasie wirken muß, wenn der Zuschauer ihm überhaupt glauben soll; eine allzu detaillirte Realistik aber hindert die Phantasie statt sie zu beleben. Der Phantasie muß etwas Arbeit übrig bleiben; sonst wird sie träge und versagt schließlich.

Im schärfsten Gegensatz zu diesem Produkt ängstlicher deutscher Gründlichkeit steht das rohe französische Effektstück, welches nach ernstlichen Schwierigkeiten auf der Bühne des Lessing-Theaters neulich zur Aufführung gelangte: Thermidor von V. Sardou.

Zu der Spannung, mit welcher der Aufführung entgegengesehen wurde, haben bekanntlich die politischen Parteistreitigkeiten, welche sich in Paris darüber entsponnen hatten, viel beigetragen. Wer im Stande ist, sich in Verhältnisse und Anschauungen anderer hineinzuversetzen, wird es nur begreiflich finden können, daß in der französischen Republik, die ihren ideellen Ursprung aus der Revolution von 1789 ableitet, das Stück als unpatriotisch empfunden werden und sein Berliner Erfolg Mißvergnügen erwecken mußte. Denn das Stück ist thatsächlich ein Angriff gegen die Revolution, obgleich es Danton und Desmoulins preist und nur Robespierre schmäht. Es ist ein Angriff gegen die Herrschaft, welche das Pariser „Volk“ einige Jahre lang über Frankreich übte, gegen die Herrschaft der „Canaille“, die an manchen Stellen des Drama's als solche gebrandmarkt wird. Möge man nun mit Recht eine scharfe Scheidung zwischen diesem „Volk“ und jenem, dem die Souveränetät innerhalb der geordneten Republik zusteht, statuiren, für die Masse des Theaterbesuchenden Publikums sind solche Distinktionen zu fein, und wenn dieses in Paris sich selbst nicht auf der Bühne geschmäht sehen wollte, so hat es damit mehr Naturfrische und Lebenskraft bewiesen, als etwa in Berlin das Publikum des Lessing-Theaters, welches in Ibsen's „Volksfeind“ die bittersten Verhöhnungen der „Masse“ eifrigst beklatscht, ohne zu ahnen, welche ingrimmige satirische Freude es damit dem menschenfeindlichen Dichter bereitet. Als Dichtung kann das Werk Sardous keine Bedeutung beanspruchen. Die raffinirte dramatische Technik entschädigt nicht für den Mangel psychologischer Tiefe, wahrhaftiger Empfindung und geistigen Lebens. Die Frage, ob eine Anzahl Opfer des Terrorismus durch den Sturz Robespierre's noch gerettet werden können oder ob zum letzten Male noch der „Gerechtigkeit“ ihr Lauf zu lassen ist, — wird hier nicht so sehr durch menschliche Kämpfe, Entschließungen gelöst als dem Zufall anheim gegeben, ob das veränderte Funktioniren der Regierungsmaschine

schnell genug seine Wirkung bis in die Räume des Tribunals erstrecken wird. Zwei Acte lang werden wir zwischen dem „Ja" und „Nein" mit immer gesteigerten Mitteln in Spannung erhalten; hören bald von dem Einen, daß das Urtheil aufzuschieben sei, bald von dem Andern, daß es vollzogen werden soll, und so wenig trägt das Stück innere Nothwendigkeit in sich, daß der unbefangene Zuschauer beide Fälle für gleich wahrscheinlich erachten kann, daß entweder ein großes Blutbad oder allgemeine Fröhlichkeit, glückliche Vermählung der Hauptpersonen die Sache abschließt. So kann auch das schließliche unglückliche Ende nichts weniger als tragisch wirken. Nur wenn Sardou es sich zur Aufgabe gestellt hat, die rein stofflich bedingte Spannung, die bloße Neugier seines Publikums auf's Aeußerste zu steigern, nur dann kann er mit dem Erfolg dieses Stückes zufrieden sein.

Indeß liegt es uns fern mit unserer Ablehnung dieses Werkes verkennen zu wollen, wieviel von der Technik der französischen Dramatiker, und speciell Sardou's noch immer zu lernen ist. Es wäre zweifellos von sehr verderblichen Folgen, wenn man in Deutschland aufhören wollte, die französischen Bühnenerzeugnisse mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, und bei dem Interesse, welches die Literaturen des Nordens und Ostens erweckt haben, die Literatur außer Augen ließe, in welcher die wahre Schule der dramatischen Kunst zu finden ist; Schule ist für eine fortschreitende Entwicklung der Kunst nicht minder nothwendig als Individualität. Glücklicherweise kann das vielseitige und verständnißvolle Interesse für die verschiedenartigsten geistigen Strömungen, welche die deutsche Literatur von jeher bewiesen, als eine Bürgschaft dafür gelten, daß augenblickliche Stimmungen nicht eine dauernde Einseitigkeit erzeugen werden.

Die Anpassungsfähigkeit der Sprache wie die Weite des Gesichtskreises hat die deutsche Dichtung bekanntlich seit langem durch einen Reichthum von Uebersetzungen bewährt wie ihn kein Volk der Erde sonst aufzuweisen hat. Auf einige der neusten Erscheinungen dieser Art sei hier hingewiesen. Von dem berühmten Erneuerer der provençalischen Poesie Frederi Mistral ist eine seiner neueren Dichtungen

Nerto, Provençalische Erzählung, übersetzt von A. Bertuch (Straßburg. K. J. Trübner. 1891) erschienen.

Man muß dem Uebersetzer aufrichtig dankbar sein, daß er diese im Original so wenigen zugängliche echt poetische und durchaus eigenthümlich charakteristische Dichtung den Deutschen dargeboten hat. In der Mischung von Naivetät und überlegenem Humor, mit der der Dichter die Unglaublichkeiten der mittelalterlichen Volkssage der skeptischen Gegenwart vorzuführen wagt, liegt ein ganz eigener Reiz. Die ursprüngliche Frische eines wahrhaft dichterischen Naturells, das mit dem Boden, mit dem Volksthum seiner engeren Heimat sich untrennbar verwachsen fühlt, spricht daraus, und wer inmitten der „experimentalen" Poesie unserer Tage sich einmal die Freude gönnt, in solch' ein Gedicht hinein-

zublicken, dem ist es als träte er aus einem chemischen Laboratorium in eine schöne Waldlandschaft. — Hier ist weder der antiquarische Staub zu finden, der die Schilderungen unserer historischen Romane meist zu bedecken pflegt, noch jene künstliche Alterthümelei des epischen oder lyrischen Ausdrucks, mit der modern empfindende Dichter volksthümliche Sagen glauben behandeln zu müssen. Denn hier spricht ein Dichter, der nicht nach einem Sagenstoffe gesucht, sondern der aus dem märchenbildenden Geiste seines Volkes seine poetische Kraft geschöpft hat.

Weit von diesem Volksgebiete hinweg, aber zu menschlichem und künstlerischem Genuß gleicher Art werden wir geführt, wenn wir uns zu den Werken des finnländischen Nationaldichters wenden, die uns in einer wohlgelungenen Uebersetzung vorliegen.

Johann Ludwig Runeberg's Epische Dichtungen. Uebersetzt von W. Eigenbrodt. 2 Theile. (Halle. M. Niemeyer 1891.)

Die Aufmerksamkeit ist jüngst durch politische Vorgänge so sehr auf Finnland gelenkt worden, daß auch für die charakteristische Poesie des Landes Interesse erwartet werden darf, auch abgesehen von der Bedeutung, die Runeberg's dichterische Kraft an sich beansprucht. Runeberg gehörte dem schwedischen Theile der Bevölkerung Finnland's an, und hat in schwedischer Sprache geschrieben; doch sind seine Werke auch in finnischer Uebersetzung im Lande weit verbreitet. Das einfache, nordisch-karge Alltagsleben des Finnländers wird in ihnen ebenso realistisch und anschaulich geschildert wie die Ereignisse der bewegten, kampferfüllten Geschichte des Landes mit feuriger Empfindung besungen. In ersterer Hinsicht erscheint uns die anspruchslose Erzählung „die Elchjäger" als die künstlerisch werthvollste; in dem historischen Cyklus möchten wir besonders das strafende Gedicht auf die unrühmliche Uebergabe Sveaborgs an die Russen hervorheben; ein „Rügelied" von eindringlicher Kraft. Die künstlerische Durchbildung der Gedichte Runeberg's ist höchst gewissenhaft, in vielen Fällen geradezu vollendet; er ist offenbar bei allem Streben nach Volksthümlichkeit mit Bewußtsein bestimmten künstlerischen Grundsätzen gefolgt. — Der Uebersetzer hat das Verständniß der Gedichte durch sehr inhaltreiche Uebersichten und Anmerkungen erleichtert.

Endlich sei hier noch erwähnt eine neue Verdeutschung der unvergänglichen

Gedichte von Robert Burns. (Uebersetzt von E. Ruete. Bremen. M. Hinsius Nachfolger. 1890.)

Ein Bedürfniß nach einer neuen Uebersetzung lag nicht vor, nachdem Freiligrath so vorzügliches geleistet und neben ihm auch andere (Fiebler, Notter, u. s. w.) sich mit Glück an Burns Gedichten versucht hatten. Auch läßt sich nicht vermeiden, daß häufig die neue Uebersetzung sehr vernehmlich an die eines der vielen Vorgänger anklingt und in manchen Fällen nur wie eine Korrektur von jener erscheint. Doch ist andererseits nicht zu leugnen, daß für einige Ge-

dichte der Uebersetzer auch mit Glück einen neuen Ausdruck gefunden hat, durch den auch wohlbekannte Strophen eine neue Anziehungskraft erhalten. Auch einige bisher noch nicht übersetzte Gedichte sind der Sammlung hinzugefügt.

D. H.

Verschiedenes.

Der in diesen „Jahrbüchern" erschienene Aufsatz von Sidney Whitman „Der deutsche und der englische Arbeiter" ist in etwas erweiterter Form (bei Carl Ulrich & Co., Berlin) als Broschüre erschienen. Den übertreibenden Lobpreisungen der englischen Arbeiterverhältnisse gegenüber, welche neuerdings durch einige begabte Schüler Brentanos in Deutschland wieder verbreitet worden sind, muß diese Schilderung eines Mannes von ungewöhnlich scharfer Beobachtungsgabe schwer in's Gewicht fallen. Der Zusammenbruch der Herrschaft der trade unions in Australien, der soeben gemeldet wird, wird hoffentlich auch bei uns recht ernüchternd wirken.

D.

Erbrechtsreform und Erbschaftssteuer. Ein Beitrag zum Bürgerlichen Gesetzbuch und zur Steuerreform von A. Eschenbach, Gerichts-Assessor. Mit Benutzung amtlicher Materialien. Berlin, Carl Heymann. 2 Mk.

Die Erbschaftsteuer ist für diesmal abgelehnt — aber sie wird wiederkommen. Das ist sofort von den verschiedensten Seiten prophezeit worden. Sie ist, wie in Hamburg immer wieder krasse Beispiele von Defraudationen zeigen, die nur durch den Erbschaftsstempel ans Licht kommen, als Controlle für die Declaration nicht zu entbehren und wenn es an die Ueberweisung der Realsteuern an die Gemeinden geht, wird sich herausstellen, daß zu einem so ungeheuren Steuer-Erlaß die Mittel nicht ausreichen. Man wird bald erkennen, daß mit einer bloß theilweisen Ueberweisung nichts geholfen ist, da damit die Hauptsache, die periodische Neu-Einschätzung der Grundsteuer verloren geht. Es muß also der Staatskasse für die volle Ueberweisung Ersatz geschaffen werden. In diesem Zusammenhang wird es hoffentlich möglich sein, auf die Erbschaftssteuer zurückzukommen und dann wird auch die vorliegende Broschüre eine bedeutende Rolle spielen. Sie begründet nicht nur in vorzüglicher Weise das Princip dieser Steuer und widerlegt alle die landesüblichen Schein-Einwände, sondern sie vermeidet auch in den Vorschlägen für die practische Ausgestaltung einige Fehler, die diesmal dazu beigetragen haben, den Entwurf der Regierung zu Falle zu bringen.

D.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Das Ende des Traums.

Von

George Duruy.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen.

Erstes Kapitel.

In der Deputirtenkammer.

Am 13. November 1881 veröffentlichte eine Zeitung neuesten Ursprungs, der die Heftigkeit ihrer Angriffe aber in der Presse schnell zu jener Art Ansehen verholfen hatte, wie es der kläffigste und bissigste Hund in der Meute genießt, der Feuerfeste, „Organ für die berechtigten Forderungen der Arbeiterpartei", einen wüthenden Schmähartikel gegen das Haupt der republikanischen Kammermajorität, den beredten Abgeordneten Michael Costalla. Mehr als einmal schon hatte der äußerste linke Flügel seiner Partei gegen ihn den Vorwurf erhoben, er treibe Opportunitätspolitik und opfere die Principien um der Erfolge willen; er scheue vor den socialen Reformen zurück, die er einst versprochen habe. Der jetzt vorliegende Hetzartikel des Feuerfesten wiederholte die alten Anklagen und fügte andere hinzu, die noch besser geeignet waren, die Popularität Costalla's zu untergraben; wandten sie sich doch an die boshafte Leichtgläubigkeit, den unruhig spürenden, argwöhnischen Instinkt des Neides, der sich im innersten Wesen jeder Demokratie vorfindet, welchem Lande und welcher Zeit sie auch angehören mag. Die „prachtvollen Fuhrwerke" (eine nicht numerirte Droschke, die Costalla monatweis miethete); — die „lukullischen Gelage" (ein provençalisches Ragout, womit er Sonntag vormittags einige Landsleute und Freunde von ihm aus dem Süden bewirthete); — die „silberne Badewanne" (eine Zimmerdouche, die er in seiner Schlafstube hatte

anbringen lassen); — die „Orgien des modernen Vitellius“ (man hatte ihn einmal abends ein Extrazimmer im Palais-Royal nehmen sehen); — schließlich „sein Bojarenpelz“ (ein Ueberzieher mit Pelzkragen) wurden von dem Artikelschreiber des Socialistenblatts mit allem Feuer entrüsteten Republikanersinnes gegeißelt. Noch weitergehende, „schwererwiegende“ „Enthüllungen“ wurden dem Publikum in Aussicht gestellt. Das Stück schloß in Form einer Frage, die dem Verfasser die Ueberschrift zu seinem Artikel geliefert hatte, dessen ganzes Gift sie in die drei Worte zusammenpreßte: „Woher kommt das Geld?“

Es war nicht das erste Mal, daß eine Zeitung der Rechten oder der äußersten Linken sich an den Staatsmann machte, dessen Stellung in der Kammer und im Lande seit zehn Jahren beständig an Bedeutung zunahm. Es verging kein Tag, wo man ihm nicht den Vorwurf machte, er zwinge seine Politik und seine persönlichen Ansichten der Regierung auf, habe aber nicht den Muth, die Verantwortlichkeit der Oberleitung offen zu übernehmen. Noch nie aber war man so leidenschaftlich über ihn hergefallen, nie hatte man seine Persönlichkeit mit so viel Gift und Kühnheit mit in's Spiel gezogen. Die Wirkung war denn auch, daß der von dem Feuerfesten begonnene Feldzug die öffentliche Meinung ziemlich lebhaft erregte, trotzdem sie doch an die heftige, grobe, schmähsüchtige Sprache gewöhnt ist, die den Grundzug der politischen Schriftstellerei unserer Zeit bildet. Man fragte sich, wer dieser Vindex sei, dessen Unterschrift sich geheimnißvoll und drohend unter dem Artikel hervorhob; welches Ziel der Feuerfeste im Auge habe, indem er Costalla mit Waffen angriff, wie sie bisher noch niemand gegen ihn zu führen gewagt hatte; denn auch seine entschlossensten Gegner, sogar die, welche sein Uebergewicht am ungeduldigsten ertrugen und ihn mit lautem Geschrei ehrgeiziger Absichten beschuldigten, hatten sich bis jetzt nicht getraut, seine Rechtschaffenheit in Zweifel zu ziehen. Man hatte allgemein den Eindruck, die beleidigenden Andeutungen des Socialistenblattes ließen einen von den Feinden des Hauptes der Kammermajorität entworfenen Plan erkennen, wonach man ihn nicht nur bei seinen Wählern in Verruf bringen, sondern namentlich ihn veranlassen wollte, die vorsichtige Zurückhaltung, die er sich seit einigen Monaten auferlegte, aufzugeben und sich durch einen leidenschaftlichen Ausfall bloßzustellen.

Allerdings war Costalla nach den großen Kämpfen und dröhnenden Erfolgen auf den ersten Staffeln seiner Laufbahn jetzt der Ansicht (und die aufrichtigsten und einsichtsvollsten seiner Freunde urtheilten ebenso), daß die Kampfzeit seines politischen Lebens endgültig abgeschlossen sei.

Wo gab es jetzt noch ein napoleonisches Kaiserthum zu bekämpfen, eine fremde Invasion abzuwehren, einen monarchistischen Staatsstreich zu vereiteln? Die Zeiten des Oppositionsmannes, des Parteihauptes, waren erfüllt; die des zukünftigen Ministerpräsidenten zogen herauf. Bevor er an diese neue Rolle herantrat, die nur wenige als der Natur seiner Fähigkeiten entsprechend ansahen, mußte der große Redner, dessen war er sich wohl bewußt, alle die beruhigen, die als konservative oder als gemäßigte Republikaner noch von früher her gegen ihn voreingenommen waren. Er mußte sich freimachen von den jetzt peinlichen Verbindungen, die er in den Stunden der Entscheidung mit den demagogischen Elementen seiner Partei eingegangen war; den Glorienschein des großen Revolutionärs, der sich um seinen Namen gebildet hatte, mußte er zerstreuen; Frankreich, ja ganz Europa, mußte er solche Unterpfänder seiner politischen Korrektheit geben, daß sein Vordringen zur höchsten Macht weder Ueberraschung noch Besorgniß erregte. Als Mitglied der Budgetkommission setzte er seit zwei Jahren die arbeitsamsten seiner Kollegen durch seine mächtige Arbeitskraft in Erstaunen. Indem er sich sorgfältig jeder Theilnahme an den erbitternden und unfruchtbaren Debatten rein politischer Art enthielt, ergriff er mit einer gewissen Koketterie nur bei den Kommissionsberatungen das Wort, und die Sachkenntniß, der scharfe Verstand, und der weite Blick, die er bei der Behandlung der schwierigsten Fragen bewies, zeigten genugsam, welchen Nutzen bereits sein biegsamer Geist aus dieser Probezeit gezogen hatte, durch deren günstigen Einfluß sich die Umwandlung aus dem Volkstribunen in den Staatsmann geräuschlos vollzog. Deshalb fragten sich viele, die des Morgens den Feuerfesten gelesen hatten, voller Neugierde, indem sie der Kammer zuwanderten, ob Costalla dem wohlüberlegten Entschlusse, allen Angriffen ohne Unterschied mit geringschätziger Gleichgültigkeit zu begegnen, treu bleiben, oder ob nicht im Gegentheil jener giftige Artikel einen Zwischenfall hervorrufen würde, der ihn veranlassen möchte, die Rednerbühne, der er so lange fremd geblieben war, wieder einmal zu besteigen.

Ein Trommelwirbel, der dem Eintritt des Präsidenten unmittelbar vorangeht, weckte in den Galerien des Palais-Bourbon ein leises „Ach“ der befriedigten Erwartung, das trotz der Erhabenheit der Stätte jenem erleichternden Seufzer sehr ähnlich klang, den ungeduldige Zuschauer im Theater ausstoßen, wenn endlich die drei Schläge zum Beginn der Vorstellung ertönen. Die gravitätischen Palastdiener bildeten Spalier, der Präsident der Kammer setzte sich in seinen Lehnsessel, während die Abgeordneten bunt durch einander gemischt eintraten, und die Sitzung

wurde inmitten des betäubenden Lärms der Unterhaltungen, der von Bank zu Bank laut ausgetauschten Wechselreden, der krachend zugeschlagenen Pultdeckel eröffnet.

Einer der Schriftführer las soeben, unter allgemeiner Unaufmerksamkeit, das Protokoll der letzten Sitzung zu Ende, als ein hochgewachsener, starkbeleibter Mann zur Thür links von der Rednerbühne hereintrat. An den unterwürfigen Verbeugungen, die ihm die Palastdiener sofort machten, konnte man leicht erkennen, daß der Nachzügler eines von den einflußreichen Mitgliedern der Kammer sein mußte. Lange schwarze, an den Schläfen bereits ergrauende und leicht nach hinten zurückgekämmte Haare ließen eine sehr fest und edel gezeichnete Stirn frei; die braunen Augen schauten über Menschen und Dinge mit dem schönen, klaren und sicheren Blick des ruhenden Löwen; eine morgenländische, gebogene, fleischige Nase mit breit geöffneten Nüstern, ein spöttischer Mund mit sinnlich aufgeworfenen halb in dem dichten Schnurr- und Backenbart verborgenen Lippen, gaben diesem Gesichte vollends seinen ihm eigenthümlichen Ausdruck geistreicher Gutmüthigkeit, heiterer Lebenslust, Schlauheit und Kraft.

Der Name Costalla lief flüsternd rasch über die Galerien hin, und sofort wurden, wie beim Auftreten eines berühmten Schauspielers, die Gläser auf ihn gerichtet, während er schweren Schrittes die Stufen hinanstieg, die ihn von seiner Bank trennten. Hände streckten sich ihm entgegen, die er im Vorübergehen mit kindlich gutmüthiger Miene schüttelte, mit jener überquellenden warmen Herzlichkeit, die bei ihm nicht wie bei so vielen Südfranzosen rein äußerlich war, sondern das innere Wesen seiner Natur, jenen angeborenen Trieb der Menschenliebe wiederspiegelte, dem er seine herzbezwingende Macht verdankte.

Er hatte sich soeben gesetzt, als zwei Abgeordnete, deren Rath in politischen Dingen er, wie man wußte, mit Vorliebe hörte, sich seinem Platze näherten und ein leises Gespräch mit ihm begannen. Aus ihrem sehr lebhaften Geberdenspiel ließ sich schließen, daß sie eine wichtige Mittheilung machten. Einer von ihnen hielt ihm eine Zeitung hin, die Costalla nachlässig, mit gelangweilter Miene, auseinanderschlug. „Es ist der Feuerfeste“, sagte auf der Journalistentribüne ein Berichterstatter, der den ganzen Vorgang mit seinem Opernglase verfolgte; „ich wette, Costalla kommt direkt aus Soisy und hat ihn noch nicht gelesen. Sapperlot! Seht doch, wie er blaß wird!“ In der That hatte Costalla die Zeitung soeben heftig auf sein Pult geworfen; mit finster zusammengezogenen Brauen strich er mit der einen Hand liebkosend über seinen Bart, während die andere nervös mit seinem Falz-

bein spielte. In diesem Augenblicke schloß der konservative Redner, der auf der Tribüne stand, eine Rede voll heftiger Beschuldigungen gegen die Politik des Ministeriums mit folgenden Worten: „Nicht gegen das Kabinet richten sich meine Vorwürfe. Jedermann weiß, daß das Ministerium keine eigene und unabhängige Existenz hat, daß es nur der Ausfluß, der Abglanz eines Mannes ist, der nicht mit auf der Ministerbank thront. Dieser ist der thatsächlich Schuldige, denn zu allen von mir aufgedeckten Mißgriffen hat er das Losungswort gegeben. Wenn jemand das Oberhaupt einer Partei ist, und diese Partei die Majorität in der Kammer innehat, so soll er sein Augenmerk nicht darauf richten, sich die Macht, die er besitzt, dadurch länger zu erhalten, daß er sie verstohlen ausübt, daß er der Nothwendigkeit, sie frei und offen wie ein Ehrenmann zu üben, scheu aus dem Wege geht; sondern er soll sie ergreifen, er soll versuchen darzuthun, daß er eigene Gedanken, ein Programm, eine bestimmte Auffassung von der Regierung besitzt; will er aber die Rolle eines unverantwortlichen Diktators weiter spielen, so werden wir schließlich gewissen ärgerlichen Gerüchten das Ohr leihen, die schon jetzt in Umlauf sind, und werden glauben, daß diese eigennützige Taktik sonderbare und schwer zu vertretende Berechnungen verbirgt.

Die Anspielung auf den Artikel des Feuerfesten war so deutlich, daß Jedermann sie verstand. Die Rechte, die dem Führer der Majorität die rücksichtslosen Mandatsentziehungen nicht vergab, die er seiner Zeit von der Rednerbühne aus gegen mehr als einen konservativen Abgeordneten durchgesetzt hatte, machte ihrem ganzen alten Groll in dem rauschenden Beifall Luft, mit dem sie den beleidigenden Redeschluß begrüßte. Die äußerste Linke blieb stumm, zu zufrieden mit diesem Angriff, um sich dem Widerspruch anzuschließen, welchen die Rede auf anderen Bänken hervorrief, und doch zurückgehalten durch eine Art Schamgefühl, das sie jetzt noch hinderte, offen kund zu thun, wie sehr ihre Ansichten bezüglich Costalla's mit denen der Rechten im Grunde übereinstimmten. Aus dem Centrum hingegen und auf der linken Seite erhob sich ein Murren des Unwillens, und zornige Stimmen verlangten einen Ordnungsruf. Noch hatte sich die Aufregung nicht gelegt, noch wurden lebhafte Zwischenfragen von der einen Seite der Kammer zur anderen hinübergeschlendert, als eine starke klangreiche Stimme, eine Stimme, die alle kannten, den Lärm mit dem Rufe übertönte: „Ich bitte ums Wort“. Den Augenblick darauf erschien Costalla auf der Rednerbühne.

Nicht ohne eine gewisse Unruhe hatten seine Freunde ihn aufstehen sehen. Auch der größte Künstler bleibt mitunter hinter seinen eigenen

Leistungen zurück, wenn er lange nicht vor dem Publikum aufgetreten ist. Würde sich Costalla, von diesem jähen Angriff überrumpelt, erregt, verwirrt vielleicht durch dieses unvermuthete Ueberbranden schmähsüchtigen Hasses, sofort wieder in Besitz seiner mächtigen Fähigkeiten als Momentredner befinden, die er jetzt auszuüben verschmähte? Oder würde ihn die begeisterte Eingebung — jene Eingebung, der er seine schönsten Triumphe als Redner verdankte, und die er nie nöthiger gehabt hatte, als in diesem Augenblicke — im Stich lassen und ihm statt einer jener blitzartig wirkenden Philippiken, mit denen er so oft seine Gegner zerschmettert hatte, nur eine blasse, farblose Entgegnung an die Hand geben?

Die ersten Worte fielen von seinen Lippen inmitten einer beinahe andächtigen Stille — eine Huldigung, wie sie die Menge aus eigenem Antriebe denen, aber auch nur denen darbringt, die sie unter die gewaltige Herrschermacht der Beredsamkeit zu beugen verstehen — und die, welche die Probe für den Redner fürchteten, fühlten sich sofort beruhigt. Trotz der langen Unthätigkeit hatte das wundervolle Organ seinen Klang, seine Fülle unverkürzt bewahrt. Stimme, Geberdenspiel, Haltung durften sich den glänzendsten Leistungen früherer Sitzungen würdig an die Seite stellen; nur bemerkte man dabei einen höheren Grad von nüchternem Ernst, eine größere Korrektheit im Vortrag, eine gewisse Würde im Tone, die sogar in der Haltung des Kopfes und dem straffen Aufrichten des Oberkörpers das geheime Bestreben verriethen, auch die letzten Züge abzustreifen, welche an den ehemaligen Volksredner hätten erinnern können.

Mit vollster Selbstbeherrschung und Ruhe wandte er sich zunächst jener alten Beschwerde über „verstecktes Diktatorspielen“ zu, einer Waffe, die zu oft gegen ihn gebraucht worden sei, als daß sie nicht ihre Schärfe hätte einbüßen sollen, die seine Feinde sich aber in Ermangelung einer besseren seit zwei Jahren immer wieder von Hand zu Hand weitergegeben hätten. Keines seiner Worte, keine seiner Thaten, sagte er, könne diese Beschuldigung rechtfertigen. Als überzeugter Republikaner habe er seinen Platz in den Reihen der Demokratie, nicht um sich über sie zu erheben, sondern um als ihr Knecht. . . „Sagt lieber, um sie zu knechten!“ schrie eine Stimme, die von den Bänken der äußersten Linken herkam. Costalla zuckte verächtlich mit den Achseln; und mit jener Geistesgegenwart, die ihn selbst im hitzigsten Wortgefecht selten im Stiche ließ, warf er zurück: „Da sieht man, wie selbst meine Gegner die gegen mich gerichtete Anklage nicht ernst nehmen, da sie darin Stoff zu Wortwitzen finden! . . .

Diese glückliche Entgegnung mit ihrer Treffsicherheit und Behendigkeit, wie sie die Unklugen, die ihn mit Zwischenrufen zu reizen wagten, so oft schon zu ihrem Schaden kennen gelernt hatten — und noch mehr vielleicht die stolze Ruhe, die behagliche Ueberlegenheit, mit der er sie dem Gegner zuwarf, brachte in der Kammer einen jener kurzen Wellenschläge hervor, welche die amtlichen Berichte mit „allgemeine Bewegung" bezeichnen. Es war etwas flüchtig Vorübergehendes, wie das erste Aufwallen des Wassers vor dem Kochen; etwas Unsagbares strich plötzlich durch die Luft, der unsichtbare Funke, der durch die Berührung der entgegengesetzten Leidenschaften frei wurde, mit denen die Geister sich zu laden begannen. Dies alles vollzog sich blitzschnell, kaum wahrnehmbar; und dann wieder Stille, schwüle drückende Stille; für alle eine Art brennender peinlicher Erwartung, ein unbestimmtes Angstgefühl, die instinktmäßige Gewißheit, daß der Sturm im Anzuge sei.

Er jedoch hatte seine Rede nach der kurzen Unterbrechung durch dieses Scharmützel wieder aufgenommen. Die mächtigen klangreichen Perioden rollten so glühend und farbenprächtig nacheinander hervor, daß man beim Anhören in die trügerische Vorstellung gerieth, man empfinde ein rein sinnliches Vergnügen; die Nerven hatten die eigenthümliche Erregung eines Genußgefühls, das eigentlich hätte rein geistig sein müssen, und doch in ein schwelgendes Wollustgefühl der Augen überging, wie wenn der zauberkräftige Redner nicht Worte, Sätze, Gedanken, sondern ein glänzendes Gemälde von Paolo Veronese auf der Rednerbühne entrollt hätte. Als Antwort auf den Vorwurf, er habe kein Programm, setzte er jetzt, in der bilderreichen Sprache, die er liebte, und die bei diesem Sohne der sonnigen Provence, in welchem der Künstler den Denker überwog, die natürliche Ausdrucksweise für die abstrakten Ideen der Politik war, die Theorie der Republik, wie er sie sich dachte, auseinander. Nicht die Republik der verbissenen Parteimänner mit ihrer Erbitterung, ihrem alten Groll, ihrem Mißtrauen und ihrer Nörgelsucht wolle er, sondern die Republik mit den weit geöffneten Armen, die alle Franzosen auf dem Boden der doppelten Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande aussöhnen solle; die duldsame, hochherzige Republik, die auf das Wohlergehen der großen Masse bedacht sei, und es sich dabei doch auch zur Ehre rechne, die Künste und Wissenschaften, alle edlen geistigen Güter zu beschützen, eine Nebenbuhlerin jener liebenswürdigen athenischen Republik. . .

Ein wilder Demokrat, ein alter Knasterbart von 1848, der sich durch dieses Glaubensbekenntniß in seinen Grundsätzen verletzt fühlte, schleuderte ihm mit verächtlicher Miene die spöttisch aufmunternden

Worte zu: „Bravo, Perikles“. — „Ich danke dem Kleon für erwiesene Ehre“, erwiderte Costalla mit olympischer Heiterkeit. Da erhob sich unermeßlicher Zuruf, rauschender Beifall ertönte zur Rechten des Redners, hundert begeisterte Stimmen wiederholten, nicht mehr als beißenden Spott, sondern als Tribut der Anerkennung: „Bravo, Perikles!“ . . . Die Huldigung war so ungesucht, so unwiderstehlich, daß keiner der Feinde Costalla's Einspruch zu thun wagte. Einer seiner ältesten Gegner, ein ehemaliges Mitglied des klerikal-monarchistischen Ministeriums vom 16. Mai 1877, das er mit Erbitterung bekämpft hatte, schien sich sogar dem Gefühle der Bewunderung, dem die Linke soeben Ausdruck gegeben hatte, anzuschließen, denn man hörte ihn mit lauter Stimme bemerken: „Der Kerl hat entschieden sehr viel Anlage.“

Die Arme über der breiten Brust gekreuzt wartete Costalla, bis die Ruhe wiederhergestellt war. Etwas von der Trunkenheit, in die sein Wort die Anwesenden versetzt hatte, fing an ihn selbst zu ergreifen, kraft jener geheimnißvollen Gleichheit des Gefühls, welche sich zwischen dem Redner und den Zuhörern entwickelt. Großartige Gleichnisse strömten seinem überreizten Gehirn im Ueberflusse zu; prächtige, volle, klangreiche, wie aus einem Gusse geschaffene Sätze drängten sich ihm auf die Lippen; und er hatte Eile, sich ihrer zu entledigen, sie dieser Menschenmenge zuzuschleudern; denn hinter jenen fühlte er andere wirr durch einander flattern, die auch hinaus wollten: etwas wie ein Summen von Worten und Bildern, das unwiderstehliche Drängen einer tiefen Quelle, die einen Ausweg sucht und in die Höhe steigt. . . Er gab ein Zeichen mit der Hand, es trat Ruhe ein, und er fuhr fort.

Die neue Republik, wie er sie träumte, diese beispiellose, noch nie dagewesene Republik, sollte der Welt das Schauspiel des Aufblühens der edelsten Geister der Menschheit bieten. Ein Werk geduldiger Arbeit und weisen Maßhaltens, sollte sie nicht eines jener flüchtig hergestellten Gebäude sein, die plötzlich im Sturm emporsteigen und nur eben die Giebellinien im Toben der Elemente erkennen lassen, sondern ein nationaler Tempel mit tief in den eigenen Boden des Vaterlandes hinabreichenden Grundmauern, ein Tempel mit weit geöffneten Thoren, groß genug, um alle Männer mit redlichem Willen, um alle begeisterten Anhänger Frankreichs zu umschließen. . .

Lärmende Rufe erschollen von den Bänken der Rechten. „Sprecht nicht von Frankreich! Ihr habt es verstümmelt und zu Grunde gerichtet! Der Narr soll schweigen! Gebt uns die Provinz und die drei Milliarden wieder, die Ihr uns gekostet habt!“ . . .

Er drehte sich mit halber Wendung gegen die Zwischenrufer herum

und, den Kopf nach hinten zurückgeworfen, das Auge voller Blitze, den Arm weit von sich gestreckt, übertönte er mit gewaltiger Stimme alles Geschrei:

„Ich erröthe nicht über das, was ich vor zehn Jahren gethan habe! . . . Ihr sagt, daß es das Unglück vergrößert hat, ich aber schwöre, daß es die Schande verringert hat!“

Die ganze Linke hatte sich wie wahnsinnig klatschend erhoben. Die Rechte schwieg, entmuthigt durch die Erfolglosigkeit ihrer Unterbrechungen. Der Zwischenfall schien beendigt. Costalla hatte soeben einen tüchtigen Schluck von dem Grog getrunken, den er statt des üblichen Zuckerwassers auf der Rednerbühne zu sich zu nehmen pflegte, und wischte sich die Stirne ab, als ein socialistischer Abgeordneter, die kurze Windstille benützend, mit schneidendem Tone die Frage in den Saal schleuderte:

„Ihr erzählt uns von einem Tempel. Werdet Ihr die Krämer und Wechsler hinausjagen?“

Was nun folgte, war kein Durcheinander mehr, kein Lärm, kein Getöse, sondern etwas Unbeschreibliches, mit Worten gar nicht Auszudrückendes: ein Losplatzen von Geschrei, das theils Wuth, theils wilde Freude ausdrückte; tobendes Gebrüll, wüthendes Geheul, erhobene Fäuste, krampfhaft verzerrte Gesichter, ein Aufflackern von Wahnsinn, das über das Halbrund der Abgeordnetensitze dahinfuhr und es im Augenblicke ganz erfüllte, so daß es aussah, wie der Vorplatz eines Irrenhauses, dessen Insassen plötzlich die Thüren ihrer Zellen gesprengt haben. Der Präsident in rathloser Verlegenheit schwang wie ein Unsinniger seine ohnmächtige Glocke. Voll Erbitterung über die Beleidigungen, die ihm um die Ohren summten: „Verräther, Orleanist, Miethling, fauler Kopf, Hanswurst, Barras, Mirabeau der Handlungsreisenden . . .“ verlor Costalla allmählich jene Selbstbeherrschung, die er bis dahin so glücklich bewahrt hatte. Der Augenblick war allerdings für ein erstes Auftreten als stilvoller, akademisch geschulter Redner vortrefflich gewählt! So also sprang man mit ihm um! Wüthender fuhr die Kammer gegen ihn los und unduldsamer, als der Pöbel von Belleville bei jener berüchtigten Versammlung, in der er beinahe wäre todtgeschlagen worden; gut denn, meinetwegen! Dann aber — zum Teufel mit den Anstandsrücksichten; zum Teufel mit der süßlichen parlamentarischen Sprache, die weichlich schmeckt wie ihr Zuckerwasser, und vorwärts mit dem losen Maul! Sie sollen einmal sehen, ob er das noch versteht; ob er noch Fangzähne hat, um wiederzubeißen, wenn einer ihn beißt. Alle seine alten Triebe als Club- und Balkonredner, die er für immer verschworen

hatte, wurden wieder in ihm wach; die erhabene, heitere Begeisterung, der die soeben vorgetragene meisterhafte Rede entfloß, war von ihm gewichen; er wurde wieder der gemeine, schwülstige, großmäulige Provençale ohne Schliff und feinere Sprachbildung, der er zur Zeit seines ersten Auftretens in Paris gewesen war, der Kneipenredner, dessen Wortschwall von Gemeinplätzen sich fluthend vom oberen Ende eines Wirthshaustisches über ein beifallslustiges Auditorium von jungen Medizinern und Juristen ergoß. Diese ganze Vergangenheit, von der er sich um jeden Preis losmachen wollte, deren lastenden Druck er beim Emporklimmen zu der erhabenen Stellung eines Staatsoberhauptes, wonach sein Ehrgeiz im Geheimen trachtete, sehr wohl fühlte, diese ganze Vergangenheit hatte ihn wieder gepackt, hielt ihn fest umschlungen und blies ihm Entgegnungen in's Ohr, wie sie sonst nur bei Marktweibern üblich sind. Mit heiserer, oft pöbelhaft rauh klingender Stimme, gemeiner Geberde und unanständig freier Haltung arbeitete er sich ab, daß die Schöße seines aufgeknöpften Rockes nur so flogen, fuchelte mit den Armen hin und her, schlug sich heftig mit der Faust auf die Brust, oder neigte sich, den Rücken krümmend und die Schultern hochziehend, vornüber, um seine Gegner mit einer Schmutzfluth grober leidenschaftlicher Schmähungen zu überschütten. Das dauerte zwei bis drei Minuten, worauf er erschöpft und athemlos, mit zusammengeschnürter Kehle, die statt der Worte nur noch gurgelndes Schlucken hervorbrachte, mit aufgelöster Halsbinde, schweißtriefendem Hemdkragen, verzerrtem Gesicht, roth und keuchend wie ein Jahrmarktsherkules, den Rest Grog in seinem Glase auf einen Zug hinunterstürzte, von der Rednerbühne hinabpolterte und schleunigst aus dem Sitzungssaale verschwand.

Mehrere seiner Freunde eilten ihm sofort in die Wandelgänge nach. Sie umringten ihn, drückten ihm die Hände und schwuren, er habe nie gewaltiger gesprochen, nie der Meute der Socialisten und der Monarchisten siegreicher die Spitze geboten. Auch machten sie den Versuch, ihn nach dem Saale zurückzuführen, unter dem Vorwande, es dürfe nicht aussehen, als ob er fliehe. Er aber, noch zitternd vor Wuth, sagte zu ihnen: „Laßt mich, laßt mich . . . ich will allein sein. . . Ich will fort von hier“. . . Und sich ihren Umarmungen entwindend hüllte er sich in seinen Paletot und erreichte glücklich das Thor des Palais-Bourbon.

Er durcheilte den Hof, ging durch das Gitterthor und betrat die Brücke, mit großen Schritten laufend, ohne etwas zu sehen, und an die Vorübergehenden anrennend wie ein Betrunkener. Jenseits der Brücke wandte er sich rechts, nach den Tuilerien zu, und gleichsam einen Schlupf-

winkel erspähend, stieg er die Stufen des steinernen Treppchens hinan, das die Terrasse am Wasserrande mit dem Concordienplatze in Verbindung setzt. Die Terrasse war menschenleer. Dieser einsame lange kahle Baumgang zog ihn an; denn es drängte ihn, der Menschenmenge, den Blicken, der wohlwollenden oder feindseligen Neugierde, den boshaften Bemerkungen der Leute seines Schlages zu entfliehen; er empfand ein gebieterisches Bedürfniß nach Ruhe und Frieden, so daß es ihm ein eigenthümliches Behagen verursachte, in diese Einsamkeit zu treten, in sie die schmerzhaft gespannten Fibern seines Körpers und Geistes wie in ein erfrischendes Bad zu tauchen. Er nahm den Hut ab, setzte seine dampfende Stirn einige Sekunden lang der Frische der Luft aus, und begann, das Landschaftsbild zu betrachten, das sich seinen Blicken bot: zur Linken des wenig umfangreichen Gesichtskreises der vorspringende Winkel des Florapavillons; weiter hin der nadelförmig spitze Thurm der heiligen Kapelle, wie eine Agraffennadel über der wirren Häusermasse der Altstadt aufgepflanzt; die Kuppel des Akademiegebäudes, dessen feierliche, schwerfällige Umrißlinien ein leichter Nebel wie mit dem Wischer getupft erscheinen ließ; der Rechnungshof mit den halb eingestürzten Schornsteinen, den durch die Feuersbrunst verkrümmten eisernen Schäften, die auf den Trümmern seines eingesunkenen Giebels emporragen; den weit klaffenden leeren Fensterhöhlen, welche breite, viereckige Stücke Himmel einrahmen; den dicken, und doch zerbröckelnden Mauern; dem schwermüthigen Aussehen einer erst jüngst entstandenen Ruine, eines vom Blitze zerschmetterten Gebäudes. Gerade gegenüber dem Beschauer: der niedrige Palast der Ehrenlegion, einige Gärten, ein Strauß von dicken Bäumen, die ihre Wurzeln bis in den Fluß hinabsenken; die beiden feinen Spitzen von Sankt-Chlotilde und die Deputirtenkammer. Schließlich rechts der wie ein Frühbeet zusammengesetzte Glasbau des Industriepalastes, der sich über den Königin-Weg in den Champs-Elysées hinaushebt wie der Rücken einer riesigen Schildkröte, welche die Seine in vorsintflutlichen Zeiten dort zurückgelassen haben mag. Die Ermattung seines ganzen Nervensystems nach dem ungeheuren Kräfteverbrauch unmittelbar vorher war so groß, daß Costalla ein unbestimmt wohliges Gefühl empfand, indem er in der verschwommenen Betrachtung dieses Schauspiels traumhaft versank, es einfach anstarrte wie ein Thier, ohne dabei an etwas zu denken.

Auf dem Flusse war ein beständiges Auf und Ab, das die Strömung durchquerte und kurze, plätschernde, mit winzigen Strandgütern beladene kleine Wellen an die Böschungen warf. Ein stämmig gebauter Schleppdampfer zog mühsam eine lange Reihe Lastkähne hinter sich her,

wobei er jeden Zug in dem kurzen, gebrochenen Athmen, das diesen Maschinen einen eigenthümlichen Schein von Leben, gleichsam das schmerzliche Keuchen von überbürdeten Thieren verleiht, durch einen schwärzlichen Rauchstoß markirte. Auf beiden Seiten dieses Wasserspediteurs glitten die schmalen Passagierdampfer und kreuzten sich mit schweigender Geschäftigkeit, wie winzige Weberschiffchen hin- und herfahrend in einem netzartigen Gewebe, dessen Maschen die Bogen der Concordienbrücke hätten darstellen können. Längs der Böschungen bewegten sich plumpe Segelkähne schwerfällig vorwärts, unter dem Gewichte ihrer Steinkohlenladung bis zum Bordrande in's Wasser versinkend; große mit Gipssäcken beladene Boote verschwanden unter einer Schicht Staub, so weiß wie Graupeln im März, und der Boden rings herum war ebenfalls weiß, als wenn es auf diesem Punkte des Ufers geschneit hätte. Alle diese Erscheinungen, und noch viele andere — Pferdebahnwagen, Kutschen, die auf der Uferstraße ihm zu Füßen vorbeifuhren — zogen in wirrem Durcheinander auf seinem Gesichtsfelde vorüber, ohne daß er sich soweit anstrengte, als nöthig gewesen wäre, wenn er sie eine Sekunde lang hätte im Auge behalten und den ganzen verschwiegenen Zauber dieses Winkels von Pariser Landschaft hätte empfinden wollen.

Er fing an, den Baumgang zu durchwandeln. Ihm zu Häupten zog das sparrige Astwerk der entblätterten Linden gewissermaßen schwarze Querstriche auf dem grauen, flockigen Untergrunde des Himmels; hie und da auf den Aesten hockende Sperlinge sträubten fröstelnd ihre Federn kugelförmig auf; zu einigen vergilbten Blättern, die ihnen noch geblieben waren, ließen die Platanen kleine Bündel von runden Samenkapseln hängen, die baumwollenen Kugeltroddeln ähnlich sahen. Hoch oben kamen einige verspätete Holztauben mit kräftigem Flügelschlage von den Feldern zurück; dies alles nicht scharf und deutlich, sondern unbestimmt, halb verschwimmend in der feuchten Luft, mit zerflatternden Umrissen wie Traumbilder.

Der Zufall seines ziellosen Wanderns hatte ihn der Brüstung genähert, welche die Terrasse nach der Seine zu einfaßt; so bemerkte ihn ein auf der Uferstraße vorübergehender Arbeiter und sagte zu seinen Gefährten: „Seht mal, da ist Costalla!" Er ging sofort weg, ärgerlich, daß man ihn erkannt hatte; jene Bewegung aber, der Ton der Stimme hatten die starrkrampfartige Ermattung verscheucht, worin sein Denken momentan versunken war, und die einige Minuten lang erstorbene Erinnerung an das Geschehene packte gebieterischer und herber noch seinen Geist von neuem. Er fing an, alle Zwischenfälle der letzten Stunden

zu durchmustern, und er machte sich den Vorwurf, in dieser verwünschten Sitzung die Frucht zweijähriger Anstrengungen, den gesammten Ertrag der Selbstzucht, Geduld und Mäßigung verloren zu haben, die er nicht ohne Mühe der stürmischen Gluth seiner eigenen Natur und dem lärmenden Wesen seiner Partei aufgezwungen hatte. Ach, wie deutlich sah er jetzt die Falle, die man ihm gestellt hatte, und wie bereute er, wie wüthete er, daß er sich darin hatte fangen lassen! Was sollte Frankreich, was Europa von dem Manne denken, der, während er danach trachtete, einst sein Land zu beherrschen, sich selbst nicht zu beherrschen und die gefährliche Hitze seiner angeborenen Triebe nicht zu zügeln verstand! Wie verrätherisch hatte man ihn aber auch dem Fuchseisen zugetrieben! Wie geschickt hatten ihn seine verschworenen Feinde von der Rechten und von der äußersten Linken mit jenen giftigen Pfeilen, deren wiederholtes Stechen ihn schließlich in sinnlose Wuth versetzt hatte, angefallen, gereizt, durchbohrt, durchlöchert. All das Uebel stammte von jenem teuflischen Artikel, den seine Feinde seit dem frühen Morgen in aller Muße gelesen, durchstudirt, mit Randbemerkungen versehen hatten, aus dem sie alle nach einander die beleidigenden Verdächtigungen oder die brennenden Beschimpfungen geschöpft, die sie ihm zu kosten gegeben hatten.

Das Treiben und Drängen aufrührerischer Gefühle, das von neuem in ihm anhob, gab jetzt seinem Gange etwas nervös Aufgeregtes, ruckweise Stoßendes. Seine Hände öffneten sich, dann krampften sie sich wieder plötzlich zusammen; seine Lippen zuckten, mitunter stießen sie zerfetzte Bruchstücke von Sätzen, dumpfe Ausrufe des Zornes aus. Er näherte sich der Brüstung und lehnte sich darauf, mit zusammengepreßten Fäusten, den Oberkörper vornübergebeugt, in einer Haltung, die er manchmal bei Beginn einer Rede auf der Tribüne annahm, und Vorübergehende drehten sich erstaunt um und sahen sich den Narren an, der sich das Ansehen gab, als hielte er an eine unsichtbare Zuhörerschaft eine Ansprache, von der man nichts vernahm. Als er die aufmerksam spähenden Köpfe bemerkte, die ihn voll Neugierde scharf ansahen, fürchtete er, abermals erkannt zu werden und lief schnell zurück. Der Artikel des Feuerfesten lastete immer mehr wie ein Alp auf seinem Denken. „Vindex!“ sagte er zu sich. „Wer ist dieser „Vindex?“ Was habe ich ihm gethan? Ich kenne den Menschen gar nicht; weswegen haßt er mich denn so? Ach, so ein Elender, so ein Schuft!“ . . . In diesem Augenblicke kam er an der Baryeschen Bronzegruppe vorbei, an dem Löwen, der mit dem Fuße eine Schlange zertritt. Er blieb plötzlich stehen, sah hin und lächelte bitter; und dieses todwunde Lächeln drückte den

Gedanken aus, den die blitzschnell erkannte Beziehung zwischen seiner gegenwärtigen Lage und dem vom Künstler behandelten Vorwurf in ihm hatte aufschießen lassen: „Brülle du nur immerhin; zertritt sie mit dem Fuße; sie hat dich gebissen; das Gift ist in deinen Adern; dein Blut trägt es in sich, und du wirst sterben, Löwe, an dem Bisse des niedrigen Gewürms.“ . . .

Indem so zu seiner eigenen Abspannung noch der schwermüthig stimmende Eindruck dieser einsamen Oertlichkeit, dieses nebligen Winterhimmels, dieser trübkalten Abendstunde hinzukam, fühlte er sich von einem heftigen Widerwillen gegen all die nichtigen Sachen ergriffen, die den Inhalt seines Lebens ausmachten, die Ränke im Parlament, die Kämpfe bei den Wahlen, die Politik, den Ehrgeiz, die Macht. Er fühlte das Bedürfniß, sich wieder jung zu baden in einer wahren, uneigennützigen Neigung, eine befreundete Hand zu drücken, eine Frauenhand; denn nur Frauenhände scheinen unseren schmerzerfüllten Herzen lind und leicht genug. Er verließ die Terrasse, überschritt die Solferinobrücke und ging am Quai des linken Ufers in der Richtung auf das Akademiegebäude zu stromaufwärts.

Zweites Kapitel.

Egeria und Mentor.

Etwa in der Mitte der Verneuil-Straße erhebt sich ein Haus, dessen Fenster von hohen Oeffnungen in der Mauer umrahmt werden, wie sie die meisten alten Häuser in Paris aufweisen, die noch zu einer Zeit erbaut wurden, wo die Baumeister nicht darauf ausgingen, an Luft und Licht zu sparen, um desto mehr Stockwerke über einander aufstapeln zu können. Das großartige Hausthor, das beim Schließen unter der Deckenwölbung dumpfes Getöse wie fernen Kanonendonner dahinrollen läßt, führt zu einer breiten Steintreppe, in deren geräumigem Gehäuse ein kleines Hôtel der Jetztzeit bequem Platz hätte. Der Zwischenstock wird von zwei Gelassen mit etwas niedriger Decke eingenommen, deren Eingangsthüren sich auf dem Treppenflur gegenüberliegen. Zur Zeit, wo diese Erzählung beginnt, war die Wohnung links, bestehend aus fünf Räumen, bürgerlich einfach eingerichtet, ohne anderen Prunk, als den peinlicher Sauberkeit.

Wenn man das Empfangszimmer betrat, wurden die Blicke zunächst von einem Gemälde gefesselt, das den Ehrenplatz inmitten der Hauptwand einnahm. Dieses Bild stellte Michael Costalla in Lebensgröße dar, halb von der Seite, den Kopf etwas nach hinten zurückgebeugt,

einen Arm nach vorn gestreckt, in jener schönen, gebieterischen Haltung, die er, wie seine Gegner ihm vorwarfen, auf der Rednerbühne nur zu oft annahm. Zwei lange strohgelbe Palmenzweige kreuzten sich unterhalb des Rahmens, als ausdrucksvolle Huldigung einer Bewunderung, die das Urtheil der Nachwelt und der Geschichte nicht abwartete, um dem großen Redner den Preis des Ruhmes zuzuerkennen. Zeichnungen, Aquarellbilder, anspruchslose aus illustrirten Blättern ausgeschnittene Holzschnitte, welche die berühmtesten Ereignisse seines Lebens zur Darstellung brachten, hingen an den Wänden.

Hätte aber ein Fremder dieses Heiligthum betreten und gefragt, wessen pietätvolle Hand sich darin gefallen habe, alle diese Andenken zusammenzutragen, ob eines Mannes oder einer Frau, so brauchte man ihm nur auf einem Tischchen in rothem Sammetrahmen die Photographie Costalla's als schmächtiger Jüngling, ein Maßliebchen im Knopfloch, und vor diesem Bilde ein täglich neu eingesetztes Veilchensträußchen zu zeigen, und er mußte es ahnen, daß nur eine Frau sich diese kindlich einfache und rührende Art beständiger Verehrung hatte ausdenken können.

Und wirklich war die Wohnung damals schon seit mehreren Jahren auf den Namen Frau Gauthier gemiethet. Es war eine Dame von etwa 36 Jahren, die sehr zurückgezogen lebte. Eine alte schweigsame Magd von unantastbarer Ergebenheit, die, wenn man sie über ihre Herrin befragen wollte, wie ein bissiger Hund knurrte, verrichtete gleichzeitig die Aemter als Köchin und als Kammerzofe. Der Hausmeister wußte, daß seine Mietherin Blumen und Vögel liebte, nie zur Messe ging, selten das Haus verließ, viele Zeitungen las, wenig Besuche empfing; das war fast alles, was er über sie hätte sagen können. Wenn schönes Wetter war und ein Sonnenstrahl es wagte, in die enge Straße hinabzutauchen, sahen die Nachbarn von gegenüber die niedrigen Fenster des Zwischenstocks sich öffnen und in ihrer Umrahmung eine schmächtige Frauenfigur mit zartem Profil erscheinen, die ihren Kanarienvögeln Brotkrumen gab, ihre Hyacinthen begoß, sich dann in die Sonne setzte, ein Buch oder eine Näherei auf den Knieen, die Hände lang ausgestreckt auf den Seitenarmen des Lehnstuhls, den Kopf an der Rückenlehne ruhend, in träumerisch schwermüthiger Haltung.

Therese Gauthier war die einzige Tochter eines in Italien gefallenen Officiers. Als vater- und mutterlose Waise hatte sie den harten und undankbaren Beruf einer Erzieherin in's Auge gefaßt, als im Jahre 1867 eine Cousine, die einzige Verwandte, die sie noch besaß, ihr auf dem Sterbebette ein kleines Vermögen hinterließ. Dieser Um-

stand brachte eine Aenderung in ihre Zukunftspläne. Der Nothwendigkeit, sich das tägliche Brot selbst verdienen zu müssen, enthoben, richtete sie sich in der Nähe des Luxemburgpalastes in einem Hause ein, wo einen Stock tiefer eine Tante Costalla's wohnte, die er allwöchentlich besuchte. Es war die Zeit, wo er das lateinische Viertel mit seinem jungen Ruhme zu erfüllen begann. Donnerstags, wo er gewöhnlich mit einigen Freunden bei seiner Tante speiste, lauerte Therese heimlich auf seine Ankunft. Etwas überspannt und äußerst gefühlvoll, mit jener lebhaften Einbildungskraft begabt, die sich in der Einsamkeit und den langen Stunden des Müßiggangs noch kräftiger entwickelt, verliebte sie sich bald in den jungen Rechtsanwalt. Des Abends im Sommer wurden bei ihrer Nachbarin die Fenster des Speisezimmers geöffnet, und die mächtige Stimme Costalla's ließ mitten unter dem Klappern der Gabeln und dem Klirren der Gläser gewaltigen volksaufwiegelnden Wortschwall ertönen. Bleich und zitternd, halb ohnmächtig in solcher lauen Nacht, deren erschlaffende Wohlgerüche sich mit dieser berauschenden Beredsamkeit verschworen, um sie noch mehr aufzuregen, sog das junge Mädchen, ungesehen auf dem Balkon sitzend, gierig seine Worte ein, wie eine dürstende Blume den Gewitterregen trinkt. Eines Tages erfuhr sie, daß er in einem großen politischen Prozeß als Vertheidiger für einen republikanischen Zeitungsschreiber sprechen würde. Es gelang ihr, sich Zutritt im Zuhörerraum der achten Strafkammer zu verschaffen, und sie hörte ihn jene Anklagerede gegen den 2. Dezember schleudern, donnernder als die Trompeten von Jericho, nach der ein schmaler, tiefer Riß, wie von einem Blitzstrahl, das Gebäude der kaiserlichen Macht von oben bis unten durchlief. An jenem Tage empfand sie es, daß sie wie ein willenloser Gegenstand Michael fürs ganze Leben angehörte; daß sie sich unwiderruflich und rückhaltlos hingegeben habe. Und als er ihr nun bei zufälligem Zusammentreffen auf der Treppe wie einer gewöhnlichen Grisette dreist in's Gesicht starrte; als er acht Tage später es wagte, sie mit der flegelhaften Selbstgefälligkeit der Don Juans des Bullier'schen Tanzsaales anzusprechen; als er mit seiner südfranzösischen Unverschämtheit sie bat, einen Besuch machen zu dürfen, dann noch einen; als er seine Neigung erklärte und zudringlich wurde, so bäumte sie sich unter dem Schimpf auch gar nicht auf, empfand weder Unwillen noch Empörung, sondern nahm ihr Geschick mit der widerstandslosen Ergebung eines Geschöpfes hin, das fühlt, wie es einem unendlich Stärkeren zur Beute geworden ist; wie es verfallen ist einer unwiderstehlichen Macht, die sich um die Gebote des Anstandes, um die Achtung der Mitmenschen, um ihr mädchenhaftes Schamgefühl eben-

soviel kümmerte, wie der Mühlstein in einer Mühle um ein Sandkorn. Ohne auch nur den zuckenden Schauder, das letzte Widerstreben des bezauberten Vögleins zu empfinden, das sich in den Rachen der Schlange hinabgleiten fühlt, ließ diese Jungfrau sich überwältigen, sobald er es ihr gebot.

Drei Jahre lang lebte sie glücklich und verborgen, voll Vertrauen auf die ruhmreichen Schicksalswege ihres Helden, den sie vielleicht mehr noch bewunderte als liebte, und erfüllte sich ganz mit seinen Ideen, nicht in der geheimen Absicht, ihm besser zu gefallen, sondern weil es ihr in der Ueberschwänglichkeit ihrer Liebe vorkam, als habe alle Weisheit, alle Wissenschaft in Michael ihren Thron aufgeschlagen. So wurde sie eine Freidenkerin und Republikanerin, trotzdem ihre Erziehung früher eine ganz andere Richtung verfolgt hatte. Der Umschwung in ihrem Geiste vollzog sich mit überraschender Leichtigkeit. Ohne vorhergehende Prüfung und Erörterung trat sie zu ihrer neuen Ueberzeugung über, nicht weil sie ihr als wahrer oder gerechter nachgewiesen wurde, sondern ganz einfach, weil ihr Geliebter sie für vorzüglicher erklärte; hauptsächlich aber eigentlich deshalb, weil sie mit der Aufopferung ihrer früheren Ansichten ein Stück ihrer selbst, einen Theil ihres Wesens mit in den Kauf gab, zu dem ihr Herr und Meister bisher noch nicht vorgedrungen war: weil sie die Bestrickung ihres Denkvermögens mit derselben heiteren und bescheidenen Unterwürfigkeit hinnahm, wie die Umschlingungen seiner Arme. Welche Beweisführung kann in den Augen einer verliebten Frau gegen jenen Grund in die Schranken treten?

Wenn auch Therese sehr schnell nach dem Beispiele ihres Freundes die Gewohnheit angenommen hatte, gesellschaftliche Anstandsrücksichten, die man sie einst achten gelehrt hatte, mit einer eigenthümlichen Freiheit zu beurtheilen, hegte sie doch in den ersten Zeiten ihrer Verbindung den glühenden Wunsch, er möchte ihr den Vorschlag machen, sie zu heirathen. Jedoch wagte sie es nicht, dieses Verlangen zu erkennen zu geben, da sie sich durch ein zartes Bedenken zurückgehalten fühlte, über das die Durchschnittsmasse der bürgerlich anständigen Frauen, deren Herz nie lauter gesprochen hat, als schicklich ist, jedenfalls streng urtheilen wird, das aber die, welche wahrhaft geliebt haben, begreiflich und vielleicht sogar bewunderungswürdig finden werden. Wenn sie Costalla sehen ließ, daß sie die Leistung dieses Schadenersatzes von ihm erwartete, so fürchtete die junge Frau, sie möchte dem Geschenke, das sie freiwillig mit ihrer Person gemacht hatte, jenen Charakter völliger Selbstverleugnung nehmen, der sie vor dem Richterstuhle ihres eigenen Gewissens, wenn auch nicht vor dem der Welt, ihrer Schuld

ledig machte, und der an Stelle eines alltäglichen niedrigen Sündenfalls die Erhabenheit einer völligen und uneigennützigen Selbstaufopferung setzte. Sie beschloß demnach, zu warten, bis Michael die ersten Schritte thäte; später, als sie die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er daran gar nicht dachte, klagte sie nicht die Nachlässigkeit oder die Selbstsucht ihres Liebhabers an, sondern suchte nur noch sich selbst hinter's Licht zu führen; denn der bloße Gedanke, ihm einen Vorwurf machen zu wollen — wie zart, verschwiegen und tief im Innersten ihres Bewußtseins vergraben dieser Tadel auch sein mochte — erregte in ihr jenes Entsetzen, das etwa einem Frommen die Versuchung, eine Tempelschändung zu begehen, einflößen mag. Sie redete sich ein, daß eine freie Vereinigung, wie die ihrige, ihren beiderseitigen Ansichten besser entspreche; die Ehe sei für ihn ein Hinderniß, ein Zwang, und sie habe nicht das Recht, sein Leben so in Fesseln zu schlagen; ein Mann wie er sei nicht dazu angethan, Frau und Kinder und einen häuslichen Herd zu haben wie die anderen; er gehöre der Republik, dem Vaterlande; die Rücksicht auf seine Partei, ja, die Rücksicht auf seinen berechtigten Ehrgeiz erfordere, daß er seine Unabhängigkeit in vollem Umfange bewahre. Da das Herz zuweilen feinere Trugschlüsse zu ersinnen weiß, als der Verstand, so glaubte das arme Geschöpf schließlich an all jene schwächlichen Gründe, mit denen es sich selbst zum besten hatte, und dachte endlich beinahe gar nicht mehr an die getäuschte Hoffnung seiner Liebe.

Sie ergab sich also darein, nur die Geliebte Costalla's zu sein, hoffte aber wenigstens, in der Treue dessen, dem sie so viel geopfert hatte, die Belohnung ihrer Zärtlichkeit und Entsagung zu finden. Wie zum Hohne aber hatte das Schicksal diese Frau mit dem tiefen, verschwiegenen Gefühle, mit dem glühenden Idealismus gerade dem Manne überliefert, der am allerwenigsten dazu angethan war, den poetischen Zauber einer dauerhaften Liebe, einer Liebe, welche eine erneuernde Kraft, welche die geheimnißvolle Gabe einer ewigen Jugend in sich trägt, zu verstehen. Die heftigen Ansprüche einer überschäumenden Naturanlage; die lüderlichen Gewohnheiten, die er im Laufe einer in jeder Hinsicht unordentlichen Jugend angenommen hatte; die materialistische Lebensanschauung, der er, wenn auch nicht aus selbstgewonnener Ueberzeugung, so doch um so leidenschaftlicher anhing; seine ausgesprochene Vorliebe für die unglaublich groben Späße Rabelais', für die saftigen Possenreime des Mittelalters, für die schmutzigen Zoten der Lafontaine'schen Erzählungen, für alles, was in Litteratur oder Kunst den Stempel der Sinnlichkeit trug, für die Werke, welche die

Fleischeslust, das freie fröhliche Ueberwuchern materiellen Genusses besangen, alles und jedes, mit einem Worte, hätte Therese begreiflich machen müssen, daß er zu den Männern gehörte, von denen man keine Treue verlangen darf, nicht nur, weil die Treue allen ihren Naturtrieben zuwider ist, sondern weil sie in ihren Augen etwas Albernes, Regelwidriges, Ungeheuerliches ist, ein Verstoß gegen das Gesetz, kraft dessen die Lebewesen sich suchen, sich verbinden, sich wieder verlassen, um unaufhörlich mit anderen Lebewesen das harmlose Experiment des sinnlichen Vergnügens von neuem vorzunehmen.

Eines Tages erfuhr sie, daß er sie hinterging, daß er sie von allem Anfang an hintergangen hatte. Und mit wem? Mit Schenkmädchen, mit Volkssängerinnen, mit Straßendirnen vom Montmartre oder aus dem Studentenviertel, so daß zu dem Schmerze sich verrathen zu sehen, noch die Demüthigung hinzukam, Nebenbuhlerinnen verworfenster Art aufgeopfert zu sein. Sie besaß Würde genug, ihm das zwecklose Jammern und die beleidigenden Schmähungen zu ersparen, in denen sich sonst gewöhnlich die Verzweiflung der Verliebten gefällt; sie hörte nicht einmal auf, ihn zu lieben, da sie eine von den Frauen war, die sich nicht wieder zurücknehmen können, wenn sie sich einem geschenkt haben; nur wurde sie krank und wäre beinahe gestorben.

Als sie nach der furchtbaren Krisis, die sie Wochen lang zwischen Leben und Tod hatte schweben lassen, wieder auf dem Wege der Besserung war, hatten sich ernste Ereignisse vollzogen. Das Kaiserreich war gestürzt worden; ein deutsches Heer belagerte Paris. Michael, durch die Revolution vom 4. September zur Macht gelangt, organisirte den Widerstand in der Provinz. Welche Frau hätte es nicht mit Stolz empfunden, sich bevorzugt, ja geliebt zu sehen von jenem Manne, der sich kühn dem siegreichen Feinde entgegenstellte, ihn zaudern, fast schon am Siege zweifeln machte, dessen Gestalt, schon so mächtig vor dem Riesenkampfe, den er aufzunehmen wagte, jetzt von einem Abglanze antiken Heldenthums bestrahlt wurde? Man erinnere sich an jene tieftraurige Zeit, an die Monate Oktober, November, Dezember 1870, Januar 1871, wo jeder Tag durch ein verhängnißvolles Ereigniß seinen besonderen Stempel aufgedrückt erhielt: eroberte Städte, übergebene Festungen, verlorene Schlachten, Rückzüge, die noch verheerender wirkten als Niederlagen; an jene Zeiten, wo die Invasion wie ein aus den Ufern getretener Strom alles überschwemmte, ertränkte, mit sich fortriß. Abgesondert von dem übrigen Frankreich und der Welt wie ein von den Fluthen umbrandetes Inselchen, wußte Paris nicht einmal, welcher Akt des Dramas jenseits der von Kanonen starrenden Einschließungs-

linien abgespielt wurde, die seinen engen Horizont umgrenzten. — Manchmal aber drang durch die Maschen des verwünschten Netzes, das die große Stadt zusammenschnürte, ein Träger von Nachrichten durch. Er erzählte, weit unten im Süden wolle ein Mann durchaus nicht verzweifeln; da sei noch eine Stimme übrig geblieben, um diesem armen erschöpften Frankreich kräftige Trostesworte zuzurufen, die es noch im Tode elektrisch durchzuckten. Und da war es wie ein Schimmer von Morgenröthe, der an unserem so finsteren Himmel aufblitzte; man fing wieder an zu glauben, vielleicht sei doch noch nicht alles aus; man fühlte dunkel den unbeschreiblichen heftigen Fieberfrost, nicht des Todeskampfes, sondern der Geburtswehen, durch den ganzen Leib des Volkes gehen, das mit neuen Heeren kreißte; man glaubte das dumpfe Getöse heranziehender, von Nord, Süd und West herbeieilender Legionen, fernes fröhliches Rufen der Heerhörner, Sieges- und Freiheitsgeschrei zu hören. Wenn Therese dem Treulosen noch irgendwie zürnte, so schmolz dieser Groll allmählich und verlor sich in der wieder lebhafter werdenden Bewunderung, die sie der großartigen Leistung zollen mußte, welche Costalla zu vollführen versucht hatte. Wenn sie noch litt, so schien ihr das eigene Leid weniger beachtenswerth zu einer Zeit, wo in ganz Frankreich von einem Ende bis zum anderen ein solcher Jammer herrschte, daß alles Mitleid, alle Thränen nicht genügten, um die Trauer des Vaterlandes nach Gebühr mitzuempfinden.

Sobald die Thore von Paris sich öffneten, reiste sie nach Bordeaux. Es wurde Michael einigermaßen schwer, diese verlebte, abgezehrte, um zehn Jahre gealterte Frau zu erkennen, die da wieder vor ihm erschien. „Wie, du bist es, meine arme Therese!“ sagte er zu ihr. „Ja, lieber Freund, erwiderte sie mit schmerzlichem Lächeln; ich bin es, so wie du mich zugerichtet hast.“ Keine weitere Klage sollte weder an diesem Tage noch später je aus ihrem Munde ertönen. Er glaubte, da sie verziehen habe, sei sie bereit, das Leben von ehedem wieder aufzunehmen; sie machte ihm bemerklich, daß er von nun an in ihr nur eine Freundin, eine aufrichtig ergebene zärtliche Freundin und nichts weiter sehen dürfe. Er fing an zu lächeln, da er wohl wußte, wie viele Frauen sich diesem hübschen Traume, dem ehemaligen Geliebten als Schwester zur Seite zu stehen, hingegeben haben, und wie selten es vorkommt, daß kein störendes Wiedererwachen der Leidenschaft den friedlichen Verlauf einer so schwierigen Umwandlung unterbricht. Als sich jedoch das Ermatten des Willens, auf das sein durch den Widerstand wieder angeregter Kitzel spekuliren zu können glaubte, nicht einstellte, nahm es unseren Michael baß Wunder; denn die geringe Kennt-

niß des Frauenherzens, die er besaß, war aus zu gemeinen Quellen geschöpft, als daß er die Erhabenheit der Gewissensbedenken hätte begreifen können, von denen sich Therese leiten ließ. Zuerst glaubte er, sie schmolle, und die lange Dauer dieses Zustandes erschien ihm unpassend, weil sie über das Maß von kindischem Wesen, das er den Frauen einräumte, hinausging. Da aber Monate, Jahre vergingen, ohne daß sie nachgab, wenn ihn zufällig einmal die vorübergehende Laune anwandelte, ihren Widerstand doch noch zu beugen, so ging es ihm schließlich wie dem, welcher plötzlich den geheimen Wohlklang einer fremden Sprache, die er schlecht versteht und nie sprechen wird, entdeckt: er erkannte schließlich, wenn auch undeutlich, welche Feinheit des Zartgefühls, welch tiefe Achtung vor der Liebe sich in dem hartnäckigen Widerstande dieser Frau verbargen, die dabei doch, das fühlte er, noch immer in ihn verliebt war. Diese verworrene Erkenntniß einer hohen sittlichen Würde vermehrte noch die Achtung, welche ihm Theresens Verstand und Entschlossenheit bereits eingeflößt hatten. Er empfand deutlicher den Werth dieser edlen Freundschaft, die ihm rückhaltlos geboten wurde, während ihm dabei doch mit milder aber unbeugsamer Festigkeit das Recht verweigert wurde, sich auf die Vergangenheit zu berufen, um mehr zu verlangen. Dieses eigenthümliche Liebesverhältniß enthüllte ihm thatsächlich Genüsse seltnerer und feinerer Art, als die sonst von seiner Sinnlichkeit erstrebte Befriedigung, der er bis dahin allein Werth beigelegt hatte. Gewöhnt, ihn alle Frauen ohne Unterschied wie untergeordnete Geschöpfe behandeln zu sehen, Ausstattungsstücke für Frauengemächer oder Blumen für den Harem, die eben durch die Minderwerthigkeit ihrer Fähigkeiten für immer dazu verurtheilt seien, sich dem Belieben des Mannes zu fügen, fanden seine Freunde in seinem Verkehre mit ihr nichts von dem Tone und den Gepflogenheiten wieder, die in beredtester Weise die tiefe Verachtung verriethen, worin ihn noch täglich die außerordentliche Menge und Leichtigkeit der durch seine Berühmtheit ihm vermittelten galanten Abenteuer bestärkte. Tausend kleine aber bezeichnende Einzelheiten, seine Art Therese anzureden und ihre Hand zu ergreifen, die Tonfärbung seiner Stimme, die, im Gespräche mit ihr, ihren schmetternden Klang dämpfte, das ganze Wesen schließlich, das er in ihrer Gegenwart annahm, deutete auf eine zugleich achtungsvolle und zärtliche Neigung hin. Und es war gerade diese Mischung von zwei ihm ganz neuen Gefühlsschattirungen, was selbst in den Augen dieses Wollüstlings dem rein freundschaftlichen Verkehre, den er mit ihr unterhielt, einen ganz besonders lieblichen Reiz verlieh.

Und die junge Frau? Wenn sie ihn auch noch immer liebte (allerdings mit einer durch die bestandene Prüfung gewissermaßen vergeistigten Liebe), so war sie jetzt doch vielmehr sein guter Kamerad, sein Rathgeber, seine Egeria geworden. Er fragte sie über alles um ihre Meinung, setzte ihr die Entwürfe zu seinen Reden auseinander und besprach sie mit ihr, und unterwarf ihrem Urtheile alle Wendungen der Politik, für die er sich jetzt entschieden hatte. Es war eine geschmeidige, behutsame Politik, die weniger mit den Principien als mit den vorhandenen Thatsachen rechnete, heute beinahe furchtsam und morgen höchst verwegen, je nachdem die Umstände Vorsicht oder kühnes Wagen zu rathen schienen; eine geduldige, planmäßige Politik, deren Vortheile er seit zehn Jahren unaufhörlich anpries, zum großen Aerger der Verfechter der durchgreifenden Richtung, die seine Politik mit heftigem Groll des Schwankens und des Wankelmuthes ziehen. Obgleich ihre Ansichten in mehr als einem Punkte fast ebenso radikal waren wie die ihres Freundes, suchte Therese ihren Einfluß auf ihn nur zu Gunsten der maßvollen Entscheidungen auszuüben; denn ihr ganz fester, ganz sicherer Verstand verleugnete sich auch auf dem politischen Gebiete nicht, wo sonst die Frauen, wie es scheint, meistens nur der blinden Heftigkeit ihrer Vorurtheile und Triebe, der Unduldsamkeit unbewußter Vorliebe oder Abneigung, ihren beschränkten, starren, rasch fertigen, mit ruhiger Geringschätzung von Maß und Billigkeit, Prüfung und Unterscheidung gebildeten Urtheilen folgen. Die Ideen Costalla's siegen zu sehen, war die Hauptbeschäftigung, das beständige Dichten und Trachten, womit Therese alle Augenblicke ihres Lebens ausfüllte. Sie hatte sich dem Ruhme ihres Geliebten geweiht, wie andere sich Gott weihen, mit der ganzen Gluth, der ganzen verzweifelten Inbrunst einer getäuschten und völlig vom Wege abgekommenen Seele, die um jeden Preis, sei es auch durch eine nur trügerische Befriedigung, das unaufhörliche Bedürfniß nach Glauben, nach Liebe, nach Selbstaufopferung ersättigen will, von dem sie sich gequält fühlt. Daher also hatte das Empfangszimmer der kleinen Wohnung in der Verneuilstraße jenes eigenthümliche Aussehen einer mit Votivbildern bedeckten und einem Heiligen geweihten Kapelle.

Gerade an dem Tage, wo die Deputirtenkammer der Schauplatz der stürmischen Sitzung war, von der weiter oben berichtet wurde, genau zu der Stunde, als Costalla das Palais Bourbon verließ, nachdem er seine große Rede in die Versammlung geschleudert hatte, plauderten zwei Personen in diesem ganz von ihm erfüllten Raume. Die eine war Therese selbst. Aschblonde, weiche, aber schon ergrauende Haare

umrahmten mit züchtig glatten Scheiteln ein noch jugendliches Gesicht, in dem smaragdhell durchsichtige blaue Augen glänzten. Gewöhnlich blickten sie schwermüthig, aber doch ruhig, mit einer Art heiterer Ergebung, dem Merkmale völligen Herzensfriedens, wie man ihn auf dem weißen Gesichte der Barmherzigen Schwestern oft wahrnimmt. Die fast durchsichtige Haut, deren Blässe sich bei jeder Gemüthserregung sofort in zartes jungfräuliches Rosa wandelte, die Hände, die Ohren, der Mund, die Zähne, waren von hocharistokratischer Feinheit. Unter dem braunwollenen, in Stoff und Schnitt sehr einfachen Mieder, das ihren schmalen Oberkörper mit der mädchenhaft biegsamen Taille knapp umschloß, mußte, das ahnte man, ein empfindsames, leicht erregbares Herz schlagen, dessen Fibern jedoch der Wille beherrschte. Sie sprach nicht gerade schnell und mit etwas verschleierter Stimme, wie das oft bei Leuten vorkommt, die viel nachdenken; und wenn sie sprach, zog etwas unbestimmbar Verschwommenes über ihre klaren Augen, wie wenn sie ihren Blick in ihr Innerstes hineingekehrt hätte, um dort die stille Arbeit ihres Geistes zu verfolgen. In Verbindung mit der ungewöhnlichen Kraft ihres Denkens verlieh gerade dies, nach dem Zugeständniß aller, die sie kennen gelernt hatten, allem was sie sagte, einen eigenthümlichen Nachdruck.

— Somit, mein Freund, fragte sie, haben Sie heute Morgen, als Sie den abscheulichen Artikel im Feuerfesten lasen, denselben Gedanken gehabt wie ich?

— Völlig denselben . . . Ein gewöhnlicher politischer Gegner hätte solche Töne des Hasses nicht anzuschlagen vermocht. Ich habe sofort einen persönlichen Feind Costalla's gewittert.

— Ich auch . . . Haben Sie bemerkt, wie tückisch doppelsinnig die Ausdrücke gewählt sind? Man kann nicht genau erkennen, von welcher Art Börsenschwindel die Rede ist, oder ob gegen Michael selbst oder gegen seinen Bruder oder sonst jemanden aus seiner Umgebung die Anklage erhoben werden soll, daß er sich damit befasse . . .

— Natürlich . . . Diese unbestimmten Beschuldigungen voll versteckter drohender Anspielungen, welche die Bosheit nach Belieben ausdeuten und verschlimmern kann, sind mehr zu fürchten, als eine deutliche bestimmte Aussprache; der Schuft, der das geschrieben hat, kennt sein Handwerk. Und wenn man dabei bedenkt, daß er noch nicht 25 Jahre alt ist . . .

Therese fuhr erstaunt auf und rief aus:

— Wie, Sie kennen ihn also?

— Ich habe ihn vor einigen Jahren flüchtig gesehen. Ich weiß

aber, mit wem wir es zu thun haben, und das ist die Hauptsache. Sowie ich den Artikel gelesen hatte, war meine erste Sorge, auf die Suche zu gehen, um sobald als möglich zu erfahren, wer ihn geschrieben habe. Und ich habe eine hübsche Entdeckung gemacht, dafür sage ich gut!

— Sagen Sie schnell, wer ist es?

— Erinnern Sie sich noch an eine Geschichte, die ich Ihnen, glaube ich, einmal kurz andeutete? Vor acht oder neun Jahren war ich eines Tages nach der Deputirtenkammer gegangen, um Michael abzuholen. Nach Schluß der Sitzung traten wir Arm in Arm heraus. Eine Frau, die einen großen Bengel von etwa 15 Jahren an der Hand hinter sich herschleppte, pflanzte sich vor uns auf . . . Ich sehe noch heute ihren hohen Wuchs, ihre mächtigen Formen, ihr zerrissenes Gesicht, die grauen struppigen Haarbüschel, die unter ihrer rothen Kapuze hervorquollen, ihre glänzenden Augen, ihr trunkenes Aussehen, namentlich aber sehe ich noch den mageren, leichenblassen Knaben mit dem bösen Blick, der hölzern und scheu wie ein Thier neben ihr stand . . . Das Mannweib wies mit dem Finger auf Michael und sagte zu dem Bürschchen: „Du willst deinen Vater kennen lernen? Sieh dir den Lump ordentlich an, das ist er!" Nun, meine Liebe, das Kind ist herangewachsen, es schreibt, und das Kind gerade ist es, das im Feuerfesten mit „Vindex" unterzeichnet. Nun wissen Sie es. Was meinen Sie dazu!

— Ist es möglich; . . . Wie, das wäre jenes Kind, . . . jener Knabe! . . . Aber das wäre ja abscheulich! . . . Ach, hören Sie auf, Camille! Sie vergaßen hinzuzusetzen, daß jene Frau gelogen hat!

— Allerdings kann ich Ihnen soviel bestimmt versichern, daß Michael nicht der einzige Liebhaber jener Aurelie war, als sie das Kind bekam. Sie werden sich doch hoffentlich nicht durch eine so alte Geschichte etwas in den Kopf setzen lassen? Diese Vaterschaft ist ihm so verdächtig vorgekommen, daß er zwar eine Pathenstelle bei dem Kinde angenommen, zugleich aber der Mutter ganz bündig erklärt hat, daß sie sich nicht einbilden dürfe, von ihm noch mehr verlangen zu können. Sie hat nicht weiter gedrängt, und er hat sie mehrere Jahre lang aus dem Gesichte verloren. Nach dem Kommuneaufstande, bei dem sie eine gewisse Rolle gespielt zu haben scheint, hat ihn Fräulein Vidalin, die damals wohl in große Noth gerathen ist und sich irgendwo verborgen halten mußte, um Unterstützung bitten lassen. Michael hat in den sauren Apfel gebissen. Ich habe Grund zu glauben, daß jenes Geld zum Theil die Kosten der recht sorgfältigen Erziehung bestritten hat, die seinem hoffnungsvollen Pathen gestattet, ein so hervorragender Mit-

arbeiter an der vortrefflichen Zeitung zu sein, in der er sich soeben seine Sporen verdient hat. Es kam ein Tag, wo die Briefe Aureliens, die den Anspruch zu erheben wagte, er solle jenen Schlingel als seinen Sohn anerkennen, schließlich die Geduld und Güte Costalla's ermüdeten. Er strich ihr das kleine Jahrgeld, das er ihr thörichter Weise eine Zeit lang hatte zukommen lassen. Da erschien sie und machte vor dem Thore des Palais Bourbon jenen Auftritt, von dem ich Ihnen erzählt habe. Nach den Briefen der Mutter erfolgten nun die des Sohnes, voll grober Forderungen, wüthender Schimpfreden und Drohungen. Schon seit längerer Zeit haben beide kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben. Nun sehen wir heute, wie die Verfolgung unter anderer Form wieder beginnt ... Und jetzt, liebe Freundin, wissen Sie ebenso viel davon wie ich.

Der Mann, mit dem Therese diese Reden wechselte, war Camille Farjasse, der älteste und vertrauteste Freund Costalla's. Michael und er hatten sich 20 Jahre früher bei dem alten Rechtsanwalt Durieux kennen gelernt, bei dem sie beide Schulter an Schulter als Sekretäre gearbeitet hatten. Sie hatten beide die Absicht, politisch wirksam zu sein und übten sich im Reden in den damals üblichen Parlotes, namentlich in den Molé'schen juristischen Redecirkeln, wo die jungen Referendare sich die Zunge stählen, wie man sich auf dem Fechtsaale die Hand stählt. Mit seinem mattblonden Backenbarte, seinen schmalgeschnittenen, spöttischen Lippen, seinem Grübchenkinn, seiner etwas aufgestülpten Spürnase, seinen papierblauen, blinzelnden, verschmitzten Brillenaugen, deren Lider sich im äußeren Augenwinkel in ein boshaftes Runzelgewirr zusammenfältelten, mit seiner scheckigen Haut wie ein Gerichtsschreiber aus einem normännischen Dorfe, seiner dürftigen Erscheinung, besaß Farjasse keine der äußeren Gaben, die einen so wesentlichen Bestandtheil des Redners ausmachen. Ein feiner und kräftiger Geist von eigenthümlicher Schärfe und Gewandtheit verstand er es vortrefflich, einen Prozeß vorzubereiten, die starke und die schwache Seite einer Sache auszuwittern, den ausschlaggebenden Beweisgrund, sei es zum Angriff, sei es zur Vertheidigung, ausfindig zu machen. Seine vielseitige, geistreiche und anregende Unterhaltung war reich an witzigen oder tiefen Bemerkungen. Jedoch besaß dieser furchtbare Dialektiker, dieser bis zur äußersten Verwegenheit auf dem Gebiete philosophischer Spekulation kühn vordringende Skeptiker eine eigenthümliche Angst vor dem öffentlichen Auftreten als Redner. Im kleinen Freundeskreise ein geistsprühender und stoffreicher Improvisator verlor er an den Schranken des Gerichtshofes alle seine sonstige Ungezwungenheit, alle Biegsamkeit

und Kraft seiner Phantasie. Gleich bei den ersten Worten fingen die Gedanken an, in seinem Geiste herumzuwirbeln wie Schneeflocken; sein künstlich aufgebauter Entwurf gerieth in's Wanken, seine unentschiedene Sprache wurde schleppend und farblos, Furcht ergriff ihn — eine alberne, thörichte, unüberwindliche Furcht, die seine Stirn von Angstschweiß perlen machte — und die prachtvoll ausgearbeitete Rede schleppte sich jämmerlich hin und schloß mit abgerissenen Auseinandersetzungen, deren Zusammenhangslosigkeit peinlich auf den Hörer wirkte. Da ihm eine Menge stets unglücklicher Versuche bewiesen hatte, daß seine Schwäche unheilbar sei, verzichtete Farjasse ein für allemal auf die Anwaltschaft. Dieser Entschluß fiel ihm um so schwerer, als er sich seines Werthes bewußt war, und als der sehr scharfe kritische Sinn, mit dem er bewaffnet war, ihn nur zu deutlich erkennen ließ, wie dünn und armselig der Stoff ist, aus dem sich manche Redner das Mäntelchen ihrer Berühmtheit zusammenschneidern. Wenigstens aber war ihm jedes niedrige Gefühl der Eifersucht auf den jüngeren und glücklicheren Genossen fremd, der in die politische Laufbahn gerade damals siegreich einzog, als er sich für immer von ihr ausgeschlossen sah. Ja, seine Bewunderung für diesen Mann, der mit allen an ihm so schmerzlich vermißten Vorzügen — mächtiger Stimme, ausdrucksvollem Geberdenspiel, stattlicher Figur, schöner Haltung, und namentlich unzerstörbarer Sicherheit begabt war — diese Bewunderung wurde die eigentliche Grundlage für die Freundschaft, die ihn später so eng mit Costalla verknüpfen sollte. Er übertrug auf ihn all seinen getäuschten Ehrgeiz, all die Ruhmbegier, die einst sein Herz hatte rascher pochen lassen. Er unternahm es, die rednerische Kraft, die wie Lava in der glühenden Seele seines jungen Gefährten siedete und kochte, zu schulen, an Ordnung zu gewöhnen; diesen leicht auffassenden, anscheinend aber etwas groben Verstand zu verfeinern, ihm die noch mangelnden und für werthlos geachteten Kenntnisse zuzuführen; ihm die verwickelte Schwierigkeit der Fragen zu enthüllen, die er schon von Grund aus zu kennen wähnte, wo er doch kaum ihre Oberfläche flüchtig gestreift hatte; endlich jenes üppige Ueberwuchern von Worten und Bildern zu beschneiden, das an und für sich die Gedanken zu ersticken drohte. „Du rächst mich am Leben", hatte er eines Tages zu seinem Freunde gesagt. „Ich war, unter uns gesagt, etwas verbittert, daß ich keine Verwendung für meine Fähigkeiten hatte finden können; du hast mir dazu verholfen. Als ich dich kennen lernte, warst du ein gut begabter Bursche — das bemerkenswertheste Mundwerk, das mir bis dahin vorgekommen war. Du rochst aber etwas nach dem Marseiller Lastträger. Ich habe mich der Auf-

gabe unterzogen, dich von den Schlacken zu säubern, und heute macht es mir unbändigen Spaß, mir hinter den Koulissen, wo ich mich übrigens ausgezeichnet wohl fühle, zu sagen, daß ich einigermaßen dazu beigetragen habe, aus dir den Heldentenor zu machen, der du geworden bist. Das tröstet mich darüber, daß ich mit 48 Jahren nichts als ein gut gestellter alter Knabe, Skeptiker, Feinschmecker und Podagrist bin. Deine politischen Ideen, oder was du so nennst, dein allgemeines Stimmrecht, deine Volksherrschaft, deine nationale Wiedergeburt u. s. w. u. s. w. scheinen mir, wenn ich offen sein soll, ungereimte und schwer zu behandelnde Sachen zu sein. Ich bin Bourgeois, Juste-milieu in Mark und Bein, und rühme mich dessen. Ich habe das Aussehen eines Notars, bin es aber innerlich noch viel mehr; ich habe eine angeborene Vorliebe für alles, was sich in der richtigen Mitte hält, der allgemeinen Regel entspricht und schon seit alten Zeiten da ist; ich habe Achtung vor dem korrekten Wesen und der äußeren Form, die du nicht hoch anschlägst; denn du bist und bleibst ein verbummeltes Genie. Ich bin ein Nationalgardist von 1840, Anhänger Voltaire's, aber konservativ, verstehst du, Rebell? Ich müßte dir ja feindlich gegenüberstehen, fühlte ich mich nicht mehr von dir angezogen als empört. Als Liebhaber deinem Spiele zusehen, dir deine Striche ankreiden, dir deine Stöße rathen, dies alles gehört wesentlich mit zu dem dilettantenhaften Betriebe der Politik, auf dessen einigermaßen hervorragende Uebung ich mir etwas zu gute thue. Außerdem habe ich dich lieb; ich bin dir dankbar für die köstliche Mannigfaltigkeit von Gefühlen, die du mich empfinden lässest — wie sie wahrscheinlich einer jener großen Teufel von Barbaren, die das römische Reich über den Haufen gerannt haben, einem kleinen, alten, schon sehr im Verfall begriffenen und sehr durchtriebenen Byzantiner eingeflößt haben mag. Ich sehe etwas von oben auf dich herab, weil es dir an gutem Benehmen, geistiger Durchbildung und eindringender Kritik fehlt; und gleichzeitig bewundere ich dich, weil du eine Kraft bist.... Wenn du sprichst, schlage ich zunächst vorwurfsvoll die Augen zum Himmel auf und sage zu mir: Mein Gott, ist der Mensch gewöhnlich! Wenn ich aber zuhöre, bin ich genöthigt, bald darauf hinzuzufügen: Mein Gott, ist der Mensch gewaltig! Und dann kommt es mir vor, als sei ich in meiner Vaterstadt Caudebec und sähe die Springfluth vorüberrauschen...."

Trotz des spöttischen Tones, den Farjasse mitunter anschlug, war seine Freundschaft zu Costalla völlig aufrichtig. Therese täuschte sich darin nicht. Mit dem untrüglichen Instinkt der liebenden Frau empfand sie, daß Michael in ihm nicht nur einen zuverlässigen Freund, sondern

auch einen höchst schätzenswerthen Rathgeber besaß. Da Camille seinerseits in Therese dieselben werthvollen Eigenschaften erkannte, die sie in ihm entdeckt hatte, so nahm die Achtung und Zuneigung, die sie sich gegenseitig einflößten, allmählich den Charakter einer guten, aufrichtigen Kameradschaft an. Nur selten ließen vorübergehende Mißhelligkeiten, die ihrerseits wieder auf dem gegenseitigen Ueberbieten und Wetteifern in der Liebe und Dienstwilligkeit gegen Costalla beruhten, eine Aenderung in diesem Verhältniß eintreten. Und so saßen sie denn an jenem Tage bei einander, im Austausche ihrer verschiedenartigen Eindrücke, wie sie täglich zwischen 5 und 6 Uhr thaten.

— Was kann denn aber schließlich, nahm Therese die Unterhaltung wieder auf, der Zweck des Elenden sein, der den Artikel geschrieben hat? Gegen Michael läßt sich nichts vorbringen! . . .

— Gewiß; nur wissen Sie so gut wie ich, daß das nicht von allen in seiner Umgebung gilt.

— Sie meinen Eduard?

— Nun ja, weiß Gott, Eduard! Dieser verwünschte Eduard, der Schandfleck, der verwundbare Punkt, die schwache Stelle im Harnisch unseres Ritters! Sie bemerkten soeben, daß die Anspielungen des Feuerfesten zweideutig sind. Gewiß sind sie es; das hindert aber nicht, daß für jeden, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, Eduard deutlich gekennzeichnet ist. . .

— Allerdings; ich habe sofort an ihn gedacht.

— Verwünscht! Und so wird's jeder gemacht haben oder machen — Michael freilich ausgenommen. Versuchen Sie es doch, ihm beizubringen, daß sein lieber Eduard Sachen zusammenbraut, von denen einige wenigstens nicht gerade angenehm duften dürften! Hat er uns jemals geglaubt, wenn wir ihm die Augen zu öffnen suchten? Wird er Ihnen, wird er mir heute mehr Glauben schenken? Gott bewahre! Sie wissen recht gut, wie tief seine Verblendung in allem ist, was diese widerwärtige Persönlichkeit angeht! Er wird uns in's Gesicht lachen und sagen, wir seien eifersüchtig auf die Vorliebe, die er für jenen hegt. Und wenn man die Schliche und Kniffe aufzudecken sucht, die dieser geriebene Fuchs im Dunklen betreibt — wie der brave Mitbürger „Vindex“ es vorzuhaben scheint — so ist Michael, das sage ich Ihnen, der Mann dazu, sich Hals über Kopf in's Meer zu stürzen, um seinen Bruder zu retten! Und davor fürchte ich mich gerade! . . .

Ein heftiges Klingeln ertönte, und beide blieben stumm sitzen und sahen sich ängstlich an. Der Parquettfußboden des Vorflurs erkrachte unter einem wuchtigen Schritte; Costalla erschien mit entstelltem Ge-

sichte, denn sein Spaziergang in der frischen Luft auf der Terrasse am Wasser und die Uferstraße entlang hatte die Spuren der tiefen Erregungen in der Kammersitzung nicht verwischen können. Er streckte ihnen stumm die Hand hin, dann sich schwer in einen Lehnstuhl sinken lassend, sagte er zu ihnen:

— Ach, Freunde, ich bin verloren! . . .

Farjasse fuhr mit einer plötzlichen Bewegung in die Höhe und warf die abgebrochene Frage hin:

— Wie? was? was giebt es?

Nun setzte sie Costalla mit wenigen Worten von dem Vorgefallenen in Kenntniß; wie gereizt er sich gefühlt habe, als man ihm den Artikel des Feuerfesten mitgetheilt; wie ihn die verletzenden Anspielungen des Redners von der Rechten auf die Rednerbühne geführt hätten; wie von beiden Seiten der Deputirtenkammer ein Hagel von beleidigenden Zwischenrufen auf ihn niedergefahren sei; wie kaltblütig er zuerst seinen Gegnern die Stirn geboten habe; wie er nachher zornig geworden sei; wie seine schön begonnene Rede in wüthender Schmähung geendet habe; wie er sich auf der Rednerbühne vor erstickender Wuth einer Ohnmacht nahe gefühlt habe; wie er geflohen, verzweifelt und schließlich hierher gekommen sei.

— Beruhige dich, ich bitte dich darum, lieber Freund, sagte Therese in dem Tone einer Mutter, die zu ihrem Kinde spricht. Du hast dir schon weh genug gethan . . ., sprich nicht mehr . . . schweige.

Und sie drückte ihm die Hand, die er schlaff und lässig ergreifen ließ; sie fächelte lind seiner brennenden Stirne Kühlung zu, während Camille mit den Daumen in den Westentaschen im Zimmer hin- und herwanderte und mit ingrimmiger Miene vor sich hinbrummte:

— Das lose Maul! . . . immer wieder das verwünschte lose Maul! . . . Dann wird man dir also jedesmal einen Maulkorb anlegen müssen, wenn du in die Deputirtenkammer gehst. Da hast du ja was Schönes angerichtet! . . .

— Nicht doch, Camille; hier ist nicht der Ort, ihn auch noch so niederzuschmettern, sagte die junge Frau.

— Soll ich ihm etwa auch noch Komplimente machen? . . . Also so weit bist du! Du erhebst den Anspruch, Frankreich zu regieren, ein Staatsmann zu sein, ein richtiger, weißt du, einer aus der alten Schule, wie es ihrer unter der Restauration, unter dem Julikönigthum, unter dem Kaiserreiche gab, mein Junge, und du stürzest dich dumm wie ein Stier auf den ersten besten roten oder weißen Lappen, den man vor

dir schwenkt. . . Ah! dein Pathe kann sich rühmen, heute seine Zeit nicht umsonst verschwendet zu haben! . . .

Bei diesen Worten richtete sich Costalla auf und sagte mit dem Ausdrucke lebhafter Ueberraschung:

— Mein Pathe? Was zum Teufel hat der mit alledem zu schaffen?

— Du frägst noch? Nun, mein Lieber, er ist es ja, der die Siegespalme des heutigen Tages davon trägt! . . . Begrüße in ihm, ich bitte dich, den glänzenden Mitarbeiter des Feuerfesten, den Urheber der reizenden Geistesfrucht, deren Lesen so schöne Wirkungen auf dich hervorgebracht hat! . . .

— Wie? Er ist es? . . . Ich hätte mir's denken können. Soll ich ihn denn nun aber auf Schritt und Tritt auf meinen Wegen treffen, den schändlichen Kerl?

— Das befürchte ich . . . Aber darum handelt es sich nicht. Hast du deinen Bruder gesehen?

— Nein; er war nicht in der Deputirtenkammer.

— Das wundert mich nicht; er hat ja so viel anderweitig zu thun! . . . Du weißt also noch nicht, wie Eduard von dem Artikel denkt?

— Wahrscheinlich ebenso wie ich, wie jeder, daß es eine Schmach ist.

— Offenbar . . . aber schließlich würde es mir interessant erscheinen, seine persönliche Ansicht kennen zu lernen.

— Weshalb seine mehr als die eines anderen?

Camille sah ihm fest in's Gesicht, schwieg einen Augenblick und fing dann wieder an:

— Weshalb? Du frägst mich, weshalb? Nun, wegen gar nichts, mein Freund . . . Es war nur so ein Einfall . . . Reden wir nicht mehr davon! Ich springe rasch in einen Wagen und fahre nach der Kammer. Es wäre mir nicht unlieb, zu erfahren, wie die Sitzung nach deinem Aufbruch geschlossen hat . . . Ich weiß nicht, aber mir scheint, es muß da etwas Krakel gegeben haben . . . Warte hier eine halbe Stunde auf mich, nur um hinzufahren, Erkundigungen einzuziehen und zurückzukommen. . .

Im Begriff, das Zimmer zu verlassen, blieb er stehen, mit der Hand auf der Klinke der halbgeöffneten Thür:

— Du hast doch wenigstens tüchtig geschnauzt, Kerl?

— Darüber kannst du ruhig sein, ich war bei Stimme! antwortete Michael, der trotz des Tones bärbeißiger Zärtlichkeit, in dem diese Frage an ihn gerichtet wurde, lächeln mußte.

— Dann ist das vielleicht nicht so schlimm, als du glaubst, versetzte Farjasse. Damit ging er hinaus.

— Braves Herz! sagte Costalla. Dann, nach kurzem Schweigen, fügte er hinzu:

— Wenn du wüßtest, liebe Therese, wie nöthig ich seine und noch mehr deine Liebe brauche, in diesen schmerzlichen Stunden äußerster Mattigkeit und Erschöpfung, wo ich fühle, wie der verwünschte Fels, den ich vor mir herwälze, auf mich zurückfällt und mich mit seiner Masse zerquescht.

— Wenn diese Liebe dir wohl thut, Freund, weshalb kommst du nicht öfter und holst dir in ihr neue Kraft? Ich rechnete gestern, nach der Kammersitzung, ziemlich sicher auf deinen Besuch . . . Erwarte ich dich nicht täglich, stündlich! . . . Wie es scheint, hattest du in Soisy zu thun . . . Du fährst recht oft nach Soisy . . . Oh, ich mache dir um Gotteswillen keinen Vorwurf! Du hast das Recht dazu. Gehe alle Abende hin, wenn dir das Spaß macht . . . Nur möchte ich dann wissen, warum du sagst, daß du dich hier wohl fühlst? Du siehst wohl, daß du anderswo lieber bist. Das ist ganz natürlich . . . und ich bin dir deshalb nicht böse, Freund. . .

Die Musik dieser langsamen, tiefen Stimme umhüllte ihn völlig und wiegte ihn leise hin und her, wie eine liebliche Sinnesempfindung. Der zärtliche, unausgesprochene Vorwurf, den Theresens Worte enthielten, ihr bleiches und schmerzverzogenes Gesicht, ihre vor der Zeit weiß gewordenen Haare, die Erinnerungen an die glücklichen Tage von einst, an denen ihr matt sich weiter schleppendes Leben noch immer zehrte, alles sagte Michael, wie sehr ihn diese Frau noch immer liebte.

— Ach! hob er wieder an, in einem gerührten Tone, den sie an ihm nicht kannte, der ihm selbst neu war, ich habe mich sehr gegen dich vergangen, arme Therese! . . . Du warst das Glück, das sichere, ruhige und tiefe Glück; und ich habe dich anderen geopfert, die . . . wie soll ich sagen? ich weiß es wirklich selbst nicht — die die augenblickliche Laune, das kurze Mittelglied zwischen dem sinnlichen Verlangen und der Uebersättigung, und nachher nichts mehr waren! . . . Willst du mir verzeihen, Therese?

— Das ist schon längst geschehen, lieber Freund. Laß diese ganze Vergangenheit in Ruhe, ich bitte dich darum; störe sie nicht auf. Wenn du daran rührst, und sei es auch nur mit schonender, zärtlicher Hand, so lässest du all das Bittere, das tief in mir begraben liegt, wieder aufsteigen; und ich will nicht, hörst du wohl, daß diese Hefe die kristallklare Neigung trübe, die ich dir biete . . . Wohlan denn, sei artig; sprich nicht mehr, denke nicht mehr . . . du hast dir heute zu viel zugemuthet; dein armes Gehirn muß ganz erschöpft sein. Du weißt

nicht mehr, was du sagst, versichere ich dir . . . Ruhe dich einige Minuten in diesem Lehnstuhle aus. Willst du ein Kissen unter den Kopf haben? . . . Hier ist ein recht weiches . . . Lehne dich mit dem Kopfe dagegen . . . So recht . . . mach' die Augen zu . . . Und jetzt schlafe; ich werde kein Geräusch machen. . .

Mit halbgeschlossenen Augenlidern betrachtete er sie, wie sie im Zimmer hin und her ging. Als sie ihm das Kissen zurechtlegte, fühlte er auf der Stirn eine flüchtige Berührung von feinen zarten Fingern, die ihm zum ersten Mal im Leben jene Unendlichkeit unkörperlichen Lustgefühls enthüllte, das in der flüchtigsten und züchtigsten Liebkosung enthalten sein kann. Hierauf fing er, ohne sich vom Flecke zu rühren, ohne die schlaftrunkene Haltung, in der sein erschöpfter Körper wohlig erstarrte, durch die geringste Bewegung zu ändern, wieder zu sprechen an, langsam, mit jener feierlichen, nachdrucksvollen Betonung, welche die menschliche Stimme mitunter im Traume annimmt.

— Höre zu, liebe Freundin; ich bin müde, müde des Ehrgeizes, müde der Ränke, müde der unfruchtbaren Kämpfe, müde der Popularität, müde des ganzen Daseins, nur nicht der Liebe. Wenn du willst, eilen wir fort . . . . Ich entführe Dich in das sonnige Land, wo ich geboren bin. Ich möchte Dir mein blaues Meer zeigen, das Dreieck der lateinischen Ruthensegel, die weißen Landhäuschen, im Grün der Tamarisken und der Palmbäume versteckt. . . . Und nachher möchte ich dir auch Italien zeigen, Venedig, Florenz, Rom, Neapel, alle jene gesegneten Orte, wo es süßer als anderwärts sein muß zu leben und zu lieben.

Er wanderte weiter und weiter und entrollte vor den Augen seiner Freundin eine Fata Morgana von Museen, Palästen, wundervollen Gärten, großartigen Ruinen, die sie in der wieder aufgenommenen süßen Lebensgemeinschaft zusammen besuchen wollten. Wie abgespannt auch Costalla durch die Anstrengung dieses höchst ermüdenden Tages war, sein Gehirn funktionirte maschinenmäßig weiter, ohne daß der Wille oder das Nachdenken wesentlich daran betheiligt waren. Fortwährend erblühten neue Bilder, neue Gestalten auf dem Gefilde seines Denkens, ohne daß dieses Denken etwas that, um sie hervorzurufen; denn es war von demselben Starrkrampfe befallen, wie sein physisches Sein. Gestalten und Bilder setzten sich sofort von selbst und mit wunderbarer Schnelligkeit in große schön dahinfließende Sätze um, die ohne Anstrengung von seinen Lippen rollten, ähnlich wie das Wasser aus einer unversiegbaren Quelle hervorströmt.

Bei den ersten Worten hatte Therese nur gelächelt. Ein unbe-

stimmtes Gefühl, welches bewies, wie genau sie diesen Mann kannte, warnte sie gleich zu Anfang, diesen schönen Reiseplan allzu ernst aufzufassen, und erinnerte sie daran, wie oft sie es schon erlebt hatte, daß dieser bewegliche Geist von seiner eigenen Phantasie zum Narren gehalten wurde, als Opfer eines ihm eigenthümlichen Naturgesetzes, wonach er dazu verurtheilt war, jede seiner Ideen unter das trügerische Vergrößerungsglas rednerischer Uebertreibung zu halten. Dann hatte sie eine Stickerei, an der sie arbeitete, in den Nähkorb geworfen; sie lächelte nicht mehr, spottete nicht mehr im Innern über das, was er sagte, und fand es nicht mehr närrisch; sie hatte ernst zugehört; sie hatte sich berücken lassen, wie er selber sich berücken ließ, von diesen Worten voll Himmelblau und Sonnenschein; ihr Gesicht hatte sich nach und nach in dem Strahlenglanze des unaussprechlichen Glücks verklärt, das sie undeutlich vor sich sah; und jetzt faßte es sie mit Macht; vornübergebeugt, um ihren Freund besser zu verstehen; die Augen in himmlischer Freude feucht glänzend, fühlte die junge Frau, wie ihr Denken dem seinen durch die weiten Räume nachflog; wie es Berge überschritt, Ebenen durchwanderte, in vollem Lichte schwebte; sie fühlte, wie sie, ihm wiedergewonnen, besiegt durch das trügerische Blendwerk eines beredten und zärtlich geliebten Mundes, murmelte: „Ja, wenn das wahr wäre! Reisen, mit dir reisen, welch traumhaftes Glück!"

Plötzlich ging die Thür auf und Farjasse trat wie ein Windstoß in's Zimmer.

— Allerneuestes, Kinder, schrie er; das Ministerium liegt am Boden.

Dann machte er vor Michael eine tiefe Verbeugung und sagte:

— Heil und Gruß dem Herrn Ministerpräsidenten!

Costalla war in die Höhe gefahren:

— Was da? Bist du verrückt? fragte er.

— Ebenso wenig wie du, großer Mann! Nach deinem Weggange ist die Sitzung weitergegangen. Es wurde über einen Zuckersteuererlaß abgestimmt, den das Ministerium beantragt hatte und auf den es großes Gewicht legte. Das erbauliche Bündniß zwischen der Rechten und der äußersten Linken, das soeben auf deinem Rücken abgeschlossen worden war, hatte noch nicht Zeit gehabt, sich aufzulösen. Das Ministerium ist demnach in der Minorität geblieben.... Es zieht sich zurück.... Und da du allein in der Deputirtenkammer genügendes Ansehen besitzest, um ein anderes zu bilden; da deine Rede trotz des höheren Blödsinns am Schlusse, der sich übrigens in dem allgemeinen Wirrwarr einigermaßen verloren hat, prachtvolle Stellen, ein wirkliches Regierungspro-

gramm, enthalten soll und beweist, daß du — glücklicher Sterblicher — noch immer der größte Redner unserer Zeit bist; da dein geschmackloser Schulbubenstreich von heute Nachmittag nicht ausreicht, dich des segensreichen Gewinnes zweijähriger Artigkeit zu berauben, womit du auf meinen Rath Frankreich und Europa hast ein Unterpfand künftigen Wohlverhaltens geben wollen, so geht aus alledem und noch sehr vielen anderen Erwägungen hervor, daß du der Mann des gegenwärtigen Moments, der Unentbehrliche, bist, und daß der Präsident der Republik nolens volens dem Zwange nicht entrinnen kann, dir die Bildung des neuen Kabinets anzuvertrauen. . . . Na? was meinst du zu diesem Satze? Wenn ich vor der Oeffentlichkeit so gut spräche, so wäre ich vielleicht auch Minister! . . .

Michael hatte stehend, mit tiefer Aufmerksamkeit, den Bericht seines Freundes angehört. Er richtete noch einige Fragen an ihn, in abgebrochenem Tone, der die heftige innere Bewegung verrieth, von der er erfaßt war; dann fing er an, das Zimmer nach allen Richtungen zu durchwandern. Die Müdigkeit, die sein Gesicht und seine Haltung vorher ausgedrückt hatten, war plötzlich verschwunden. Er hob selbstbewußt den Kopf in die Höhe, warf seine Haare nach hinten zurück und strich sich liebkosend über den Bart; ein stolzes Schnauben ließ seine weit aufgeblasenen Nüstern anschwellen, wie wenn die lange begehrte und nun endlich berührte Macht sie mit köstlichem Dufte erfüllt hätte. Die Ankunft Camille's, die wichtigen Neuigkeiten, deren Ueberbringer er war, hatten sein Denken, das im Lande der Chimären schweifte, mit einem Schlage zur Wirklichkeit zurückgerufen. Und jetzt eilte dieses unstäte und flüchtige Denken mit derselben verzehrenden Gluth und ohne auch nur einen Blick nach hinten zu werfen in entgegengesetzter Richtung davon.

Bei dem ersten Worte, das Farjasse aussprach, schon an der Art, wie sich Michael aufrichtete, hatte Therese die Richtigkeit der Hoffnung ermessen, die sich einige Minuten lang ihres Herzens bemächtigt hatte. Sie sank nach hinten über, mit der sanften Bewegung einer Lilie, deren Stengel bricht, griff mit der Hand nach dem Herzen und wurde so bleich, daß, wenn sich einer von ihren beiden Freunden in diesem Augenblicke um sie gekümmert hätte, er sie einer Ohnmacht nahe geglaubt haben würde. Solche stumme Schmerzen aber gehören nicht zu den Leidenschaften, welche die Aufmerksamkeit der Männer auf sich ziehen. Sie sprachen höchst erregt, fuhren mit den Händen in der Luft herum, und kümmerten sich nicht um Therese, die sie mit ihren großen düsteren und verzweifelten Augen fest ansah. Tief in ihrem Lehnstuhl zusammen-

gekauert blieb sie da unbeweglich sitzen, voll starren Schreckens, wie ein Vogel, der mitten im blauen Himmel vom Blitze getroffen wird. Ach, wie bereute sie es jetzt, daß sie sich wieder von jenem Köder übermenschlicher Glückseligkeit hatte fangen lassen, von dem der Unmensch wahrscheinlich jetzt schon nicht mehr wußte, daß er ihn ihr vorgehalten habe! Nicht ihn aber, sondern sich selbst klagte das heldenhafte Geschöpf wegen dieser Täuschung an. „Weshalb, dachte sie, weshalb habe ich auf ihn gehört? Warum habe ich an das, was er sagte, geglaubt, wo ich doch so gut wissen mußte, daß er selber nicht daran glaubte, oder daß er zwei Minuten später, nachdem er es gesagt hatte, nicht mehr daran denken würde?“ Sie stieß einen Seufzer aus und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht — und das war alles.

Wie sie ihre Arbeit wieder aufnahm und wieder zu sticken anfing, wandte sich Costalla strahlenden Gesichts nach ihr hin und sagte zu ihr:

— Nun, Therese, du sprichst nichts ... Was meinst du zu dem, was mir widerfährt?

Sie hob die Stirn von der Arbeit, sah ihn fest und ruhig an, und sagte einfach:

— Ich meine, es lohnte sich nicht der Mühe, mit mir von Italien zu sprechen; du hattest ja doch keine Lust, dahin zu gehen.

Er sah etwas verlegen aus; dann entgegnete er:

— Nun, darin irrst du dich ... jener Reiseplan ist allerdings zu Wasser geworden, aber ich schwöre dir, daß ich es ehrlich meinte.

— Ja, mein Freund, ich weiß es ... Ich kenne dich ja doch! ... Du meinst es ehrlich, nur wechselst du deine ehrliche Meinung oft, das ist alles. ...

— Das ist ja, rief Farjasse aus vollem Halse lachend, die Begriffsbestimmung des Opportunismus, übertragen auf's Gefühl! ... Bravo, Therese! ... Und nun an's Werk, Michael! komm und zimmere dir dein Ministerium zurecht; komm ... Lebt wohl, liebe Freundin; Sie sind ein Engel, das sage ich Ihnen, da er es Ihnen nicht sagt, der Undankbare!

Michael trat auf sie zu, streckte ihr die Hand hin und sagte ganz leise:

— Ich habe mich wahrhaftig heute schlecht gegen dich benommen, liebe Therese. ... Ich weiß nicht, wie das zugeht ... Das ist wahrhaftig ein Verhängniß. ... Wenn du wüßtest, wie zärtlich ich mich zu dir hingezogen fühle!

Sie erhob sich. Mit wahrhaft königlichem Adel in Haltung, Ton und Geberde, sprach sie nur die Worte:

— Bemühe dich, Großes zu leisten; weiter verlange ich nichts von dir.

Die Herren brachen auf. Sie blieb steif und aufrecht inmitten des Zimmers stehen, bis das dumpfe Dröhnen des von Außen zugeschlagenen Thors das Haus erfüllte. Dann stürzte sie mit Gewalt auf das Sofa hin, über dem das große Bild ihres Freundes hing, und, den Kopf in einem Kissen vergraben, ließ sie das Uebermaß von Bitterkeit, das den Rand ihres gequälten Herzens überquoll, sich in einer Fluth stiller Thränen ergießen. Und er, eingerahmt von einem Gewinde vergoldeter Lorbeerzweige, mit seiner Ringkämpferhaltung und seinem Stiernacken, machte den Eindruck, als zertrete und zermalme er mit seiner ganzen Last diesen schwächlichen sich ihm zu Füßen windenden Frauenleib.

Drittes Kapitel.

Meister Morgan.

— Wieviel Audienzen heute?

— Für heute Morgen sind 15, und für heute Abend, nach der Kammersitzung, 20 eingeschrieben.

— Das wächst alle Tage!

— Gewiß! Man weiß, daß der Arm des Chefs weit reicht, und außerdem . . . Haben Sie im gestrigen Regierungsanzeiger die Ernennung des neuen Oberstaatsanwalts gelesen, der noch vor drei Jahren weiter nichts als ein erbärmlicher kleiner Staatsanwaltsgehülfe in der Provinz war? Das hat wieder er gemacht! . . .

Diese Wechselreden wurden eines Morgens vor 8 Uhr zwischen zwei jungen Leuten ausgetauscht, die bei dem Advokaten und Kammermitgliede Meister Morgan die Verrichtungen expedirender Sekretäre versahen. Während des Plauderns sichteten und ordneten sie nach gewissen Klassen eine Anzahl mit rothem Bleistift angestrichener Briefe und verschiedene auf dem grünbezogenen Tische, vor dem sie saßen, ausgebreitete Papiere. Das Zimmer, wo sie sich befanden, lag im Erdgeschosse eines Hauses der stillen, ruhigen Berg-Taborstraße, wo sich Morgan seit kurzem in einer Wohnung des ersten Stocks eingerichtet hatte, die mit dem Erdgeschosse, wo seine Schreibstuben und sein Arbeitszimmer lagen, durch eine Privattreppe in Verbindung stand.

— Es ist unerhört; es ist noch nicht Tag, und man muß sich beim Gaslicht die Augen aus dem Kopfe arbeiten! sagte gähnend einer

der jungen Leute. Wenn er mir nicht eine Stelle als Schriftführer beim Senat versprochen hätte . . .

— Und mir ein besonderes Einnehmeramt in der Provinz . . .

— Dann wäre ich schon längst nicht mehr auf dieser Galeere . . . Wissen Sie, daß er mich gestern hat mehr als 80 Briefe schreiben lassen?

— Thatsache ist, daß für die Arbeit, die er verlangt, und die Besoldung, die er zahlt . . .

— Ja, streng gegen sich, streng gegen die anderen.

— Und geizig! Jedoch nicht, weil er zu wenig Geld verdiente . . .

— Nein, gewiß nicht . . . Er spielt an der Börse, nicht wahr?

— Meiner Treu! Da fragen Sie mich zu viel . . . Nur Durandeau, die ihm verfallene Seele, könnte antworten . . . und wer weiß, ob noch! . . . Wenn Sie glauben, es wisse jemand, was er thut oder was er nicht thut!

— Ach! es ist ein harter Mann, der Chef; gerieben wie Bernstein; klug wie eine Schlange; und für sich ganz allein verschlagener als die ganze Anwaltskammer!

Das Knarren einer Thür ertönte oben auf der kleinen Privattreppe, die in einem der Winkel des Zimmers mündete; die beiden jungen Leute hörten sofort auf zu sprechen und fingen mit der eifrigen Miene, welche Schüler bei der Annäherung des Lehrers annehmen, zu schreiben an.

Eine barsche Stimme warf in kurzem Kommandotone die Worte hin:

— Die Douche um $^{3}/_{4}$10 . . . Das Frühstück um 10: zwei Eier, zwei Koteletts und Thee . . . Nun, munter, Durandeau; bringen Sie die eingegangenen Postsachen herunter! . . .

Und gefolgt von einem Manne, der eine ungeheuer große, mit Papieren, Zeitungen und Briefen vollgestopfte Tasche unter dem Arme trug, (die ganze am vorigen Abende eingetroffene Postsendung, die er täglich schon um 6 Uhr früh mit seinem Geheimsekretär durchzugehen pflegte) erschien Morgan.

Es war ein Mann von etwa 40 Jahren. Ein schwarzer Gehrock, mit dem er bereits trotz der frühen Stunde bekleidet war, ließ seine breiten Schultern und seine kräftige Figur gut hervortreten. Sein Gang, alle Bewegungen seines Körpers hatten jene schwer zu beschreibende Geschmeidigkeit und Kraft an sich, die auf einen starken und durch fleißig betriebene körperliche Uebungen sorgfältig in Spannung gehaltenen Organismus schließen lassen. Die Haare trug er kurz und über die Stirn herabgekämmt — es war eine ziemlich breite, aber niedrige Stirn, durchfurcht von einer geraden tiefen Falte, die sich senk-

recht zwischen den beiden Augenbrauen eingrub. Mund und Kinn verloren sich im Schnurrbart und in einem langen, blonden, höchst gleichmäßig geschnittenen Vollbart, der fächerförmig auf die Brust fiel. Die metallartig glänzenden blauen Augen, mit sehr kleinen Pupillen, waren mit einem klaren, kalten Blicke bewaffnet, der nichts als einen eisernen Willen wiederstrahlte; keine Gemüthsbewegung durfte je, so schien es, ihre unveränderliche, harte Durchsichtigkeit trüben. Die angelsächsische Fremdartigkeit seines Namens stand in wunderbarem Einklange mit seinem stilgerechten Aeußeren, seinem flegmatischen und entschlossenen Yankeegesicht.

Er warf im Vorbeigehen einen flüchtigen Blick auf den Tisch, machte mit seiner trockenen, befehlshaberischen Stimme eine Bemerkung über das Gas, das man zu lange brennen lasse, zog ein Bündel kleiner Schlüssel, wie sie zu Geldschränken oder Sicherheitsschlössern dienen, aus der Tasche, öffnete eine mit dicker Seidenpolsterung ausgelegte Thür, die alle Anschläge neugieriger Ohren zu schanden machen mußte, und trat mit Durandeau in sein Arbeitszimmer. Es glich dem Arbeitszimmer eines Notars; in der Mitte ein großer, breiter, massiver Schreibtisch aus Palissanderholz, mit Schubladen zu den Seiten einer vorn frei gelassenen Nische, in die man beim Schreiben die Beine hineinstecken konnte; längs der Wände, vom Fußboden bis hinauf zur Decke, unzählige Fachkästen aus grünem Pappdeckel über einander, die sämmtlich über einem kleinen Kupfergriff, an dem man sie aus ihrer Zelle hervorziehen konnte, eine weiße mit Buchstaben und Nummern versehene Aufschrift trugen. Der gut gebohnte Fußboden glänzte wie ein Spiegel. Zwei Lehnsessel und vier Stühle waren in strengster Ordnung dem ungeheuren Schreibtische gegenüber halbkreisförmig aufgestellt; der nicht mit brennendem Feuer, sondern mit einem Gasheizapparat, den der Sekretär beim Eintreten schleunigst ansteckte, versehene Kamin trug keinen Kunstgegenstand, nicht einmal eine jener landläufigen Bronzenachbildungen irgend eines berühmten Meisterwerks: nichts als eine Standuhr auf einem viereckigen Block von grünem Marmor, und zwei geschmacklose, zweiarmige Leuchter, deren Lichter um den Docht herum Spuren von Siegellack zeigten. Alles dies kahl, reinlich, symmetrisch, und frostig, wie die Sakristei in einem protestantischen Gotteshause oder wie die Kanzlei eines Friedensrichters.

— Vorwärts, sagte Morgan, indem er sich setzte; verlieren wir keine Zeit . . .

Der Sekretär zog aus der Aktenmappe einen Stoß geöffneter Briefe. An der Vorderseite eines jeden war ein Zettel mit kurzgefaßter Inhalts-

angabe festgesteckt. Durandeau fing an vorzulesen: „Herr Banquier Mayer bittet um Nachlaß der doppelten Gebühr, die ihm vom Eintragungsamte wegen betrügerischer Hinterziehung in einer Erbschaftsdeklaration zudiktirt worden ist.“ . . .

— Unmöglich . . . Der Minister hat mir vor drei Tagen gesagt, daß ich durch die von mir durchgesetzten Straferlasse den Staatsschatz seit Anfang des Jahres bereits um 75000 Francs geschädigt habe. . . .

— Herr Mayer theilt Ihnen in einer Nachschrift mit, daß er die Absicht hat, zehn Aktien auf den „Argus des Börsenmannes“ zu zeichnen. . . .

— Ah! geben Sie einmal her.

Er nahm den Brief und steckte ihn in eine Mappe aus starkem Papier, wie sie die Juristen für ihre Aktenstöße gebrauchen, auf der in dicken Buchstaben das Wort: „Finanzministerium“ stand.

„ . . . Herr Belin, Mitglied des Verwaltungsraths der Peruanischen Guano-Aktiengesellschaft, bittet um die Ermächtigung, seinem Namen die Worte „de la Davauderie“ hinzufügen zu dürfen . . .“

— Der Dummkopf! . . .

— Ich muß Sie daran erinnern, daß er ein einflußreicher Wähler im 17. Gemeindebezirk ist. Eine hervorragende Fabrik von Ladeneinrichtungen für Weinhändler . . . 300 Arbeiter. . . .

— Geben Sie her.

Herrn Belins Brief verschwand in einer Mappe mit der Aufschrift: „Justizministerium.“

— „Frau Gutzwiller, eine Elsässerin, deren Mann im Jahre 1870 von den Preußen als Spion erschossen worden ist, wendet sich an Sie, um vom Kriegsministerium eine kleine Unterstützung zu erlangen. Sie macht geltend, daß ihr einziger Sohn, der als Freiwilliger bei den Zuaven diente, soeben in Tunis am Fieber gestorben ist.“

— Nichts zu machen . . . Weiter.

Der Brief der Frau Gutzwiller fiel in einen Korb, der zu den Füßen Durandeau's stand.

„Frau Godefroy empfiehlt Ihnen zu wohlwollender Aufnahme einen gewissen Delaunay, den Erfinder eines neuen undurchdringlichen Umschlags mit dem Namen: „Wasserdichter Umschlag.“ Frau Godefroy ist der Ansicht, daß es sehr vortheilhaft wäre — die Worte sind in dem Briefe unterstrichen — wenn der wasserdichte Umschlag für das Heer angenommen würde.“

— Ah! . . . Geben Sie her . . . Schreiben Sie der Godefroy, daß ich den Menschen übermorgen früh empfangen werde . . . . Sie

können hinzufügen, daß die letzte Angelegenheit, von der sie mir Mittheilung gemacht hat, auf gutem Wege ist, und daß ich bestimmt hoffe, ihr nächstens eine günstige Lösung anzeigen zu können ... Verstanden? ... Weiter.

Durandeau fing wieder an zu lesen, und eine volle geschlagene Stunde hindurch häuften sich die Briefe in den verschiedenen auf dem Schreibtische liegenden Mappen — je eine für jedes Ministerium — auf, oder sanken hinab in den Papierkorb, zu jener Bittschrift der Elsässerin, deren Mann von den Preußen erschossen und deren Sohn als aktiver Militär in Tunis gestorben war.

Gegen 9 Uhr klopfte jemand bescheiden an die Thür. Durandeau stand auf, drehte einmal herum, denn er hatte beim Eintreten zugeschlossen, und machte die Thür halb auf.

— Wollen Sie dem Chef sagen, daß Herr Costalla ihn zu sprechen wünscht? sagte einer von den Schreibern.

Morgan zog eines von den Schubfächern seines Schreibtisches auf, ließ die Mappen darin verschwinden, und sagte ruhig:

— Bitte einzutreten ... Durandeau, Sie lassen uns allein.

Die Thür wurde weit aufgerissen, die mächtige Gestalt Costalla's erschien in der Oeffnung, und Michael trat ein mit den heiteren Worten:

— Guten Tag, Brüderchen. Wie geht es heute Morgen?

Die Mutter Costalla's hatte in zweiter Ehe einen Herrn Morgan aus Amerika geheirathet, der sich in Frankreich niedergelassen und Bürgerrecht erworben hatte. Aus dieser Ehe stammte ein Sohn. Beide Brüder machten zusammen den wissenschaftlichen Cursus an einem Lyceum in der Provinz durch. Fünf Jahre älter hatte Michael schon in früher Jugend zu seinem jüngeren Bruder eine tiefe Zuneigung gefaßt, die mit der Zeit etwas von der nachsichtigen Zärtlichkeit einer Mutter gegen ihr Kind annahm. Auf dem Collège wurde Eduard von seinen Kameraden gehaßt; Michael stellte ihn unter den Schutz seiner Fäuste und seiner Beliebtheit; denn beide waren schon damals, was sie in der Folge sein sollten: der eine aufrichtig, warmherzig und für alle edlen Regungen zugänglich, gutmüthig, gefällig und von allen geliebt; der andere verstellt, kalt, nichtswürdig, unsympathisch durch den Untergrund von Selbstsucht und Hartherzigkeit, den man bei ihm unbewußt voraussetzte. Als er Abgeordneter für Belleville geworden war, leitete Costalla den Wahlfeldzug, der nach dem Sturze des Kaiserreichs Eduard zum Vertreter des Stadtbezirks vom Montmartre machte; dank seinem Bruder brauchte Eduard nur aufzutreten, und wurde gewählt.

Der tief im Inneren dieser beiden Männer liegende Gegensatz trat in dem Verhalten, das sie beide als politische Persönlichkeiten beobachteten, wieder hervor. Als glühender, für Gerechtigkeit, Freiheit und Fortschritt begeisterter Patriot bot Costalla Frankreich den verjüngten, der Neuzeit angepaßten, vielleicht schmiegsameren, aber durchaus nicht in der Race entarteten, nur etwas umsichtigeren, weniger rauhen und steifen Typus des überzeugten und unbescholtenen Republikaners, wie man ihn 1848 kennen gelernt hatte. Wenn er sich auch darin gefiel, seine Reden mit pedantischen Formeln der materialistischen Philosophie zu beladen, an denen sein Freund Farjasse seine spottsüchtige Ader mit Vorliebe übte, so hatte Michael doch ein Ideal, und dieses Ideal war edel. Morgan erwarb sich die traurige Ehre, der erste Vertreter einer neuen Schule zu sein, die, frei von Gewissensbedenken wie von Ueberzeugungen, im spöttischen Zweifeln ebenso weit ging, als jene in der Begeisterung gegangen war; der die naiven Götterbilder von ehemals, Brüderlichkeit, Gleichheit, Volksherrschaft, im Grunde nur noch Verachtung einflößten; die die Republik nicht mehr wie ein Apostelamt ansah, sondern als eine Rennbahn für ihren Ehrgeiz. In der Kammer machte er keinen Versuch, sich neben seinem Bruder eine Stellung zu schaffen, trotzdem er gewandt, klar und bündig sprechen konnte. Mitunter bemerkte man ihn in dem Sitzungssaale, wie er den großen patriotischen oder republikanischen Ergüssen Costalla's mit einem verschwommenen Lächeln, einem unbestimmbaren Ausdruck von Spott und Langeweile zuhörte, und dann mit den Fingerspitzen applaudirte, wie man einem Soupersänger aus höflicher Rücksicht applaudirt. Dann zog er sich bescheiden zurück, strich in den Bureaux und Wandelgängen umher, redete die Minister an, fragte, was es Neues gebe, knüpfte Wahlbündnisse mit Abgeordneten jeder Schattirung an, erwies heute einen kleinen Dienst, für den er morgen einen großen als Gegengabe beanspruchte, und lavirte mit so viel Vorsicht und Geschicklichkeit, daß er, ohne rechts oder links einen Freund zu besitzen, in beiden Lagern Leute zählte, die ihm verpflichtet waren; daß er, ohne irgendwo begehrt zu werden, überall freien Zutritt hatte; und daß die instinktive Abneigung, die er stets und überall einflößte, eine gewisse Furcht zum Gegengewicht hatte, die hervorzurufen ebenfalls in seiner Natur lag. Außerhalb der Kammer, dieselbe Taktik. Er hatte sich in die Kreise der Großindustriellen, der Nabobs der Finanzwelt, der hohen Börsenbarone jüdischer Abkunft eingeschmuggelt; hier empfand man vor seinem klaren, hellen, praktischen Verstande, seiner Abneigung gegen alle Empfindelei, und namentlich vor seiner kräftigen Menschenverachtung eine

eigenthümliche Art Ehrfurcht; denn daran namentlich erkannten die hohen Herren in ihm einen Mitstreber, einen jungen Raubvogel mit starkem Schnabel und kräftigen Fängen, der einst, wenn seine Flügel gewachsen seien, bei ihnen, den Raubvögeln der höchsten Höhe, schweben und seinen Theil an ihren Festmahlen nehmen würde.

Als ordnungsliebender Geist hatte er die Verwendung seiner Zeit peinlich genau geordnet und sein Leben ganz bestimmten Regeln unterworfen, die er mit unabänderlicher Pünktlichkeit beobachtete. Er ging stets zur selben Stunde zu Bett und stand stets zur selben Stunde auf. Er erschien nie in einem Theater oder in einem Ausstellungssaale und erklärte offen seine Verachtung gegen Feste, Standesrücksichten, Prunk, Künste, gutes Leben, Frauen, Verkehr in der großen Welt; hingegen pflegte er seinen Körper mit der liebevollen Sorgfalt eines Ringkämpfers oder Jockeys; seine Muskeln erhielt er durch tägliche Kraft- und Gewandtheitsübungen stark und elastisch; die Wohlbeleibtheit fürchtete er wie eine Art körperlicher Entartung; er aß nur gewisse Gerichte — und mit äußerster Mäßigkeit — wog sich oft und ließ sich alle Tage ein Sturzbad geben. Sein Hauswesen war sehr einfach, wie seine Tracht. Er führte mit gewissenhaftester Sparsamkeit sämmtliche Rechnungen seines Hauses selbst und setzte sogar die Ausgaben für die Küche fest, obwohl er verheirathet war. Frau, Kinder und Dienstboten zitterten unter seiner eisernen Hand. Er hatte sie an unbeugsame Gewohnheiten der Ordnung und Regelmäßigkeit gewöhnt; das Aufstehen, das Aufräumen der Zimmer, die Mahlzeiten: alles vollzog sich still und schnell, ebenso pünktlich wie in der Kaserne. Der bloße Gedanke an eine verlorene Minute erschien ihm unerträglich; er hatte seinem Diener den Befehl gegeben, die hauptsächlichsten Morgenzeitungen mit Stecknadeln an die Wände seines Ankleidezimmers zu befestigen, und so durchflog er sie beim Ankleiden. Die äußere Ausstattung seines Lebens trug auf diese Weise einen strengen, puritanischen Anstrich. Abgesehen davon, daß eine solche Lebensführung den Vortheil hatte, den Leuten Sand in die Augen zu streuen, gefiel sie ihm auch deshalb, weil er bei ihr besser als bei irgend einer anderen sich sammeln, seine Kräfte aufspeichern und auf einen Punkt vereinigen, mit einem Worte: der erdrückenden Aufgabe, der fast übermenschlichen Arbeitslast, die er auf sich genommen, gerecht werden konnte. Aeußerlich steif und abgezirkelt wie ein englischer Geistlicher barg dieser Mann mit der undurchdringlichen Maske, mit der eisernen Selbstbeherrschung, eine verzehrende Phantasie in sich. Nur tummelte sich diese Phantasie nicht auf dem Felde der Litteratur oder Kunst, sondern wandte die seltsame Vergrößerungskraft, mit der sie

ausgestattet war, nur auf Zahlen an. Sie entwarf mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit geistreiche, verwickelte, spitzfindige Spekulationen, die mitunter so tollkühn waren, daß es schwer gewesen wäre zu sagen, ob sie den Stempel besonderer Genialität oder einer Art von Ueberspanntheit trügen. Die unbezähmbare Gluth, mit der Morgan in seiner Jugend das Vergnügen geliebt hatte, war mit zunehmendem Alter nicht erkaltet, sondern hatte sich in einen krankhaften Reiz seines Gehirns umgesetzt, welches nur noch an das Geld denken konnte, — wie andere nur noch an die Weiber denken können; — und er betrieb diese gierige Jagd nach der Million mit so ungestümer Begehrlichkeit, daß man hätte glauben mögen, er sei das Opfer einer Nervenkrankheit geworden. Seine unergründliche Sittenlosigkeit hatte die Besonderheit an sich, daß sie zugleich (wenn man so sagen darf) unbefangen war; die einzige Unbefangenheit übrigens, die man an ihm bemerkte. Er war zur Welt gekommen behaftet mit einer Art Blindheit des sittlichen Gefühls, die ihm die Unterscheidung des Guten und des Bösen, des Anständigen und des Unschicklichen völlig unmöglich machte. Ganz von selbst und ohne besondere Anstrengung hatte er eine Auffassung vom Leben ausfindig gemacht, der er unabänderlich seine gesammte praktische Thätigkeit anpaßte; diese Theorie beruhte auf der unumstößlichen Ueberzeugung, daß alles verkäuflich ist; — daß, wenn ein Gewissen widersteht, ebenso wie wenn der Kaufmann einen Gegenstand nicht gleich hergeben will, nur die Preisfrage erörtert und ein genügender Zuschlag geboten werden muß. Da sie durch kein Bedenken empfindsamer Art, durch keine Vorschrift der Moral in Schranken gehalten wurde, so hätte sich die hysterische Spekulationswuth, von der er besessen war, mit ruhiger Schamlosigkeit geoffenbart und seine Stellung sehr bald unhaltbar gemacht, wenn seine Veranlagung als schlauer Duckmäuser nicht wie gerufen dazu gekommen wäre, um seine freche Verwegenheit zu zügeln und ihn zu veranlassen, seine Schliche sorgfältig zu verhüllen, obgleich auch die schändlichsten ihm noch immer sehr unschuldig vorkamen und ihm keinen Gewissensbiß verursachten. Seit zehn Jahren betrieb er mit unglaublicher Beharrlichkeit im Schatten seines Bruders eine Art Maulwurfsarbeit; er war überall eingedrungen, hatte alles mit seinen Gängen unterwühlt: die Kammer, den Senat, den Staatsrath, die Oberrechnungskammer, die Gerichtshöfe, die Presse. Während Costalla, immer auf der Bühne thätig, die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich zog und fesselte, dachte niemand daran, sich zu fragen, was das für ein leiser Schritt sei, den man verstohlen hinter den Koulissen herumschleichen hörte. Als einfacher Abgeordneter hatte Morgan alle Ministerien so trefflich mit seinen Ge-

schöpfen bevölkert, und besaß in allen Verwaltungen so viele geheime Verbindungen, so viele schielend vertrauliche Beziehungen, daß er in Wirklichkeit mächtiger war als die Minister. Ueberall fühlte man ihn gegenwärtig und doch war er nirgends. Sein Rechtsanwaltsbureau hatte sich allmählich in eines der wesentlichsten Räderwerke an der großen Maschine, die ganz Frankreich in Schwung setzt, umgeformt, dieses Räderwerk aber übertrug seine alles umfassende Thätigkeit ganz im Geheimen und blieb unbemerkt. Neben und über den verschiedenen offenkundigen Zweigen seiner Thätigkeit hatte Eduard ein verschwiegenes Empfehlungsbureau eingerichtet, das eine gewisse Aehnlichkeit mit jenen zweideutigen Häusern angenommen hatte, von denen man nicht laut in Gesellschaft spricht, deren Adresse man sich aber gegenseitig vertraulich in's Ohr flüstert. Und die Kundschaft dieses üblen Lokals nahm von Jahr zu Jahr zu, — ohne daß man es jedoch wußte, denn jeder ging heimlich hin, und Keiner, der da gewesen war, rühmte sich dessen später. Es war der Sammelplatz aller Erfinder, die höheren Schutz brauchten, um irgend eine unwahrscheinliche Erfindung in die Welt einzuführen; aller Männer mit hochfliegenden chimärischen Entwürfen; aller, die seltsame oder anrüchige Geschäfte zusammenbrauten; aller Beamten, die eine ungerechte Beförderung wünschten; aller eitlen Narren, die es nach einer unverdienten Auszeichnung gelüstete, aller zweideutigen Existenzen, die ein officielles Abzeichen brauchten, damit es sie vor dem endgültigen Bankerott in der Achtung ihrer Mitbürger rettete und ihnen wieder einen Schein von Ehrbarkeit gebe; aller, die den Staat geschäftlich ausbeuteten; aller Staatshaushaltsschmarotzer; aller anrüchigen Politiker, aller verdächtigen Börsenspekulanten, aller Glücksritter hohen oder niederen Standes, die auf der Suche nach einem guten Schnitt, den sie machen möchten, in der Gesellschaft herumziehen. Dieses Gaunergesindel fand bei Morgan Zutritt; er legte seinen lichtscheuen Einfluß zu Gunsten dieser Freibeuter zu schönen Zinsen in klingender Münze an, und begünstigte insgeheim alle ihre mancherlei Unternehmungen, mochten es Geldgeschäfte, gewerbliche oder kaufmännische sein, nachdem er sich durch einen starken Antheil an dem Ertrage im voraus und ohne daß es ihn einen Heller kostete, hatte dafür gewinnen lassen.

Da er bereits jahrelang in dieser Weise operirte, so verbreitete sich trotz der unendlichen Vorsicht, die er anwandte, um jeden materiellen Beweis seiner Käuflichkeit zu unterdrücken, doch allmählich eine unbestimmte Kenntniß davon, daß es irgendwo eine geheimnißvolle Kasse gebe, bei der man sich melden könne, mit der Gewißheit alles gegen Bezahlung zu erlangen. Dies bestärkte die bereits zu sehr verbreitete

Meinung, daß Gerechtigkeit, Talent, erworbene Ansprüche, geleistete Dienste, nichts zu sagen hätten, und daß nur die Gunst, die Protektion etwas vermögen. Diese verderbliche Vorstellung gewann täglich an Boden, verbreitete sich wie ein Krebs von Paris aus in die Provinz; so daß die Kniffe und Schliche Morgans in sozialer Hinsicht noch eine ganz andere Wirkung hatten, als dies sonst bei gewöhnlichen Schurken der Fall ist; dieser schamlos mit seinem Einfluß schachernde Abgeordnete war der wirksamste und verderblichste Gährstoff zu einer allmählichen aber tiefgehenden Zersetzung des Volksgewissens. Nicht zufrieden damit, die faulen Spekulanten aller Art, die ihm zuliefen, als wenn er der naturgemäße Schutzpatron sämmtlicher Gauner Frankreichs gewesen wäre, zu erwarten und bei sich aufzunehmen, stand er noch mit einer wenig anständigen Gesellschaft von „Geschäftsleuten" in Beziehung, Winkelmaklern, die zwischen dem Gesetzbuche und dem Inquisitoriat hin und her lavirten, jungen oder alten Abenteurerinnen, halb gutwilligen Frauen, halb Kupplerinnen. Diese trieben für ihn Leute auf, die bereit waren, seine Vermittelung fett zu bezahlen, und arbeiteten für Provision mit dem Eifer von Geschäftstheilbhabern, um seine Werkstätte mit Kunden zu versehen.

Auf diesem Wege kassirte er ungeheure Summen ein, die aber nur zwischen seinen Fingern hindurchglitten, um sofort in einer von den unzähligen Spekulationen verschlungen zu werden, in die er mit verwickelt war; denn er war seiner Gemüthsanlage nach mehr noch Hazardspieler als Geizhals, und begehrte das Geld nur deshalb so leidenschaftlich, damit er sich den scharfreizenden Genuß gestatten könnte, das soeben gewonnene sofort aufs Spiel zu setzen, in der Hoffnung, bei einem neuen kühneren Schlage das Zehnfache zu gewinnen. Wurde eine Aktiengesellschaft gegründet, um etwas, gleichviel was, auszubeuten, Kohlenminen in Tonking, Goldlager in Kalifornien, Fleisch-Konserven in La Plata; hatte sich ein Ring gebildet, um die auf dem Weltmarkte befindlichen Zinn- oder Kupfervorräthe aufzukaufen und mit empörendem Wuchergewinn wieder loszuschlagen, so war Morgan dabei, namenlos und doch gegenwärtig. Er hatte wer weiß wie viele Zeitungen in seinem Solde — namentlich Börsenzeitungen, die, auf ein von ihm ausgegebenes Losungswort, den oder jenen Werth steigen oder fallen machten, künstliche Paniken erzeugten, unerklärliche Verstopfungen hervorriefen, und das Publikum mit schamloser Dreistigkeit hinter's Licht führten. Wenn arme zu Grunde gerichtete Teufel den langsam angesammelten Sparpfennig ihren Fingern entgleiten fühlten, so geriethen sie in Verzweiflung und schrieen, ohne zu wissen, an wen sie sich halten

sollten; ihn aber nahmen sie nicht wahr, der im Schatten inmitten seiner Papierwische hockte, unsichtbar, unbeweglich, wie ein unter seinem Felsen kauernder Polyp, der nach allen Seiten seine langen gierigen Fangarme ausstreckt, die all dieses Gold geräuschlos an sich sogen.

Und so groß war die streng asketische Herbigkeit der Außenseite, unter der er seine zügellosen Begierden, seine Straßenräuberneigungen und -Manieren verschleierte, daß (abgesehen von seinen Helfershelfern oder Spießgesellen, von denen übrigens auch nicht einer seine ganze Verworfenheit vollständig kannte, und jeder einzelne um seines eigenen Vortheils willen verschweigen mußte, was er davon wußte) noch niemand über ihn zu etwas anderem als unbestimmten verdächtigen Muthmaßungen gelangt war, in der Art wie sie sich Therese und Farjasse zwei Tage vor diesem Morgenbesuche, den ihm sein Bruder unvermuthet machte, gegenseitig ausgedrückt hatten.

— Danke, es geht nicht schlecht, sagte Morgan, indem er die Hand ergriff, die Costalla ihm hinstreckte. Nun, giebt es seit gestern etwas Neues? Bist du heute Minister?

Michael lächelte und sagte:

— Oh, noch nicht. Nur glaube ich, weißt du, daß es brennt. Die Krisis ist übrigens erst seit zwei Tagen akut; man muß doch dem Präsidenten der Republik Zeit lassen, sich an den Gedanken zu gewöhnen, mich zu nehmen. Und du, bist du ganz in deiner neuen Wohnung eingerichtet?

— So ziemlich, wie du siehst.

— Es macht sich ja ganz hübsch ... etwas trübselig, wahrhaftig. An deiner Stelle hätte ich einen oder zwei Stiche aufgehängt ... Was zum Teufel machst du denn mit all diesen Fachkästen?

— Das sind meine Aktenfächer, mein Lieber ... in meiner Branche muß man Aktenfächer haben.

— Eine solche Masse! ... Und dieser dicke Geldschrank da, was legst du denn da hinein? ... Deine Werthpapiere?

— Meine Werthpapiere? ... Oh, nein ... Die sind im Umlauf, meine Werthpapiere ... Das ist für meine Zettelchen ... Ich habe einen ganzen Haufen Zettelchen ... damit kann man ...

— Ah! eine komische Idee! ... Und wie viel giebst du hier Miethe?

— Ich gebe keine Miethe, ich habe gekauft.

— Sapperment! ... Das ganze Haus? ...

— Weshalb nicht?

— Nun, hör' mal! du verdienst also wohl sehr viel Geld?

— Es geht.

— Und doch trittst du, soviel ich weiß, nie als Anwalt auf . . .

— Nein; ich gebe aber schriftliche Gutachten in geschäftlichen Angelegenheiten und lasse sie mir sehr theuer bezahlen. Man fährt gut mit meinen Rathschlägen und kommt wieder, oder schickt mir andere Kunden zu.

— Wie bei den Aerzten . . . Dann sind also alle die Leute, die ich beim Eintreten in deinem Vorzimmer gesehen habe . . .

— Kunden, mein Lieber.

— Sapperment! . . . Es ist einer darunter, der hat ein Gesicht! Ich möchte ihm nicht an einer Waldecke begegnen, dem da! Du hast aber auch Kundinnen? Ich habe eine Art Händlerin mit alten Modegegenständen gesehen, mit einem Blumenhut . . . So etwas also führt auch Prozesse! . . . Wenn du nicht jetzt ein gesetzter Mann wärest, hätte ich mich, mein Ehrenwort darauf, etwas unsicher gefragt, was dir diese abscheuliche Alte mag bieten können! . . .

— Mag sein . . . Man ist doch nicht für das Aussehen verantwortlich, das die Leute haben.

— Immerhin . . . jedoch hast du Glück, daß du so viel Geld verdienst, ohne als Anwalt aufzutreten. Ich, ich habe einst, als ich noch im Quartier Latin wohnte, Hunderte von Prozessen geführt, und das brachte mir nicht einmal so viel ein, daß ich damit am Jahresschluß meine Kneipschuld bezahlen konnte.

— Oh; du bist eben unpraktisch.

— Und du das Gegentheil davon, die Gerechtigkeit muß man dir erweisen . . . Ich erinnere mich, daß du einmal auf dem Gymnasium sämmtliche Murmeln beim Kaufmann aufkaufen und sie wieder an unsere Kameraden zu vier Sous statt zu zwei Sous das Dutzend verkaufen wolltest.

— Nun, warum nicht? Das beweist doch nur, daß ich Geschäftssinn hatte . . . Uebrigens der Artikel im „Feuerfesten“, ich weiß, wer ihn gemacht hat.

— Ich auch.

— Wer hat es dir gesagt?

— Farjasse . . . Er hat mich auch gefragt, was du davon dächtest.

— Ah wirklich . . .

— Ja wohl! Und ich habe ihm keine Antwort geben können, weil ich dich noch nicht gesehen hatte, als er mich danach fragte . . . Es ist ein freundlicher Bursche, mein Pathe, nicht wahr?

— Ja, ein reizendes Kind . . . Ist es wirklich dein Sohn?

— Ja, weißt du, ich möchte es nicht beschwören, ich möchte es auch nicht abschwören.

— Wenn du ihn einstecken ließest, wann du erst Minister bist? ...

— Oh; dann ginge es ja bei mir zu wie seiner Zeit unter dem Kaiserreiche.

— Rede mir doch nichts vor! Deine langen Predigten gegen das Kaiserreich, weißt du, daran glaube ich nicht, und du übrigens ebenso wenig; dazu bist du viel zu schlau.... Wenn du ihn nicht willst einstecken lassen, so kaufe ihn Dir.

— Ihn kaufen? Womit denn, du lieber Himmel! ... Ich bin kein Kapitalist, wie du....

— Nun, und die geheimen Fonds? ... Was fängst du damit an?

— Die geheimen Fonds! ... Hör' mal, rede keine Dummheiten!

— Das paßt dir also auch nicht? Dann laß ihn von der Nachtwache zu Boden schlagen ... Er wohnt in einem abgelegenen Viertel, voller Nachtschwärmer....

— Schweige doch! Es giebt Leute, die, wenn sie dich hörten, glauben könnten, du redetest im Ernst.

Vor seinem Schreibtisch sitzend strich sich Morgan mit einer mechanischen Bewegung, an die er gewöhnt war, durch seinen langen blonden Bart, und spielte mit der anderen Hand mit einem Falzbein. Er wandte seine Stahlaugen, sein unempfindliches Gesicht nach Michael herum, heftete einen Augenblick seinen unergründlichen seltsamen Blick auf ihn, und sagte lächelnd:

— Du hast recht ... ich wollte nur ein Experiment machen; ich wollte dir auf den Puls fühlen....

— Ah! sagte Costalla; so ist es mir lieber, dein Spaß war etwas unheimlich, weißt du!

— Wie! ... Du bist im stande gewesen zu glauben, ich hätte einen wirklichen Groll gegen diesen Burschen, weil er den Versuch gemacht hat, mich zu kratzen? ... Bah! da bin ich doch philosophischer! ...

— Wenn du in den Spiegel gesehen hättest, wie du mir davon sprachst, ihn niederschlagen zu lassen, würdest du es begreiflich finden, daß ich mich darin täuschen konnte.

— Sah ich denn so bösartig aus?

— Allerdings.... Etwa so ... Du glaubst also auch, daß der Artikel hauptsächlich gegen dich gerichtet war?

— „Auch", sagst du! ... Wer hat dir denn das schon gesagt, daß er gegen mich sei? ... Farjasse, jedenfalls?

— Ja, Farjasse. Er hat es mir nicht direkt gesagt, um mir nicht

weh zu thun. Schließlich aber hältst du mich hoffentlich doch nicht für dumm? ...

— Gott behüte! ... Du bist sehr hell; außerordentlich hell! ...

— Mag sein! ... Also bist du der Ansicht, daß alle schmutzigen Andeutungen in jenem Artikel auf dich persönlich abzielten?

— Das ist doch aber augenscheinlich! Mich wundert nur, daß du das nicht sofort gesehen hast? ... Dieser Jüngling, mag er nun dein Pathe oder dein Sohn sein, weiß, daß du mir wohlgeneigt bist; und natürlich findet er, daß ich ihm diese Neigung stehle.... Also verabscheut er mich.... Da er, wie es mir vorkommt, für dich auch keine große Zärtlichkeit empfindet, so druckt er über uns beide irgend welche lächerlichen Geschichten ab ... das ist ganz einfach ... ich hätte es an seiner Stelle ebenso gemacht.

— Gestatte, daß ich das Gegentheil hoffe!

— Aber doch, aber doch ... das ist Kriegsrecht. Und ich bin ihm deshalb nicht böse, versichere ich dir. Weshalb sollte ich ihm auch böse sein? ... Du hast jedenfalls bemerkt, wie völlig theilnahmlos die Presse sich jenem albernen Klatsch gegenüber verhält ...

— Ja allerdings.... Es hat mich sogar gewundert ... wo ich doch fürchtete, es würde einen Mordsspektakel geben....

— Pah! Laß dir doch keine grauen Haare wachsen ... Ich kenne die Presse besser als du ... Und wie weit bist du mit deinen Verhandlungen? Ich habe dich gestern nur flüchtig sehen können.... Macht dein Kabinet Fortschritte?

— Mein Lieber, es ist bereits fertig! ... ja, fertig, hörst du?

— Ah! Wahrhaftig! ... Und seit wann?

— Seit gestern Abend.... Ich habe jetzt alle meine Leute. Und wenn ich mit diesen Leuten als Mitarbeitern nicht Großes vollführe, müßte man an Frankreich und der Republik verzweifeln.

— Keine Redensarten, hörst du! ... Du bist hier nicht auf der Rednerbühne.... Also bist du bereit, ganz bereit?

— Derartig, daß ich hierher gekommen bin, um mich auszuruhen und bei dir zum Frühstück einzuladen. — Es wird mir Freude machen, deine liebe Frau zu sehen und deine kleine Gesellschaft zu küssen. Denn das hilft nun einmal nichts, ich habe die kleinen Bengel zu gern.... Die Kinder sind so niedlich! ...

— Schon recht, schon recht! ... Aber was giebst du mir denn?

— Was ich dir gebe? ... Zum Frühstück?

— Nein, ... in deinem Ministerium.... Ich kann dich doch

nicht so beleidigen, daß ich annehme, du habest mir kein Portefeuille aufgehoben?

— Ein Portefeuille! ...

— Ja ... und ich glaube sogar, seit zwei Tagen deutlich genug darauf angespielt zu haben, daß mir das Finanzministerium am besten passen würde....

Costalla war aufgestanden.

— Höre, Eduard, sagte er ernst; mit dieser Frage müssen wir einmal zu Ende kommen, ... und sie darf nie mehr wieder zwischen uns vorkommen. ... Ob ich Zuneigung zu dir habe, ob ich dich liebe, und schon längst, mehr als man sich gewöhnlich unter Brüdern liebt, — namentlich unter Brüdern, die nicht denselben Vater haben, — das weißt du besser als sonst jemand. Ich kann dir sogar sagen, daß es Leute giebt, die finden, daß ich dich zu sehr liebe. Wie ich hier stehe, habe ich mich mitunter gefragt, nicht ob du diese tiefe Zärtlichkeit verdienst, — ich will es glauben, ja ich bin dessen sicher, — aber ob sie nicht etwa dazu angethan ist, die Klarheit des Blicks zu verringern, die man sich stets, selbst in Rücksicht auf Leute, die man lieb hat, bewahren muß.... Du hast mir früher einmal gesagt, du wolltest Abgeordneter sein; ich habe mich geradezu zerrissen, vielleicht erinnerst du dich noch daran, um dir die Pforten der Kammer zu öffnen. Heute sagst du mir, du wollest in mein Ministerium eintreten. Ich antworte dir: Nein, niemals! ...

— Ah! darauf war ich nicht gefaßt!

— Höre zu, sage ich dir ... Siehst du, mein Kleiner, du begreifst gar nicht, was dieses Ministerium für mich bedeutet. Denke doch daran, daß es länger als zehn Jahre her ist, seit ich es erwarte, mich darauf vorbereite, und mein Herz höher schlagen fühle bei dem bloßen Gedanken an die schöne und tüchtige Arbeit, die ich liefern will, wenn ich zur Macht gelangt bin. Ich habe die Behauptung aufgestellt, daß ein Jahr der Macht mehr Frucht trägt, als zehn Jahre heldenmüthiger Opposition: an mir ist es nun, das auch zu beweisen. Frankreich den ihm zukommenden Platz im Rathe der Völker wiederzugeben; ihm vielleicht wiederzugeben — ich brauche dir nicht erst zu sagen, was — Du weißt, ich spreche davon nie ... ich denke aber immer daran, das genügt! ... Der Republik, einer rechtschaffenen, anständigen, hochherzigen Republik, wie ich sie im Sinne habe, Anerkennung, ja Liebe zu gewinnen, ach! welch schöner Traum, Freund! ... Und nun soll ich mit einem Akte des Nepotismus beginnen, nun soll ich meine Laufbahn damit eröffnen, daß ich einen jener Fehler begehe, wie ich sie so oft bei den früheren

Regierungen gebrandmarkt habe? ... Nein! das ist nicht möglich! ... Diejenigen, die ich mir zu Gehilfen ausersehen habe, — dieselben, deren Namen ich dir gestern gesagt habe, — sind allerdings meine Freunde, ergebene, zuverlässige Freunde, vaterlandstreue und unbescholtene Republikaner, Männer, mit einem Worte, wie ich sie brauche, um mein Werk zu fördern! Klug bist du sicherlich wie keiner von ihnen. Du hättest dich sogar, wie ich zugeben muß, im Finanzministerium gar nicht übel gemacht. Aber du hast von vornherein einen Fehler, den nichts austilgen kann: du bist mein Bruder. Und deshalb mag ich dich nicht, mein armer Eduard. ... Du verzeihst mir, nicht wahr?

Er trat auf ihn zu, beide Hände ausgestreckt, sein heiteres, gutmüthiges Lächeln auf den Lippen.

Der andere stand auf und sagte mit seiner trockenen Stimme:

— Also nicht ein Krümchen von dem Kuchen für mich? ... Alles für dich und deine Freunde! ... Sei es so! ... Sprechen wir nicht mehr davon. Ich bin zum Glück Manns genug, meine Sache allein zu besorgen; verstehst du? ... Komm frühstücken, Perikles!

(Fortsetzung folgt.)

Rastatt, die 4. Bundesfestung.

Ein Nekrolog.

Von

Reinhold Wagner.
Oberstlieutenant a. D.

„Und solchen Zustand durfte Niemand schelten!
Ein Jeder konnte, Jeder wollte gelten:
Der Kleinste selbst, er galt für voll!
Doch war's zuletzt den Besten allzutoll.
Die Tüchtigen, sie standen auf mit Kraft
Und sprachen: Herr ist, der da Wandel schafft.
Der Bund, er kann's nicht, will's nicht — laßt uns wählen
Auf's Neu den Kaiser, neu das Reich beseelen!"
(Nach Goethe's Faust: II. Th., 4. Akt.)

In Folge der Veränderungen, welche das Kriegswesen seit einem Menschenalter erfahren hat, sind von den 35 Festungen, die vor 30 Jahren in Deutschland (außerhalb Oesterreichs) bestanden, nicht weniger als 15 aufgegeben worden. Einige von ihnen waren als befestigte Plätze schon vorhanden, als noch Mauern und Thürme zur Sicherung der Städte genügten, und haben vielfache Wandlungen durchgemacht; einige — auch neueren Ursprungs — sind Schauplatz blutiger Kämpfe gewesen, deren Ausgang manchmal sogar die Entscheidung eines Feldzuges bedeutete. Die einen, wie die andern scheinen aus fortifikations- oder kriegsgeschichtlichem Interesse vorzugsweise einen Nachruf zu verdienen. Wenn nichtsdestoweniger ein solcher hier gerade der jüngsten von allen gewidmet werden soll, deren Vergangenheit zugleich beinahe die friedlichste gewesen ist, so liegt der Grund dafür in dem politischen Interesse, welches diese Vergangenheit wie die keiner der andern hat. Rastatts Entstehung und Entwickelung als Festung ist ein redendes Zeugniß der Zerrissenheit und Schwäche Deutschlands zur Zeit des Bundes, das schmerzlose Ende dagegen zeigt, wie stark und sicher — im Besitz des Elsaß und seiner Festungen — das Reich sich fühlt.

I.

Wie der deutsche Bund mit Hängen und Würgen zu seinen Festungen Mainz, Luxemburg und Landau kam, die 4. Bundesfestung aber nicht zu Stande brachte.

Um aber recht zu verstehen, wie es mit Rastatt ging, muß man sich in die Atmosphäre der Zeit bei und nach der Gründung des deutschen Bundes zurückversetzen.

Oesterreich hatte sich, entgegen den Wünschen Preußens, vom Rhein und der Nähe Frankreichs nach Osten zurückgezogen, gleichzeitig aber dafür gesorgt, daß auch Preußen die beiden starken Bollwerke Mainz und Luxemburg nicht erhielt. Ob denn das Elend der deutschen Reichsfestungen wiederkehren solle, hatte General von Müffling den Staatskanzler Hardenberg gefragt, als von derartiger Ländervertheilung verlautete.

In den verschiedenen Friedens- und sonstigen Verträgen (speciell dem Protokoll vom 3. Nov. 1815) waren Luxemburg, Landau und Mainz zu Bundesfestungen erklärt, abgesehen von der Territorialsouveränetät des Königs der Niederlande, des Königs von Bayern und des Großherzogs von Hessen-Darmstadt. Die Besatzungsverhältnisse sollten in Mainz so, wie sie augenblicklich waren (ein österreichischer Gouverneur, österreichische und preußische Truppen), bis zu einem definitiven Arrangement, also provisorisch, bestehen bleiben, „weil die Bevollmächtigten Oesterreichs und Preußens nicht ermächtigt waren, auf das Besatzungsrecht zu Gunsten des einen oder des andern Staates zu verzichten". Für Luxemburg hatte der König der Niederlande auf dem Wiener Kongreß das Recht der Ernennung des Gouverneurs und des Kommandanten erhalten, und abwechselnde Betheiligung aller deutschen Staaten an der Besatzung wenigstens verlangt. Nunmehr versprachen England, Rußland und Oesterreich „ihre besten Dienste aufzuwenden", um von ihm für den König von Preußen das Recht gemeinschaftlicher Besatzung und der Ernennung des Gouverneurs und Kommandanten zu erlangen. Für Landau wurde Bayern das alleinige Besatzungsrecht im Frieden zugesichert. Im Kriegsfalle sollte Baden ein Drittel der Besatzung geben.

Von den französischen Contributionsgeldern sollten „zu Befestigungen" erhalten: Preußen — mit der besondern Bestimmung: für die Befestigungen am Niederrhein — 20 Millionen; Bayern — ohne nähere Bestimmung — 15 Millionen. Ferner wurden zur „Vollendung der Befestigungswerke" von Mainz 5 Millionen, und zur „Erbauung einer 4. Bundesfestung am Oberrhein (sur le haut Rhin)"

20 Millionen reservirt. Alles Weitere blieb offene Frage, namentlich auch, wo die 4. Bundesfestung erbaut werden, wozu Bayern die 15 Millionen verwenden und aus welchen Mitteln die Herstellung der sehr verfallenen Werke von Luxemburg bestritten werden solle. Denn hinsichtlich der großen Summe von 60 Millionen, welche gleichzeitig englischer Einfluß dem Könige der Niederlande verschaffte, war nur gesagt, daß sie zur Befestigung der Grenzen „des Pays-bas“ dienen sollten, ohne Luxemburg hierbei ausdrücklich zu nennen.

In den Specialverträgen wurde Bayern „en toute propriété et souveraineté . . . la ville et la forteresse de Landau“ zugesprochen, wenn auch als „Bundesfestung nach Maßgabe des Protokolls vom 3. Nov. 1815“. (Convention zwischen Oesterreich und Bayern vom 14. April 1816). Die Festungswerke und Militairgebäude wurden hiernach nicht Eigenthum des Bundes, der nur das Benutzungsrecht erhielt, so daß die Eigenschaft als Bundesfestung nur als ein Bayern auferlegtes Servitut erschien. Ueber die Unterhaltungskosten war dabei nichts stipulirt; ebenso nichts über die Verwendung der 15 Millionen.

In einem anderen Vertrage zwischen Oesterreich, Preußen und Hessen-Darmstadt (vom 30. Juli 1816) über Mainz wurden alle Werke, Gebäude, Grundstücke und Revenüen, welche der Festung zur Zeit der Besitznahme durch die Alliirten im Mai 1814 gehörten, ausdrücklich von der Uebergabe an Hessen-Darmstadt ausgenommen, und ausschließlich der „Disposition“, sowie die Revenüen der „Dotation“ des „Festungsgouvernements“ vorbehalten. Dies nämlich hatte Oesterreich in Händen, und gedachte es möglichst lange zu behaupten.

Ueber Luxemburg endlich schloß Preußen mit dem Könige der Niederlande und Großherzoge von Luxemburg in dieser „seiner doppelten Eigenschaft“ (am 8. November 1816) einen Vertrag, worin derselbe, unter ausdrücklichem Vorbehalt seines Souveränetätsrechts auf die Stadt und Festung, dem Könige von Preußen das Recht zugestand ³/₄ der Besatzung zu geben und den Gouverneur, Kommandanten, Artillerie- und Genie-Direktor zu ernennen, sowie sich verpflichtete, die ihm überwiesenen 60 Millionen für die zur Vertheidigung seiner Staaten („de ses États“) erforderlichen Befestigungen zu verwenden. Danach hätte er nun offenbar auch die Kosten der Herstellung Luxemburgs übernehmen müssen, die sofort beginnen, und bei Ablauf der Okkupation des östlichen Frankreichs durch die Alliirten, also spätestens in 4 Jahren (bis 1820) vollendet sein sollte. Dennoch verstand sich Preußen dazu, diese Kosten einstweilen mit Niederland gemeinsam zu tragen und die Erledigung der Sache dem Bundestage vorzubehalten.

Gerade beim Abschluß dieses Vertrages nämlich war die Bundesversammlung — am 5. November 1816 — endlich eröffnet worden. Doch sollten auch nun noch beinahe zwei Jahre vergehen, ehe der Bund als solcher sich mit seinen Festungen zu befassen anfing!

Preußens Bemühungen, zuvörderst eine brauchbare Kriegsverfassung des Bundes herbeizuführen, stießen schon bei den Vorverhandlungen auf unerwarteten Widerstand, weil Oesterreich keineswegs bereit war, die militairische Führung des Bundes mit Preußen zu theilen, und die kleineren Staaten sich überhaupt weder unterordnen, noch auch zu militairischen Leistungen verstehen wollten. Fürst Hardenberg hatte noch immer Illusionen über die Wiener Politik. Auf seinen Wunsch fanden endlich im Sommer 1817 militairische Konferenzen in Karlsbad statt. Außer der Vereinbarung einiger ganz allgemeiner Vorschläge hinsichtlich des Bundesheeres, kam es dabei jedoch (am 10. Aug. 1817) nur zu einer Convention über Mainz, die dem dortigen Provisorium der Besatzungs- und Kommandoverhältnisse ein Ende machen sollte. Danach hatten Oesterreich und Preußen abwechselnd auf je 5 Jahre den Gouverneur resp. den Kommandanten, Oesterreich den Artillerie-, Preußen den Genie-Direktor zu ernennen, beide Staaten im Frieden gleiche Theile der Besatzung und Hessen-Darmstadt dazu noch ein Bataillon zu geben, während im Kriege je ein Drittel der Besatzung aus österreichischen, preußischen und anderen Bundestruppen bestehen sollte. Selbst dies für Oesterreich überwiegend günstige Resultat war indessen nur durch ein wichtiges Zugeständniß Preußens in anderer Sache zu erreichen gewesen.

Zur „4. Bundesfestung" des Pariser Traktats wollte Oesterreich trotz des Wortlautes „sur le haut Rhin" durchaus Ulm machen lassen, und Preußen versprach dafür zu stimmen. Denn wie bisher war es weit entfernt davon, einer Verstärkung der österreichischen Position in Süddeutschland entgegen zu sein.

Die Karlsbader Konvention vom 10. August 1817 brachte Oesterreich erst im Januar 1818 als Präsidial-Antrag beim Bundestage ein, in Verbindung mit einem völlig werthlosen Entwurf eigener Conception zur Bundeskriegsverfassung. Obwohl aber von den kleineren Staaten blutwenig verlangt wurde, erblickten diese in der bloßen Thatsache, daß irgend welche Vereinbarungen zwischen Oesterreich und Preußen getroffen waren, eine durchaus abzuwehrende Gefährdung ihrer Souveränetät, und erreichten auch wirklich noch weitere Zugeständnisse von Oesterreich, das sie um jeden Preis für sich gewinnen wollte. So kam es nicht einmal zur Genehmigung der Karlsbader Convention über Mainz, sondern nur

zur Annahme sogenannter „Hauptpunkte“ einer Bundes-Kriegsverfassung, wie sie dem Geschmack der kleineren Staaten entsprachen.

Zur Ausführung derselben wurde (am 9. April 1818) ein (Militair-) Ausschuß des Bundestages ernannt, und diesem ein aus Offizieren der größeren Staaten gebildetes „Militär-Comité“ beigegeben, d. h. der Spielraum zur Fortsetzung der Streitigkeiten entsprechend erweitert.

Andrerseits stand der Aachener Congreß in Aussicht, auf dem die Räumung Frankreichs beschlossen werden sollte, so daß auf anderweitige militärische Sicherung gegen Frankreich Bedacht genommen werden mußte. Neben der Bundeskriegsverfassung trat daher nunmehr die Sorge für das Befestigungs-System in den Vordergrund, im besonderen die Nothwendigkeit, endlich über die zur Erbauung einer 4. Bundesfestung bestimmten 20 Millionen und über die 15 Millionen zu beschließen, die Bayern zu Befestigungen erhalten hatte. Dabei wollte Oesterreich jedoch möglichst für die eigenen Interessen sorgen. Vom Militär-Comité wurde daher am 1. Sept. 1818 ein Gutachten über eine Reihe von Fragen verlangt, deren Fassung bereits auf die von Oesterreich gewünschte Antwort berechnet war. Außerdem suchte Metternich auf dem Wege über Frankfurt nach Aachen persönlich den Bundestag gefügig zu machen, und da er sich überzeugte, daß den kleineren Staaten gegenüber andere Saiten als bisher aufzuziehen seien, so kam es mit Hardenberg bei einer großen Berathung am 17. September auf dem Johannisberg zur Einigung, sowohl über neue „Grundzüge der Kriegsverfassung des deutschen Bundes“, wie über die Festungsfragen. Mainz, Luxemburg und Landau sollten nunmehr dem Bunde übergeben werden, und da gerade am Tage dieser Berathung auch das Militär-Comité in Frankfurt sein Gutachten in Form „vorläufiger Bestimmungen“ über die Bundesfestungen zu Stande brachte, so schienen die Dinge in Fluß zu kommen.

Am 8. Oktober legten Oesterreich und Preußen der Bundesversammlung die oben erwähnten Spezialverträge vor, mit der Erklärung, ihrerseits dem Bunde Mainz nebst den noch nicht verwendeten Beträgen der für Mainz bestimmten 5 Millionen Frs. übergeben zu wollen, unter der Bedingung jedoch, daß der Bund sich verpflichte für die vollkommene Instandsetzung und fernere Unterhaltung der Festung, so wie für die Beschaffung der Vertheidigungsbedürfnisse auf gemeinschaftliche Kosten zu sorgen.

Man hätte nun glauben sollen, der Bund würde eine gewisse Genugthuung darüber empfinden, seine Festungen in die Hand zu bekommen. Bei dem Mangel jeglichen Gemeinsinnes wurde darin jedoch

nur eine Belastung erblickt, gegen die man sich wehren müsse. Am widerwilligsten zeigte sich Würtemberg. Der Bund habe an den Vertragsabschlüssen keinen Theil genommen. Die Festungen gingen ihn also nichts an. Er könne die Uebernahme ablehnen! So gerieth die Sache gleich wieder in's Stocken.

In der folgenden Sitzung, am 21. Okt., kamen die vom Militär-Comité vorgeschlagenen „vorläufigen Bestimmungen" zur Vorlage. Bei den dem Comité gestellten Fragen war Oesterreich mit seiner Absicht auf Ulm insofern nicht gleich in's Haus gefallen, als die erste Frage dem bayerischen Interesse angepaßt war: man wünschte nämlich zu wissen, „welches der zweckmäßigste Uebergangspunkt am Rhein zwischen Mainz und der französischen Grenze" sei? Antwort natürlich: Germersheim. Die zweite Frage ging dann aber unzweideutig auf Ulm: welcher Punkt Süddeutschlands nämlich alle Bedingungen eines Haupt- und Centralwaffenplatzes für die Contingente „der vorderen Linie des Oberrheins" und für die „zu ihrer Unterstützung herbeieilenden" süddeutschen Contingente erfülle? Antwort natürlich: Ulm — mit der Begründung, daß es „beinahe im Mittelpunkt hinter der Defensivlinie am Oberrhein" liege, an dem Hauptstraßenknoten und zugleich am bedeutendsten Flusse Süddeutschlands, also einerseits die Versammlung von Truppen und Zufuhr von Kriegsvorräthen am meisten erleichtere, andererseits die größte Zahl von Operationslinien beherrsche, derartig, daß ohne seine Befestigung eigentlich keine gesicherte Operationsbasis für eine Armee am Oberrhein denkbar sei. Es müsse daher sowohl durch seine Ausdehnung, wie durch seine intensive Stärke zu einer Festung ersten Ranges gemacht werden.

Um indessen die hiergegen vorauszusehende Opposition zu beschwichtigen, wurde weiter gefragt, ob und welche andere Befestigungen noch erforderlich seien? Antwort: es bleibe noch manches zu wünschen, im besondern zur Deckung der Operationslinie von Ulm über Germersheim nach Westen, wie zur Sperrung des Rheinthals und zur Sicherung der Operationen am Mittelrhein gegen Umgehung ein „fester Punkt in der Gegend von Rastatt", desgleichen die Befestigung der Schwarzwaldlinie und zwischen Landau und Luxemburg ein fester Zwischenpunkt: Homburg an der Straße von Kaiserslautern. Daß letzterer Vorschlag nicht ernsthaft gemeint war, zeigte schon die auffallende, obwohl nur beiläufig gemachte Bemerkung, daß „die Linie Landau-Luxemburg jetzt nichts weniger als strategisch wichtig" sei. Doch auch die andern Vorschläge durften den österreichischen Absichten auf Ulm nicht hinderlich werden. Deshalb hatte das Comité auf die weiteren Fragen, ob für

Germersheim und Ulm die vorhandenen Geldmittel genügen, oder ob weitere Anstrengungen des Bundes dafür nöthig, und in welcher Reihenfolge alle beantragten Befestigungen auszuführen sein würden, selbstverständlich zu antworten: für Germersheim reichten die vorhandenen 15 Millionen aus, für Ulm dagegen „seinem Zwecke gemäß" die 20 Millionen nicht. Die Befestigung beider müsse jedoch sofort in Angriff genommen und so gefördert werden, daß sie sich „längstens binnen 3 Jahren" — also 1821! — im Vertheidigungszustande befänden. Die Befestigungen bei Rastatt und am Schwarzwalde sollten nur nach Maßgabe der vorhandenen Mittel an die Reihe kommen, Homburg endlich erst nach Vollendung aller übrigen.

Dementsprechend beantragte der Militär-Ausschuß, Ulm zur Festung ersten Ranges und großen Waffenplatz zu machen, Germersheim als doppelten Brückenkopf zu erbauen, die 15 Millionen, die Bayern erhalten hatte, definitiv für Germersheim zu bestimmen, und die 20 Millionen für eine 4. Bundesfestung ausschließlich für Ulm zu verwenden. Endlich sollten zur topographischen Aufnahme aller in Betracht kommenden Oertlichkeiten und zur Anfertigung der Befestigungsentwürfe besondere Lokalkommissionen gebildet werden. Letzteres geschah im Laufe des Winters, und zwar derartig, daß Oesterreich durch seine Genieoffiziere den maßgebenden Einfluß auf die Bearbeitung der Entwürfe nicht nur für Ulm, sondern auch für Rastatt erhielt, um bei Ulm möglichst großartige Befestigungen zu erreichen, bei Rastatt dagegen die Projekte auf das Nothwendigste zu beschränken. Auch wurde statt des bisherigen konsultativen Militär-Comités am 15. März 1819 in Frankfurt eine Central-Militär-Kommission als Organ des Bundestages und als vorgesetzte Behörde aller Lokalkommissionen unter österreichischem Präsidium geschaffen — in der Hauptfrage jedoch, bezüglich der vierten Bundesfestung, trotz allem dem nichts erreicht.

Die Staaten „der vorderen Linie des Oberrheins" fanden, so hübsch dieser Ausdruck auch gewählt war, daß Ulm keine Festung „sur le haut Rhin" sein würde, und daß eine in ihrem Rücken liegende Festung sie nicht recht gegen Frankreich schütze. Vielmehr würden sie gerade um so dauernder als Schauplatz des Krieges zu leiden haben, je länger Ulm den Strom der französischen Invasion aufhielte! Baden und Würtemberg verlangten daher vor Allem die Befestigung von Rastatt, außerdem die der Schwarzwaldpässe, und zur Deckung des linken Flügels die Befestigung von Donaueschingen oder Stockach. Bayern wollte vorzüglich Donaueschingen zu einem Hauptwaffenplatze gemacht und dann erst Rastatt befestigt sehen, alle Drei aber Ulm nur

zuletzt bedenken, falls noch Mittel vorhanden seien. Süddeutsche Offiziere endlich forderten in Broschüren die Befestigung Mannheims statt Rastatts vor Ulm.

Solcher Opposition gegenüber drang Oesterreich je länger desto entschiedener auf sofortige und ausschließliche Verwendung der vorhandenen Geldmittel für Ulm. Freilich war es noch ebenso weit wie früher davon entfernt, den Schutz Süddeutschlands gegen Frankreich übernehmen zu wollen. Auf die eigene Sicherheit kam es ihm an. Eine mehr nach Westen liegende Position war seiner Machtsphäre zu weit entrückt. Ulm, auf dem halben Wege zwischen seiner und der französischen Grenze, konnte es dagegen mit seiner Armee noch vor den Franzosen zu erreichen, und darauf gestützt den Krieg seinen Erblanden fernzuhalten hoffen. An Rastatt und dem Schwarzwalde hatte es daher für seine Defensive kein wesentliches Interesse. Unter seinem Einfluß waren auch schon vom Militär-Comité die Instruktionen für die Lokalkommissionen abgefaßt, und namentlich für Rastatt darin bestimmt — was als charakteristisch im Gedächtniß zu behalten ist — daß es keine größere Festung werden solle, weder zur Anhäufung von Kriegsvorräthen, noch zum Schutze einer Armee. Mit höchster Sparsamkeit solle es lediglich zu einem Sperrpunkt des Rheinthals gemacht werden, als rechter Flügelpunkt einer Kette fester Posten zur Vertheidigung der Schwarzwaldlinie. Selbstverständlich entsprach auch die Instruktion für Ulm dem von Oesterreich verfolgten Zweck.

Während aber seine Genieoffiziere an beiden Orten (in Rastatt die Hauptleute Eberle und Maly) hiernach eifrig an den Entwürfen arbeiteten, gelang es ihm in Frankfurt nicht, seinen Willen durchzusetzen. Zwar stimmten auch Preußen, seiner Karlsbader Zusage gemäß, und mit ihm die übrigen norddeutschen Staaten für die obigen Anträge, so daß sie per majora angenommen wurden. Da es sich jedoch bei Errichtung einer neuen Bundesfestung um eine organische Einrichtung, und für die Territorial-Regierungen, deren Gebiet für die Festung benutzt werden sollte, um jura singulorum handelte, so war nach jener berühmten Vorschrift der Bundesverfassung Stimmeneinhelligkeit nothwendig. Dem am 28. Juli 1819 gefaßten Majoritätsbeschluß konnte daher keine Folge gegeben werden.

Wie üblich wurde darauf allgemeine Instruktionseinholung beliebt, und die Militärbevollmächtigten Oesterreichs und Preußens, die Generale Langenau und Wolzogen reisten nach Karlsbad, wo eben (August 1819) die berüchtigten „Beschlüsse" über die inneren Bundesverhältnisse in Verhandlung waren. Den beherrschenden Einfluß, den Oesterreich dort

erlangte, wollte es möglichst auch für Ulm verwerthen. Der Bundestag hatte daher zugleich mit der Annahme der Karlsbader Beschlüsse (am 20. Sept. 1819) die Verhandlung über die Festungsfragen auf die Ministerconferenzen zu übertragen, die demnächst (vom 25. Nov. ab) in Wien stattfinden sollten.

Dort strebte Oesterreich seinen Zweck auf neuem Wege zu erreichen. Wenn die 20 Millionen der französischen Kontribution nicht für Ulm allein zu haben waren, weshalb sollte man dann den Bund nicht das nöthige Geld zum gleichzeitigen Bau von Ulm und Rastatt bewilligen lassen? Dabei wurden für Rastatt 22, für Ulm gar 35 Millionen in Aussicht genommen, so daß 37 Millionen neu aufzubringen gewesen wären.

Für Preußen war dieser Weg jedoch gerade damals völlig ungangbar. Unter den finanziellen Folgen der Napoleonischen Zeit hatte es noch schwer zu leiden, und stand eben im Begriff Ordnung in seinen Haushalt zu bringen. Am 17. Januar 1820 wurde sein Staatsschuldengesetz erlassen. Seine Festungsbauten waren schon seit 1816 in vollem Gange, und mit Fug konnte es erklären, daß es auf die Rheinfestungen allein schon viel mehr verwendet habe, als die ihm aus der französischen Contribution überwiesenen 20 Millionen. Auf Geldopfer seinerseits für süddeutsche Festungen — nach obigen Anforderungen gegen 10 Millionen — sei deshalb nicht zu rechnen. Wenn also die Befestigung von Ulm nur in Verbindung mit der von Rastatt zu erreichen sei, so müßten die betheiligten Staaten die nöthigen Mittel durch besonderes Abkommen unter sich aufbringen. Sonst würde nur übrig bleiben einen anderen Plan aufzunehmen, und etwa das — von süddeutscher Seite, wie erwähnt, mehrfach empfohlene — Mannheim zu befestigen. Dies lehnte Oesterreich entschieden ab: ohne Ulm keine Befestigung im Rheinthale! Da ferner Würtemberg und Baden auf Rastatt in erster Linie bestanden, gelangte man auch in Wien zu keiner Einigung, und die Verhandlungen wurden (am 26. Mai 1820) nach Frankfurt an den Bundestag zurückgeschoben. Ueber die zu entscheidenden Punkte erhielt dieser eine Instruktion. Doch hatte es dabei sein Bewenden. Da sich die Ansichten zu schroff gegenüberstanden, wurde schließlich jede Erörterung des Gegenstandes vermieden, während die Lokalkommissionen in Ulm und Rastatt standhaft an ihren Entwürfen fortarbeiteten. Als diese endlich nach weiteren vier Jahren zur Vorlage kamen, wurde in der Militärkommission am 14. Februar 1824 beschlossen, sie zu reponiren und die Lokalkommission zu suspendiren, „weil die Verhandlungen über die Wahl der zu erbauenden Bundesfestungen weder bei der Militär-

kommission, noch bei der hohen Bundesversammlung so weit gediehen seien, daß diese einen endgültigen Beschluß fassen könnte".

Auch die Verhandlungen über Mainz, Luxemburg und Landau hatten von den Wiener Conferenzen an die Bundesversammlung zurückwandern müssen. Die Opposition wollte theils überhaupt die Verpflichtung zur Uebernahme als Bundesfestungen, theils wenigstens die in den Verträgen begründeten Besatzungsrechte Oesterreichs, Preußens nnd Bayerns nicht anerkennen, beanspruchte vielmehr in letzterer Beziehung die gleiche Berechtigung aller, auch der kleinsten Bundesstaaten. Besonders hartnäckig blieb Würtemberg. Erst am 17. August 1820 bequemte es sich, unter Festhaltung des Anspruchs die Uebernahme der Festungen verweigern zu können, zu der Erklärung sie von der Anerkennung gewisser Vorbedingungen abhängig machen zu wollen.

Durch weitere Verhandlungen gelang es endlich am 5. Oktober 1820 — also zwei Jahre nach dem ersten hierauf bezüglichen Antrage Oesterreichs und Preußens — drei „Grundbestimmungen" als Principien des weiteren Vorgehens zur Annahme zu bringen: daß nämlich vom Bunde die 3 Festungen übernommen, die vertragsmäßigen Besatzungsrechte anerkannt und die nöthigen Vorkehrungen zur „unaufschieblichen" Herstellung oder Vollendung der Festungen sogleich veranlaßt würden.

Hierzu beliebte man wieder die Bildung besonderer Lokalkommissionen, deren Zusammentritt sich von vornherein verzögerte. So konnte die Luxemburger Kommission, deren preußischer Vorsitzender, wie befohlen, am 1. Dezember eingetroffen war, ihre Arbeiten erst im Januar 1821 beginnen, weil das bayerische Mitglied so lange ausblieb. Dann mußte sie instruktionsmäßig mit einer genauen Beschreibung der Festung beginnen, was ein halbes Jahr in Anspruch nahm, während der Verfall der seit 25 Jahren nicht unterhaltenen Werke so schnell vorschritt, daß General Aster erklärte, der Zustand der Festung werde sich nach Vollendung der ersten Beschreibung schon wieder so geändert haben, daß gleich eine neue gemacht werden müßte — und so mit Grazie in infinitum!

Endlich im Laufe des Jahres 1824 hatten auch diese Lokalkommissionen ihre Arbeiten: Beschreibungen, Entwürfe und Kostenberechnungen fertig. Von der Uebergabe der Plätze an den Bund blieb man jedoch noch weit entfernt.

Von vornherein wäre die Aufgabe der Lokalkommissionen füglich den vorhandenen Lokalbehörden zu übertragen gewesen. Oesterreich wollte aber, je geringer seit den Wiener Konferenzen die Aussicht auf

Ulm geworden war, Mainz um so mehr in die Hand bekommen. Durch die Lokalkommission unter seinem Vorsitz wurde deshalb die preußische Genie-Direktion möglichst bei Seite geschoben, so wie unter falschen Vorwänden auch der in Karlsbald 1817 vereinbarte Gouvernementswechsel verweigert. Ueberhaupt zeigte sich Oesterreich keineswegs beflissen, den Uebergang von Mainz in die Hände des Bundes zu betreiben. Zu befürchten war vielmehr, daß diese Angelegenheit ebenso unerledigt bleiben würde, wie die Frage der 4. Bundesfestung.

Als daher letztere im Frühjahre 1824 ad calendas graecas vertagt worden war, entschloß sich Preußen, um möglichst Wandel zu schaffen, den General Krauseneck im April nach Wien zu schicken. In Sachen der 4. Bundesfestung war dort allerdings nichts zu machen. Diese Angelegenheit wollte Oesterreich erst dann wieder aufnehmen, wenn die Umstände seinen Interessen günstig sein würden, und Preußen versprach, ihm die Initiative dazu überlassen zu wollen. Andererseits erhielt Krauseneck hinsichtlich des Gouvernementswechsels in Mainz und der endgültigen Regelung der Verhältnisse aller drei vorhandenen Festungen die bündigsten Zusagen. Auch kam der erstere am 29. Oktober 1824 wirklich zur Ausführung. In Frankfurt wurde jedoch nichts weiter erreicht, als daß die Militärkommission am 29. Juli ihren Bericht über die inzwischen eingegangenen Arbeiten der 3 Lokalkommissionen an den Bundestagsausschuß erstattete, mit den nöthigen Anträgen zur Uebernahme, Herstellung und Verwaltung der Festungen, und daß der Bundestagsausschuß am 19. August seinen Vortrag darüber im Plenum machte — worauf dann wieder allgemeine Instruktions-Einholung beschlossen wurde.

Diese brachte die verschiedensten Sonderinteressen von Neuem zum Vorschein, so daß das Jahr resultatlos verging, und Preußen im Februar 1825 nochmals in Wien verhandeln mußte — dies Mal durch den preußischen Bundestagsgesandten Nagler, den besonderen Anhänger Metternichs. Ihm wurde es zugeschrieben, daß Oesterreich nicht länger widerstrebte. Wahrscheinlich hatte es aber dazu besonderen Grund. Die 5 Millionen Francs nämlich, die aus der französischen Contribution „zur Vollendung der Befestigungen von Mainz" bestimmt gewesen, waren inzwischen fast ganz zur inneren Einrichtung und Unterhaltung der überaus zahlreichen Militärgebäude und schönen Dienstwohnungen ausgegeben, während die Werke verfielen. Es ließ sich voraussehen, daß der Fonds bald erschöpft, und dann finanzielle Verlegenheiten unvermeidlich sein würden, wenn nicht vorher die Unterhaltung der Festungen anderweitig geregelt wäre. So wurde die Bundesversamm-

lung denn endlich am 28. Juli 1825 dahin gebracht, über die gerade ein Jahr vorher gestellten Anträge der Militär-Kommission abzustimmen.

Obwohl jedoch, wie erwähnt, bereits am 5. Oktober 1820 die Uebernahme der Festungen und deren „unaufschiebliche“ Herstellung und Vollendung einstimmig beschlossen war, kam es jetzt nur zu einem Majoritätsbeschluß. Danach sollten die Festungen bezüglich des Dienstes der Garnison und der Verwaltung des Festungseigenthums unter der Bundesversammlung stehen, auch die Gouverneure und Festungsstäbe auf den Bund vereidigt werden, im Kriege aber die Bundesversammlung ihre Rechte auf den Bundesfeldherrn übertragen, und dessen Machtbefugnisse durch ein Reglement festgestellt werden — wozu es bekanntlich nie gekommen ist. Die ferneren Festsetzungen betrafen, außer der Rangordnung der Truppen bei gemischten Besatzungen, deren Verpflegung und Unterkunft, die Instandsetzung und Unterhaltung der Befestigungen u. s. w., so wie endlich die Formalitäten der Uebernahme durch den Bund.

Diesen Beschlüssen widersetzten sich jedoch Würtemberg, Bayern und Niederland. Erstere beide protestirten überhaupt gegen die Zulässigkeit eines bloßen Majoritätsbeschlusses. Ihre Motive waren indessen einigermaßen verschieden. Würtemberg, das weder als Territorialherr, noch als Besatzung gebender Staat an irgend einer von den 3 Festungen näher betheiligt war, fühlte sich lediglich durch den geringen ihm zur Last fallenden Matrikularbeitrag — etwa $^1/_{22}$ des Gesammterfordernisses — gekränkt. Der Zustand der Festungen und die Sicherheit Deutschlands galt ihm nichts. Die Geldfrage war ihm so wichtig, daß es in einer der nächsten Sitzungen (21. August) sogar noch einmal ausdrücklich gegen die Verbindlichkeit des Majoritätsbeschlusses protestirte, und erst 1827 mit der Erklärung einlenkte, daß es zu gütlichem Ausgleich bereit sei. Darüber mußte dann noch bis 1835 mit ihm verhandelt werden, ehe es sich zufrieden gab.

In Bezug auf Mainz kam der Beschluß vom 28. Juli ohne neue Schwierigkeiten zur Ausführung. Die formelle Uebergabe an den Bund fand am 15. Dezember 1825 statt — zehn Jahre nach dem 2. Pariser Frieden.

Bei Luxemburg ging es dagegen nicht ohne Weiterungen ab. Der Anspruch Niederlands, daß seine Truppen vor den preußischen rangiren sollten, war zwar nur lächerlich, um so mehr, als es weder damals noch später einen Theil der Besatzung stellte. In materieller Beziehung war indessen noch streitig, ob gewisse Grundstücke und Gebäude Eigen-

thum der Landesregierung oder der Festung seien. Niederland protestire deshalb gegen die Uebernahme durch den Bund, so lange nicht jene Fragen entschieden seien — was, beiläufig bemerkt, niemals geschehen ist. Da ohne Rücksicht hierauf schließlich die Uebergabe auf den 8. März 1826 festgesetzt wurde, verweigerte der Niederländische Gesandte den Bundeskommissaren die Pässe, und diese reisten ohne sein Visa nach Luxemburg. Dort wollte der Niederländische Territorialkommissar gegen die Uebergabe protestiren, wurde aber zurückgewiesen und die Festung am 13. März vom preußischen Kommandanten allein den Bundeskommissaren übergeben. In Folge dessen ließ der König der Niederlande in der Bundestagssitzung am 6. April erklären: die einseitig vollzogene Uebergabe sei als null und nichtig zu betrachten; er protestire dagegen als einen Akt der Gewalt, und behalte sich vor, zu solchen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, die ihm zum Schutz der Integrität des Großherzogthums die geeignetsten sein würden.

Die in diesen Vorgängen sich aussprechende Gesinnung richtete sich nicht sowohl gegen den Bund, als gegen Preußen. Dabei hatte Preußen schon seit Jahren nicht mehr gewünscht in Luxemburg zu bleiben. Als seine eigenen Festungsbauten am Rhein der Vollendung sich näherten, war bereits 1821 und 1822 von den betheiligten Ministerien und obersten Militärbehörden sehr ernstlich darüber verhandelt worden, ob nicht die äußerst verfallene Festung gänzlich an Niederland zu überlassen, oder zu schleifen sei? Englischer Einfluß war es, der allem Anschein nach entscheidend dagegen in's Gewicht fiel und Preußen bewog, Luxemburg nicht fahren zu lassen, obwohl ihm dessen Erhaltung fortwährend bedeutende Summen und die dortige Besatzung jährlich gegen 100000 Thaler mehr als die gleiche Truppenzahl im eigenen Lande kostete. Englischer Einfluß! — und schon 1821 hatte General Aster von Coblenz nach Berlin geschrieben, daß man damit doch „die niederländischen Widerwärtigkeiten würde niederschlagen" können. Es scheint aber nicht, daß England dazu bereit gewesen, nachdem Preußen sich einmal entschlossen hatte in Luxemburg auszuharren.

Selbst die Bundesversammlung fand indessen die niederländische Unverschämtheit zu stark, und beschloß am 5. Mai, daß die Uebergabe Luxemburgs als legal zu betrachten, der niederländische Protest unstatthaft, und die darin gemachten Aeußerungen nur zu bedauern seien. Damit war die Sache erledigt.

Nicht ebenso rauh, aber viel langsamer wickelte sich die Differenz mit Bayern wegen Landaus ab. Bayerns Protest richtete sich gegen die Unterstellung der Festung unter den Bund auch im Frieden. Lan-

bau dürfe nicht so wie Mainz und Luxemburg behandelt werden, weil der König von Bayern dort sowohl Territorialherr sei, als auch allein das Besatzungsrecht im Frieden habe.

Es war jedoch nicht blos das eifersüchtige Bestreben, die bayerische Souveränetät gegen den Bund zu wahren, was dem Protest zum Grunde lag. Während die 20 Millionen Frs. für die 4. Bundesfestung von Metternich dem Frankfurter Rothschild etwa zur Hälfte des damals üblichen Zinsfußes übergeben waren, hatte Bayern die 15 Millionen für Germersheim in den Jahren 1815—19 ausgezahlt bekommen, und befand sich in dem unkontrollirten Genuß ihrer Zinsen zu wohl, um sich denselben nicht möglichst erhalten zu wollen. Auch der schon seit Jahren entschiedene Bau von Germersheim kam deshalb — bis 1835! — nicht zur Ausführung.

Die Unterstellung Landaus unter die Bundesverwaltung würde jedoch, da der Bund die Zinsen des bei Rothschild stehenden Kapitals zur Unterhaltung der Festungen zu verwenden beschloß, unmittelbar dazu geführt haben, auch die Zinsen der in Bayerns Händen befindlichen 15 Millionen für denselben Zweck in Anspruch zu nehmen, so lange der Bau von Germersheim unterblieb. Der Bund sollte also von Landau möglichst fern gehalten werden, und der Protest gegen die Uebergabe war nur das letzte Mittel zur Verhinderung seiner Einmischung in die bayerische Verwaltung. Denn auf vertraulichem Wege hatte Bayern vorher dafür gesorgt, durch eben jene Beschlüsse, gegen die es den principiellen Protest in petto hatte, die spezielle Bestimmung treffen zu lassen, daß es für die Kosten der Unterhaltung Landaus allein aufzukommen, dagegen für Mainz und Luxemburg keinen Matrikularbeitrag zu leisten habe. Faktisch blieben also die Verhältnisse Landaus nach wie vor dem Protest dieselben, und der Bund mochte gegen Bayern nicht zwangsweise vorgehen. Man zog es vor vertraulich zu unterhandeln. Endlich im Juli 1828 erklärte Bayern, daß es die Differenzen „im Geiste konciliatorischer Eintracht" zu beseitigen wünsche. Es erbot sich nunmehr die Festung dem Bunde förmlich zu übergeben — unter der Bedingung jedoch, daß sie im Frieden der Fürsorge des Königs anvertraut bleibe und demzufolge der Gouverneur nur für die Dauer eines Krieges auf den Bund vereidigt werde; daß dafür der Bund aber die Kosten der Herstellung und Unterhaltung der Festung übernehme, während Bayern fortan für Mainz und Luxemburg beitrage. Daß es sich um ein Geldgeschäft handelte, war unverkennbar. Die Verhandlungen darüber, die sich wieder bis 1830 hinzogen, führten denn auch zur offiziellen Erörterung der Verwendung der 15

Millionen und ihrer Zinsen. Bayern erklärte dabei unverzagt, daß es niemals verpflichtet worden sei, das Geld überhaupt zinsbar anzulegen. Wohl aber habe es auf Landau außer den jährlichen Unterhaltungskosten (bis 1830) 1100000 Gulden verwendet*). Dies wurde indessen nicht überall befriedigend gefunden. Der betreffende Bundestagsausschuß beantragte deshalb am 11. Nov. 1830, Bayern solle vor Allem genaue Auskunft über den Betrag der verwendeten, wie der noch vorhandenen Zinsen geben.

Da entschloß sich Preußen, in Rücksicht auf die politische Lage nach der Juli-Revolution, der Verwickelung nach Bayerns Wünschen ein Ende zu machen. Auf seinen Antrag wurde daher am 14. Dec. 1830 beschlossen, Bayern solle den Bund finanziell für Landau nur dann in Anspruch nehmen dürfen, wenn es zuvor nachgewiesen, daß es die gesammten Zinsen der 15 Millionen bereits für Landau verwendet habe. Zugleich wurde dem Könige von Bayern die Verwaltung der Festung im Namen und Auftrage des Bundes, ohne Einwirkung der Militärkommission für die Zeit des Friedens zugestanden, und nur für den Kriegsfall die Unterordnung, wie bei Mainz und Luxemburg, unter das Bundesfeldherrn-Phantom festgestellt.

Darauf hin verstand sich Bayern am 20. Januar 1831 zu der Erklärung, die Festung dem Bunde *sofort* übergeben zu wollen — nur leider wieder nicht ohne den Vorbehalt, daß dies „unbeschadet seines Souveränetäts- und Eigenthumsrechts über die Stadt und die Festung" geschehe. Der Bund machte der Sache ein Ende mit der Gegenerklärung, daß die etwaige Erneuerung dieses Vorbehaltes bei der Uebergabe nichts an den Bundesbeschlüssen ändern würde. Die formelle Uebergabe fand darauf am 27. Januar 1831 statt.

So war der deutsche Bund mit Hängen und Würgen in anderthalb Jahrzehnten nach dem 2. Pariser Frieden zu seinen Festungen Mainz, Luxemburg und Landau gekommen, die 4. Festung von ihm jedoch nicht zu Stande gebracht. Noch ein Jahrzehnt sollte vergehen, ehe die Einigung darüber durch Preußen gelang.

II.

Wie die 4. Bundesfestung zu Stande kam.

Die in Folge der Juli-Revolution drohende Kriegsgefahr schien eine Zeit lang günstigen Einfluß auf die militärischen Verhältnisse

*) Laut eigener Nachweisung vom 15. Juli 1841 hatte es auf die 15 Millionen Frs. von 1815—1819 die Summe von 6742335 Gulden netto erhalten. Vom mittleren Empfangsjahre 1817 ab zu 4 pCt. gerechnet, würde sich ein Zinsertrag von mehr als 3 Millionen Gulden herausstellen, ohne Zinseszins.

Deutschlands gewinnen zu sollen. Die süddeutschen Staaten erkannten, wie wenig sie wirklichen Schutz von Seiten Oesterreichs gegen Frankreich zu erwarten hatten, so daß sie Anschluß an Preußen suchten. Oesterreich konnte zwar von vorn herein nicht daran denken den alleinigen Oberbefehl in Deutschland zu beanspruchen, da es in Italien zu sehr engagirt war. Es verlangte jedoch die Bildung zweier Heere mit Unterstellung der süddeutschen Bundeskorps unter seinen Befehl, und wollte mit diesen eventuell den Rückzug vom Oberrhein nach Osten hin — über Ulm — nehmen. Die süddeutschen Staaten entschieden sich aber 1832 für den preußischen Plan, alle deutschen Streitkräfte mit Ausnahme der österreichischen unter preußischem Oberbefehl in zwei Heeren am Mittel- und Niederrhein zu vereinigen, so wie eventuell auch ihre Kontingente nach dem Main, in der Richtung auf Preußen, zurückgehen zu lassen, während Oesterreich nur ein drittes Heer aus eigenen Truppen am Oberrhein befehligen sollte.

Die Kriegsgefahr verschwand indessen bevor es zur Ausführung dieser Pläne kam, und der Metternich'schen Politik gelang es, Friedrich Wilhelm III. wieder in ihre Netze zu ziehen. Für die Bundeskriegsverfassung war nichts gewonnen.

Daß die 4. Bundesfestung am Oberrhein fehlte, hatte man 1832 wohl empfunden, die Berührung der kitzlichen Frage indessen gescheut. Dagegen war in Bayern der Entschluß gereift, endlich die Befestigung von Germersheim auszuführen. Von 1832 ab wurden die Entwürfe dazu ausgearbeitet. Der im Jahre 1835 begonnene Bau mußte jedoch auf das linke Rheinufer beschränkt bleiben, weil das rechte badensches Territorium war. Als daher Bayern Landabtretungen wünschte, benutzte Baden diesen Anlaß, um der Bundesversammlung im April 1836 die Nothwendigkeit der Erbauung der 4. Bundesfestung durch eine Denkschrift in Erinnerung zu bringen, in der alle für Rastatt sprechenden Gründe ausführlich entwickelt waren.

Oesterreich zeigte sich von diesem unerwarteten Vorgange sehr unangenehm berührt, Preußen dagegen der Sache günstig. Zu den inneren Gründen dafür kam die Meldung des Militär-Bevollmächtigten Radowitz, bei den kleineren Staaten habe sich der Verdacht geäußert, Oesterreich und Preußen wollten die 20 Millionen Francs zu eigener Verfügung behalten. Darauf hin bekam Radowitz im Juli 1836 die Weisung, dem Wunsche Preußens Ausdruck zu geben, daß „die Vertheidigungslinie Deutschlands" sobald als möglich vervollständigt werde. In welcher Weise, blieb dabei offene Frage. Daß die Beantwortung dahin führen würde, außer Rastatt den Oesterreichern Ulm zu befestigen,

hatte man in Berlin wohl nicht gedacht. Radowitz, wie auch der Bundestagsgesandte General Schöler, waren allerdings von Anfang an der Meinung, daß die Einwilligung Oesterreichs zur Befestigung von Rastatt nur durch gleichzeitige Befestigung Ulms zu erreichen sein würde. Radowitz meinte das Problem jedoch durch den Vorschlag der Vertheilung des vorhandenen Geldes auf Ulm und Rastatt lösen zu können.

In Berlin sah man die Sache nüchterner an. Die Generale Krauseneck, Chef des Generalstabes, und Rauch, Chef des Ingenieurkorps, zeigten in ihrem Gutachten vom 7. Februar 1837, daß die vorhandenen Geldmittel schon für Ulm allein wegen der schwierigen Terrainverhältnisse nicht genügen würden, während Rastatt damit wohl zu befestigen sei. Die Vertheidigung der Rheinlinie würde durch Rastatt erheblich gewinnen, und namentlich für die Staaten des VIII. Bundeskorps sei Rastatt viel wünschenswerther als Ulm. Die Regierung trat diesem Gutachten bei, und der Bundestagsgesandte wurde (6. Juli 1837) demgemäß instruirt. Nicht zu verkennen ist die Nachwirkung der politischen Vorgänge von 1831/32. Die Frage blieb nur, wie sich Oesterreich dazu stellen würde? Bei persönlicher Besprechung in Karlsbad äußerte Metternich indessen gegen den preußischen Minister des Auswärtigen v. Werther (Anfang August 1837), daß Oesterreich nicht auf Ulm bestehen wolle. In Folge dessen wurde nun dem Wiener Cabinet in einer offiziellen Note eröffnet, nach reiflichster Erwägung gehe die Ansicht Preußens dahin, mit den vorhandenen Geldmitteln zuvörderst Rastatt zu befestigen, etwaigen Ueberschuß resp. Zuschuß aus Bundesmitteln aber — beiläufig bemerkt nach Würtembergs Wünschen — zur Befestigung des Kniebis-Passes im Schwarzwald und das Hohentwiel zu verwenden. Auch erhielt durch Bundesbeschluß vom 21. September 1837 die Militärkommission den Auftrag „die Berathung über den Bau einer 4. Bundesfestung . . . thätigst (sic!) wieder aufzunehmen, und ein Gutachten darüber zu erstatten“, so daß der bisherige Stillstand endlich überwunden zu sein schien.

Radowitz machte jedoch von Frankfurt aus in Berlin unverändert geltend, daß Oesterreich nicht auf Ulm verzichten werde, der Aeußerung Metternich's also nicht zu trauen sei. Andrerseits ließ er die Idee nicht fahren, daß die gleichzeitige Befestigung von Ulm und Rastatt durch Vertheilung der 20 Millionen auf beide Plätze zu ermöglichen sein würde. Der etwaige Mehrbedarf müsse nur dort von Oesterreich, hier von Baden übernommen, und von beiden Staaten allein auch für alle Kasernen und Verpflegungs-Anstalten gesorgt werden. Dies nicht von vornherein für undenkbar zu halten, war ein Optimismus, der um so auffallender

ist, je richtiger sich sonst sein Urtheil über Oesterreichs Stellung zur Sache erwies.

Zunächst erklärte Metternich, die Entscheidung über die preußischen Vorschläge dem Hofkriegsrath überlassen zu müssen, und von letzterem erfolgte dann (1838) unter hochmüthiger Kritik des Krauseneck-Rauch'schen Gutachtens eine schroffe Ablehnung der preußischen Vorschläge. Man berief sich auf das frühere Einvernehmen und besonders auf die Karlsbader Konvention vom 10. August 1817, deren geheimer zweiter Separat-Artikel Preußen verpflichte, für die Befestigung von Ulm einzutreten. Niemals werde Oesterreich davon abgehen, daß Ulm derjenige Punkt sei, der im Sinne der Verträge zur 4. Bundesfestung gewählt werden müsse. Selbstverständlich blieb dies von preußischer Seite nicht ohne Entgegnung. Friedrich Wilhelm III. wünschte indessen Oesterreich möglichst entgegenzukommen, um so mehr als neue Gutachten der Generale Knesebeck und Aster sich für Ulm aussprachen. Dabei kam Radowitz immer wieder auf seine obigen Vorschläge zurück, zuletzt mit der Modifikation, den Mehrbedarf über die 20 Millionen hinaus zu gleichzeitiger Befestigung Ulms und Rastatts durch eine Bundes-Anleihe aufzubringen.

Dies wurde in Berlin gebilligt, und sollte die Grundlage der weiteren Verhandlungen bilden. Noch bevor es aber zu solchen gekommen war, erstattete der österreichische Bevollmächtigte in der Militärkommission (am 13. Juni 1839) den von ihm übernommenen Vortrag, und erklärte ohne vorheriges Benehmen mit dem preußischen Kollegen, daß lediglich Ulm in Stelle von Rastatt zu befestigen sei. Sofort trat ihm nunmehr Radowitz mit der Erklärung entgegen, daß die Militärkommission ihrer Aufgabe nur durch den Antrag auf gleichzeitige Befestigung Ulms und Rastatts genügen könne.

Nicht gering war der Eindruck, den diese Uneigennützigkeit Preußens im Augenblick machte, und Anerkennung wurde ihr nicht versagt. Auf der nunmehr gewonnenen Grundlage blieb jedoch jeder der sonst betheiligten Staaten beflissen, nach Möglichkeit seine Sonderinteressen zu verfolgen.

Oesterreich ging wie früher darauf aus, Ulm zur dominirenden Position zu machen, je weniger aber fortan eine bedeutendere Entwickelung Rastatts zu verhindern war, umsomehr auch dort seine Hand im Spiel zu behalten. Andererseits konnten österreichische Niederlassungen auf ihrem Gebiete weder Bayern, noch Würtemberg, noch Baden erfreuen. Bayern hatte überhaupt niemals für den Bau der 4. Bundesfestung geschwärmt. Im Gegentheil! Es befürchtete davon eine ihm nachtheilige

Verschiebung der Machtverhältnisse, und hätte es am liebsten auch jetzt noch bei dem status quo bewenden lassen. Im Besitze von Ingolstadt, Würzburg, Landau und Germersheim fühlte es sich fest genug basirt, und stand jedenfalls kräftiger da, als Baden und Würtemberg, die keinerlei festen Stützpunkt hatten. Gewannen diese einen solchen in Rastatt und Ulm, so wurde das VIII. Bundeskorps unabhängiger, und Bayern mußte befürchten, daß der 1832 dem Feldmarschall Wrede zugedachte Oberbefehl ihm entschlüpfen werde. Es hatte also mancherlei Interessen nach verschiedenen Richtungen hin wahrzunehmen. Wegen Germersheim war über die Landabtretungen Verständigung mit Baden erforderlich, ebenso um den Oberbefehl über das VII. und VIII. Bundeskorps (nachdem Wrede 1838 gestorben) für den Prinzen Karl zu erlangen, außer Baden auch Würtemberg zu gewinnen, und mit beiden gemeinsam das von Oesterreich erstrebte Besatzungsrecht in Ulm und Rastatt wenigstens für Friedenszeit zu bekämpfen; Oesterreichs Wunsch dagegen, aus Ulm eine Festung ersten Ranges zu machen, für die möglichste Ausdehnung der Befestigungen am rechten, bayerischen Donauufer auszunutzen, um das allzu große Uebergewicht zu vermindern, welches Würtemberg dort durch die vom Terrain gebotene Entwickelung der Festung am linken Ufer erlangen mußte.

Während für Bayern keine neue Bundesfestung das Erwünschteste gewesen wäre, hätten Baden und Würtemberg am liebsten nur Rastatt befestigt gesehen. Insofern aber die Befestigung von Ulm unvermeidlich geworden, gingen ihre Interessen auseinander. Diejenigen Badens lagen in Rastatt, Würtembergs dagegen in Ulm. Hier wie dort die souveräne Gewalt nicht schmälern zu lassen, darin waren sie indessen unter sich und mit Bayern einig.

So kam es zwischen allen dreien im Mai 1840 zu einer förmlichen Konvention in Karlsruhe hinsichtlich der Bedingungen, unter denen sie für den gleichzeitigen Bau von Ulm und Rastatt stimmen wollten.

Vereinbart wurde vor Allem, daß die Territorialherrn, da die Hergabe ihrer Städte zu Bundesfestungen doch ganz Sache ihres freien Willens sei, keine geringeren Rechte als der am wenigsten beschränkte Souverän einer der drei älteren Bundesfestungen erhalten dürfe, die mit dieser Eigenschaft schon behaftet gewesen seien, als sie ihren nunmehrigen Herren überantwortet wurden. Deshalb müßten die Verhältnisse von Landau maßgebend sein. Es sollten also nur die Territorialherrn das Besatzungsrecht im Frieden haben, die Gouverneure nur für den Kriegsfall auf den Bund vereidigt werden, letzterer für den Bau, die Ausrüstung und Unterhaltung der Festungen immer brav bezahlen,

aber keine Einwirkung durch die Militärkommission auf die Verwaltung haben. Beansprucht wurde ferner die selbständige Ausarbeitung der Befestigungsentwürfe, da die Territorialregierungen an der wirksamen Vertheidigung der Festungen das meiste Interesse hätten. Die Militärkommission sollte über die ihr vorzulegenden Entwürfe lediglich abstimmen; die Kosten ferner nicht präliminirt, sondern erst nach Feststellung der Entwürfe ermittelt werden. Endlich sei zwar für beide Festungen eine gemeinsame Bundeskasse zu bilden, die vorhandenen 20 Millionen Francs müßten aber vorweg für Rastatt bestimmt bleiben. Lag hierin ein Zugeständniß Bayerns an Baden und Würtemberg, so erlangte Bayern dagegen, außer dem für Germersheim nöthigen badenschen Terrain, die Zusage der Unterstützung des von ihm beabsichtigten Antrages beim Bunde, daß es wegen der Mehrkosten, die ihm Germersheim über die 15 Millionen Francs hinaus verursachen werde, von den Matrikularbeiträgen für Ulm zu befreien sei. Dazu kamen noch gewisse Zusicherungen hinsichtlich einer selbständigen Vertheidigung Süddeutschlands durch das VII. und VIII. Bundeskorps unter bayerischer Führung.

Oesterreich konnte nicht in Zweifel darüber sein, daß die Karlsruher Konvention sich wesentlich gegen seine Ansprüche richte. Die Entrüstung darüber hielt es nicht zurück. Es sei ein gefährliches Präcedenz, daß in einer hochwichtigen Angelegenheit von gemeinsamem Interesse, um dessen willen alle Bundesglieder Opfer zu bringen hätten, Einzelne einen Bund im Bunde schlössen, um ihren Kollektivwillen den übrigen Bundesgenossen als Bedingung zur Erreichung des Bundeszweckes aufzuerlegen.

Die Parteien standen sich also auch auf Grund des uneigennützigen preußischen Vermittelungsvorschlages wieder so schroff gegenüber, daß die Verhandlungen wahrscheinlich abermals gescheitert wären, wenn nicht der Eintritt zweier politischen Ereignisse einen Ausgleich der Gegensätze herbeigeführt hätte.

Am 7. Juni 1840 kam Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung und am 15. Juli ward die Quadrupel-Allianz zum Schutze der Pforte gegen Mehemed Ali und Frankreich geschlossen. Vor der Kriegsgefahr, die nun von Westen her drohte, und der nationalen Bewegung, die das französische Geschrei nach der Rheingrenze hervorrief, hielten die Sonderinteressen der süddeutschen Regierungen nicht Stand, während Friedrich Wilhelm IV. mit dem Eifer des Idealisten für die Bestrebungen seines Günstlings Radowitz zur Lösung der Festungsfrage eintrat. Dazu kam, daß die Befestigung von Paris im August 1840 kurzer Hand, auf

königliches Dekret hin, thatsächlich begonnen wurde. Unter diesen Umständen gelangte in Frankfurt zunächst wenigstens die Militärkommission am 10. Oktober zur Einigung über ihren Bericht an den Bundestags-Ausschuß.

In welcher Weise darin die Nothwendigkeit, Ulm zu einem Waffenplatze ersten Ranges zu machen, begründet wurde, kann hier umsomehr übergangen werden, als es mit dem früher Erwähnten übereinstimmte. Für Rastatt aber wurden neue Gesichtspunkte geltend gemacht. Während es zu Anfang der zwanziger Jahre nur einen Sperrpunkt des Rheinthals und den Stützpunkt des rechten Flügels der Schwarzwaldlinie hatte bilden sollen, wurde nunmehr ausgeführt, daß es den Kontingenten des VIII. Bundeskorps und ihrem Kriegsmaterial einen sicheren Zufluchtsort bieten und als Flankenstellung den Feind beim Angriff auf den Schwarzwald bedrohen müsse. Wie das zu machen sei, blieb einstweilen unerledigt. Nachdem die Sache aber so weit gediehen war, wurde Radowitz auf Metternich's Wunsch nach Wien geschickt, um an den Verhandlungen theilzunehmen, die General Grolmann über die Vorberathungen zu einem Bundeskriege zu führen hatte.

Daß Ende November der Kriegsplan von 1832 mit preußischem Oberbefehl über die süddeutschen Kontingente von Oesterreich angenommen wurde, nachdem Friedrich Wilhelm IV. aus freien Stücken den Schutz des Bundes für Oesterreichs italienische Besitzungen verheißen hatte, blieb zwar ohne praktische Folgen, weil die Kriegsgefahr inzwischen wieder verschwunden war. Dennoch verdient es erwähnt zu werden, weil es beweist, wie Preußen zu eben derselben Zeit, in der es die Festungsfrage ihrer eigenthümlichen Lösung entgegenführte, unverändert an dem Kriegsplane von 1832 festhalten wollte.

Inzwischen war, sobald der Friede gesichert schien, der Eifer des Bundes wieder erlahmt. Der endgültige Beschluß, Ulm und Rastatt gleichzeitig zu bauen, kam daher trotz der Anregung, welche die gleichzeitigen Verhandlungen der französischen Kammern über die Befestigung von Paris gaben, erst am 26. März 1841 zu Stande. Eigenthümlichen Einfluß scheint zuletzt der unerwartete Tod des preußischen Bundestagsgesandten General Schöler, gehabt zu haben. Daß die Ernennung seines Nachfolgers Verzögerung erlitt, wurde benutzt, um noch vor dessen Eintreffen, und während Radowitz in Wien zurückgehalten war, dem Bundesbeschluß die letzte Fassung zu geben.

Derselbe bestimmte nun, Ulm sei als „Hauptwaffenplatz", Rastatt als „Grenz- und Verbindungsfestung", sowie als „Waffenplatz des VIII. Bundes-Armee-Korps" zu erbauen, und zwar beide „mit

Rücksicht auf verschanzte Lager". Aus den vorhandenen 20 Millionen Francs sollte ein gemeinschaftlicher Baufonds gebildet, der Mehrbedarf durch Matrikularbeiträge gedeckt werden, beide Festungen nicht, wie Landau, den Territorialherrn, sondern wie Mainz und Luxemburg den Bundesbehörden unterstellt werden. Zugleich erhielt aber Oesterreich besonderen Antheil nicht nur an Ulm, sondern auch an Rastatt. Für Ulm sollte es das Personal der Artillerie-Direktion, und zu der würtembergisch-bayrischen Friedensbesatzung 300 Mann Artillerie; für Rastatt das Personal der Genie-Direktion und zur badischen Friedensbesatzung die Genietruppen stellen, im Kriege endlich ein Drittel der ganzen Besatzung beider Festungen geben. Den Territorialregierungen war es ferner im letzten Augenblick mit österreichischer Konnivenz gelungen in den Bundesbeschluß die Bestimmung hineinzubringen, daß die Befestigungs-Entwürfe seitens der Militär-Kommission „unter fortwährendem Zusammenwirken" mit den von ihnen, den Territorialregierungen, „dazu beauftragten Militärpersonen" festzustellen seien. —

Solcher Art war die Lösung, welche die Frage der 4. Bundesfestung nach einem Vierteljahrhundert gefunden hatte. Daß es überhaupt noch dahin gekommen, war Preußen zu danken. Wie aber war Preußen selbst dabei gefahren?

Als Oesterreich nach dem Sturze Napoleons auf den Wiedererwerb seiner früheren südwest-deutschen Besitzungen verzichtete, hatte es nach Stadion's Ausdruck beinahe aufgehört ein deutscher Staat zu sein. Die natürliche Folge seiner Gravitation nach Italien hatte sich in den ersten dreißiger Jahren in militärisch politischer Beziehung deutlich zu Gunsten Preußens gezeigt, und die Gründung des Zollvereins neue, im Laufe der Zeit erstarkende Bande zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten geknüpft, Oesterreichs Absonderung dagegen gesteigert. Eine Hemmung, ja Rückbildung dieser allmählich, doch sicher vorschreitenden Entwickelung war es ohne Frage, daß nunmehr Oesterreich wieder Militärkolonien nach Bayern, Würtemberg und Baden vorschieben durfte. Hatten sie auch zunächst im Frieden nur geringe Stärke, so brachten sie den Süddeutschen doch unablässig ein Schutzverhältniß zu Oesterreich und dessen Anwartschaft auf die Führung im Kriege zur Anschauung. Bayern, Würtemberg und Baden wurden bei eigenen unzureichenden Kräften geradezu dahin gedrängt sich behufs wirksamer Vertheidigung der neuen Festungen auf Oesterreich zu stützen, umsomehr, je weiter deren Entwickelung zu verschanzten Lagern getrieben wurde. Der Neigung, sich wie 1832 militairisch an Preußen anzuschließen, war fortan der Boden entzogen, der österreichische

Oberbefehl in Stelle des preußischen begründet, und eventuell der Rückzug nicht nach dem Main, sondern nach dem Inn vorgezeichnet. Es konnte gar nicht ausbleiben, daß durch die neue militärische Situation schließlich die Politik der süddeutschen Staaten überhaupt beeinflußt wurde, besonders in kritischen Zeiten.

Daß um ein solches Resultat Preußen sich die erdenklichste Mühe geben und bedeutende Geldopfer auferlegen konnte, ist erstaunlich. Gewiß waren für einen Krieg gegen Frankreich möglichst günstige Verhältnisse zu erstreben. Die natürliche Entwickelung der Dinge in der Richtung, die sie seit den ersten dreißiger Jahren genommen, hätte dies Ziel jedoch am sichersten erreichen lassen. Wenn vor der Hand die Bundeskriegsverfassung nicht gebessert, und die Frage des Oberbefehls nicht ein für alle Mal entschieden, sondern nur für Befestigungen gesorgt werden konnte, so mußte hierbei doch eine Störung jener Entwickelung vermieden und der Weg zum Ziele offen gehalten werden.

Die Befestigung von Rastatt entsprach an sich ohne Zweifel dem preußischen Interesse. War sie ohne Ulm nicht zu erreichen, so mochte letzteres den Oesterreichern zugestanden werden, aber nur unter der conditio sine qua non, daß Preußen in Rastatt dieselben Rechte erhielt, wie Oesterreich in Ulm. Nur dann ließ sich der Kriegsplan von 1832 auch in Zukunft verwirklichen. In Rastatt würde Preußen zur Vormacht des VIII. Korps geworden sein, und die linke Flanke des VII. (bayrischen) gedeckt haben, das in der Pfalz ohnehin auf seine Oberleitung angewiesen war. Auf diese Weise hätten für den Krieg gegen Frankreich strategische Verhältnisse ähnlich denen von 1870 angebahnt werden können, mit dem Vorbehalt des Auftretens einer österreichischen Armee am Oberrhein, die ihren Stützpunkt in Ulm gehabt hätte.

So aber, wie die Verhältnisse von Rastatt durch den Bundesbeschluß geregelt waren, konnte — selbst wenn man von allen politischen Erwägungen absehen wollte — nicht einmal darauf sicher gerechnet werden, daß die Festung wenigstens durch passiven Widerstand Flanke und Rücken der Stellung und Operationen am Mittelrhein und vorwärts desselben schützen werde. Nur eine Stunde vom französischen Rheinufer und dem Uebergange bei Plittersdorf gelegen, war es jeden Augenblick einem Ueberfall ausgesetzt, und nicht mehr als 2 Märsche von Straßburg entfernt, konnte es eingeschlossen, bombardirt und förmlich belagert sein, lange bevor es eine ausreichende Besatzung erhalten.

Eine solche von genügender Stärke und Zuverlässigkeit zu geben, war Baden allein gar nicht im Stande, Oesterreich aber zu entfernt, um unter allen Umständen rechtzeitig Verstärkungen schicken zu können,

während die prompte Versammlung des VIII. Bundeskorps aus allen Theilen Badens, Würtembergs und Hessen-Darmstadts vollends unwahrscheinlich war. Die Lage Rastatts mußte also um so bedenklicher werden, je größere Ausdehnung die Befestigungen erhielten. Daß man es als „Waffenplatz des VIII. Korps" bezeichnete, konnte freilich auch bloße Phrase sein. Diese Bezeichnung war aber erst durch den Ausschuß, gewiß also nicht ohne Zweck in den Bundesbeschluß hineingekommen und dabei sehr verschiedener Auslegung fähig. Sie konnte ebensowohl nur die Anlage von Kriegsmaterial-Depots für das VIII. Korps, wie Etablissements zur Anfertigung seiner Bedürfnisse, wie auch Einrichtungen zur Versammlung und Unterbringung der Truppen selbst bedeuten. Festungen, welche allem dem Schutz gewähren sollen, gehören aber nicht an die Grenze, sondern verlangen eine weniger exponirte Lage mehr im Innern des Landes. Um den Widersinn der Waffenplatzidee bei Rastatt einzusehen, brauchte man sich nur auszumalen, wie die verschiedenen Bestandtheile des VIII. Korps mit ihren Ersatzmannschaften bei Ausbruch des Krieges aus den obengenannten Gebieten nach dem eine Stunde vom Rhein entfernten Punkte zusammenströmen sollten, um dort ihre Ausrüstung zu empfangen und bis zur Vollendung ihrer Kriegsbereitschaft eine Zuflucht zu finden.

Die Bestimmung, daß Rastatt, wie Ulm, „mit Rücksicht auf verschanzte Lager" befestigt werden solle, war allerdings, wenn man den Worten nicht geradezu Zwang anthun wollte, nur auf eine eventuelle, von Zeit und Umständen abhängige Vervollständigung der Festung durch eine provisorische oder passagere Lagerbefestigung im Kriegsfalle zu beziehen. Sonst hätte es heißen müssen, Rastatt sei „als verschanztes Lager" zu befestigen. Auffallen mußte aber, wie Oesterreich, nachdem seine Besatzungsrechte gesichert erschienen, seine Haltung gegen gewisse Ansprüche der Karlsruher Convention geändert hatte. Daß die Territorial-Regierungen in ihren Anforderungen bezüglich der Größe, Stärke und Ausstattung der Festungen nicht blöde sein würden, war leicht vorauszusetzen, um so mehr, als auch, gerade wie sie es erstrebt hatten, die Kosten nicht limitirt worden waren. Preußen mußte sich also vorsehen, daß es mit den übrigen norddeutschen Staaten nicht zu sehr geschröpft würde.

Auch sollte sich bald genug zeigen, wie sich Baden im Einverständniß mit Oesterreich die Aufstellung der Entwürfe von Seiten der Militärkommission „unter fortwährendem Zusammenwirken mit den von den Territorialregierungen dazu beauftragten Militärpersonen" dachte. Zuvörderst nämlich ersah es zu seinen Mandataren den österreichischen

Vice-General-Geniedirektor (d. h. eigentlichen Chef des Geniewesens) Grafen Latour und den Oberstlieutenant Eberle, der schon der Lokalkommission von 1818—24 angehört hatte. Dann machten sich die Beiden, ohne nach Direktiven der Militärkommission zu fragen, an die Ausarbeitung eines Entwurfes, der außer der Ortsbefestigung im engeren Sinne, mit einer Besatzung von 9000 Mann, ein verschanztes Lager für 40000 Mann (das VIII. Korps nebst Ersatztruppen) umfaßte.

Inzwischen war aber in Frankfurt die Bearbeitung der Rastatter Angelegenheiten dem preußischen Militär-Bevollmächtigten zugewiesen. Was in Rastatt geschah, wurde ihm zwar außeramtlich bekannt. Er ließ sich dadurch indessen nicht beirren, sondern stellte seiner Funktion gemäß, unter möglichster Anlehnung an die Arbeiten der Lokalkommission von 1824, selbst die Grundlinien eines Befestigungsentwurfs für Rastatt auf. Es gelang ihm damit fertig zu werden, ehe der badensche Bevollmächtigte den Entwurf Latour's im August 1841 mit dem Anspruch einbrachte, lediglich diesen zur Grundlage der Verhandlungen der Militärkommission zu machen. Der preußische Bevollmächtigte lehnte dies entschieden ab, da die Territorialregierung nur die Mitberücksichtigung ihrer Vorschläge fordern könne. Die Folge waren höchst gereizte Erörterungen, die über die einzelnen Streitpunkte auch in besonderen Memoires geführt wurden, und bis in die Kabinete der Fürsten drangen.

Nur beiläufig, zur Charakteristik der österreichisch-badischen Freigebigkeit auf Bundekosten, sei erwähnt, daß bei einer auf 9000 Mann veranschlagten Besatzung für mindestens 8000 Mann bombensicheres Kasernement geschaffen, und ebenso sämmtliches Kriegsmaterial, sogar Pontons, bombensicher untergebracht werden sollten.

Der wichtigste Streitpunkt blieb jedoch für die Folge das verschanzte Lager. Der Referent hatte detachirte Werke in so weit projektirt, als sie zum Schutz des Festungsinnern gegen wirksames Bombardement aus damaligen Geschützen nothwendig, und durch die Terrainverhältnisse bedingt waren, um einerseits die Debouchéen am linken Murgufer nach dem Rheine und badischen Oberlande hin offen zu halten, andererseits am rechten Murgufer das zur Truppenlagerung besonders geeignete Plateau des Retherer Berges zu umschließen. Im Allgemeinen waren sie dabei 1200—1500 Schritt vor die Hauptumwallung vorgeschoben — Entfernungen, die nach der damaligen Geschützwirkung zu beurtheilen sind, und durch die Thatsache beleuchtet werden, daß die gleichzeitig erbauten detachirten Forts von Köln nur 600—1000 Schritt vor dem Hauptwalle lagen.

Der Latour'sche Entwurf griff dagegen am rechten Murgufer auf beinahe 3000 Schritt vor die Hauptumwallung bis über die Federbach-Niederung hinaus, so daß der Umfang des Lagers zwei deutsche Meilen betragen hätte. Daß die zu seiner Vertheidigung erforderlichen Kräfte rechtzeitig zur Stelle sein würden, war daher, wie oben gezeigt, höchst unwahrscheinlich; die Gefahr also dringend, daß Rastatt eine leichte Beute des Feindes würde. Dann aber hätte nicht nur die Festung im Allgemeinen einen französischen Rheinbrückenkopf, sondern im Speciellen die Lagerbefestigung einen Brückenkopf vor der Federbach-Niederung gebildet, also die Offensive des Feindes rheinabwärts besonders erleichtert. Wenn andrerseits das VIII. Korps wirklich zur Stelle war, so konnte es auch nicht an Arbeitskräften fehlen, um Lagerverschanzungen von provisorischem oder passagerem Charakter im Anschluß an die permanenten Befestigungen nach Bedarf herzustellen. Dazu kam noch, daß dem Latour'schen Entwurf angeblich aus Mangel an Zeit keine Kostenberechnung beigefügt war, während preußischerseits mit Unterstützung norddeutscher Staaten die vorgängige Ermittelung und Feststellung der Kosten zur Bedingung gemacht wurde.

Das Resultat zehnmonatlicher Verhandlungen war ein Bericht der Militärkommission vom 13. Juni 1842, der die Federbachfrage weiteren Erörterungen vorbehielt, für die übrige Befestigung einen generellen Entwurf aufstellte, und die Kosten im Ganzen, einschließlich einer Federbachbefestigung und der Artillerieausrüstung, auf höchstens zehn Millionen rh. Gulden veranschlagte.

Durch einstimmigen Bundesbeschluß vom 11. August 1842 wurden diese Vorschläge genehmigt, und für die Befestigungen 8732390 Fl., für die Artillerie-Ausrüstung 1267610 Fl., zusammen 10 Millionen Fl. als nicht zu überschreitender Gesammtbetrag für Rastatt bewilligt. Zu bemerken ist dabei, daß die Ermittelung dieses Geldbedarfs schließlich dem österreichischen Bevollmächtigten, General von Roditzky überlassen worden war. Der inzwischen zum Festungs-Bau-Direktor ernannte Oberstlieutenant Erberle legte darauf am 8. September 1842 die entsprechenden spezielleren Entwürfe vor, deren Gesammtkosten (einschließlich einer beschränkteren Federbach-Befestigung) auf 10261759 Fl. veranschlagt waren. Da aber gleichzeitig erklärt wurde, daß der Mehrbetrag von 261759 Fl. voraussichtlich (durch Eröffnung eines eigenen Steinbruchs mit Pferdebahnverbindung nach den Baustellen) würde erspart werden können, so wurde die Vorlage genehmigt, und am 15. November 1842 endlich der Bau — an der späteren Leopoldsfeste, dem Hauptwerk auf der Angriffsseite — begonnen.

Gleichzeitig mit den 10 Millionen für Rastatt waren für Ulm als Maximalbetrag 17½ Million Fl. im Ganzen also 27½ Million Gulden oder gegen 58 Mill. Frs. bewilligt, während nur 20 Mill. vorhanden waren. Durch Matrikularbeiträge blieben daher noch etwa 38 Mill. Frs. aufzubringen, von denen auf Preußen etwa 10 Mill. entfielen. Letzteres hatte also ꝛc. die Hälfte der 20 Mill. Frs., die es für seine westlichen Festungen erhalten, zu Gunsten Süddeutschlands gewissermaßen wieder herauszugeben, während ihm beispielsweise Coblenz allein schon mehr als 6 Millionen Thaler oder gegen 23 Millionen Frs. gekostet hatte.

(Schluß folgt.)

Die Beweglichkeit der Einkommensteuer.

Von

Dr. **Bünger.**

Bei der Neuordnung des Steuerwesens in Preußen ist von Neuem die Forderung einer beweglichen Einkommensteuer aufgetaucht. Sogar Herr von Gneist hat sich (in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 3. März d. J.) zu ihr bekannt und die Staatsregierung hat dem nicht grundsätzlich widersprochen.

Herr v. Gneist sagt in der erwähnten Rede, der Staat brauche die bewegliche Einkommensteuer als Regulator für die Zeiten der Abundanz und für die Zeiten der Not, für welche er keine andere Steuer habe, als eben sie. Das klingt bestechend und einleuchtend. Trotzdem ist leicht einzusehen, daß die Folge eine höchst widersinnige sein muß, nämlich: in den Zeiten der Abundanz, d. h. in den Zeiten, wo die große Masse der Staatsbürger gute Einnahmen hat und am leichtesten die Steuern trägt, werden wenig erhoben werden, in den Zeiten der Not, wo sie sie schwer aufbringen können, müssen sie dafür um so mehr zahlen. Es ist dabei wohl zu beachten, daß bei den jetzigen riesigen Zahlen des preußischen Staatshaushaltes es sehr wohl denkbar ist, daß in glänzenden Jahren das Gleichgewicht einmal ohne alle Einkommensteuer hergestellt werden kann, während in schlechten Zeiten vielleicht auch einmal kaum das Doppelte des jetzt vorgeschlagenen Ansatzes ausreicht. Solche Schwankungen würden die Folge der ernsthaften Durchführung der Einrichtung sein. Es gleicht ein solches Verfahren dem eines leichtsinnigen Menschen, der in Zeiten guten Verdienstes sich mit, sagen wir sieben Stunden Arbeit begnügt und sich damit tröstet, daß er in schlechten Zeiten ja 14 Stunden arbeiten kann. Will aber jemand so weit gehende Schwankungen nicht eintreten lassen, so erreicht er einmal den Zweck der Einrichtung nicht, und andererseits erzielt er nur die Wirkung, daß wer einmal statt

100 Mk. etwa nur 90 zu zahlen hat, unzufrieden wird, wenn er hernach wieder 100 zahlen muß, während er von den gesparten 10 Mk. doch auch nichts gehabt hat.

Viel natürlicher ist es, daß der Staat es macht, wie ein verständiger Hausvater, der in guten Zeiten nicht nachläßt in der Arbeitsleistung, sondern sie benutzt, wünschenswerthe aber nicht unbedingt nothwendige Anschaffungen zu machen, Schulden abzustoßen oder einen Sparpfennig für schlechtere Zeiten zurückzulegen. So kann der Staat in guten Jahren einen verständigen Luxus treiben. Daß ein verständiger Luxus in Kunst und Wissenschaft schließlich auch sehr reiche materielle Früchte trägt, bedarf nicht des Beweises für den, der die Geschichte des Aufblühens der Völker kennt. Vor allem aber ist daran zu denken, daß es unwirthschaftlich ist, bei einem Betrieb mit schwankenden Einnahmen jährlich die gleiche Schuldentilgung vorzunehmen. Der Staat handelt also zunächst rein wirthschaftlich gesprochen, klug, wenn er in guten Jahren viel, in schlechten wenig oder gar keine Schulden tilgt.

In früheren Zeiten, als das Anleihewesen noch nicht so ausgebildet war und auch der Staat die Pflege von Kunst und Wissenschaft noch nicht so als seine Aufgabe ansah, mag eine bewegliche Steuer zum Ausgleich für gute und schlechte Zeiten angebracht gewesen sein. So erklärt sich auch, daß in dem am längsten parlamentarisch regierten Lande die Einrichtung von Alters her überkommen ist. Daß unsere parlamentarische Ueberlieferung so gern an dieses Land anknüpft, erklärt auch, daß die Forderung bei uns in so weiten Kreisen als berechtigt anerkannt wird. Aber was unter andern Verhältnissen vielleicht richtig gewesen ist, ist es darum noch nicht für unsere Verhältnisse.

Nun wird aber für die Forderung geltend gemacht, daß nur so die Volksvertretung sich den nöthigen Einfluß auf die Regierung sichern und sie an ungehöriger Verschwendung hindern könne. Indeß darauf ist mit Recht schon von anderer Seite erwidert, daß die Regierung ohne Bewilligung der Ausgabe seitens der Volksvertretung nichts ausgeben darf; es würde sich also die Volksvertretung nur selbst des Vertrauens für unwerth erklären, wenn sie von zeitweilig gefüllten Staatskassen unnöthige Verschwendung fürchtet. Die Sorge vollends alter und neuer Parlamente, daß einmal der Staat dauernd zuviel Geld bekommen könnte, hat Herr v. Gneist in der angeführten Rede selbst treffend als thöricht zurückgewiesen. Es ist dabei auch noch darauf hinzuweisen, daß bei den sich stetig verändernden Verhältnissen alte Steuern uneinträglich werden und deshalb es immer eine Aufgabe der

Finanzminister gewesen ist und bleiben wird, von Zeit zu Zeit nach neuen Steuern zu suchen. Daß also eine Regierung je von der Volksvertretung im Geldpunkte unabhängig werden könnte, ist eitle Sorge. Erscheint so die Beweglichkeit der Steuer zur Sicherung des Einflusses der Volksvertretung auf die Staatsleitung nicht nothwendig, so hat sie für das innere politische Leben sogar eine höchst bedenkliche Seite. Das Zahlen der Steuern ist stets unvolksthümlich gewesen und wird es zu allen Zeiten bleiben. Alle Nachweise, daß der Staat dem Steuerzahler weit mehr leistet, als der Steuernde selbst für den Betrag der Steuer sich schaffen könnte, werden die Unlust zum Steuerzahlen nie überwinden. Wir sehen ja auch jetzt, wie ängstlich die Regierung den Vorwurf seitens der Volksvertretung oder einzelner Parteien zu vermeiden sucht, daß sie eine Erhöhung der Steuern wolle, obwohl nicht nur sie, sondern auch die Volksvertretung anerkennt, daß viele berechtigte und dringende Forderungen an die Staatskasse aus Mangel an Geld unbefriedigt bleiben müssen. Der Staat läßt z. B. einen Theil seiner Beamten bei anerkannt ungenügender Besoldung, um das Gehässige höherer Steuern zu vermeiden, d. h. der Staat zwingt einen Theil seiner Beamten für die Summen aufzukommen, die der Billigkeit nach von der gesammten Bevölkerung aufgebracht werden müßten. Man sollte meinen, wenn anerkannte Staatsbedürfnisse noch unbefriedigt sind, sollte Regierung und Volksvertretung gemeinsam froh sein, wenn durch eine neue, doch nur gerechtere Veranlagung der Steuern mehr Einnahmen erzielt werden, denn daß die Steuern in der neuen Veranlagung an sich nicht zu drückend sind, wird ja durch die Bewilligung anerkannt. Aber statt daß dem so wäre, wird dafür gesorgt, daß der Staat nur unter keinen Umständen mehr Einnahmen erhält. — Es soll mit dieser Auseinandersetzung kein Vorwurf gegen die Regierung erhoben werden, denn der Verlauf der Verhandlungen hat genügend gezeigt, wie unumgänglich nothwendig diese Zurückhaltung war. Es sollte nur gezeigt werden, wie schwer es ist, auch für anerkannte Bedürfnisse die nöthigen Steuern bewilligt zu erhalten. — Wird nun die Beweglichkeit der Steuer eingeführt, so wiederholt sich der Kampf um die Steuer alljährlich, der bisher doch nur von Zeit zu Zeit eintrat. Da werden kurzsichtige, oder mit ihrer Verantwortung es leicht nehmende Politiker, um sich bei den Wählern einzuschmeicheln, oder auch nur um die Regierung oder die andern Parteien ihre Macht fühlen zu lassen, für Herabsetzung der Steuer wirken, auch wenn infolge dessen nothwendige Bedürfnisse unbefriedigt, oder die gebotene Schuldentilgung ungeschehen bleiben sollte. Solche Persönlichkeiten hat es stets gegeben und wird

es stets geben, und stets werden sie damit einen großen Erfolg haben, denn sie stützen sich dabei auf einen der mächtigsten, wenn auch niedrigsten Triebe des Menschen, den Eigennutz. — Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß auch einmal eine schwache, kraftlose Regierung durch solche Mittel sich zu halten sucht. Auf einige Jahre läßt sich ein solches Verfahren ja immer durchführen.

Es erscheint daher kaum vermeidlich, daß bei der Einführung einer beweglichen Einkommensteuer die ruhige, sachliche Erwägung der Bedürfnisse des Staates leidet. Auch eine Regierung und Parteien, die sich ihrer Verantwortung voll bewußt sind, sind in Gefahr, durchaus wünschenswerthe, aber nicht augenblicklich zwingend nothwendige Ausgaben zu vermeiden oder aufzuschieben, nur um der doch auch unerläßlichen Rücksicht auf die Stimmung der Wähler willen. Nicht die Regierung allein, sondern die von Regierung und Volksvertretung gemeinsam dargestellte Staatsgewalt werden geschwächt. Es möchte wohl auch in England manches, besonders im Heere, besser stehen, wenn nicht die leidige Rücksicht auf die steuerzahlenden Wähler die Staatsgewalt lähmte. Den Vortheil davon haben Parteien, die nur auf ihre Macht und darum auf die Zahl ihrer Mandate ausgehen. Je nach den Zeitverhältnissen und dem Werthe der tonangebenden Männer können das Parteien der verschiedensten Richtungen sein.

Schließlich muß auch noch in Betracht gezogen werden, daß durch theilweisen Erlaß der Einkommensteuer das ganze Steuersystem im Staatswesen verschoben wird. Es scheint nämlich bisher ernsthaft nur an einen E r l a ß von Theilen der directen Steuer gedacht zu sein, nicht an die Folge, daß unter Umständen auch einmal mehr erhoben werden muß; in dem Hobrechtschen Gesetze wenigstens war nur von einem Erlaß die Rede. Der jetzige Finanzminister allerdings wies neulich auch einmal darauf hin, daß in schlimmen Zeiten, wie in Kriegszeiten, der Staat in der Lage sein müsse, auf eine richtig veranlagte Einkommensteuer zurückzugreifen. Wir haben es hier aber für unsere Frage nur mit gewöhnlichen Zeiten zu thun, denn außerordentliche Zeiten werden stets auch außerordentliche Mittel verlangen, sodaß wir die Gestaltung der Frage für Kriegszeiten hier außer Acht lassen können. Es soll also die Einkommensteuer auch dazu dienen, gerade die besser gestellten Klassen besonders zu den Staatsleistungen heranzuziehen, da ja durch die indirekten Steuern die ärmeren Schichten der Bevölkerung verhältnißmäßig stärker herangezogen sind. Jedenfalls muß der Gesetzgeber, wenn er ein Steuergesetz erläßt, der Ansicht sein, daß es dazu beiträgt, eine der Billigkeit entsprechende Vertheilung der Lasten herbei-

zuführen. Werden nun Theile der Einkommensteuer erlassen, während doch die indirekten Steuern dieselben bleiben, so wird unleugbar die Vertheilung der Steuerlast zu Ungunsten gerade des ärmsten Theiles der Bevölkerung verschoben. Das ist unbillig und in unsern Zeiten auch unklug. Es wird damit den Socialisten nicht nur ein Vorwand, sondern auch ein Recht zu Klagen über Benachtheiligung der Arbeiterbevölkerung gegeben.

Das Ergebniß der vorstehenden Erörterung würde also sein, daß die Beweglichkeit der Einkommensteuer in jeder Hinsicht zu verwerfen ist. Sie ist nicht nothwendig zur Sicherung des Einflusses der Volksvertretung auf die Regierung. Sie wirkt schädlich, denn sie bürdet den Steuerzahlern gerade dann die schwersten Lasten auf, wenn sie sie am wenigsten tragen können, und sie erschwert eine ruhige, sachliche Abwägung der Staatsbedürfnisse. Endlich ist sie ungerecht, denn sie läßt eine zeitweilig möglich gemachte Erleichterung der Steuerlast nur den besser gestellten Schichten der Bevölkerung zu gute kommen. Zu einem guten Steuersystem gehört, daß es im Durchschnitt der Jahre den allen Bedürfnissen, eingeschlossen Kunst und Wissenschaft und rationelle Schuldentilgung, entsprechenden Ertrag liefert. Ist eine Herabsetzung möglich, so muß sie nicht für ein Jahr, sondern dauernd zugestanden und die Steuer, sei es eine directe, sei es eine indirecte, ausgewählt werden, bei der sie am besten angebracht ist. Vorübergehende Schwankungen in den Einnahmen müssen durch geschickte Vertheilungen der Ausgaben auf verschiedene Jahre ausgeglichen werden.

Nietzsche's „neue Moral".

Von

Eduard von Hartmann.

Friedrich Nietzsche's unvollendetes letztes Werk „Die Umwerthung aller Werthe" ist bis jetzt nicht veröffentlicht; vermuthlich dürfte in demselben nicht ein neuer Standpunkt, sondern nur eine weitere Ausführung des bereits vorher von ihm erreichten Standpunkts zu suchen sein, wie er in „Jenseits von Gut und Böse" (1885) bereits vorliegt. Die so eben erschienene zweite Auflage dieser Schrift (Leipzig bei C. G. Naumann, 1891) bietet den Anlaß, das Ergebniß der Nietzsche'schen Lebensarbeit in's Auge zu fassen.

In seiner ersten Periode stützt Nietzsche sich auf Richard Wagner und Schopenhauer, in der zweiten auf die sensualistische Psychologie, wie sie namentlich von den Franzosen in den letzten zwei Jahrhunderten mit feuilletonistischem Esprit und in mehr oder weniger aphoristischer Weise gepflegt worden ist. In seiner dritten und letzten Periode nähert er sich wieder mehr den verlassenen Idealen seiner Jugend und erkennt, daß er in der kritischen Abkehr die Größe des Gegensatzes theilweise überschätzt hatte. Auf Grund des Hegel'schen Princips der Entwickelung sucht er die leere und unfruchtbare Negativität seiner zweiten Periode zu überwinden und zu positiven Resultaten fortzuschreiten. Wie sich dieser Umschwung schon innerhalb der zweiten Periode vorbereitet, so hält er auch in der dritten Periode die Ausdrucksweise der zweiten in ihren negativen Formen fest, ohne zu bemerken, daß dies eigentlich nicht mit seinem Fortgang zu einem positiven Standpunkt vereinbar ist. Die Größe des Umschwungs drückt Nietzsche in dem „Nachgesang" zu „Jenseits von Gut und Böse" in einer fast übertriebenen Weise aus. Er fühlt sich völlig verwandelt, „Ein Ringer der zu oft sich selbst bezwungen", und sagt sich von den alten Freunden seiner zweiten Periode,

die seine Wandelung nicht mitgemacht haben, los, um sich auf das einsame Selbstgespräch zurückzuziehen.

Der geistige Entwickelungsgang Nietzsche's ist in letzter Zeit in verschiedenen Essais geschildert worden, am besten von Lou Andreas-Salomé (Sonntagsbeilage der Voss. Ztg. Jan. 1891) und Georg Brandes (Deutsche Rundschau 1890); aber bei diesen Uebersichten über seine Schriftenreihe ist dem eigentlichen Endergebniß seines Schaffens nicht die entsprechende Beachtung geschenkt worden. Die Darsteller sind wohl von dem richtigen Gefühle geleitet worden, daß der Schwerpunkt der Nietzsche'schen Thätigkeit gar nicht in seinen philosophischen Resultaten, sondern in seinen schriftstellerischen und kulturgeschichtlichen Anregungen und in seinem psychologischen Entwickelungsgang zu suchen ist. Gleichwohl will Nietzsche ein Philosoph sein, und zwar ein Philosoph neuer Art, der alle bisherige Philosophie hinter sich läßt. Es wird deshalb eine Prüfung seiner Leistungen auch aus philosophischem Gesichtspunkt nicht zu umgehen sein.

Der Ausgangspunkt Nietzsche's ist und bleibt Schopenhauer, und er ist deshalb ohne Zweifel als Schopenhauerianer im weiteren Sinne zu bezeichnen, zumal er die Entfernung von Schopenhauer, die in seiner zweiten Periode hervortritt, in der dritten theilweise wieder ausgeglichen hat. Schopenhauer's „Wille zum Leben" wird bei Nietzsche zu einem „Willen zur Macht". Beides ist in der Sache dasselbe und verschieden nur im Ausdruck, der bei Nietzsche offenbar auf sein praktisches Ideal des Tyrannentypus im voraus zugespitzt ist. Leben ist mehr als Selbsterhaltung, ist Streben nach Mehrung des eigenen Seins durch Ernährung, Wachsthum und Zeugung, ist wesentlich Aneignung, Ueberwältigung, Einverleibung, Aufzwängung eigener Formen zur Steigerung des eigenen Kraftgefühls (S. 17, 49, 227, 177). Die moderne Biologie und Spinoza reichen sich die Hand, um die Uebereinstimmung des Willens zum Leben oder Dasein mit dem Willen zur Macht zu bestätigen.

Ganz wie Schopenhauer kommt auch Nietzsche über ein Schwanken zwischen subjektivem Idealismus und metaphysischem Willensrealismus nicht hinaus. „Wir sind es, die allein die Ursachen, das Nacheinander, das Füreinander, die Relativität, den Zwang, die Zahl, das Gesetz, die Freiheit, den Grund, den Zweck erdichtet haben", die es alle im „Ansich" der Dinge nicht giebt (26), wenngleich diese Begriffe unter einander in einer systematischen Verwandtschaft stehen wie die Glieder der Fauna eines Erdtheils (24). Es ist ein betrügerisches Princip im Wesen der Dinge (46) und die Wahrheit ist nicht mehr werth als der

Schein mit seinen verschiedenen Abstufungen, Tönungen oder valeurs (47). Die Welt, die uns angeht, kann eine Fiktion ohne Urheber und Träger sein (47), ein Denken ohne denkendes Ich oder Es (21). Dies klingt nun ganz wie absoluter Illusionismus im Sinne des esoterischen Buddhismus; aber auf der anderen Seite hält er an der Herren-Aufgabe und Herrschaftlichkeit der Philosophie in Bezug auf Schaffung einer Metaphysik fest und tadelt die Positivisten, welche den Unglauben an diese Aufgabe im Publikum verbreiten (wobei er sonderbarer Weise auch mich zu treffen glaubt — 135—136). „Man muß die Hypothese wagen, ob nicht überall, wo „Wirkungen" anerkannt werden, Wille auf Wille wirkt", so daß alle Kausalität, auch die der mechanischen Kräfte, Willenskausalität wäre (49). Dann darf aber auch das mechanische und materielle Geschehen keine Täuschung, kein Schein, keine bloße Vorstellung sein, sondern muß als eine Art von niederem Triebleben gleiche Realität haben mit unseren menschlichen Begierden und Leidenschaften (48). Eine Ausgleichung dieser sich widersprechenden Behauptungen hat Nietzsche nicht versucht.

Wie Schopenhauer kennt er die Vernünftigkeit nur im Sinne einer abstrakten, diskursiven Reflexion, setzt Zweckmäßigkeit mit Nützlichkeit gleich und hält das Intuitive, z. B. im moralischen Urtheil, für etwas Irrationales, weil es nicht abstrakt und diskursiv ist (110—111). Wie Schopenhauer scheint er mit den Weibern üble Erfahrungen gemacht zu haben, verurtheilt sie zu ewiger Sklaverei und schweigendem Erdulden der legitimen männlichen Tyrannei, und erkennt in dem Geschlechtsgegensatz nur eine ewig feindselige Spannung (181—185) aber nicht die gegenseitige harmonische Ergänzung zum vollen Menschheitsideal in der Ehe und Familie. Wie Schopenhauer fühlt er sich als Aristokrat des Geistes, erblickt den Weltzweck nur in den sich winkenden Riesen und Weisen aller Zeiten, und haßt alles Plebejische, Ordinäre, Gemeine in einem solchen Grade, daß der Ekel vor dem Pöbelgestank und kleiner Leute-Geruch sogar seine edleren Instinkte überwindet (42, 110). Er theilt die Antipathien Schopenhauer's gegen England und alles Englische ebenso wie dessen Vorliebe für französische Literatur insbesondere für die französische Psychologie (211—216, 161), an deren effekthaschrischem Esprit und aphoristischen Aperçu's leider auch Schopenhauer schon allzusehr seinen Stil gebildet hatte.

Wie Schopenhauer ist er entschiedener Gegner des jüdisch-christlichen Theismus, aber nicht der Religion, und er glaubt, daß trotz ihrer antichristlichen und antitheistischen Strömung unsere Zeit keineswegs antireligiös sei, sondern ein Wachsthum der religiösen Instinkte zeige (69

bis 70). Wie Schopenhauer versteht er aber unter Religion nur asketische Selbstopferung und grausamkeitslüsterne geistige Selbstverstümmelung im indisch-gnostisch-urchristlichem Sinne (62—63) und hat vom Wesen der protestantischen Religiosität und ihrer Ueberlegenheit über das katholische Ideal der Entweltlichung und Entsinnlichung des Menschen (81) keine Ahnung.

Nur in einem entscheidenden Punkte befindet er sich seit seiner zweiten Periode im Gegensatz zu Schopenhauer, in seiner Stellungnahme zur Moral, in deren Bann und Wahne Buddha und Schopenhauer noch befangen war (71). Bei Schopenhauer ist bekanntlich die Einsicht in das mit allem Leben unvermeidlich verbundene Leiden Bestimmungsgrund einerseits für das Mitleiden mit Andern andererseits für die Abkehr des eigenen Willens vom Leben; beides faßt Schopenhauer als Willensentschließungen moralischer Art auf und mindestens das Mitleid als eine solche, die nicht durch egoistische Motivation entstanden zu denken ist. Nietzsche hingegen läßt nach dem Vorgang der französischen sensualistischen Psychologen keine andre als egoistische Motivation gelten und leitet alle scheinbar uninteressirte Sittlichkeit aus versteckten selbstsüchtigen Interessen ab (163). Er verwirft das Mitleid als eine den Willen schwächende Verzärtelung (126), als eine entmannende und weibisch machende Sentimentalität, die den Kulturproceß nicht fördert, sondern zurückschraubt, wie seine Entwickelung selbst dem Verfall und der plebejischen Heerdenmoral und Sklavenmoral angehört. Er bestreitet, daß auf den Höhen des Seelenlebens der Anblick alles in Eins gefaßten Weltleids gerade Mitleid auslösen müsse (41), und behauptet vielmehr, daß er die übermühtigste, unersättlich da capo rufende Weltbejahung auslösen müsse (72). Nietzsche ist also weit entfernt davon, die Wahrheit des eudämonologischen Pessimismus zu bestreiten, denn er weiß es ganz genau, daß Erfahrung immer schlimme Erfahrung bedeutet (133), und daß das Glück uns immer davonläuft (252). Er bestreitet nur, daß die eudämonologische Werthbemessung der Welt, wie sie im Hedonismus, Utilitarismus und Pessimismus hervortritt, den höchsten Maßstab anlege, und erklärt sie für eine Vordergrundsansicht von untergeordneter Bedeutung (169 bis 172). Schon Schopenhauer hatte den Weg des Leidens als den für die meisten Menschen unentbehrlichen Weg zum Heil bezeichnet, und es war eine offenbare Inkonsequenz von ihm gewesen, daß er die Milderung der Leiden anderer, d. h. die Abschwächung der pädagogischen Wirkung des Leids hatte zur Pflicht machen wollen. Nietzsche macht sich von dieser Inkonsequenz frei und fordert nicht Abschaffung sondern

Verschärfung und Verschlimmerung des Leids, um die heilsame Zucht des großen Leidens wirksam zu machen (170). Allerdings hat er dabei nicht wie Schopenhauer die Willensverneinung als Ziel im Auge, sondern einen ganz entgegengesetzten Zweck, die Maximation des Willens zur Macht. Sehen wir aber von dem Inhalt dieses Zweckes zunächst noch ab, so hat Nietzsche darin gegen Schopenhauer Recht, daß der empirische Pessimismus durch den Evolutionismus überwunden werden muß, daß die Entwickelung eine höhere Aufgabe ist als alle Lust- und Leidprobleme in dieser Welt der Individuation (171), und daß deshalb alle Moral, die sich auf Hedonismus, Utilitarismus oder empirischen Pessimismus stützt, nur eine untergeordnete, unwahre, überwindungsbedürftige Moral sein kann.

Was Nietzsche geholfen hat, über Schopenhauer in diesem entscheidenden Punkte hinaus zu gelangen, das ist seine Einsicht, daß Hegel und Schopenhauer zwei feindliche Brüder-Genies sind, die nach den entgegengesetzten Polen des deutschen Geistes auseinanderstrebten (211), und daß Hegel's Princip der Entwickelung ein regierender deutscher Begriff ist, der daran arbeitet, ganz Europa zu verdeutschen (200). Leider vermag Nietzsche den logischen Inhalt, den der Begriff der Entwickelung bei Hegel hat, nicht sich anzueignen, weil er an dem Schopenhauer'schen Vorurtheil festhält, als ob Vernunft nur abstrakte, diskursive Reflexion wäre. Er kann deshalb dem Hegel'schen Begriff der Entwickelung nur sein Schopenhauer'sches Willensprincip zum Inhalt geben, d. h. er muß den Weltproceß als Entwickelung des Willens zur Macht bestimmen und die Philosophie und Psychologie und Ethik als Entwickelungslehre des Willens zur Macht behandeln (28).

Wie den eudämonologischen Moralprincipien, so gesteht Nietzsche auch den heteronomen autoritativen Moralprincipien nur einen untergeordneten, vorbereitenden erziehlichen Werth zu, den er keineswegs unterschätzen und verkleinern will (77—79); aber über eine gewisse Periode ausgedehnt, führen beide zur Depravation der ihnen Unterworfenen (79—82). Wenn Nietzsche ganz allgemein von Moral redet, so meint er in der Regel die Gesetzesmoral, die einen Zwang zum Gehorchen auferlegt, einen Zwang, der allemal ein Stück Tyrannei gegen die Natur und gegen die Vernunft darstellt (106—108). Auch das gute Gewissen oder das Glauben an die eigene Tugend versteht Nietzsche schlechtweg im Sinne der heteronomen Gesetzesmoral (159—160). Von dieser Moral will er die Vorgeschrittenen mit Recht frei wissen, wie Jesus (? Paulus) die Söhne Gottes von der jüdischen Gesetzesmoral (98). Ebenso tadelt er es mit Recht, daß die Philosophen und Re-

girenden heute noch so viel Heuchelei mit dem heteronomen Gewissen treiben, über das sie eigentlich längst hinaus sind (119).

Aber er bringt den Leser in Verwirrung dadurch, daß er Moral und Gewissen schlechtweg für jene untergeordneten Vorstufen der eudämonologischen und heteronomen Pseudomoral braucht, und das Fortgeschrittensein zu einer echten Moral als ein Hinausgeschrittensein über die Moral bezeichnet. Es hängt dies mit Nietzsche's Entwickelungsgang zusammen, insofern er den Sprachgebrauch seiner rein negativen zweiten Periode auch in seiner dritten Periode noch festhält. Was ihm in der zweiten Periode als ein Hinausschreiten über alle Moral schlechthin erscheinen mußte, das stellt sich in der dritten Periode als ein Fortschreiten von niederen Moralstufen zur höchsten, von untergeordneten Vorstufen zur definitiven und allein wahren Moral, von einseitigen Moralprincipien zu dem allumfassenden Moralprincip dar. Wenn Nietzsche sich in seiner zweiten Periode bemüht hatte, der Entstehung und dem Wachsthum der moralischen Triebfedern und Vorstellungen nachzugehen, um ihre Relativität aufzudecken, so begreift er nunmehr, daß die erste und entscheidende Aufgabe der Ethik, die vorläufig allein Recht hat, weiter zu fassen ist. Die Moralen sind nur eine Zeichensprache der Affekte (106); „man muß die Moralen (d. h. die vielen relativen Moralprincipien) zwingen, sich zu allererst vor der Rangordnung zu beugen" (164), und einer solchen Systematisirung der Moralprincipien muß vorangehen „Sammlung des Materials, begriffliche Fassung und Zusammenordnung eines ungeheuren Reiches zarter Werthgefühle und Werthunterschiede, als Vorbereitung zu einer Typenlehre der Moral" (104). Die Aufgabe, die Nietzsche hier der Ethik vorzeichnet, ist offenbar eine „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins"; daß diese Aufgabe von anderer Seite bereits gelöst war, als er dies schrieb, hat er wohl nicht erfahren.

Wenn Nietzsche auch seiner ganzen Anlage nach darauf verzichten mußte, diese seinem aphoristischen Bilderdenken fern liegende systematische Aufgabe zu lösen, so bildet doch das Suchen nach der neuen höheren Moral den ganzen Inhalt seiner dritten Periode, wie die Auflösung der alten, niederen Moralen den seiner zweiten Periode ausgemacht hatte. Er muß sich von den alten Freunden nur darum lossagen, weil sie bei der Negation aller Moral stehen bleiben wollen, während ihm diese Negation nur Raum und Platz schaffen soll für die neue höhere Moral. Daß Nietzsche für die Geschichte der Philosophie im Allgemeinen bedeutungslos ist, wird kaum einem Widerspruche begegnen; ob er auch für die Geschichte der Ethik bedeutungslos ist, wird davon abhängen, ob seine positive, neue, höhere Moral irgend welche

Bedeutung hat, da seine negative Kritik der zweiten Periode jedenfalls keine Bedeutung hat.

Daß nach unserer heutigen Heerdenthiermoral andere, vor Allem höhere Moralen möglich sind, scheint ihm selbstverständlich (125). Zu dem höheren Menschen, dem Immoralisten im Sinne der alten Moral, gehört auch eine höhere Seele, höhere Pflicht, höhere Verantwortlichkeit (153); sie sind in ein strenges Garn und Hemd von Pflichten eingesponnen und können da nicht heraus, obschon die Tölpel sie nach dem Augenschein für Menschen ohne Pflicht halten (171). Alle Werthe der alten Heerdenmoral müssen einer Umwerthung unterzogen und unter ihrem neuen Druck und Hammer ein (neues) Gewissen gestählt werden, daß es das Gewicht einer solchen Verantwortlichkeit ertrage (127). Das klingt alles ganz gut und genügt zum Beweise, daß Nietzsche der „Immoralist" ein „Moralist höherer Art" sein möchte; aber man erfährt dadurch noch nichts Positives. Wir wissen bis jetzt nur, daß die neue Moral nicht eudämonistisch und nicht heteronom sein soll; aber was sie positiv sein soll, wird abgeleitet werden müssen aus dem Princip der Entwickelung des Willens zur Macht. Das Wort „autonom" braucht Nietzsche sonderbarer Weise nur in dem verächtlichen Sinne einer anarchistischen autonomen Heerde, nicht in dem Sinne einer vernünftigen Selbstgesetzgebung und Selbstbestimmung des Willens (125—126).

Alle Demokratisirung ist Nivellement und darum nicht bloß Verfallsform der politischen Organisation, sondern als allgemeine Vermittelmäßigung und Wertherniedrigung auch Verfalls- und Verkleinerungsform des Menschen selbst (127). Das allen Gemeine kann nur das Gemeine sein; Großes, Tiefes und Seltenes kann immer nur für große, tiefe und seltene Menschen da sein (54—55), d. h. für eine Aristokratie. Sklaverei und Ausbeutung (d. h. genauer und gelinder ausgedrückt: eine dienende und nicht den vollen Arbeitsertrag genießende Klasse) muß sein, weil sie Bedingung jeder höheren Kultur und jeder Erhöhung der Kultur ist, weil ohne sie keine Aristokratie mit dem Pathos der Distanz und Distanz-Erweiterung bestehen kann (187, 225—226). Alle Kultursteigerung, folglich auch die Steigerung des Typus „Mensch", in welchem allein sich die Steigerung des Willens zur Macht vollziehen kann, setzt eine die Kultur tragende und fördernde Aristokratie voraus, während die bloße Kultivirung (oder Ausbreitung der errungenen Kultur) mit Schwächung und Ankränkelung der Willenskraft Hand in Hand geht (188). Wo die Aristokratie ihre Privilegien aufgiebt, enthüllt sie die in ihr bereits eingefressene Korruption, während eine gesunde Aristokratie den gesunden instinktiven Klassenegoismus hat, um des Kultur-

processes willen ihre Vorrechte skrupellos auszuüben und festzuhalten (226, 241). Die dienende Klasse hat ihren Werth und ihre Berechtigung nur darin, daß sie die Existenz der Aristokratie und durch diese die Kultur und ihre Steigerung ermöglicht. Der Grundglaube einer gesunden Aristokratie muß sein, daß die Gesellschaft nicht um der Gesellschaft willen da sein dürfe, sondern nur um der Aristokratie willen, und daß Ausbeutung der Gesellschaft ihre Recht und ihre Pflicht sei (227).

So rühmend man es anerkennen darf, daß Nietzsche in unserer demokratischen Zeit den Muth gefunden hat, die Kulturwidrigkeit des demokratischen Nivellements und den überlegenen Werth einer Aristokratie zu betonen, so schießt er doch mit seinen Uebertreibungen weit über das Ziel hinaus. Wenn die Gesellschaft die Einheit von Aristokratie und Plebs ist, so ist es nicht richtig, daß die Gesellschaft nur um der Aristokratie willen da sei. Aristokratie und Plebs sind dann nur verschiedenwerthige Glieder am Gesammtorganismus, die ihm mit verschiedenwerthigen Funktionen dienen. Die Aristokratie trägt und steigert die Kultur und erweitert ihren Abstand von der Plebs, aber nicht ohne daß auch diese an der errungenen Kultur in geringerem Maaße Theil nimmt, und somit auch ihr Niveau stetig erhöht. Die „Ausbeutung" ist eine den legitimen Abzug vom Arbeitsertrag der Plebs überschreitende und auf die Dauer den Ruin der ganzen Gesellschaft herbeiführende Verkehrtheit. Eine kluge und weitsichtige Aristokratie vermeidet jede Ausbeutung und beschränkt ihre Vorrechte auf das für den Kulturproceß erforderliche Maaß. Sie verabscheut jeden Klassenegoismus im eudämonistischen Sinne, und behauptet ihre Vorrechte nicht im eigenen Interesse, sondern im Interesse des ganzen Gesellschaftsorganismus, also aus ethischen Gesichtspunkten.

Nicht minder übertrieben und einseitig sind die Unterschiede, die Nietzsche zwischen Herren- und Sklavenmoral macht. Daß in jedem Alter, Geschlecht, Stand und Beruf andere Tugenden zur bevorzugten Geltung gelangen, ist eine oft genug behandelte Wahrheit; wo sich eine herrschende und eine dienende Volksschicht kastenmäßig scheiden, da wird natürlich auch die beiderseitige Standesmoral einen verschiedenen Charakter zeigen. Aber alle Sondermoralen sind doch nur besondere Ausprägungen der einen Moral je nach der Beschaffenheit der vorzugsweise obliegenden Aufgaben. Werthe schaffend sind sowohl Herrschende als Dienende, und es ist ganz unrichtig, wenn Nietzsche das Werthe Schaffen auf ein Herrenrecht beschränkt (234). Die Herrenbewerthung gilt in dem Herrenstande, wie die Sklavenbewerthung im Sklavenstande.

Welcher Stand mehr Macht über den andern hat, wird auch mehr Macht haben, seine Bewerthung dem andern praktisch wichtig und beachtenswerth zu machen. Etwas Rücksicht auf die Werthschätzung der andern Stände muß jeder Stand nehmen. In einem aristokratischen Zeitalter wird die Werthschätzung der Herren auch bei den Sklaven dominiren, wie in einem demokratischen Zeitalter die Werthschätzung der Plebs auch bei den Vornehmen. Daß die Herrenmoral im männlichen Geschlecht eine andere ist als im weiblichen, erkennt auch Nietzsche, sucht dies aber unrichtig aus Atavismus zu erklären (235) statt aus der verschiedenen socialen Stellung beider Geschlechter.

Das „europäische Problem" spitzt sich somit für Nietzsche zunächst auf die Züchtung einer neuen über Europa regierenden Kaste zu, wobei ihm hauptsächlich die Juden, die Russen und die märkischen Junker in Betracht zu kommen scheinen (209–210). Er geht dabei von der Ansicht aus, daß Europa eins werden will (218), wobei er allerdings nicht erörtert, ob mit Rußland unter russischer Hegemonie, oder ohne Rußland gegen Rußland. Die für dieses vereinigte Europa zu züchtende Herrscherkaste muß frei von plebejischen Neigungen und Geschmacksrichtungen, frei von Sentimentalität und Verzärtelung des Mitgefühls, frei von Allem Weibischen, Hermaphroditischen und abstrakt Idealistischen, aber auch frei von eudämonistischer Selbstsucht sein. Sie muß wahrhaft vornehm, männlich stark, hart und heiter, durchdrungen von aristokratischem Distanzgefühl aber auch aristokratischem Solidaritätsgefühl und Pflichtgefühl sein, in welchem ihre Pflicht über die Masse zu herrschen schon inbegriffen ist. Da Wille zur Macht mit Herrschsucht gleichbedeutend ist, so muß auch die Herrschsucht wachsen, ebenso wie die Härte, wenn aus unserm verzärtelten Geschlecht die Aristokratie der Zukunft erwachsen soll.

Bis dahin kann man Nietzsche willig folgen; wenn er aber neben der Stärke und Härte auch die List gesteigert wissen will (51), die doch wesentlich eine Waffe der Schwäche ist, so wird man schon stutzig. Noch bedenklicher erscheint seine Behauptung, daß mit der Herrschsucht auch der Haß, der Neid und die Habsucht wachsen müssen (29), und daß zur Erhöhung der Species Mensch alles Böse, Furchtbare, Tyrannische, Raubthier- und Schlangenhafte ebensogut diene wie sein Gegensatz (56). Hier zeigt sich bereits der machiavellistische Zug in Nietzsche, der ihn zu den schlimmsten Ausschreitungen fortreißt.

Aber die Aristokratie bleibt doch ihrerseits auch in einer Heerdenthiermoral stecken. Mag sie auch den Grundsatz perhorresciren, daß die Sittlichkeit in der Erfüllung von Pflichten gegen die ganze Gesell-

schaft unter Einschluß der Plebs bestehe, so wird sie sich doch den Pflichten gegen ihresgleichen nicht entziehen können (230—231); ja sogar sie wird diese Pflichten der aristokratischen Solidarität um so ernster nehmen und um so größere Opfer für die Erhaltung ihrer Stellung bringen müssen, je stärker dieselbe bedroht ist. Nietzsche weiß sehr wohl, daß eine Aristokratie sich nur so lange gesund erhält, als sie sich im Kampfe gegen ungünstige Bedingungen behaupten muß und durch harte Zucht des Schicksals vor dem eigenwilligen Egoismus ihrer Mitglieder geschützt bleibt (235—236). Gerade so lange ist aber auch die aristokratische Moral eine Heerdenthiermoral in demselben Sinne wie die plebejische, nur daß die aristokratische Heerde relativ kleiner ist als die plebejische. Die künftige Herrscherkaste Europas wird ihrer absoluten Zahl nach immerhin eine weit größere Heerde sein als die Sklavenheerde in Attika oder die Plebejerheerde in der römischen Republik. Deshalb kann die Aristokratie nicht das letzte Ideal Nietzsche's repräsentiren, sondern nur Durchgangsstufe für die Züchtung jener Steigerung des Menschentypus sein, auf die es ihm ankommt.

Erst wenn der Zwang zur Solidarität aller Aristokraten aufhört und mit ihm das Band der alten Zucht zerreißt, erst dann wagt der Einzelne einzeln zu sein und sich abzuheben. Erst aus dem Verfall einer überlebten Aristokratie geht die Souveränität des Individuums hervor, das mit seiner höheren Moral über die aristokratische Heerdenmoral hinweglebt (236—237). Die Ueberlegenheit der aristokratischen Moral über die plebejische war nur eine relative, insofern sie einer stärkeren Ausprägung des Machtwillens entspricht; gegenüber der Moral des souveränen Individualismus stehen sie principiell gleich niedrig als bloße Fußgerüste. Ihre Verwirklichung findet die Moral des souveränen Individualismus in der Einheit des Philosophen mit dem Tyrannen, des Weisen mit dem Herrscher, des Werthschöpfers mit dem Befehlenden, der seinen neu geprägten Werthen bei aller Welt Geltung erzwingt.

Nietzsche hat schon in seiner ersten Periode (im zweiten Stück der „Unzeitgemäßen Betrachtungen" S. 91) die Ansicht vertreten, daß die Geschichte nicht um der Massen willen, sondern um der wenigen aus ihnen hervorragenden Individuen willen da sei. Er versteht den Heroenkultus noch in einem ganz andern Sinne als Carlyle, den er einen abgeschmackten Wirrkopf nennt und wegen seines Mangels an Philosophie tadelt (211). Carlyle glaubt zwar, daß alles Große durch heroische Individuen geschieht, aber er glaubt doch auch, daß diese im Dienste der Menschheit wirken und nicht bloß um, gleich dem Bären in der Menagerie, ihre Größe zu zeigen. Nietzsche dagegen spottet über den

Glauben Friedrichs des Großen, der erste Diener des Staates zu sein, wie über eine unbewußte Heuchelei (119—120), und sieht in der ganzen Masse des Volks, sowohl der Aristokratie wie der Plebs, nur einen Fußschemel für die selbstzweckliche Größe des Tyrannen. Seine Lieblingsgestalten sind Alcibiades, Cäsar, Kaiser Friedrich II., Cesare Borgia und Napoleon I. (117, 120—121). In dem Raubthiere und Raubmenschen sieht er das gesundeste aller tropischen Unthiere und Gewächse (117). „Die Geschichte der Wirkung Napoleons ist beinahe die Geschichte des höheren Glücks, zu dem es dieses ganze Jahrhundert in seinen werthvollsten Menschen und Augenblicken gebracht hat" (120); selbst Goethe soll seinen Faust, ja das ganze Problem des Menschen wegen des Erscheinens Napoleons und aus keinem andern Grunde umgedacht haben!" (199). Die moderne Demokratisirung Europas ist nichts als eine unfreiwillige Veranstaltung zur Züchtung von Tyrannen; denn je besser der Typus der Masse zur Sklaverei vorbereitet ist, desto stärker, reicher, anziehender und gefährlicher muß der starke Ausnahmemensch gerathen (197—198).

Allerdings muß man das Wort Tyrann in jedem Sinne, auch im geistigsten verstehen (198), wo es mit dem Begriff des Philosophen zusammenfällt (141). Wie der reine Intellektualist oder der „objektive Mensch" mit seiner Willensohnmacht eine einseitige und verkrüppelte Ausprägung des Menschentypus darstellt (140—142), so würde auch der rohe, geistlose Athlet des Willens eines wesentlichen Bestandtheils der Menschennatur ermangeln. Der Tyrann kann ohne Geist und ohne Ehrfurcht vor seinem eigenen Geist wohl befehlen, aber nicht führen (137); vor Nietzsche's Augen aber schwebt das Bild geistiger Führer (127), die zugleich das Amt des Philosophen ausüben, welches im Werthschaffen besteht (151). Zum Befehlen muß der Mensch eben auch vorbereitet und vorherbestimmt sein und das geschieht nach Nietzsche's übertriebenen Vererbungsglauben (240) ausschließlich durch die Züchtung (155) aus einer Vernunft und Kunst besitzenden regierenden Klasse (77).

Der Philosoph, mit dem der Tyrann eins sein soll, ist nicht zu verwechseln mit dem Gelehrten, der nur Material anhäuft, nicht mit dem rein intellektualistischen „objektiven Menschen", der bloß ein impotenter Spiegel seiner Umgebung ist (140—142), nicht mit dem Skeptiker, dessen Skepsis aus Willenslähmung entspringt (143—145), auch nicht mit dem willenszähen männlichen Kritiker und Forscher (147—148). Die eigentlichen Philosophen sind Schöpfer von neuen Werthen und Gesetzgeber; ihr Wille zur Wahrheit ist Wille zur Macht, denn *sie* erst bestimmen das Wohin und Wozu des Menschen (151). Die Aufgabe

der Philosophie wird also hier (ähnlich wie in Dörings philosophischer Güterlehre) auf Werthbestimmung beschränkt. Die Philosophen haben zugleich die Rolle der bei Nietzsche fehlenden Vorsehung zu spielen und die Gesetzgebung nachzuholen, zu welcher der Weltgeist außer Stande war, offenbar weil es ihm an Vernunft im Sinne Schopenhauer's fehlte.

Was bei dieser Werthschöpfung und Gesetzgebung der philosophischen Tyrannen oder tyrannischen Philosophen herauskommt, kann für die Völkerheerde immer nur eine neue Art heteronomer Moral sein, welche die alte Heteronomie umstürzt, wie die Autorität des neuen Herrn die Autorität der früheren Herren umgestürzt hat (152). Aber das ist eigentlich das Gleichgültige und Zufällige an dem Vorgange, eine bloße Nebenerscheinung des sich auslebenden Machtwillens; denn die Heerde ist ja nach Nietzsche's geschichtsphilosophischer Ansicht bedeutungslos und rechtlos und dient nur dem Tyrannen als unentbehrliches Material zur Bethätigung seines Machtwillens. Worauf es allein ankommt, was allein Werth hat, ist die Souveränität des herrschenden Individuums und sein sich Darleben zu einer stärkeren, böseren, tieferen, auch schöneren Ausgestaltung des Menschentypus (262). Wie sich Napoleon zu Cesare Borgia verhielt, so wird der kommende Tyrann Europas, dem Nietzsche's Herz entgegenjubelt, sich zu Napoleon verhalten; wie sich jetzt die Einigung der europäischen Völker vollzieht bloß um den größeren Tyrannen zu ermöglichen, so muß sich folgerichtig dereinst die politische Einigung der ganzen Menschheit vollziehen bloß um den allergrößten Tyrannen, den Menschheitstyrannen, und damit die höchstmögliche Steigerung des Menschentypus zu Stande zu bringen. Diese Konsequenz liegt auf der Hand, wenn Nietzsche sie auch nicht ausspricht. Sie ist offenbar die genauere Bestimmung des Ideals, das ihm vorschwebt, das er aber hinter Andeutungen verbirgt (154).

„Wer sein Ideal erreicht, kommt eben damit über dasselbe hinaus" (86). Das erste Ideal auf dem Gebiete der „neuen Moral" war die aristokratische Moral im Gegensatz zur plebejischen, das zweite der philosophische Tyrann oder tyrannische Philosoph mit aufsteigendem Herrschaftsbereich im Gegensatz gegen alle gleichviel ob aristokratische oder plebejische Heerdenmoral. In diesem sollte die Souveränität des Individuums und die Maximation des Machtwillens gipfeln. Aber wenn wir Nietzsche bis hierher gefolgt sind, so belehrt er uns, daß das was er uns gezeigt hat, doch wieder nur „eine zweite Maske" ist (251), wie das Ideal der aristokratischen Moral eine erste Maske war. Nietzsche schreibt seine Bücher gerade um zu verbergen, was er bei sich birgt, und glaubt nicht, daß jemals ein wahrer Philosoph seine eigent-

lichen und letzten Meinungen in Büchern ausgedrückt habe (256—257). „Jeder tiefe Denker fürchtet mehr das Verstandenwerden als das Mißverstandenwerden" (257); „alles was tief ist, liebt die Maske" (51), und vor Allem jeder tiefe Geist braucht eine Maske. Es fragt sich, ob Nietzsche uns Anhaltspunkte genug gegeben hat, um ihm hinter die zweite Maske zu gucken und das zu thun, was er am meisten fürchtet, ihn zu verstehen. Nietzsche behauptet zwar, daß es zur feineren Menschlichkeit gehöre, Ehrfurcht vor der Maske zu haben und nicht an falscher Stelle Psychologie und Neugierde zu treiben (248); allein solche Ehrfurcht kann nur der schweigende Denker und Dulder beanspruchen, und nicht der Schriftsteller, der durch seine Büchermasken den Sinn der Menschen zu verwirren sucht.

Der Tyrann soll als das souveräne Individuum aus dem Verfall der Aristokratie hervorgehen. Er soll wissen, daß die Masse, über die er herrscht, nur um seinetwillen da ist, nicht etwa er um ihretwillen. Aber auch nicht dazu ist die Masse da, um seiner Lust oder Glückseligkeit zu dienen, — das wäre ein Rückfall in gemeinen Individualeudämonismus; nein, nur die Maximation des Menschentypus in ihm zu realisiren ist der Zweck seines wie ihres Daseins. Was er dabei an höchsten Leiden ertragen muß, ist ebenso gleichgültig, als was die Masse unter seiner Tyrannei leidet. Sein einziges Gesetz, seine Specialmoral ist nicht das Wohl oder die Höherbildung oder der Kulturfortschritt seines Volkes oder der Menschheit, sondern ganz allein die Maximation des Menschentypus in seiner Person. Der geistige Grundtrieb ist aber der Wille zur Macht und die Steigerung des Menschentypus besteht principiell nur in einer Steigerung und Entwickelung des Willens zur Macht, während alle sonstigen Fortschritte nur Mittel zu diesem Zweck sind. Wie nach Fichte die scheinbare Außenwelt nur gleichgültiges Material der Pflicht ist, so ist sie nach Nietzsche nur gleichgültiges Material des Machtwillens, der nach einer Erweiterung in's Unendliche strebt. Soviel der Tyrann auch leidet, so hält ihn die Befriedigung dieses einen Grundtriebes, des Machtwillens für Alles schadlos, und läßt ihn immer da capo zu dem Weltgenuß rufen. Insofern ist auch er Egoist im eudämonistischen Sinne; aber die ihm zufallende Lust ist nur ein zufälliger Nebenerfolg, nicht das eigentliche Ziel seines Strebens. Insofern es nur seine Macht ist, die er ausdehnen will auf Kosten aller andren, ist er absoluter Egoist in Bezug auf die Ziele seines Wollens und insofern absoluter Immoralist. Aber indem die Einseitigkeit seines Zieles das Opfer aller andern natürlichen Triebe, insbesondere auch des Verlangens nach Lust und Glückseligkeit fordert, ist ein

letztes Analogon von Moral da: die Selbstbeherrschung aller Nebentriebe zu Gunsten des egoistischen Haupttriebes und Grundtriebes.

Es ist klar, daß hiermit principiell der Egoismus an Stelle der Moral gesetzt ist. Jeder Egoist hat irgend einen oder einige Grundtriebe, denen er die übrigen Naturtriebe unterordnet, und jeder Egoist bedient sich der Selbstbeherrschung zur Wahrung des Rangverhältnisses seiner Triebe gegen momentane Gelüste auf Verschiebung dieses Rangverhältnisses. Wenn hier die Herrschsucht zum Grundtrieb der menschlichen Natur gemacht ist, so erscheint das als eine mindestens ebenso verwegene Verallgemeinerung von sehr engen, sehr persönlichen Thatsachen, wie die Thronerhebung irgend eines andern Instinktes zum allgemeinen Weltprincip oder Moralprincip (117, VI). Der Tyrann entschuldigt vor sich seinen Egoismus damit, daß er sich sagt, der Staat bin ich, die Menschheit bin ich, der Zweck der Geschichte der Menschheit bin ich, der Endzweck und Selbstzweck des ganzen Weltprocesses bin ich; aber der Egoismus wird durch diese Beschönigung nicht geringer, sondern nur noch haarsträubender. Die höchste Moral entpuppt sich als höchste Immoralität nicht bloß im Sinne der alten Moralen, sondern in jedem möglichen Sinne des Wortes Moral.

Das Schlimmste aber dabei ist die Unerreichbarkeit des Zieles und der der Herrschsucht anhaftende innere Widerspruch. Der Wille zur Macht will sich in's Unendliche erweitern, stützt sich aber dabei doch bloß auf die beschränkte Kraft eines Individuums und stößt überall auf unüberwindliche Schranken. Der Tyrann legt entweder von vornherein seiner Herrschsucht eine kluge, aber ihm schmerzliche und seiner Selbstzwecklichkeit widerstrebende Selbstbeschränkung auf, um nicht durch Konflikte an die Grenzen seiner Macht erinnert zu werden; oder er vermehrt in wachsender Geschwindigkeit die Zahl seiner Feinde und sein peinliches Mißtrauen in die eigene Sicherheit, und beschleunigt seinen Sturz. Die errungene Macht hört bald auf ihn zu erfreuen und ihm zu genügen, und nur die jeweiligen Grenzerweiterungen seiner Macht befriedigen seinen Willen zur Macht; je weiter aber diese Grenzen vorgerückt sind, desto schwerer wird es, sie noch weiter hinauszuschieben, und desto unbefriedigender wird die stets bedrohte Stellung des Tyrannen. Die Werthe, die er prägt, erlangen immer nur in gewissen Bevölkerungsschichten Geltung, während andere Kreise sich ihnen trotzig widersetzen. Dies würde im höchsten Grade von einem Menschheitstyrannen gelten.

Und wenn kein äußerer Widerstand ihn zu stürzen vermag, so wird er es endlich müde, über Sclaven zu herrschen, und zieht sich wie so mancher Kaiser in die Einsamkeit zurück, um seine Verachtung und

seinen Ekel vor den Menschen nicht länger durch stete Berührung mit ihnen neu aufzuregen. Der ermüdete Wille zur Macht läßt an dem tyrannischen Philosophen oder philosophischen Tyrannen zuletzt nur noch den Philosophen übrig, falls der Tyrann diesen Umschwung erlebt und nicht vorher gestürzt oder ermordet wird. Das Ende aller Erfahrungen der Herrschsucht ist alle Mal, daß es nicht der Mühe lohnt, bloß um des Herrschens willen zu herrschen, wenn man keinen höheren Zweck damit verfolgt. Dem Willen zur Macht ist das Maß fremd; sein Kitzel ist der des Unendlichen, Ungemessenen; das freiwillige Stehenbleiben einer großen Kraft vor dem Maßlosen und Unbegrenzten (169) ist nicht Sache der Herrschsucht oder des Willens zur Macht, sondern nur Sache des philosophischen und ästhetischen Geistes. Findet sich aber dieser philosopische und ästhetische Geist, oder der artistische Philosoph oder philosophische Artist (207) in einer Brust zusammengeschmiedet mit dem unersättlichen Willen nach Macht, dem durch die gegebenen Verhältnisse jede Befriedigung durch Tyrannis versagt ist, dann muß die hochmüthige Verachtung und der Ekel vor den Menschen nothwendig zu einer freiwilligen Vereinsamung führen, auch ohne daß die bitteren Erfahrungen des Herrschens über Sklaven und Feinde bis zur Hefe ausgekostet sind.

In dieser Lage befindet sich Nietzsche. Er spricht von dem schweigenden geistigen Hochmuth und Ekel jedes Menschen, der tief gelitten hat (247), von dem vornehm machenden und trennenden Einfluß des tiefen Leidens (248), von dem Ekel des vornehmen Geistes, mit unserm lärmenden und pöbelhaften Zeitalter aus einer Schüssel essen zu müssen (253), von einer Brust, die nicht seufzt und einer Lippe, die ihren Ekel verbirgt (251), von dem höchsten Instinkt der Reinlichkeit, dessen höchste Vergeistigung die Heiligkeit ist, der aber auch zur gefährlichsten Vereinsamung führt (247—248). Der Philosoph muß sich von Allem unabhängig machen, von jeder Person, auch der geliebtesten, vom Vaterlande, vom Mitleid, von der Wissenschaft, von seiner eigenen Loslösung, von seinen Tugenden, — nur sich selbst muß er wissen zu bewahren, d. h. seine souveräne Individualität (53—54). Die vornehme Seele, der dies gelungen ist, hat Ehrfurcht vor sich selbst (255), eben weil sie von allem unabhängig ist und vor nichts außer sich selbst mehr Ehrfurcht hat; d. h. sie verbindet mit dem absoluten Egoismus einen pietätvollen Kultus des eigenen Ich, in welchem sie sich zur Dionysischen Begeisterung aufschwingt. Nietzsche nennt sich in diesem Sinne den letzten Jünger und Eingeweihten des Gottes Dionysos (261), und erklärt mit Galiani die Tugend für Begeisterung (256), worunter natürlich nur die Begeisterung der Ehrfurcht vor sich selbst verstanden sein kann.

Das „Genie des Herzens" ist ein andrer Name für jenen begeisterten Ichkultus (259—260) und die vier Specialtugenden, die aus dieser Grundtugend der Ehrfurcht vor sich selbst oder Begeisterung entspringen, heißen: Muth, Einsicht, Mitgefühl und Einsamkeit (254). Ein Muth, der nichts fürchtet, weil Glück und Unglück im Vergleich zu dieser Begeisterung des Ichkultus gleichgültige Dinge sind. Eine Einsicht, die redlich ist (171) nicht um der gleichgültigen Wahrheit (3, 6, 8, 47) und Erkenntniß willen (179—180), sondern aus Grausamkeitswollust an der Zerstörung aller schmeichelnden Illusionen (178) und aus eifersüchtigem Wachen über die Alleinherrschaft des Ichkultus. Ein Mitgefühl nicht mit den gleichgültigen Leiden der Menschen, sondern mit dem an ihnen haftenden Schmutz (249), mit der Verminderung und Entartung des Menschentypus und mit der Verlangsamung oder Hemmung seiner Maximation. Eine Einsamkeit, die aus dem Hang und Drang der Reinlichkeit entspringend auch eine Tugend ist, insofern sie vor der Verunreinigung und dem sich Gemeinmachen durch Gemeinschaft mit Menschen schützt (254).

Aber auch die thatenlose Vereinsamung kann nicht das letzte Wort des Nietzsche'schen Standpunkts sein; es ist nur wieder eine dritte Maske. „Jede Philosophie verbirgt auch eine Philosophie; jede Meinung ist auch ein Versteck, jedes Wort eine Maske" (257). Die Ehrfurcht vor sich selbst und alle auf sie verwandte Begeisterung schützt nicht vor dem Seufzer des Mitgefühls: „ach warum wollt ihr es auch so schwer haben wie ich?" (257), nicht vor der tiefen Traurigkeit des Senkbleis, das ungesättigt aus jeder Tiefe wieder an's Licht gekommen ist (251). Die ihrer selbst überdrüssig gewordene Herrschsucht fällt in den Intellektualismus des objektiven Menschen zurück, indem sie den Menschen zu einem still liegenden Spiegel des Himmels und der Erde macht (260, 140), und in derselben Lage befindet sich die große Zahl der Wartenden, für deren Thatendrang die Stunde und die Gelegenheit noch nicht gekommen ist und durchschnittlich überhaupt nicht kommt (250). Die bloße formale Redlichkeit des erkennenden Abspiegelns sammt aller Heiligkeit der reinlichkeitssüchtigen Absonderung wird auf die Dauer unerträglich langweilig, und das ist das schlimmste von allem (172). Sogar die Erkenntniß leidet auf die Dauer unter der Vereinsamung, welche die Objekte des Erkennens entzieht, und wenn nicht um des Herrschens willen so doch um des Erkennens willen muß man die Last und Unlust des Mitgefühls und Ekels wieder auf sich nehmen (36).

Aber auch der Wille läßt sich nicht auf die Dauer unterdrücken, wenn auch der spät erwachte Ekel eines Vielerfahrenen bis an seinen

Tod vorhalten mag. Lebt der Weltüberdrüssige nur lange genug, dann hat auch in ihm „der alte Mensch wieder ein anderes Spielzeug und einen neuen Schmerz nöthig — immer noch Kinds genug, ein ewiges Kind!“ (72). Wenn nicht in ihm, so bäumt in einem andern der Wille zur Macht sich trotz aller üblen Erfahrungen der Menschheit von Neuem empor. Wie oft auch der hochmüthige Weltekel die hochmüthige Herrschgier überwinden möge, sie wird doch immer neu von ihr überwunden. Wäre es nicht so, dann könnte ja der Wille zur Macht nicht das Urprincip sein, zu dem Nietzsche ihn gestempelt hat. Daß dem Tyrannen der Philosoph zugesellt ist, daß Herrschgier und Lebensekel in einer Brust verschmolzen sind, daß diese feindlichen Brüder im Menschen sich stetig bekämpfen müssen und keiner auf die Dauer den andern besiegen kann, das scheint für Nietzsche festzustehen; das Wechselspiel des Siegens und Unterliegens dieser feindlichen Brüder macht ihm den eigentlichen Inhalt des Weltprocesses aus, sofern er den Inhalt des Uebermenschen, des auf seinen Gipfel gelangten Menschentypus darstellt, und alles übrige in der Welt nur der Hervorbringung dieses Gipfels dient.

Ob dieser Gipfel des Menschentypus wirklich einen Selbstzweck darstellen kann, ob das Ringen Nietzsche's nach einer neuen höheren Moral und einem positiven Inhalt derselben gelungen oder gescheitert ist, das mag nunmehr jeder Leser mit sich selbst ausmachen. Durch den inneren Widerspruch des Zieles fühlt Nietzsche sich nicht belästigt, da es ihm feststeht, daß der Mensch aus Widersprüchen zusammengesetzt ist. Was beide feindlichen Brüder, der herrschgierige Tyrann wie der ekelkranke Philosoph, gemein haben, das ist allein der maßlose Hochmuth der Ehrfurcht vor sich selbst und die Begeisterung, mit der das souveräne Individuum in dieser wie in jener Lage seinen Ichkultus treibt. Ob das Ich sich grade weltbezwingend oder weltflüchtig verhält, das ist das Gleichgültige an dem Ideal Nietzsche's; denn beides ist nur Berg und Thal im Wellenspiel des Lebens und beides läßt den Hochmuth unberührt. Es ist deshalb auch gleichgültig, ob der Uebermensch sich als herrschensmüder Tyrann nach Ruhe sehnt, oder als wartender Philosoph die Gelegenheit zur Weltunterwerfung herbeisehnt; denn beide Arten der Sehnsucht gehören zu der unvermeidlichen Täuschung dieses Wellenspiels, als ob der entgegengesetzte Zustand der bessere wäre, während er doch nur der andere ist.

Die Nutzanwendung aus alledem für das Individuum kann nur folgende sein. Das Individuum ist souverän, keinem Gesetz unterworfen als dem der Maximation seiner eigenen Souveränität und zu keiner Ehrfurcht verpflichtet als zu der vor sich selbst. Es ist sein Recht,

seine Macht soweit als möglich auszudehnen und seine Umgebung zu tyrannisiren, soweit seine Kraft dazu reicht; es ist aber auch sein Recht, sich in hochmüthigem Ekel von allen zurückzuziehen. Welches von beiden es thut, ist gleichgültig und steht ganz in seinem souveränen Belieben, sofern ihm nicht durch die gebotene oder fehlende Gelegenheit zum Herrschen der Weg gewiesen wird. Jeder hat sich selbst als praktisch absolut zu betrachten, die Welt aber nur als Material seines souveränen Herrscherwillens, an dem er sich nach Belieben befehlend oder bloß erkennend oder auch gar nicht bethätigen kann.

Diese Konsequenz seines Standpunkts hat Nietzsche nicht offen auszusprechen gewagt, offenbar in der nicht unbegründeten Besorgniß, daß sie einer reductio ad absurdum seines ganzen Philosophirens gleich geachtet werden würde. Von Schopenhauer's Willenslehre ausgehend hat er sich ihr nur allmählich durch verschiedene Uebergangsstufen genähert, die er selbst als ebensoviel Masken seiner eigentlichen Ansicht bezeichnet. Das Endergebniß, das so nur auf Umwegen und nur andeutungsweise erreicht ist, liefert uns aber keineswegs etwas Neues, sondern war von Max Stirner in seinem Werke „Der Einzige und sein Eigenthum" schon im Jahre 1845 (2. Aufl. 1882) in meisterhafter Form mit einer nichts zu wünschen übrig lassenden Deutlichkeit und Offenheit dargelegt worden. Stirner war von Fichte ausgegangen, wie Nietzsche von Schopenhauer, und hatte gezeigt, daß das empirische Ich, der vergängliche Schöpfer seiner selbst praktisch absolut sei und sein Geschöpf, die Erscheinungswelt, auch ganz und gar als sein Eigenthum zu betrachten habe, mit dem er in souveräner Willkür schalten könne. Die Geschichte der Philosophie ist über diese wahnsinnige Selbstvergötterung zur Tagesordnung übergegangen, und wird es wieder thun, so oft sie wieder auftaucht. Aber wie Stirner das unschätzbare Verdienst gebührt, die Feuerbach'schen Halbheiten durch seine unerbittlichen Konsequenzen für immer ad absurdum geführt zu haben, so wird seinem Werke das dauernde Verdienst verbleiben, allen späteren verwandten Bestrebungen die Masken vom Antlitz zu reißen und sie in ihrer Nacktheit als bloße Verirrungen des Größenwahns kenntlich zu machen. Die umsturzlüsterne Jugend eines zuchtlosen Geschlechts, die sich an Nietzsche's Vexirmasken als an einer neuen und tiefen Weisheit erbaut, sollte deshalb vor allen Dingen nicht unterlassen, auf Stirner's geniales Meisterwerk zurückzugreifen, das in stilistischer Hinsicht hinter Nietzsche's Schriften nicht zurücksteht, an philosophischem Gehalt aber sie thurmhoch überragt.

Die Berliner Kunstausstellung.

Wie in Paris so hat nun auch hier die Jury mit Strenge ihres Amtes gewaltet: der Gesammteindruck der Ausstellung ist daher auch ein durchaus anständiger; ist das aber genug, um dem Ueberdruß entgegenzuwirken, der sich angesichts dieser einander so verzweifelt ähnlich sehenden internationalen Kunstausstellungen von Jahr zu Jahr steigert? Als die Engländer zuerst in Paris, dann in Berlin in geschlossener Gruppe auftraten oder die Norweger hier ihre revolutionären Kühnheiten entfalteten; als späterhin in München Bastien-Lepage und Dagnan-Bouveret „entdeckt" wurden und gleichzeitig sich Gelegenheit bot, die Spanier in ihrer wuchtigen Wirkung, die Italiener in ihrer Freiheit und Unbekümmertheit und endlich die eigenartigen Schotten kennen zu lernen: da wirkte das wie eine Offenbarung auf uns ein. Nun aber fängt das bereits an eine alte Geschichte für uns zu werden; die einzelnen Fortschritte dieser fremden Nationen zu verfolgen, haben wir kein besonderes Interesse: nur das ganz Hervorragende, was hie und da geleistet wird, vermag noch unsere Theilnahme zu erwecken.

Das führt zu der Frage, ob denn in Bezug auf die eigene, die einheimische Kunst bei solchen Gelegenheiten ein anderer Standpunkt einzunehmen ist. Das dürfte doch nicht der Fall sein. Auch hier wird uns des Guten, d. h. des nicht gerade Schlechten viel zu viel geboten. Große Säle sind mit den Erzeugnissen der einzelnen Deutschen „Schulen" angefüllt; aber für solche Lokalausstellungen besteht das volle Verständniß doch nur an den Orten, wo die Werke entstanden sind. Gilt es den Wettkampf mit den Fremden, so sollte auch nur die Elite aufmarschiren.

Diese Art von Kunstausstellungen, die aus den Weltausstellungen hervorgewachsen ist und immer noch zu sehr den Charakter eines großen Verkaufsbazars hat, wird sich allmählich wohl wieder auf die immer seltener werdenden Weltausstellungen beschränken. Bricht sich aber erst der Grundsatz Bahn, daß bei solchen Gelegenheiten wie der jetzigen

nicht etwa bloß eine strengere Auswahl einzutreten hat, sondern die Zulassung zur Ausstellung das Gepräge einer wirklichen Auszeichnung erhalten, die Beschickung also nur auf direkte Aufforderung erfolgen soll, so wird freilich mit der Uebung gebrochen werden müssen, wonach nur Künstler, die viel zu sehr durch Rücksichten der Kollegialität oder des Parteiinteresses gebunden sind, die Entscheidung zu treffen haben. Politik, und sei es auch nur Parteipolitik, soll da ganz aus dem Spiele bleiben. Der jetzigen Berliner Ausstellung aber merkt man es zu sehr an, daß sie auf politischen Boden gewachsen ist und zwar weniger noch auf kunstpolitischem — denn auf diesem hat jetzt ohne Frage München die Führung — als auf diplomatisch-politischem Boden. Denn es herrscht da überall der Kompromiß vor, sowohl den einzelnen Richtungen wie den einzelnen „Schulen" gegenüber. Gleichmäßig wohlwollende Vertretung aller Interessen, aber kein großer Zug. Es ist eine Ausstellung von Technikern. Fast durchgängiges tüchtiges Können; vielfach auch eine Virtuosität, die den Künstler interessirt; aber das Publikum findet da wenig Nahrung. Die wahre Vornehmheit, die in einer auf sich selbst beruhenden Eigenart besteht, fehlt bis auf wenige Ausnahmen.

Denkt man sich unter der jetzigen Unmasse von Werken eine strenge Auswahl getroffen und die so Auserkorenen in den großen Sälen mit den gehörigen Abständen und in mäßiger Höhe aufgehängt, ohne von den leidigen Kabinetten des Umfassungsganges, die ganz der Plastik zugewiesen werden könnten, Gebrauch machen zu müssen, so würde die weitere Frage entstehen, ob damit ein ausreichendes Bild von der Kunst unserer Tage geboten wäre. Abgesehen von den Franzosen und den Norwegern, die so gut wie gänzlich fehlen, kann man die Vertretung der übrigen Länder als eine ganz gute bezeichnen; Holland weniger gut als es seiner Bedeutung entspricht, dafür aber wieder Italien ganz ausgezeichnet. In ein solchen Ehren-Salon würden wir zum Beispiel die folgenden Bilder versetzen: von Italienern die beiden Marktszenen des leider früh verstorbenen Favretto, die etwas aufdringlich gemalten, aber von sprühender Lebendigkeit erfüllten Darstellungen Michetti's, Vannutelli's Prozession, die liebenswürdigen Bilder von Tito dall' Oca, das ernst gestimmte Historienbild Eroli's; des Spaniers Alvarez Leichenhaus; von den Dänen Kroyer's Quartett im Künstlerklub und Johannsen's Familienszene, beide von unübertrefflicher Feinheit der Charakteristik; weiterhin von Matejko das düstere und packende Historienbild, Skargas Predigt; von Grichalsky die drei Juden, die im Eisenbahnkupé beim Anbruche des Tages ihre Gebete sprechen; das liebenswürdig feine, mit etwas absichtlichem Ungeschick komponirte Genrebild La Touche's, die

Vorbereitung zu einem ländlichen Festmahl schildernd; Delachamp's Besuchstag im Krankenhaus, unscheinbar aber voll feinen Ausdruckes; weiterhin von den Amerikanern: Melcher's herbe und harte Predigt vor einer kleinen Sektirergemeinde, und Abell-Dumont's Mädchenschule, ein monumental erfaßtes und doch von ganz moderner Farbigkeit und Helle durchleuchtetes Bild, das den wohlthätigen Einfluß Besnard's zu bekunden scheint.

Von Bildnissen wären hervorzuheben die von Shannon, Frank Holl, Richmond, Millais; unter den Spaniern die lebensgroßen von Rusiñol und Casal; die beiden Aquarelle des Italieners Giac. Ferrari; weiterhin der Belgier Wauters und der Däne Jul. Paulsen. — Auf dem Gebiete der Landschaft stehen wiederum die Italiener voran: Carcano mit seinen großen, je nach dem Gegenstande auch die Manier wechselnder Veduten und seiner kleineren, besonders stimmungsvollen Marine, Ciardi, Bezzi, dell'Orto, M. Bianchi; der Spanier Buyreda, die Belgier Verheyden und Crabeels, der Holländer Mesdag.

Wie aber steht es mit den Einheimischen? Nach demselben Maßstab gemessen wäre den Fremden nicht einmal die gleiche Anzahl entgegen zu setzen. Und den Eindruck, daß es wirklich eine eigenartige durchaus nationale deutsche Kunst gebe, gewinnt man hier der Geschlossenheit der Fremden gegenüber nicht. Wohl ist da Uhdes bezauberndes Frauenportrait — Lenbachs bloß untermaltes, wenn auch vorzüglich charakterisirtes Bildniß einer alten Dame gehört doch nicht auf eine solche Ausstellung —, auch Böcklin, der durch seine schweizerische Stammesangehörigkeit in einen abgelegenen Winkel verwiesen ist, bringt einige ganz barocke aber durchaus geniale Werke; wären jedoch nicht noch ein paar ältere Bilder Menzel's, und zwar von seinen besten, sowie einige frühe Liebermann's hinzugezogen worden, so stände es mit der Vertretung deutscher Kunst ganz bedenklich. Denn wie kann man von einer solchen reden, sobald Leibl, Thoma, Klinger gänzlich fehlen, von Uhde keine Komposition vorhanden ist und überhaupt Bilder, die eine nachhaltige Wirkung ausüben, die sich dem Beschauer in die Seele bohren, kaum zu finden sind?

Von Gebhardt ist da ein interessantes, wenn auch in der Färbung wenig erfreuliches Bild: Christus bei Maria und Lazarus. Der Heiland lebhaft docirend, Lazarus gespannt aber mit selbständiger Kritik, Maria ihm ganz hingegeben lauschend, während nur so mal hinhörend in dem Bewußtsein, daß sie von diesen Dingen doch nicht viel verstehe, und im Hintergrunde Martha geschäftig ihrem häuslichen Beruf nachgeht. Eine in sich abgeschlossene Schöpfung, bei der man nur nicht recht versteht, weshalb die Scene durchaus Christus zum Gegenstand

haben und überdies gar ins Mittelalter verlegt werden muß. Anmuthend sind auch Stückelberg's Todesbilder. Mit starkem Griff hat Will. Pape eine ergreifende Scene aus der Gegenwart herausgehoben: die Trauung eines sterbenden jungen Mannes mit der an seinem Bett knieenden Braut. Solche Gegenstände liebt freilich das Publikum nicht; für den Zimmerschmuck sind sie auch nicht bestimmt; aber warum soll der Maler sie sich nicht zum Vorwurf wählen, wenn doch ungesuchte Heiterkeit sich so selten dem Anblick darbietet, wie das jetzt bei uns der Fall ist? Wenigstens fühlt man aus drr Verklärung, die über diesen Vorgang ausgegossen ist, mit welcher Hingabe und Wonne er das Bild gemalt hat. Gleich vorzüglich ist eine andere Sterbescene, die der Münchener Hummel gemalt hat, die aber an ihren Platz über einer der Thüren des großen Saals schlecht zu sehen ist. Ein anderes und zwar das ergreifendste der Bilder dieser Gattung ist in die Maschinenhalle verwiesen: Corinths Magdalena den Leichnam Christi bewachend. Mit seinem außerzeitlichen, ganz unmodernem Gepräge paßte es wohl gar zu schlecht in die freundliche große Berliner Halle. Hier liegt der Todte, diagonal die Bildfläche durchquerend, auf einem über den Boden gebreiteten Linnen, dessen Ränder mit spärlichen Tannenreisern bestreut sind; die Trauernde aber hockt, tief in ihren Mantel gehüllt und von dem Beschauer abgewandt, daneben. Das ist eindringlich und verständlich, aber freilich auch voll der Schauer der Einsamkeit. Dafür entschädigt wieder eine Reihe jüngerer Berliner Maler, wie Skarbina, Hans Herrmann, Herm. Vogel durch die sonnige Heiterkeit, die sie über ihre mit Figuren belebten Landschaften auszugießen wissen. Suchen wir nach Bildern, die den Menschen zu schildern trachten, einen Strahl aus seiner Seele zu uns hinüber leuchten lassen wollen, so finden wir nur geringe Ausbeute. Solcher Art ist Hummel's reizende Familienscene im Garten, auch in der duftigen Wiedergabe der Luft ganz vorzüglich; ferner Scheurenberg's ländliches Liebespaar, das durch einen Wald schreitet; viele der Tüchtigsten sind dagegen zu sehr mit der Bewältigung der technischen Schwierigkeiten, mit dem Treffen des richtigen äußeren Tons beschäftigt, als daß ihnen Kraft übrig bliebe, um auch das nicht stille stehende Modell in den Kreis ihrer Darstellungen zu ziehen. Ihre Arbeit ist aber nicht zu unterschätzen; sie sind die Pioniere der Zukunft, die der großen Kunst, nach der Alles sich sehnt, die Mittel bereiten und die Wege ebenen. Da steht allen voran Liebermann, dann Trübner, Stremel, Heim, Dora Hitz, Schlabitz. Eine große monumentale Wirkung verbindet mit solchem Bestreben Hans Olde in seiner leider über einer Thür angebrachten Kuhmelkerei.

Auf dem Gebiete der Landschaft, wo naturgemäß die Gegensätze der alten und der neuen Anschauungsweise am stärksten gegen einander stoßen, sind die Freilichtbilder freilich weit zahlreicher vertreten als früher; aber Werke, die mit strenger Folgerichtigkeit und Anspannung aller Kräfte den Grundsatz vollkommener Naturwahrheit zu künstlerischer Höhe erhoben hätten, scheinen sich darunter nicht befinden. Hier steht noch der Mann der Zukunft zu erwarten. Aber freilich mit dem mehligen Grau wird das überhaupt nicht zu erreichen sein. Unterdessen erstreben verschiedene Gruppen, jede in ihrer Weise, eine poetische Wirkung bei engem, wenn auch nicht unbedingtem Anschluß an die Natur, aber doch frei von jeder Konvention. Die einen suchen die Poesie mehr in der Farbe (Kubierschky, Dettmann, Bantzer, Th. Hagen, H. v. Volkmann), die anderen mehr in der Form (Strobentz, F. A. Schmidt, Rathjen, Spangenberg). Das galt ja von der älteren Richtung auch schon, aber da handelte es sich immer um schöne Motive, während jetzt das ganze Gewicht auf der Auffassung auch des schlichtesten Vorwurfs ruht. Auf das Publikum wird es ankommen, ob es im Stande ist, den Künstlern auf diesem Wege nachzufolgen. Ein Poet alten Schlages hat sich freilich eine staunenswerthe Frische bewahrt: Oswald Achenbach, wie seine italienische Mondnacht beweist. — Von Bildnissen seien noch das Frauenportrait Kalckreuth's, Mosson's Selbstbildniß, die männlichen Portraits Kießlings, Angeli's Kaiserin Friedrich und Carl Seiler's wunderbar fein gemaltes und gestimmtes Miniaturportrait eines bayrischen Prinzen.

Man braucht nur an die Anstrengungen zu denken, die gleichzeitig im Interesse der Münchener Ausstellung gemacht werden, um sich diese unvollkommene Vertretung der deutschen Kunst zu erklären. Diese Zwiespältigkeit ist durchaus zu bedauern; aber verargen kann man den Münchnern ihre Sonderbestrebungen nicht. Denn nicht um den alten Gegensatz von Nord und Süd, sondern um die Weiterbildung der Kunst, um ihre Befreiung aus den Banden einer ungesunden Ueberlieferung handelt es sich dabei. Nach der Berliner Ausstellung zu urtheilen, schreitet ja die deutsche Kunst wohl mit der Zeit fort, aber doch nur eben so weit, als es unbedingt nöthig ist. Daß wir in einer Zeit der Gährung, der Vorbereitung eines Neuen stehen, daß auch auf dem Gebiete der Kunst der so eigenartige barocke bizarre deutsche Charakter seine Untiefen zu enthüllen vermag, das ahnt man hier gar nicht. Böcklin, Liebermann stechen wohl als eigenthümliche Punkte hervor, der eine in seiner Farbigkeit, der andere in seiner Trübheit, dazwischen läßt Uhde seinen Sprühregen von flimmrigen Tönen hin-

rauschen, aber das ist sofort in der großen Flut begraben. In München freilich wird voraussichtlich die scharfe Kante moderner Bestrebungen und Errungenschaften weit stärker hervorgehoben werden; man wird vielleicht wieder mit Recht über die Oedigkeit klagen, die aus einem Uebermaß kreidig eintöniger Bilder uns entgegengähnt: aber die Zeit wird dort immerhin wohl besser zu ihrem Recht kommen als hier, wahrscheinlich wird infolge dessen dort auch eine reichere Ausbeute an solchen Bildern zu treffen sein, die neue Wege für die deutsche Kunst ahnen lassen und somit den geheimen Wünschen unseres Herzens entgegen kommen.

* * *

Nicht mehr handelt es sich um die Frage, ob Helllicht- oder Dunkelmalerei. Darüber kann der Kampf, wenn die herrschende Erregung so fortdauert, noch lange geführt werden. Hier liegt freilich eine Aufgabe vor, die gelöst werden muß, die aber nur durch stätige Arbeit gelöst werden kann. Ist das aber geschehen, so wird nicht ein neuer Grundsatz durchgeführt, sondern nur das Gebiet der Kunst durch Eroberung erweitert und zugleich vertieft und fruchtbarer gemacht worden sein. Für den Augenblick ist „Freilicht" in erster Linie ein Kampf gegen die Konvention. Und dieser Kampf ist, wie diese Berliner Ausstellung zeigt, im Wesentlichen schon ausgekämpft und entschieden. Die Bilder in schöner brauner Sauce gemalt, mit unterhaltenden oder pathetisch erhebenden Geschichten und Szenerien, die schön abgewogenen Kunstwerke, worin das Licht so vertheilt wird, wie es dem selbstherrlichen Künstler beliebt und von der Luft so wenig gezeigt wird, als ihm gerade paßt, die verschwinden jetzt bereits ganz gewaltig unter der Schaar der übrigen. An die Stelle solcher Willkür ist allseitig ein ganz respektables Können getreten, das sich die Künstler im Schweiße ihres Angesichts vor der Natur haben aneignen müssen.

Für welche Zwecke wird nun aber dieses Können verwerthet? Da ist der wunde Punkt. Wir wissen nicht, was wir malen sollen. Das Publikum weiß nicht, was es gemalt haben will. Biblische Darstellungen, die Antike, das harmlose Genre, die historischen Anekdote — das alles hat abgewirthschaftet. Mit der socialistischen Malerei war es auch nichts. Wenn die Künstler, die kein Publikum vor sich haben, Bilder nur zu ihrem eigenen Vergnügen malen, so werden sie als Sonderlinge zurückgewiesen und versteifen sich infolge dessen nur um so mehr in ihrer Opposition. Virtuosität oder feine Durchführung sichern noch am ehesten den Erfolg. So wirft sich denn die große Masse, die Eigenes nur zu kleinem Theil zu bieten vermag, mit Vorliebe auf die

Landschaft als das Gebiet, wo sie noch am ehesten hofft Eroberungen machen zu können. Da liegt aber selbstverständlich die Gefahr, einer bestimmten Manier zu verfallen, am nächsten.

Nach einem neuen Inhalt für ihre Kunst sehnen sich die Künstler; zahlreich wie kaum zu andern Zeiten erstehen sie, Fleiß und Begeisterung wenden sie ans Werk; aber was sie auch malen — es stößt auf keine Gegenliebe, entweder weil es antiquirt oder weil es zu modern ist. Nur die wenigsten vermögen sich vermöge ihres kraftvollen Naturells dem Publikum aufzuzwängen. Die übrigen müssen bei den Kunstvereinen ihr Heil suchen. Dieses Misverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage muß seine besonderen Gründe haben; es muß auch mit der Zeit beseitigt werden: denn sonst tritt unvermeidlich ein großer Krach ein.

Eine Ungereimtheit ist es, daß Bilder für den Privatgebrauch bestimmt, aber für die Ausstellungen gemalt werden. Beide Verwendungen erheischen ganz verschiedene Bedingungen. Intime Bilder können auf Ausstellungen nur selten zur Geltung kommen. Wenn nun weiterhin das Publikum nicht anzugeben vermag, was es gemalt zu haben wünscht, an dem aber, was die Künstler aus eigenstem Drang schaffen, nur selten Geschmack finden kann, so fühlt man sich versucht zu fragen, ob hier nicht für den Staat die Pflicht erwächst, im Interesse der Kunst — nicht der Künstler — den wirklich ehrlichen Bestrebungen dadurch entgegenzukommen, daß er Werke von eigenartigem ernstem Gepräge erwirbt, um das Publikum zu erziehen. Die Unsummen, die jetzt in Deutschland — in Frankreich und England ist das anders — von Staats wegen auf die Bildung moderner Galerien verwendet werden, wobei wesentlich doch der Geschmack des Publikums, das stets das alte will, als Richtschnur dient, könnten in der angedeuteten Weise weit fruchtbringender verwendet werden. Um Museen dürfte es sich dabei aber nicht handeln, denn über den bleibenden Werth von Kunstwerken vermag nur die Zukunft zu entscheiden.

Können erst die Künstler wirklich das malen, was sie wollen, ohne dabei immer auf die Wirkung sei es in einem Ausstellungsbau oder in einer Galerie oder in einer Wohnung Bedacht nehmen zu müssen; haben sie einige Aussicht, daß ihnen die Werke, wenn sie sich als wahrhaftige Schöpfungen erweisen, auch abgenommen werden — die jetzigen Kunsthändlerpreise würden dann sofort zusammenschwinden —, so wird sich zeigen, was in ihrer Seele schlummert, welche Schönheit ihnen vorschwebt, welche Gebilde sie reizen. Irren wir nicht, so wird dann der Romantik, der herben Charakteristik, der monumentalen Größe und Schlichtheit das Thor geöffnet werden; aus der Paarung mit dem Duft und Lieb-

reiz der Erscheinungswelt, der jetzt allein die Künstler zu interessiren scheint, mag dann wohl die ersehnte deutsche Kunst erstehen, stark und zugleich zart, herbe und zugleich liebreich, eine Gebilde würdig unserer Stellung, das nur darauf wartet, aus den Tiefen, worin es Jahrhunderte lang geschlummert hat, zu neuem Leben erweckt zu werden.

Zugleich aber wird der Staat dann einsehen, welch schwere Verschuldung er sich dadurch aufgeladen hat, daß er in künstlicher Weise auf seinen Akademien die Kunst großzieht, während es nur gilt, dem wirklichen Talent gegen den Strom der Zeit, aber in Unterstützung seines eigenen lebendigen Dranges an die Oberfläche zu verhelfen. Neue Kanäle können freilich nicht bewässert werden, solange die alten des Wassers bedürfen. Aber allmählich lassen sich die einen in die anderen überleiten. Möchte nur nicht zu spät die Einsicht sich verbreiten, daß es wirklich an der Zeit ist, ein Verlassen der alten Bahnen ins Auge zu fassen.

Feldmarschall Moltke.

Von

Hans Delbrück.

Schon zum neunzigjährigen Geburtstage des Feldmarschalls Moltke habe ich es ausgesprochen, daß es als eine der allerschwersten historischen Aufgaben erscheint, diesen Mann zu charakterisiren. Ich habe damals statt einer Charakteristik nur eine kleine Erzählung gegeben, welche mir das Wesen des großen Kriegsmannes ganz besonders schön wiederzuspiegeln schien. Auch nunmehr, da Deutschland seinen Helden betrauert, mag ich mich kaum an die Aufgabe einer Charakteristik wagen, und so weit ich sehe, ist ein solcher Versuch auch nur selten in Angriff genommen. Seine Thaten sind erzählt und gepriesen, seine einzelnen Eigenschaften sind mit schönen und warmen Worten geschildert, Jedermann hat eine anschauliche Vorstellung von diesem in sich so wunderbar klaren, reinen und durchsichtigen Wesen, aber das, worauf es eigentlich ankommt, wäre, das Specifische seiner historischen Größe auszusprechen, das was er mit anderen großen Feldherren gemein hat und worin er sich von ihnen unterscheidet. Es ist kein Widerspruch, wenn ich die Persönlichkeit klar und einfach und die Charakteristik doch so schwierig nenne: gerade diese einfache Klarheit macht es schwer, die Größe, die aus dunklen, geheimnißvollen Zusammenhängen und außerordentlichen Erscheinungen von selbst hervorleuchtet, darzustellen.

Vor Allem ist immer im Auge zu behalten, daß jeder Mann nur auf dem Hintergrunde seiner Situation zu verstehen ist. Moltke unterscheidet sich von den anderen großen Feldherren, mit denen man ihn vergleichen muß, dadurch, daß er ausschließlich Soldat war. Alexander, Gustav Adolf, Friedrich, Napoleon waren zugleich Könige. Hannibal, Cäsar, Cromwell königsgleich. Das ist nicht eine bloß äußerliche Cumulation verschiedener Thätigkeiten, sondern ein tiefinnerer Unterschied. Der Krieg ist ja nach der berühmten Definition von Clausewitz nichts

als die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Die höchste aller Thätigkeiten besteht daher in der Vereinigung von Politik und Kriegführung in der Person des Inhabers der höchsten Gewalt selbst. Die Wechselwirkung der kriegerischen mit der eigentlich politischen Action ist das Charakteristische in den großen Königen. Friedrich schrieb nach der gewonnenen Schlacht noch mehr diplomatische Noten, als Armee-Befehle. Das Höchste der Napoleonischen Kriege besteht darin, daß der Kaiser in dem Augenblick, wo er den militärischen Erfolg auf den Gipfel geführt hat, die politische Verhandlung einspannt, um das Ziel zu erreichen. Das Vortreiben des Sieges von Jena bis nach Tilsit, der Gewinn aus dem Siege von Friedland war nur möglich in der Verbindung mit dem Gedanken eines Friedens, der dem Einen der beiden Besiegten nicht nur keine Opfer auferlegte, sondern ihn zum Bundesgenossen des Siegers machte. Zu dem Siege von Austerlitz über Russen und Oesterreicher gehörte die gleichzeitige hinhaltende diplomatische Verhandlung mit Haugwitz, dem Gesandten Preußens. Ohne den Einschlag dieser Staatskunst, die wieder in der wunderbaren Menschenbehandlung wurzelte, wäre auch die Strategie Napoleons nicht möglich gewesen.

Auch die Feldherrn, die nicht in königlicher Machtvollkommenheit walteten und doch zu den ersten gerechnet werden, wie Miltiades, Themistokles, Epaminondas, Scipio, Prinz Eugen, Marlborough haben einen eminent staatsmännischen Zug und nicht weniger stark, wenn auch besonderer Art, ist dieser Zug in den beiden preußischen Generalen, deren Vergleichung mit Moltke am nächsten liegt: Scharnhorst und Gneisenau. Diese haben nicht nur die Schlachten der Befreiung geschlagen, sondern sie waren auch die Träger des Geistes der Befreiung und der eigentliche Genius ihrer Persönlichkeit entbrennt gerade aus dieser in der Tiefe des Gemüths wurzelnden Kraft. Selbst Wellington, der gewiß ein sehr hervorragender Feldherr war, war daneben auch ein sehr thätiger Staatsmann; doch liegen die Thätigkeiten bei ihm mehr nebeneinander, als daß sie eine organische Einheit bildeten und ihre Kraft aus dieser Einheit entspränge. Moltke unterscheidet sich von ihnen Allen zunächst dadurch, daß er ausschließlich Soldat war.

Auch diese Eigenschaft pflegt nun noch weiter dadurch eingeschränkt zu werden, daß man sagt, er war sogar ausschließlich Strateg. Er hatte nicht jene eigenthümliche persönliche Beziehung zu den Truppen, in der sich die großen Feldherren zuweilen in der äußersten Noth an die Spitze der Kämpfenden stellten, sie zur höchsten Tapferkeit entflammten und so selbst dem widerwilligen Schicksal endlich den Sieg

entrissen. Daß Moltke diese Seite des Feldherrnthums fehlte, lag nun wohl schon von vorn herein in seiner Stellung als bloßer Chef des Stabes, der nothwendig mit seiner Person zurücktreten muß. Die Eigenschaft wird aber auch wohl leicht überschätzt und in ihrer Wirkung oft anekdotisch, z. B. bei Blücher, übertrieben. In den modernen Massenheeren kann sie ohnehin keine Rolle mehr spielen und muß durch Vertrauen zur Führung im Allgemeinen ersetzt werden.

Die viel tiefergehende und bedeutsamere Beschränkung Moltke's liegt in dem Erstgenannten, der Trennung des Militärischen von dem Politischen. In einem etwas anderen Sinne als dem üblichen läßt sich hier sogar der Spruch verwenden, daß in der Beschränkung der Meister sei. In dem sehr geistreichen Nachruf, den die „Post“ dem Feldmarschall gewidmet hat, ist die Wendung gebraucht, er habe den Krieg in methodischer Weise geführt. Das Wort „methodisch“ ist etwas verrufen in der Kriegsgeschichte, weil es bezogen zu werden pflegt auf verknöcherte Anschauungen im vorigen Jahrhundert, welche das wahre Wesen eines Kriegsmannes, die freie Thatkraft der starken Seele erstickten. So ist es natürlich hier nicht gemeint, sondern jene höchste Thätigkeit des Geistes, welche nicht aus dunklem, wenn auch genialem Triebe, sondern mit vollem Bewußtsein das Große und Richtige thut. So war es bei Moltke. Indem er aus dem Reichthum einer großen, menschlich nach allen Seiten fortgebildeten Anlage als practische Thätigkeit den einen ausschließlichen Beruf des Soldaten hervorgehen ließ und erst in hohen Lebensjahren zur vollen Ausübung kam, gelangte er dazu, den Kreis dieser seiner Berufsthätigkeit auch gedanklich vollständig zu beherrschen und Theorie und Praxis in absoluten Einklang zu bringen. Von allen großen Feldherren ist er am meisten Theoretiker. Die Kriegskunst, welche Napaleon in naiver — im Schiller'schen Sinne — Genialität übte, übte Moltke systematisch. Clausewitz, der die Gesetze der Napoleonischen Kriegskunst begrifflich auffand und darstellte, ist der Vermittler zwischen Napoleon und Moltke, der „Lehrer von Königgrätz“. Daher die wundervollen Denkschriften, in denen Moltke die strategischen Situationen und Pläne darlegte. Hier ist er schlechthin einzig und wird von Keinem, auch von Friedrich und Napoleon nicht erreicht. Friedrich, trotz einer gewissen theoretischen Neigung, hatte doch nicht die dialektische Schulung, Napoleon folgte mehr dem genialen Instinct; ebenso Gneisenau, der bis zur Unvorsichtigkeit wenig vorausberechnete. Auch Scharnhorst, bei dem man es vielleicht vermuthen möchte, ist im Räsonnement keineswegs von unbedingter Klarheit. Der einzige, der hierin neben Moltke genannt werden könnte, Clausewitz, war niemals

practischer Heerführer. Die methodisch-logische Klarheit des Moltkeschen Denkens ist bedingt durch die Ausscheidung des Politischen, insofern dieses eine Vielheit von Möglichkeiten schafft, die systematisch garnicht mehr zu bewältigen sind. In Moltke's Gedankenwelt stehen an der Spitze eine Reihe einfacher Sätze wie „die Entscheidung liegt in der Vernichtung der feindlichen Streitkraft"; „im Kriege ist nicht Alles zu berechnen, sondern muß das Unberechenbare gewagt werden; wer im Kriege völlig sicher gehen will, wird nichts erreichen". Von hier aus geht er dann mit unbeirrbarer Sicherheit den geradesten Weg auf den practischen Beschluß. Das Volk hat eine Ahnung von diesem Verhältniß, indem es Moltke den „Schlachtendenker" nennt; ich liebe den Ausdruck nicht, weil er die falsche Nebenvorstellung erweckt und auch wohl aus ihr entsprungen ist, als ob in der Denk-Operation der strategische Werth liege. Es ist aber nur ein Theil, ein kleiner Theil des Werthes. Erst in den Charakter-Eigenschaften, die ihn tragen, in der Entschlußkraft, der Kühnheit, der Beharrlichkeit, der Kaltblütigkeit wird der Werth praktisch. Auch der Stratege ist vor Allem Kriegsmann und Held. In Moltke aber wurde gewiß die Festigkeit des Willens, der hinter seinem Urtheil stand, gestärkt durch das Bewußtsein der nicht bloß instinctiven, sondern auch, ich möchte gradezu sagen, doctrinären Richtigkeit des Urtheils. Während Theorie und Doctrin sonst leicht die praktische Fähigkeit und die Sicherheit des Handelns lähmen, weil sie mit der Realität der Dinge sich nicht ganz im Einklang befinden, war es bei Moltke umgekehrt. Seine theoretische Einsicht war der Erfahrung so durchaus conform, daß er sich auch in der Praxis auf sie unbedingt verlassen konnte. Während der Prinz Friedrich Karl mit Vorsicht und Langsamkeit in Böhmen vorrückte, stieß ihn Moltke, aus der Theorie den Werth der Initiative und der Offensive kennend, von Berlin aus mit dem Telegraphen vorwärts auf Gitschin. Während der General Werder vor Belfort zweifelte, ob er die Schlacht gegen die dreifache Uebermacht Bourbaki's annehmen dürfe, wies ihn Moltke von Versailles aus dazu an, da er psychologisch wußte, daß Bourbaki's Angriffs-Entschluß durch die Operation Manteuffels in seinem Rücken gelähmt sein würde. Moltke hatte sich klar gemacht, daß große Massen nur dann gut geführt werden können, wenn den Unterführern ein großer Spielraum gelassen wird. Als älterer Mann in seine Stellung gelangt, hatte er auch die Selbstbeschränkung, welche der Höchstbefehlende sich zu diesem Zwecke auferlegen muß. So hat er mit wunderbarer Sicherheit die Kunst ausgebildet und geübt, die beiden entgegengesetzten Tendenzen, die feste Füh-

rung von oben und die spontane Thätigkeit unten unausgesetzt in Einklang zu halten.

Die Aufgabe des Politikers war es, den Krieg zu machen und ihm sein Ziel zu setzen. Hier galt es, in immer neuen Wendungen, mit unerschöpflicher Originalität die Dinge und Menschen zu behandeln und zu beherrschen. Als Parlamentarier und Hofmann, Diplomat und Volkswirth, Journalist und Cavalier mußte Fürst Bismarck zu handeln wissen, um zu seinen Zwecken zu gelangen. Sein ganzes Wesen ist Subjectivität. In bestimmt umgrenztem Kreise, wie eine Person gewordene Objectivität, die Kriegskunst selbst, waltete Graf Moltke seines Amtes. Es ist nur eine andere Seite desselben Kristalls: der edle, gebildete, liebenswürdige, bescheidene Mann, der Besieger der halben Welt, der doch keinen persönlichen Feind hatte. Mit einem Schlage hat er Oesterreich niedergeworfen und vier Heere Frankreichs nacheinander, in Sedan, in Metz, in Paris, über die Schweizer Grenze vernichtet. Größere Kriegsthaten sind in der Weltgeschichte nicht geschehen. Mit solcher Vollkommenheit wurde die gestellte Aufgabe gelöst, daß der Meister sich selbst um die letzte und höchste der Proben seiner Feldherrngröße brachte — die Ueberwindung der Niederlage.

Politische Correspondenz.

Der Mord in Sofia. — Zur russischen Politik und Finanzgeschichte. — Die Morde in New-Orleans. — Die Explosion in Rom. — Der internationale Arbeitercongreß in Paris und die belgische Wahlreform. — Französische und deutsche Zollpolitik. — England.

Berlin, Ende April 1891.

Durch einen merkwürdigen Zufall hatten wir gerade in der letzten Correspondenz den Freiheitskampf Bulgariens gerühmt, den dieses kleine Volk zwar nicht mit kriegerischen Waffen, aber mit einer geradezu wunderbaren Besonnenheit und Standhaftigkeit gegen Rußland führt. Wir konnten natürlich nicht umhin, die großen Verdienste Stambuloffs bei diesem Kampf zu erwähnen. Vielleicht während wir diese Bemerkungen niederschrieben, ereignete sich der Mordanschlag auf Stambuloff, dessen Opfer der Finanzminister Beltscheff wurde. Dies war am Abend des 27. März. Die russische und die französische Presse versuchten, wie auf ein vorher verabredetes Kommando den Mord zurückzuführen auf den innern Zwiespalt in der bulgarischen Bevölkerung. Dieser Zwiespalt existirt gar nicht, wie jeder Unbefangene sieht und weiß. Dagegen entdeckte man alsbald, daß Drohbriefe, in denen unter niederträchtigen Beschimpfungen der Prinz Ferdinand und seine Mutter aufgefordert wurden, Bulgarien schleunigst zu verlassen, einen Kawassen des russischen Konsulates zum Verfasser hatten. Nachdem der deutsche Geschäftsträger, der bekanntlich die russischen Unterthanen zu vertreten hat, seit Rußland die diplomatische Verbindung mit Bulgarien abgebrochen, von diesem Thatbestand überzeugt worden war, ordnete er selbst die Ausweisung jenes Menschen an, dem zu Hause sicherlich eine so angenehme Stellung bereitet wird, als er nur ertragen kann. Die bulgarische Regierung ihrerseits hatte sogleich die Stadt Sofia mit einem dreifachen Gürtel von Wachen umgeben lassen, aber man hat die Mörder nicht fassen können. Entweder waren sie im russischen Konsulat tagelang versteckt und haben später mit russischen Pässen die Stadt verlassen, oder sie haben noch in der Nacht nach dem Verbrechen die serbische Grenze erreicht, von wo sie unbehelligt nach Rußland gelangen konnten. Die öffentliche Meinung Europas ist denn auch über den Ursprung der That nirgend im Ungewissen, außer an den wenigen

Stellen, wo man die gegentheilige Ueberzeugung zur Schau tragen will. Die russische Regierung aber hat dem mißglückten Verbrechen eine immerhin merkwürdige Folge gegeben, sie hat Herrn Hitrowo von Bukarest nach Lissabon versetzt, einem Ort, wo es für ihn gar nichts zu thun giebt. Den Eindruck hat man also endlich doch gewonnen, daß die immer mißlingenden Anschläge dieses unermüdlichen und unbedenklichen Ränkemachers mehr schadeten als nützten. Sein Nachfolger in Bukarest soll, wie man sagt, ein durchaus ehrenhafter Mann sein, der keine verbrecherischen Unternehmungen ins Werk setzen wird. Damit ist freilich nicht gesagt, daß solche Unternehmungen aufhören werden, denn die Werkzeuge des Panslavismus sind ebenso zahlreich, wie sie unerschrocken sind, wenn auch nicht in dem nämlichen Maße geschickt. Ein Hauptgrund für die Abberufung des Herrn Hitrowo mag noch der gewesen sein, daß man den Gedanken aufzugeben sich genöthigt gesehen, Bulgarien durch die bloße Ueberrumpelung der einheimischen Regierung in die Hand zu bekommen. Man überzeugt sich, daß man auch nach dem bestgelungenen Anschlag einen erbitterten Widerstand würde niederschlagen müssen. Dazu würden militärische Kräfte gehören, Rußland will aber jetzt keinen einigermaßen leistungsfähigen Truppentheil von seiner Westgrenze wegziehen. So mag sich vielleicht Europa einer Ruhe von ein bis zwei, vielleicht auch von drei Jahren hingeben. Diesen Zeitraum werden nach militärischem Urtheil die russischen Rüstungen noch erfordern, nachdem man erst spät mit der Umformung des Infanteriegewehrs begonnen hat; dazu kommt, daß bei der Scheu des Kaisers vor dem Eintritt in das große Unternehmen diejenige Partei die Oberhand gewonnen hat, welche die größten Anforderungen an die finanzielle und militärische Vorbereitung, namentlich auch an die Vervollständigung des strategischen Bahnnetzes stellt.

Auf diesen Gebieten sind aber die russischen Fortschritte gewaltig, geradezu verblüffend. Eben ist wieder ein großer Konversionsplan der älteren Orientanleihen in der Verwirklichung begriffen. Um die Konversion durchzuführen, wird eine große Anleihe aufgelegt zu 3 Prozent, sage zu 3 Prozent, deren Unterbringung das Haus Rothschild übernommen hat. Das ist ein so neues und eigenthümliches Ereigniß, daß es den zahlreichen verkehrten Beurtheilungen gegenüber wohl eine eingehende Betrachtung verdient.

Man muß zuerst fragen: woher kommt der Aufschwung der Finanzen Rußlands, eines Reiches, das im Jahr 1839 einen versteckten oder, wenn man will, einen offenen Staatsbankerott machte, dessen Finanzen dann wieder seit dem Krimkrieg von 1853—56 und seit dem letzten Türkenkrieg von 1877—78 sich des schlechtesten Rufes erfreuten? Dieser Aufschwung zeigt sich vornehmlich in den beiden Thatsachen: in dem anfänglich zunehmenden und dann völlig erreichten Gleichgewicht des Budgets bei einem fortwährenden großartigen Steigen der Staatsausgaben; dann aber in dem Wachsen des russischen Staatskredites, das wir ein verblüffendes nennen. Ein solches ist es durch den Vergleich mit dem früheren Zustand des russischen Kredites, während die Ursachen für die Besserung desselben nicht leicht ersichtlich sind. Was sonst die Finanzen

eines Staates kräftigt, Aufschwung der innern Volkswirthschaft, erhöhte Steuerleistungen, geregelte und sparsame Verwaltung, das ist alles nicht vorhanden. Die Verwaltung ist verschwenderisch und auf Kosten des Staates wie der Unterthanen diebisch, das Elend der Bauern und auch selbst der mittleren Grundbesitzer hat in großen Strecken des Reiches einen hohen Grad erreicht, die Steuern gehen sehr verschiedenartig ein. Was ist es also? Sind es allein die Zauberkünste eines überaus geschickten Finanzministers, der einst seinen Platz in der Geschichte haben wird, man weiß nur noch nicht welchen?

Theilweis muß die letzte Frage bejaht werden. Herr von Wyschnegradski ist in der That ein Zauberkünstler, aber er kann sich doch, wie andere Zauberkünstler nur natürlicher Mittel bedienen und die Zauberei liegt darin, daß die Mittel zwar sehr geschickt herausgefunden und angewendet werden, daß sie aber keine Nachhaltigkeit besitzen. Die Sache hängt ungefähr folgendermaßen zusammen.

Die Haupteinnahme der russischen Staatsverwaltung bilden die Zölle, die einzige Quelle, aus welcher diese Verwaltung etwas herausschlagen kann. Denn Rußland, das einen Adel mit ungeheuren Gütern besitzt, der an jede Art des Luxus gewöhnt ist, hat einen starken Verbrauch europäischer Waaren. Nun hat Herr von Wyschnegradski nicht nur die Entrichtung der Zölle in Gold auferlegt, er hat auch diese Zölle wiederholt bis auf den höchst möglichen Grad erhöht. Außerdem hat er die Ausfuhr des Goldes, das am Ural gefunden wird und früher an das Ausland verkauft wurde, verboten. So hat er sich zunächst einen Goldvorrath verschafft. Erhebliche Theile dieses Vorrathes hat er in die Hände der sichersten europäischen Banken und Bankhäuser gelegt. Damit gewinnt er beides: Zinsen und Kredit. Den Kredit hat er benutzt, um durch zeitweise starkes Ankaufen des Papierrubels den Stand dieser Geldsorte in die Höhe zu bringen. Dann begann er mit den Konversionen. Wie konnte er dafür trotz aller seiner geschickten Operationen mit dem Goldvorrath einen so günstigen Boden finden? Wo kommt das Publikum her, das ein Papier von hohem Zinsertrag, das es zu einem niedrigen Kurs gekauft, bei einem erniedrigten Zinsertrag behält, bezüglich eintauscht, während die Sicherheit dieses Papiers eher gesunken als gestiegen ist? Da muß man nun die große Veränderung des europäischen Kapitalmarktes ins Auge fassen. Die Masse des flüssigen Kapitals ist durch die bekannten wirthschaftlichen Vorgänge, den Eisenbahnbau u. s. w. ungeheuer gewachsen. Andererseits ist ein Zeitpunkt eingetreten, wo die Anlage des Kapitals in gewinnbringenden Unternehmungen auf lange Zeit nicht möglich ist. Die Mittel einer hochentwickelten Industrie können nicht immerfort gesteigert werden; freilich die Erde bietet noch Raum genug, ja sie hat noch den größten Theil ihres Raumes frei zu civilisatorischen Unternehmungen. Aber dieser Raum ist dem europäischen Kapital zum großen Theil versperrt, weil die politischen Zustände der noch halb oder ganz barbarischen Länder zu unsicher sind und weil die europäischen Staaten, durch Eifersucht und Rivalität aller Art gespalten, sich über die Theilung der noch unkultivirten

Welt nicht nur nicht verständigen, sondern sich die Besitznahme derselben auf alle Weise gegenseitig erschweren und verwehren. Der Krieg im Frieden, den die europäischen Staaten führen, versperrt dem europäischen Kapital einerseits die natürlichen Wege, andrerseits schafft er ihm eine geräumige Zuflucht, indem er durch die immer wachsenden Rüstungen den Bedarf der Staaten ungeheuer vermehrt. Die Staaten brauchen Geld und das Kapital, dem seine natürliche Funktion verwehrt ist, braucht Unterkunft. Was Wunder, daß wir in der Zeit der Anleihen zu billigen Zinsen, in der Zeit der Zinsherabsetzungen und Konversionen leben? So kommt es, daß Staaten, welche die innern Bedingungen des Kredites ganz und gar nicht verbessert haben, heute dennoch unter leichten Bedingungen den Kredit finden, der ihnen vor 30, 40 Jahren kaum unter den schwersten Bedingungen gewährt wurde.

Damit haben wir erklärt, wie Herrn von Wyschnegradski anscheinend spielend gelang, was so vielen seiner Vorgänger niemals gelingen wollte. Indeß bleibt noch zu erklären, wie es ihm gelingen konnte, bis zu den größten Geldmächten, bis zu dem Hause Rothschild als Vermittler seiner Anleihen vorzudringen. Denn die Leiter dieser Geldmächte wissen doch trotz alledem, wie es mit der Grundlage der russischen Finanzen bestellt ist.

In früheren Jahren pflegte Rußland für seine Anleihen den englischen und holländischen Geldmarkt in Anspruch zu nehmen. Das Haus Rothschild galt für eine Macht, die mit dem „Koloß mit den thönernen Füßen" auf stillem Kriegsfuß stände. Es giebt ja ein deutsches Haus Rothschild in Frankfurt, ein österreichisches in Wien, ein englisches in London, ein französisches in Paris. Aber der eigentliche Machtkern des Welthauses hat sich nach Paris verschoben, obwohl der Grund zu dieser Macht seiner Zeit in Deutschland gelegt worden ist. Die Verschiebung hat ihren natürlichen Grund in dem Anwachsen der französischen Staatsschuld seit 1815, namentlich aber seit dem zweiten Kaiserreich einerseits, aber andrerseits in dem wachsenden Reichthum Frankreichs und der ungemeinen Sparfähigkeit des französischen Volkes. Frankreich wurde der Boden, auf dem das Haus Rothschild, das vor gewagten Geschäften sich wohl zu hüten weiß, seine Anleihen am leichtesten unterbrachte. Dies Verhältniß änderte sich auch nicht, als Napoleon III. damit anfing, seine Anleihen ohne Vermittelung der Bankiers unmittelbar auf den Markt zu bringen. Die Bankiers blieben dabei doch die größten Anfangszeichner und die Herren des Kursstandes. Der Friede mit der Regierung wurde also nicht gestört. Wichtiger aber war, daß das Haus Rothschild immerfort fremde Anleihen unterzubringen hatte, die, wenn sein Name sie deckte, von dem französischen Publikum, dessen Ersparnisse immer wieder Anlage suchten, aufgenommen wurden. Aus diesem ganzen Verhältniß erklärt sich die Popularität des Hauses Rothschild in Frankreich, erklärt sich seine enge Verbindung mit dem ganzen französischen Staatswesen, erklärt sich seine Gegnerschaft gegen alles, was Frankreichs Macht und Wohlstand bedrohen kann. In der Zeit nun, als die auswärtige Politik der Staaten sich nach sogenannten Prinzipien richtete, als z. B. die Ostmächte

die Befestigung ihrer Macht in der Erhaltung des Absolutismus, Frankreich das Wachsthum seiner Macht in der Ausbreitung des Liberalismus suchte, damals herrschte ein beständiger Antagonismus zwischen Rußland und Frankreich und das Haus Rothschild stand auf Seiten der Macht, in der es immer mehr den Boden seiner eignen Macht gefunden.

Für die russische Finanzgeschichte beginnt ein neuer Abschnitt mit der Gründung des deutschen Reiches. Bei dem Kriegsausbruch von 1870 stand Rothschild auf Seiten Frankreichs und suchte die deutschen Finanzen zu lähmen. Dies hatte zur Folge, daß Fürst Bismarck alles daran setzte, deutsche Finanzmächte in die Höhe zu bringen, und es gelang vollständig. Am meisten freilich dadurch, daß Rußland nunmehr zur Unterbringung seiner Anleihen sich an den deutschen Geldmarkt wendete, wobei die betreffenden Häuser großartige Gewinne machten. Es soll nicht geläugnet werden, daß das Verhältniß für beide Theile vortheilhaft war, d. h. nicht bloß für Rußland und die deutschen Bankiers, sondern ebenso für die Bankiers und das Publikum. Denn die russischen Papiere wurden trotz dem Gewinn der Bankiers noch immer billig erworben und brachten hohe Zinsen. Daraus entwickelte sich aber das gefährliche Verhältniß, daß Deutschland der Hauptgläubiger Rußlands war. Aus der älteren Zeit waren die russischen Schuldtitel fast nur in England untergebracht. Als nun in den Jahren 1884 und 1885 aus der afghanischen Frage die starke Spannung zwischen England und Rußland entstand, warf der englische Geldmarkt alle russischen Papiere ab, was gar nicht möglich gewesen wäre ohne die ungemeine Willigkeit sowohl als Kapitalkräftigkeit Deutschlands. Nun entwickelte sich aber seit dem Jahre 1886 eine neue Spannung zwischen Deutschland und Rußland, nachdem die vom Jahr 1879 einigermaßen wieder ausgeglichen worden. Fürst Bismarck hatte diese neue Spannung durchaus vermeiden wollen, und sein neuerlicher Zorn gegen Oesterreich wird daraus zu erklären sein, daß Oesterreichs Haltung in der bulgarischen Frage, wie sie seit der von Rußland bewirkten Entthronung des Fürsten Alexander geworden war, Deutschland an jener Haltung mitbetheiligt erscheinen ließ trotz aller Verwahrungen des Fürsten Bismarck. Der Fürst hatte aber auch seinerseits einen Moment des Zornes gegen Rußland wegen der mit dem größten Ungeschick verbundenen unerhörten Anforderungen dieser Macht an die Dienste, die ihm Deutschland in der Orientfrage leisten sollte. So kam es denn zu dem viel getadelten und doch sehr wohlthätigen Feldzug gegen die russischen Papiere in Deutschland. Das deutsche Publikum hatte allerdings schöne Zinsen empfangen, aber es fand sich dem rücksichtslosesten aller Schuldner allein gegenüber und dieser Schuldner machte bereits Miene, die schönen Zinsen erheblich zu kürzen. Diese Kürzung hat auf dem Wege der Konversion begonnen und wird unablässig fortgesetzt, aber das deutsche Publikum ist nachdrücklich gewarnt worden vor der Anschaffung dieser Papiere, die nicht mehr die Risicoprämie zahlen. Die Warnung hat den Erfolg gehabt, daß viele russische Papiere aus deutschen Händen ausgewandert sind, dies aber wäre wiederum nicht möglich gewesen,

wenn der den russischen Papieren bisher fast ganz verschlossene französische Markt sich nicht plötzlich geöffnet hätte. Es war dies lediglich die Folge der Politik, d. h. des Begehrens des französischen Volkes nach der Sympathie Rußlands, von der man hofft, daß sie sich eines Tages thatkräftig äußern werde. Wer kann da noch sagen, daß das Kapital egoistisch und vaterlandslos sei? Das französische Kapital hat eine glänzende Ausnahme gemacht. Französische Häuser zweiten Ranges hatten bis jetzt die konvertirten russischen Anleihen aufgenommen, nun hat sich Rothschild gesagt: il faut bien que je les suive, car je suis leur chef. Das Welthaus, das seine Wurzeln in dem französischen Boden am tiefsten getrieben hat, begreift es, daß es die Bewegung zu den russischen Papieren in der Hand behalten muß. Außerdem ist dabei auch ein ganz guter Gewinn zu erhalten.

Es giebt immer Leute, die sich von der Geldmacht eine unheimliche Vorstellung machen. Das Großartigste darin hat schon vor 50 Jahren Sealsfield geleistet in seinem Roman: Morton oder die große Tour. Aber schon zehn Jahre früher, als die Julirevolution kriegerische Gefahren heraufzuführen schien, brachten die deutschen Zeitungen beruhigende Gedichte mit dem Kehrreim:

Der Friede bleibt, denn Rothschild giebt kein Geld.

Neuerdings ist diese Weisheit von dem geschmacklosesten unserer reaktionären Blätter aufgefrischt worden, aber nicht als ein naiver Trost, sondern als ein Angstschrei mit der entsetzten Frage, was daraus werden solle, wenn Rothschild sogar Rußland in der Tasche habe. Nun, wenn es der Weltfriede würde, so hätte ja die Sache ihre annehmbare Seite.

Allein der Bankier, der die Schuldtitel eines Staates untergebracht hat, kann die Politik desselbigen Staates höchstens beeinflussen durch die Aussicht auf neue Dienste, die er ihm eröffnet. Wollte er diese Aussicht unbedingt verschließen, so fänden sich am Ende andere, die die nämlichen Dienste leisteten, wenn auch etwas minder prompt. Das Verhältniß der Bankiers und der Staaten beruht auf Gegenseitigkeit, und der stärkere Theil bleiben immer in den allermeisten Fällen die Regierungen.

Am Ende mag der neue Bund zwischen Rothschild und Rußland vielmehr etwas Gutes haben. Je mehr das französische Publikum Rußlands Gläubiger wird, desto mehr wird es lernen, die Verhältnisse seines Schuldners zu prüfen, desto mehr wird die öffentliche Meinung Frankreichs sich abgewöhnen, mit allen Kräften den Einfluß der russischen Kriegspartei zu verstärken. Unbelehrbare Revanchards wird es in Frankreich noch lange geben, und nicht minder, verwegene Spieler, die den Reiz empfinden, den französischen und den russischen Wohlstand zugleich in einem gewaltigen Einsatz zu wagen. Aber diesen Spielern gegenüber vertrauen wir auf den französischen bon sens.

* * *

Anstatt des gewohnten Weges von Rußland nach Italien macht unsere Correspondenz diesmal den Sprung nach den Vereinigten Staaten, einem

Lande, wohin sie sich sonst nicht verirrt. Wenn wir in unserer Betrachtung ein Ereigniß nachholen, das bereits im März sich zugetragen, so haben wir dazu hinlänglichen Grund in der Rückwirkung dieses Ereignisses auf Europa. Das Ereigniß selbst wiederholen wir nur ganz kurz. Die Stadt New-Orleans war seit einiger Zeit der Schauplatz von Meuchelmorden gewesen, verübt von sich befehdenden Geheimbünden italienischer Einwanderer. Die Morde trafen nur Italiener und Mitglieder dieser Geheimbünde. Allein die Polizei von New-Orleans, an ihrer Spitze der Polizeimeister Henessy, schritt mit Fug gegen dieses Banditenwesen ein. Dafür wurde nun auch der Polizeimeister am 15. October v. J. meuchlerisch ermordet. Es wurden elf des Mordes verdächtige Italiener verhaftet, gegen sieben von diesen wurde die Anklage auf Mord erhoben und sollte am 13. März von dem Schwurgerichtshof abgeurtheilt werden. Das Schwurgericht sprach vier der Angeklagten frei und erklärte, bei drei keine Einstimmigkeit erzielt zu haben. Sowohl die Freigesprochenen, als die noch nicht Abgeurtheilten, als die vier, gegen welche die Anklage noch nicht erhoben worden, waren am 14. März noch nicht der Haft entlassen, als der Pöbel von New-Orleans, geführt von zwei Advokaten und untermischt mit vielen wohlhabenden Bürgern, das Gefängniß erstürmte und die elf verhafteten Italiener zum Theil unter scheußlichen Qualen ermordete. Nachdem man die Opfer erst mit Flintenkugeln verwundet hatte, schleppte man sie auf den öffentlichen Platz vor dem Gefängniß und hing sie an Laternenpfählen auf. Letzteres geschah, um die Schaulust der aus den anliegenden Häusern mit Operngucken zusehenden „Ladies von New-Orleans" zu befriedigen.

Eine ähnliche Scheußlichkeit ist in der Geschichte der civilisirten Völker unerhört und höchstens zu vergleichen mit den Pariser Septembermorden von 1792. Die Führer des Pöbels gebrauchten den Vorwand, die Geschworenen seien erkauft gewesen. Aber die Geheimbünde, auf die man den Mord wälzte, bestehen vorwiegend aus armen Teufeln, von Bestechung kann nicht die Rede sein, sondern nur davon, daß der ja an sich sehr wahrscheinliche Verdacht gegen die Italiener nicht durch Beweisgründe gegen die verhafteten Individuen zur Gewißheit erhoben werden konnte. Aber der Bevölkerung von New-Orleans kochte einmal das Blut in den Adern und für gewisse Gentlemen der Stadt war es ein willkommener Sport, die Bestialität des Pöbels anzufachen und zu lenken.

Der italienische Konsul hatte sogleich bei dem in New-Orleans residirenden Gouverneur von Louisiana über die Gleichgültigkeit der Behörden sich beschwert. Mit größerem Nachdruck wiederholte die Beschwerde der italienische Gesandte in Washington, Baron de Fava. Er verlangte Untersuchung des Verbrechens und Entschädigung für die Familien der Ermordeten, von denen vier noch italienische Staatsbürger gewesen. Der Staatssekretär des Auswärtigen, der bekannte James Blaine antwortete dem italienischen Gesandten, daß die Sache den Staat Louisiana angehe, daß die Bundesregierung keinen entscheidenden Einfluß auf die Regierungen der Einzelstaaten habe, sondern diese höchstens ersuchen könne.

So antwortet eine Regierung, die bei der geringsten Verletzung eines amerikanischen Bürgers im Ausland, zum Beispiel bei der Behelligung eines Auswanderers, der ohne in der Heimath der Militärpflicht genügt zu haben das amerikanische Bürgerrecht erlangt hat, die ungeberdigste und brutalste Reklamation erhebt. Baron de Fava hat danach auf Befehl seiner Regierung Washington verlassen und ist in Rom eingetroffen. Der Schriftwechsel zwischen ihm und der amerikanischen Regierung, sowie auch der Schriftwechsel dieser mit dem Marchese Rudini ist soeben dem italienischen Parlament vorgelegt worden. Theilweise waren die Schriftstücke schon bekannt, aber ihre vollständige Mittheilung ist in den Zeitungen noch nicht erfolgt. Wir gehen deshalb darauf nicht ein und begnügen uns mit der Erwähnung, daß Marchese Rudini im italienischen Abgeordnetenhaus bereits erklärt hat, ein internationaler Konflikt werde nicht entstehen, er müsse aber eine Nation bedauern, welche sich von den in der civilisirten Menschheit bisher allgemein geltenden Grundsätzen des Völkerrechts lossage.

Etwas anderes konnte der italienische Minister des Auswärtigen in der That nicht sagen. Es wäre vergeblich, etwa die italienischen Kriegsschiffe zur Beschießung amerikanischer Häfen auszusenden. Andererseits aber steht die Wiederkehr amerikanischer Brutalitäten bei der Behandlung der Europäer in Amerika, wie andererseits bei dem Schutz der Amerikaner in Europa bevor. Das civilisirte Europa wird nächstens zum Prügeljungen der Yankees herabsinken, wenn es nicht die Weltsituation versteht und das dringendste Ziel ergreift, das ihm die Situation aufgiebt: die Herstellung der moralischen, politischen und wirthschaftlichen Einheit des civilisirten kontinentalen Europa, dessen gesammter Flächenraum noch nicht einmal einem der großen, mit den technischen Mitteln der Civilisation ausgerüsteten Barbarenreiche gleichkommt, die es in die Mitte nehmen.

* * *

Am 23. April wurde die ewige Stadt in früher Morgenstunde durch eine gewaltige Lufterschütterung erschreckt. Während die Bewohner bestürzt aus den Häusern stürmten und abenteuerliche Erklärungen in Umlauf gesetzt wurden, kam doch ziemlich bald die authentische Nachricht, daß der Pulverthurm von Pozzo Pantaleo, der vor der Porta Portese 4 km von der Stadt liegt, in die Luft geflogen sei. Die Folgen dieses Vorfalls, die in mannichfachen Verwüstungen bestehen, beschäftigen uns hier nicht. Uns beschäftigt nur die noch nicht aufgeklärte und vielleicht niemals aufzuklärende Ursache. Von der einen Seite glaubt man an eine Selbstentzündung der Pulvervorräthe, und dies würde auf eine mehr oder minder schuldvolle Nachlässigkeit der Militärverwaltung deuten. Von der andern Seite glaubt man aber an ein Verbrechen, begangen durch Anarchisten, die zu den zur Bewachung des Thurmes befohlenen Soldaten gehörten. Man stützt den Verdacht darauf, daß kein zur Wache gehöriger Soldat verwundet worden, daß also diese Soldaten eine rechtzeitige Warnung empfangen haben müßten. Das Verdienst dieser Warnung wird

von andern Seiten wiederum dem Geniekapitän Spaccamela zugeschrieben, der alle Soldaten fortschickte, bevor er sich selbst rettete, und der denn auch lebensgefährlich verletzt wurde. Es ist zweifelhaft, ob es der von mehreren Seiten eingeleiteten Untersuchung gelingt, die wahre Ursache festzustellen. Soviel ist freilich sicher, daß die verbrecherischen Versuche, durch Explosivstoffe unermeßlichen Schaden anzurichten, von vielen Seiten gemeldet werden. So hat man in Brüssel eine Ladung von 9 Kisten mit Dynamitpatronen gefunden, die aus einer Hamburger Fabrik anscheinend entwendet worden, und die nur zu dem Zweck eines Verbrechens über die belgische Grenze gebracht worden zu sein scheinen.

Erstaunlich waren die Urtheile der russischen Presse bei der Nachricht von der Explosion in der Nähe Roms. Diese Presse sprach von dem bedrohlichen Anwachsen der Sozialdemokratie in Deutschland und meinte, was die deutsche Regierung gegen eine Partei thun wolle, der solche Waffen zu Gebote ständen. Hier paßt wirklich das Sprüchwort: Aus dem Glashaus darf man nicht mit Steinen werfen. Europa bildete sich ein, das klassische Land der mit Explosivstoffen verübten Verbrechen sei Rußland; und nun kommt gerade von dort die Frage, wie Europa sich der mit solchen Werkzeugen vorgehenden Partei erwehren wolle. Die Antwort wird lauten, daß, wenn diese Verbrechen nicht einmal den russischen Staat erschüttert haben, die andern Staaten doch viel fester stehen. Mit Explosivstoffen kann man Menschen und Gebäude in großer Zahl vernichten, aber nicht ein ganzes Volk, dessen größter und stärkster Theil das Leben und alle seine Güter an die öffentliche Ordnung gebunden fühlt, der es daher nach einem augenblicklichen Schreck nie an der überlegenen Vertheidigung fehlen wird. Die Urheber dieser Verbrechen sind weit mehr Narren als Bösewichter, aber ihre Narrheit muß als das schlimmste Verbrechen verfolgt und geahndet werden.

* * *

Die Führer der sozialdemokratischen Partei hatten für das Frühjahr 1891 einen Kongreß der Bergarbeiter aller europäischen Kulturländer nach Paris ausgeschrieben. Die Vertreter aller Arbeitszweige auf einem Kongreß zu versammeln, geht einstweilen noch nicht an. Will man internationale Arbeiterkongresse veranstalten, so empfiehlt sich vor allen Zweigen die Bergarbeit, weil sie ihren Genossen das stärkste Klassenbewußsein einflößt, weil unter allen Arbeitgebern die Bergwerkbesitzer in gewissem Sinne von ihren Arbeitern am abhängigsten sind, da diese sich nicht von einem Tag zum andern durch hergelaufene Arbeitskräfte ersetzen lassen, weil endlich die gleichzeitige Einstellung der Arbeit in vielen Bergwerken — es ist hier immer die Rede vom Kohlenbau, nicht von der Metallgewinnung — sogleich die verheerendsten Folgen für alle Zweige der Industrie mit sich führt. Die große Arbeitseinstellung, die bereits im Sommer 1889 auf allen rheinischen und westfälischen Bergwerken in Scene gesetzt worden, hatte den doppelten Erfolg gehabt, einmal eine weit verbreitete Sympathie für die Bergarbeiter zu wecken, andrerseits aber doch

die Unerfüllbarkeit eines Theiles ihrer Forderungen darzuthun, davon wieder bei einem Theil die vorläufige Unerfüllbarkeit, bei einem andern Theil die Unmöglichkeit. Es war von Seiten der Bergleute aus allen Kräften bestritten worden, daß ihre Bewegung von der Sozialdemokratie eingegeben und geleitet werde. Hinterher aber hat sich dies nicht mehr läugnen lassen und hat die Folge gehabt, den Arbeitern viele anfängliche Sympathien zu entziehen. Unseres Erachtens darf man aber nicht vergessen, daß einmal die Mehrzahl der Bergleute, trotz allen Zusammenhangs ihrer Führer mit der Sozialdemokratie, die bessere Gestaltung ihrer Arbeitsverhältnisse und nicht den Umsturz der Gesellschaft im Auge hat, und zweitens, daß berechtigte Forderungen der Arbeiter nicht dadurch verwerflich werden können, daß sie von der Sozialdemokratie übernommen und ausgenutzt werden. Wie dem nun sei, ein internationaler Bergarbeiterkongreß wurde in Folge der deutschen und belgischen Bergarbeiterbewegung nach Paris ausgeschrieben und hat daselbst vom 30. März bis zum 2. oder 3. April getagt. Den Verlauf dieses Kongresses zu beobachten, war äußerst merkwürdig und belehrend. Es war zunächst ein Kongreß von Delegirten, nicht etwa aller Bergarbeiter, die etwa Lust und Geld hatten, zu reisen. Der Kongreß wurde vollkommen regelrecht, wie das Parlament irgend einer Verfassung, mit Prüfung der Mandate begonnen. Es wurden 99 solcher in der Ordnung befunden, und festgestellt oder behauptet, daß 600 000 Bergarbeiter aus Deutschland, Belgien, England, Frankreich vertreten seien. Dagegen kam nicht zu Tage, was das Bemerkenswertheste wäre, nach welchen Gesichtspunkten das Recht zur Mandatverleihung oder die Eintheilung und Anerkennung der Mandanten erfolgt ist. Was das eigentliche Werk des Kongresses betrifft, so begann er mit den größten Anforderungen, um mit den bescheidensten zu enden. Das Ziel sollte die allgemeine gesetzliche Einführung des 8 stündigen Arbeitstages sein, das Mittel ein Generalstrike der Bergarbeiter in allen vertretenen Ländern. Um diese Arbeitseinstellung aber durchzuführen, hätte man vor allem Geld gebraucht, recht viel Geld und da richteten sich die hoffnungsvollen Blicke der zu allem entschlossenen Delegirten auf die wohlgefüllten Kassen der englischen Gewerkvereine. Deren Vertreter aber zeigten nicht die mindeste Lust, ihre durch lange Mühe und Sorgfalt gewonnenen Ersparnisse einem Unternehmen von so zweifelhaftem Erfolg zu opfern. Sie fanden übrigens wirksamen Beistand auch bei Delegirten aus andern Nationen, namentlich durch einen französischen Delegirten, Namens Basly. Das Resultat war, daß der Kongreß beschloß, die Regierungen einzuladen, die Frage zu studiren, ob nicht durch gemeinsame, in allen Ländern gleichmäßig durchgeführte Maßregeln die Lage der Bergarbeiter verbessert werden könne. Dieselbe Frage hatte man schon zu Berlin im Frühjahr 1890 in umfassenderem, nämlich nicht auf die Bergarbeiter beschränkten, Sinne auf der Staatenkonferenz erörtert, zu welcher Kaiser Wilhelm II. die Einladung hatte ergehen lassen.

Der Pariser Kongreß wandte sich an zweiter Stelle einer viel engeren Frage zu. Die belgischen Delegirten erklärten nämlich, die Hauptangelegenheit aller

belgischen Arbeiter im Bergfach wie in allen andern Fächern sei die Erlangung des allgemeinen Stimmrechts. Es handle sich also um einen allgemeinen Strike in Belgien, in welchem die Bergarbeiter die Führung übernehmen und die Garde bilden müßten. Man erwarte von den Genossen der andern Länder Unterstützung durch Geld, vor allem aber durch Verhinderung der Kohlenzufuhr nach Belgien. Dieses Anliegen wurde zwar im allgemeinen zustimmend aufgenommen, aber doch nur so, daß jede Nation erklärte, den belgischen Strike nach Kräften unterstützen zu wollen. Das war nämlich auch eine der denkwürdigen Erscheinungen dieses Kongresses, daß gleich von Anfang an die Trennung der Abstimmung nach Nationen festgehalten wurde, entgegen einigen abweichenden Gelüsten, kann man wohl sagen, die einen Augenblick laut werden wollten. So ging man auseinander mit zur Schau getragener Befriedigung, die aber schwerlich von Herzen kommen konnte. Die Vertreter der alten Gesellschaft aber, die besser genannt werden sollten die Vertreter der Continuität in der gesellschaftlichen Entwicklung, haben diesem Kongreß gegenüber weder Anlaß zur Schadenfreude noch zur Furcht. Man lasse die Arbeitervereinigungen immer gewähren. Wo es sich nicht um die Aufforderung und Vorbereitung zur Gewaltthat handelt, werden sie immer nur das eine Resultat haben, den Arbeitern die Erkenntniß der konkreten Natur der Dinge näher zu bringen und damit der Besonnenheit zum Siege zu verhelfen. Besonders zufrieden sind wir, wie siegreich sogleich die Erkenntniß durchschlug, daß von den nationalen Unterschieden gar nicht abgesehen werden könne.

Wir wenden uns nun zu dem Nachspiel, das die zweite Frage des Kongresses bis jetzt gehabt hat und aus dem sich möglicher Weise ein europäisches Ereigniß entwickeln könnte. Die belgischen Arbeiter haben, trotz der ihnen von allen Nationen zugesagten Unterstützung, den sehr besonnenen Beschluß gefaßt, zunächst abzuwarten, was die belgische Regierung und die belgischen Kammern in der Frage der Wahlrechtsreform thun werden. Die besondere Gestalt, welche diese Frage in Belgien annimmt, wollen wir dies Mal noch nicht ausführlich erörtern. Wir wissen ja, welch ein harmloses Ding unter Umständen das allgemeine Wahlrecht sein kann, womit allerdings seine Nützlichkeit noch nicht dargethan ist. Wenn Frankreich und Deutschland jedes auf seine Weise bis jetzt mit dem allgemeinen Wahlrecht auszukommen wissen, so liegt die Sache in Belgien doch aus vielfachen Gründen anders. Es ist daher wohl als ausgeschlossen zu betrachten, daß Regierung und Kammern, mögen sie immerhin eine Erweiterung des sehr beschränkten Wahlrechts zugestehen, jetzt zu dem Zugeständniß des allgemeinen Wahlrechts sich entschließen. Wie nun, wenn die belgischen Arbeiter, ihren Vorsatz der allgemeinen Arbeitseinstellung ausführen? Wie die Dinge dort liegen, wäre dies der Uebergang zum Bürgerkrieg und in Belgien steht der Revolution weder eine bewaffnete Macht von der Beschaffenheit wie in Frankreich und Deutschland gegenüber, noch eine bis in das Volk hineinreichende Gemeinschaft der an der Erhaltung der Gesellschaft mit ihrem eigenen Lebenszweck betheiligten Stände. Daher ist dort

ein vorübergehender Sieg revolutionärer Parteien nicht unmöglich, ein solcher Sieg aber würde mit Recht oder Unrecht den Gedanken fremder Intervention nahelegen. Merkwürdigerweise ist es Frankreich, wo man sich über diese Möglichkeit, mit der sich in Deutschland noch kein Mensch beschäftigt, lebhaft beunruhigt. Man würde für unerträglich halten, daß Deutschland die Intervention übernähme, man will die unbequeme Aufgabe aber auch nicht mit den eigenen Schultern tragen, aus Furcht, von Deutschland einen Flankenstoß zu bekommen. Das ist aber überaus thöricht, Deutschland hat nicht die mindeste Neigung zur Intervention, aber ebenso wenig Neigung, irgend eine andere Macht an diesem undankbaren Werk zu hindern.

* * *

Der Schluß des Monats hat zwei gegensätzliche Ereignisse auf dem Gebiet der internationalen Handelspolitik gebracht. In Paris arbeitet seit Monaten eine von der Deputirtenkammer eingesetzte Kommission an einem abzuändernden Zolltarif, wie er nach dem Ablauf der Handelsverträge im März 1892 in Kraft treten soll. Das Werk ist beendigt und die Berathung in der Kammer hat begonnen. Die Arbeit der Kommission ist, wie man es ja längst schon schrittweis verfolgen konnte, bis zum Unsinn schutzzöllnerisch ausgefallen. Darin leisten die Franzosen trotz ihrer glänzenden Geisteseigenschaften etwas, daß eine Partei in blindem Eigennutz mitten in das Reich der Unmöglichkeit hineinzurennen im stande ist, natürlich nur mit der Phantasie. Und doch ist diesem Werke der kurzsichtigsten Leidenschaft in der Kammer eine Mehrheit von 350 Stimmen unter 570 gewiß. Alle vernünftigen Menschen zittern, vor allen zittert die Regierung. Aber was kann geschehen, um das Experiment des Unsinns abzuwenden? Wie oft sind solche Experimente in Frankreich schon unternommen worden und natürlich gescheitert, aber doch erst, nachdem sie furchtbaren Schaden angerichtet! Die Anstrengungen der patriotischen und einsichtigen Franzosen, ihr Vaterland vor einem neuen Experiment zu bewahren, verdienten die allgemeinste Theilnahme, wenn nur nicht die Welt an allen Ecken und Enden voll Fragen wäre. Da finden wir die bedeutenden Ausführungen eines Leroy-Beaulieu in der Presse, eines Lockroy am Eröffnungstage der Kammerverhandlungen im Parlament. Dieser radikale Deputirte — denn die Schutzzollfrage spaltet alle politischen Parteien — hat am ersten Tage drei Stunden gesprochen und mußte abbrechen seiner leidenden Sprachorgane wegen. Freilich erinnern wir uns, in unserer Jugend gelesen zu haben, daß einmal ein englischer Schatzkanzler, Spring-Rice, später Lord Monteagle, eine siebenstündige Rede gehalten. Diesen langen Athem scheint man heute nicht mehr zu haben, immerhin war die zweitägige Ausdauer des Herrn Lockroy höchst anerkennenswerth, geholfen aber scheint sie nichts zu haben.

Während in Paris dieser Kampf, man kann noch nicht sagen tobt, aber sich entwickelt, haben Deutschland und Oesterreich die Unterhandlungen über einen Handelsvertrag zu Ende geführt, dem nur noch die Unterzeichnung fehlt. Man wird ihn einige Monate geheim halten aus dem Grunde, weil für ge-

wisse Artikel die Zollsätze eventuell gefaßt sind, d. h. sie werden sich erhöhen oder erniedrigen je nach dem Beitritt anderer Staaten. Die Verhandlungen über den Beitritt werden angeknüpft und sind theilweis schon im Gange oder in der Vorbesprechung: mit der Schweiz, mit Belgien, mit Italien, mit Serbien, mit Rumänien. Wer sieht nicht, daß der jetzige deutsche Kanzler nicht nur die größte Action seiner bisherigen Amtsführung, sondern auch eines der größten Werke der europäischen Politik mit diesen Verhandlungen unternommen, deren erster Schritt nun glücklich gelungen! Es ist daher sehr unbedacht, wenn deutsche Parteien die Erfolge dieser Politik bekämpfen zu können glauben. Ja sie können es, wenn sie im Stande sind, die jetzige Regierung zu stürzen; ohne das geht es aber nicht. Nur aus politischer Unreife kann die Meinung entspringen, eine Regierung könne ein solches Werk zu Ende führen, und dann dem parlamentarischen Widerstand preisgeben. So wird diese Zollfrage augenblicklich zur Hauptfrage der innern deutschen Politik, indem sie zugleich über die nächsten Wege der europäischen Politik entscheidet. Denn das ist klar, wenn Frankreich diesem Zollbündniß gegenüber sich abschließt, bringt es sich in eine Lage, die es nicht lange ertragen kann. Will es dieselbe nicht auf friedlichem Wege abwenden, wozu ihm vortheilhafte und ehrenvolle Wege offen stehen, so kann es ihr nur durch die Beschleunigung des Revanchekrieges ein Ende machen. Geht die Steigerung des Schutzzollsystems durch, wie sie die Kommission der Kammer vorschlägt, so müssen alle Staaten des mitteleuropäischen Zollbundes Repressalien ergreifen, mit Ausnahme Deutschlands, welches durch den Frankfurter Frieden, worin es Frankreich das ewige Recht auf Meistbegünstigung eingeräumt hat, gebunden ist.

* * *

In Englands asiatischem Riesenreich, in Hindostan gährt es wieder einmal. In der nordöstlichsten Ecke des Reiches liegt ein kleiner Vasallenstaat Manipur. Dort hat man ein englisches Kommando, das eben hinbeordert war, nach Barbarenart grausam abgeschlachtet. Dem Kommando hatten sich auch einige Civilbeamte und sogar Frauen angeschlossen, die alle von demselben Unglück betroffen worden sind.

Solche Vorfälle sind nun zwar abscheuerregend und betrübend, aber eine allgemeine Bedeutung haben sie nicht. Lägen die Dinge in Hindostan, wie sie liegen sollten, so würde man eben ein stärkeres Truppenkommando schicken und den ungehorsamen Vasallen bestrafen. Aber ganz Indien soll in einer unheimlichen Aufregung sein. Genaues ist aus diesen fernen Gegenden ja nie zu erfahren, dafür wissen die Engländer zu sorgen, aber die Thatsache der weitverbreiteten Gährung wird kaum zu leugnen gesucht. Ein Hauptsteigerungsgrund ist das neuerdings ins Werk gesetzte Verbot der Kinderehen, allerdings einer greulichen Sitte, die aber dort mit allen möglichen sozialen Gewöhnungen, Bedürfnissen und selbst mit religiösem Aberglauben zusammenhängt. Im Jahr 1857 war es die muhamedanische Bevölkerung, die sich aus irgend einem religiösen Grunde empörte, jetzt scheint die Hindubevölkerung auf dem Sprunge

zu stehen. Die gefährliche Gährung kann freilich vorübergehen oder durch Nachgiebigkeit der Regierung beschwichtigt werden. Sichtbar ist aber, daß England auf allen Gebieten seines unermeßlichen Besitzes in drei Welttheilen mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die eigentlich eine Besserung nicht absehen lassen. Was sollte England anfangen, wenn einer seiner überseeischen Rivalen, wenn Frankreich, Rußland oder Amerika einen Angriff wagen wollte, und doch scheint man sich in England keineswegs sehr zu sorgen. Man begreift eigentlich diese Sorglosigkeit nicht, wenn man nicht etwa geneigt ist, den politischen Instinkt der Engländer zu bewundern. Sie wissen, daß für alle Gefahren, die ihnen wenigstens von europäischen Mächten drohen können, ein mächtiger Blitzableiter existirt: Deutschland. Nicht als wäre Deutschland in allen Fällen und gegen alle Mächte Englands Verbündeter. Aber so lange der deutsche Nachbar stark ist, wagen weder Frankreich noch Rußland etwas in der übrigen Welt, sondern starren wie verzaubert und gelähmt, indem sie täglich ihre Rüstung schwerer machen, auf das deutsche Reich. England dürfte uns Millionen von Pfund Sterling als Beitrag zu unserm Kriegsbudget geben, und würde immer noch nicht den ungeheuren Gewinn bezahlen, den es von der deutschen Waffenbereitschaft hat, die uns aus Willkür, Neid und Schwäche von unsern Nachbarn aufgedrungen wird. w.

Die Wahl des Fürsten Bismarck. Die Steuergesetze.

Die Blamage haben wir weg; werden wir das Unheil nun auch noch zu erleben haben? Die Blamage haben wir weg, obgleich Fürst Bismarck gewählt ist, denn schon die Stichwahl mit dem Cigarrenwickler und die Abhängigkeit von den Stimmen den Welfen und den Deutschfreisinnigen ist vor der gebildeten Welt, vor der natürlichen deutschen Empfindung und vor dem Andenken in der Geschichte der Staaten und Völker eine kleinlich-häßliche, abstoßende Erscheinung.

Was nun geschehen, was der Fürst thun wird, darüber ergeht sich die Meinung der Politiker in den widersprechendsten Prophezeihungen und Vermuthungen.

Die ganz Harmlosen stellen sich den Reichstag vor, wie eine Stelle, wo guter Rath in Regierungsgeschäften ertheilt wird. Der Reichstag kann also an Ansehn, wie das Regierungswesen in Deutschland an Weisheit nur gewinnen, wenn der Staatsmann des Jahrhunderts dort gehört wird.

Es giebt auch Optimisten, welche glauben, daß das Reichstagsmandat dem Alt-Kanzler eine Brücke zur Verständigung darbieten, daß der kleine Zeitungskrieg aufhören und der Fürst in einer formell anerkannten politischen Position der jetzigen Regierung ein werthvoller Bundesgenosse sein wird.

Andere hoffen, daß der Fürst überhaupt nur einmal im Reichstag erscheinen, eine Rede über die auswärtige Politik halten und sich wieder in seinen Sachsenwald zurückziehen wird.

Noch andere sind der Meinung, daß der Fürst wohl die Absicht hat, zu kommen und seiner ganzen Opposition gegen die Maaßregeln der inneren Politik Ausdruck zu geben, daß aber möglicherweise sehr lange Zeit vergeht, ehe ihm der Moment dafür geeignet erscheint. Es ist ihm vielleicht zunächst genug, zu wissen, daß er in jedem Augenblick kommen kann, und die vielfachen äußeren und inneren Schwierigkeiten, die in der Reise und dem Aufenthalt in Berlin, der persönlichen Meldung beim Kaiser, der Geschäftsordnung des Reichtages liegen, werden im Augenblick der Ausführung so groß erscheinen, daß die Wagschale sich stets zu Gunsten des Abwartens eines noch günstigeren und wichtigeren Momentes neigt. Die Gewitter-Wolke würde sich also vielleicht niemals entladen.

Die letzte Meinung ist, daß der Fürst wirklich beabsichtigt, wenn auch nicht regelmäßig, doch bei den entscheidenden Momenten an den Arbeiten des Reichstages theilzunehmen und sich an die Spitze aller frondirenden Elemente zu stellen und sie um seine Person zu sammeln. Das wäre also der offene Krieg. Wir haben in der vorigen Correspondenz die Meinung ausgesprochen, daß wenn der Fürst es einmal für seine Aufgabe halte, der jetzigen Regierung entgegen zu treten, er dies im großen Stile thun müsse. Wir haben das gesagt im Sinne eines allgemeinen historisch-politischen Satzes, nicht, als ob wir eine solche Rolle gegenwärtig für ihn und in Deutschland für durchführbar hielten.

Wir wollen suchen es im Einzelnen auszumalen, was für eine Situation entstehen, auf was für Erscheinungen man vorbereitet sein muß, wenn der Alt-Kanzler wirklich mit dem Reichstagsmandat Ernst machen und die Ansichten, die er nun einmal hat, versuchen sollte mit Hülfe parlamentarischer Mittel durchzuführen.

Wir schreiben dabei für Leser, welche wissen, daß der Reichstag nicht die Stelle ist, wo politischer Rath ertheilt, sondern wo politische Machtkämpfe ausgefochten werden zwischen Parteien und Interessen.

Worauf beruht der Gegensatz des Fürsten Bismarck gegen die jetzige Regierung? Prinzipiell ist er nicht. Als Beweis genügt, daß heute, nach mehr als einem Jahre, fortwährend, bald von rechts, bald von links die Frage gestellt wird: haben wir eigentlich einen neuen Kurs oder haben wir noch den alten? Als Fürst Bismarck den Abschied nahm, hieß es, er habe sich dem Abgeordneten Windthorst nähern wollen, und das habe zu seinem Sturze beigetragen. Die jetzige Regierung aber hat Windthorst geehrt und sich dem Centrum genähert, mehr als je beim Fürsten Bismarck gargwohnt worden ist. Im Einzelnen sind ja mancherlei Maßregeln getroffen, die von dem Bismarck'schen Regime abweichen. Aber jede Regierung wechselt einmal die Mittel. Selbst das Aufgeben des Socialisten-Gesetzes und die jetzige neutral-reservirte Haltung gegenüber der Social-Demokratie ist nichts als eine taktische Wendung, die in jedes Regierungs-System paßt. Ohne sich selbst zu verläugnen, würde auch Herr v. Caprivi erforderlichenfalls zu einer scharfen Repression übergehen können.

Alle die großen legislatorischen Anläufe aber, die Steuerreform, die Landgemeindeordnung, die Arbeiterschutzgesetzgebung liegen durchaus in der Richtung der Politik, die Fürst Bismarck selber seiner Zeit geschaffen. Wie sehr die innere Konsequenz unseres Staatslebens diese Gesetze postulirt hat, wird handgreiflich bewiesen durch die an Einstimmigkeit grenzenden Majoritäten, mit denen sie in den Volksvertretungen zur Annahme gelangen. Wenn der frühere Kanzler sich dennoch zu ihnen nicht entschlossen und sie auch jetzt noch journalistisch bekämpft hat, so giebt es dafür keine andere Erklärung, als daß irgend welche zufällig-persönliche Erfahrungen oder Vorurtheile, wie sie große Männer nicht weniger, vielleicht noch mehr, als andere Sterbliche haben, und die sich im Alter noch zu verhärten pflegen, ihn daran verhinderten. Etwas anders liegt es mit dem österreichischen Handelsvertrag. Von ihm kann man nicht geradezu sagen, daß er ein bloßer Ausläufer der ehemaligen Bismarck'schen Politik sei. Er bringt einen neuen Gedanken zum Ausdruck. Aber dieser Gedanke steht auch nicht im Gegensatz zur alten Bismarck'schen Handelspolitik. Das unablässige Ansteigen der Schutzzölle mußte einmal zum Stehen kommen. Das lag in der Natur der Dinge. Diesem Stillstand durch ein System von Handelsverträgen den Charakter der Stabilität zu geben, ist nicht Freihandel, ist auch keine Abwendung vom Schutzzoll, sondern eine in sich selbst begründete Handelspolitik, in die aber mit innerer Nothwendigkeit früher oder später eine verständige Schutzzollpolitik ausmünden mußte.

Wo soll und kann nun solcher Politik gegenüber eine Bismarck'sche Opposition einsetzen? Ist sie nicht von vorn herein zur Ohnmacht verdammt gegenüber einem in sich und mit der Vergangenheit so wohl zusammenhängenden System legislatorischen Vorgehens?

So sehr und so vortrefflich diese legislatorischen Bestrebungen der Regierung objektiv begründet sind, so können sie doch nicht ins Leben treten, ohne verschiedenerlei und mächtige Interessen allerwärts zu verletzen. Die Schwierigkeit für das Ministerium Caprivi liegt nun darin, daß der österreichische Handelsvertrag Interessen verletzt, welche ohnehin durch Landgemeindeordnung, Steuerreform, Arbeiterschutz, sei es von dieser oder jener, oder von allen drei Maßregeln zugleich aufgeregt und gereizt sind.

Fürst Bismarck war früher in der glücklichen Lage, daß er indem er mit der einen Hand nahm, durch die Social- und Steuergesetze, er mit der andern denselben Kreisen gab, durch die Schutzzölle. Das ist jetzt anders; daher die Unzufriedenheit und diese Unzufriedenheit beherrscht soziale Kreise, mit denen sich die Regierung auf die Dauer unmöglich verfeinden, mit denen, nicht gegen die sie ihre Gesetzgebung machen muß. Die Hoffnungen auf eine monarchische Arbeiterpartei, die sich von der sozialdemokratischen loslösen und auf die sich die Regierung einmal stützen könne, sind völlig utopisch. Jede gesunde Regierung muß mit den Besitzenden und Gebildeten, den Arbeitgeberkreisen zusammenhalten, und es ist die Aufgabe ihrer Staatskunst, diesen gleichzeitig die nöthigen Opfer zur Befriedigung der untersten Schichten der Gesellschaft zu

entreißen. Trotz Landgemeindeordnung und Herabsetzung der Getreidezölle muß die Regierung immerfort danach streben, die Agrarier, und trotz Arbeiterschutz und Sozialreform die Industriellen an sich zu fesseln.

Jetzt stelle man sich vor, daß mitten unter diese politischen und parlamentarischen Manöver ein Mann wie der Fürst Bismarck tritt und all' den mißmuthigen, gereizten Kreisen zuruft: Her zu mir! Ich werde eure Sache führen! Daß er die Fehler im Einzelnen, die denn freilich von der jetzigen Regierung recht häufig gemacht sind, aufgreift und sie mit der ganzen Schärfe seiner Sprache zu einer Anklage formulirt!

Hätte der Begründer des Reichs noch ganz seine frühere Stellung, so würde ein solches Auftreten eine ungeheuere Verwirrung stiften. Aber die Zeitungspolemik der letzten Monate hat, wenn auch nicht in den breiten Massen, doch in den politischen Kreisen seinem Ansehen unendlich geschadet. Hätte er in dem ganzen Jahr geschwiegen, so würde sich eine Art mystischer Sehnsucht nach seinem Wiederauftreten gebildet haben. Die Vorstellung von seiner Größe würde in's Grenzenlose gewachsen sein. Man würde wähnen, daß er das Geheimniß der Politik mit sich fortgenommen und würde es zurückverlangen. Das ist jetzt nicht nur nicht der Fall, sondern eher die gegentheilige Stimmung geweckt worden. Dazu hat in der entscheidenden Frage, der Frage, bei der zunächst allein der Fürst im Stande wäre, der jetzigen Regierung eine positive und schwere Niederlage beizubringen, diese grade in den letzten Wochen einen Bundesgenossen erhalten, sehr unerfreulicher, aber sehr mächtiger Natur. Die Getreide- und Kartoffelpreise sind wegen schlechter Ernteaussichten rapide in die Höhe gegangen. Es ist ja möglich, daß im Herbst noch ein Umschwung eintritt, aber es ist nicht wahrscheinlich, und behalten wir auch nur annähernd die jetzigen hohen Preise, so ist die Opposition gegen den Handelsvertrag von vornherein aussichtslos. Die Agrarier mögen froh sein, wenn sie den Zoll von 3,50 Mark dann noch zu halten vermögen. Bei der Annahme der letzten Zollerhöhung erklärte der preußische Landwirthschaftsminister, wenn der Roggenpreis sich 180 Mark und der Weizenpreis 220 Mark auch nur von Weitem näherte, so würde die Regierung aus eigener Initiative Herabsetzung des Zolles beantragen. Jetzt sind diese Preise schon erheblich überschritten. Der Herabsetzung der Zölle selbst ohne Handelsvertrag würde kaum widersprochen werden können. Unter diesen Umständen wird Fürst Bismarck sein Pulver nicht vergeblich verschießen wollen. Bloß um guten Rath in irgend einer Sache zu ertheilen, wird er auch nicht warten wollen, bis ein Präsident ihm nach oder vor Herrn Richter oder Herrn Grillenberger das Wort giebt — kurz die Chancen für eine der im Anfang entwickelten freundlicheren Aussichten bezüglich der Anwendung dieses Reichstagsmandats bessern sich. Wir wollen daher unser ursprüngliches Wort, welches diese Wahl schlechtweg für ein Unglück erklärte, dahin modificiren, daß wir das Unglück nur dann erwarten, wenn voller Gebrauch von dem Mandat gemacht werden sollte, daß aber auch andere Möglichkeiten vorliegen, auf deren Eintreten wir die Hoffnung noch nicht aufgeben.

Ein besonderes Moment bei der Geestemünder Wahl wollen wir noch zum Schluß hervorheben. In zwei großen Zeitungen, der „Kölnischen Zeitung" und der „Post" ist das Unbefriedigende des Geestemünder Wahlergebnisses dem System des allgemeinen Stimmrechts in die Schuhe geschoben worden. Nicht um dieses Urtheil zu bestreiten, sondern um es ins Gegentheil zu verkehren, nehmen wir den Satz auf. Wer nach einem Wahlsystem sucht, welches stets seinem Kandidaten zum Siege verhilft, möge sich eine Diogenes-Laterne anschaffen. Wer aber einsieht, daß der Zweck des Wahlsystems ist, nicht die Wünsche des Professors X, oder des Chefredacteurs Y zu erfüllen, sondern die Volksmeinung zum Ausdruck zu bringen, der muß anerkennen, daß das allgemeine Wahlrecht seinen Zweck hier wieder in ausgezeichneter Weise erfüllt hat. In den Kreisen, welche der Natur der Dinge nach allein den Fürsten Bismarck wählen konnten, war die Stimmung, ob diese Kandidatur opportun sei oder nicht, getheilt. Das ist in durchaus korrekter Weise zum Ausdruck gekommen dadurch, daß der Fürst etwas weniger Stimmen erhalten hat, als sein Vorgänger, bei sehr vielen Stimmenthaltungen. Die gegnerischen haben auch nur wenig gewonnen, die Sozialdemokraten, charakteristisch dafür, daß diese Bewegung im Augenblick überhaupt etwas nachläßt, sogar verloren. Da wie die Parteiungen in Deutschland gestaltet sind, die Wahl des Fürsten ohne Gegenkandidaten einmal nicht möglich war, so hätte kein Wahlsystem der Welt aus einer so verkehrt inscenirten Candidatur ein schönes und wohlthuendes Wahlergebniß erwachsen lassen können.

* * *

Die Landgemeinde-Ordnung erscheint gesichert. Zwist ist noch über die Frage, ob der Tarif der Einkommensteuer bis zu 4% oder bloß bis zu 3% ansteigen soll und namentlich über die Zuckersteuer. Beides sind nicht Parteifragen, sondern werden innerhalb derselben Parteien verschieden beurtheilt. Das Herrenhaus hat die 4% für die großen Einkommen auf 3% herabgesetzt, die Kreuz-Zeitung aber ist für den höheren Satz eingetreten. In ganz vorzüglicher Weise hat in einem Artikel im „Deutschen Wochenblatt" Freiherr von Zedlitz nachgewiesen, daß alle principiellen Einwände gegen die „4%" hinfällig sind. Die Einkommensteuer, so argumentirt er, ist der Ausgleich für die stärkere Belastung der unteren Schichten durch die indirecten Steuern; folglich ist es billig nach oben hin den Satz etwas ansteigen zu lassen. Ein Argument aber giebt es gegen die 4%, das in der That nicht ganz abzuweisen ist. Das ist die außerordentliche Schroffheit des Ueberganges. Vermöge der Declaration werden unzweifelhaft viele Besitzer jetzt das Doppelte und mehr als das zahlen, von dem was ihnen bisher zugemuthet worden ist. Dazu kommt nun die gleichzeitige Erhöhung des Steuersatzes. Auf die Communal-Zuschläge wirkt das zwar nicht in derselben Weise, da diese in dem Maße herabgesetzt werden können, wie der Steuer-Ertrag steigt — aber das macht sich zunächst Niemand klar. Es entsteht die Meinung einer ungeheuerlichen Steuervermehrung, die auf die Ehrlichkeit der Declaration sehr ungünstig wirken kann. Das Rich-

tigste wäre also wohl eine Uebergangszeit von zwei Jahren zu schaffen, in der nicht bloß die höheren Stufen, sondern der gesammte Tarif um ¼ niedriger normirt wird. Der Fiscus wird dabei keinen Schaden leiden und die Einführung des ganzen Gesetzes würde sehr erleichtert werden. Natürlich muß der Normal-Tarif nicht einer späteren Gesetzgebung vorbehalten, sondern sofort in diesem Gesetz, aber mit dem Einführungstermin, etwa des 1. April 1894, neben dem Uebergangs-Tarif festgestellt werden.

Das wäre theoretisch die richtigste Lösung; ob sie auch parlamentarisch gangbar ist, stehe dahin.

In der Zuckersteuervorlage ist die Forderung der Regierung von allen Seiten als eine sehr schroffe hingestellt worden. Wir wollen nicht untersuchen, ob der Vorwurf materiell gerechtfertigt ist, taktisch aber wäre es gewiß rathsamer gewesen, in diesem Augenblick den Agrariern gegenüber Coulanz zu zeigen. Der Antrag des Fürsten Hatzfeldt zunächst ein Uebergangsstadium ohne bestimmten Endtermin zu schaffen, ist recht gut begründet worden und hätte auch, wenn die Regierung ihm entschieden beigetreten wäre, wohl eine Majorität erlangt. Da die Regierung nun aber einmal den strengeren Standpunkt eingenommen hat, so thun die Zuckerinteressenten schwerlich klug, auf ihrer Ablehnung zu bestehen. Kommt das Gesetz diesmal nicht zu Stande, so erscheint die Vorlage im nächsten Jahr von Neuem und wahrscheinlich mit noch ungünstigeren Bedingungen. D.

Notizen und Besprechungen.

Literarisches.

Nie war die erzählende Litteratur der Kulturvölker so sehr ein Ausdruck von Tendenzen, wie in der Gegenwart. In andern Zeiten schrieben die Dichter, was ihnen Vergnügen machte und was sie geeignet erachteten, den Lesern Vergnügen zu machen. Heute sagt der Dichter zum Leser: hier bekommst Du etwas, das muß Dir gefallen und Dein Gefallen mußt Du äußern, solltest Du auch an der Speise erwürgen. Unzählig sind die Tendenzen, die die heutigen Poeten und Pseudo-Poeten wie schwere Schleppschiffe an Ketten ziehen: politische, soziale, religiöse, philosophische, endlich auch rein litterarische, die ein Gesetz der wahren Kunst erfüllen sollen, rein um des Gesetzes willen. Diese Art litterarischer Tendenzen verdanken wir den Franzosen, die darin experimentirt haben von Boileau bis auf Zola. Wir sagen dies ohne jeden Spott, denn die Erscheinung kommt nur daher, weil die Franzosen es mit der Kunst sehr ernst nehmen und von jeher auch im Schaffen ein klares Bewußtsein ihrer Gesetze gesucht haben. Auf diesem unermeßlichen Experimentirfeld, das die heutige Litteratur darstellt, mischen sich natürlich mit zahlreichen unerfreulichen Erscheinungen auch einzelne erfreuliche; mit vielen Erscheinungen, die nur abstoßend sind, auch solche, die zwar nicht erfreulich, aber doch interessant sind.

In den vorstehenden Sätzen finden unsere verehrten Leser die Erklärung der veränderten Gestalt, in der sich ihnen dieses Heft präsentirt. Die Jahrbücher wollen den Versuch machen, so wie es die Gelegenheit giebt, ohne Regelmäßigkeit, Erscheinungen der erzählenden Litteratur vorzuführen, die entweder erfreulich oder interessant, oder am besten beides sind. Sie wollen sich dabei nicht auf die deutsche Litteratur beschränken, weil jener Kampf der Tendenzen in der ausländischen Litteratur, namentlich in der französischen, weit lebhafter und reichlicher zum Ausdruck kommt.

Die Redaktion.

Wenn der novellistische Beitrag dieses Heftes den Leser nach Frankreich führt, so mögen die Besprechungen diesmal sich um so mehr mit der nationalen Literatur beschäftigen.

Geschichte der Deutschen Dorfpoesie im 13. Jahrhundert. I. Leben und Dichten Neidhart's von Reuenthal. Untersuchungen von Albert Bielschowsky. Berlin. Mayer u. Müller 1891.

Diese Studien führen auf ein Gebiet älterer deutscher Poesie hin, welches in weiteren Kreisen noch allzuwenig bekannt ist und doch dem modernen Empfinden näher steht als manche der stets von neuem genannten und angeführten Erzeugnisse mittelalterlicher Poesie. Die „Dorfpoesie", welcher der Name der „höfischen" jetzt mit Recht genommen ist, hat mit ihrer Anlehnung an die volksthümlichen Sitten des winterlichen und sommerlichen Lebens einen allgemeinen menschlicheren und verständlicheren Charakter und daher ein dauernderes Interesse als der poetische Ausdruck der modischen, nur einer Zeit angehörigen Rittersitte. Auf die speciellen Untersuchungen des Verfassers, welcher Neidthart's Leben und dessen Beziehung zu den Gedichten ausführlich behandelt und den poetischen Charakter seiner „Winter"- und „Sommerlieder" verständnißvoll bestimmt, können wir hier nicht näher eingehen, und begnügen uns, auf das einleitende Capitel hinzuweisen, welches die Entstehung des Typus der Sommerlieder mit der altgermanischen Frühlingsfeier in Beziehung setzt, und auch die Winterlieder, freilich in nicht ganz so überzeugender Weise mit dem heidnischen Alterthum in Verbindung bringt. Der Verfasser meint, dieses Capitel werde ihm Angriffe principieller Art wegen des hypothetischen Charakters mancher Ergebnisse zuziehen. Hoffentlich wird sich das nicht bewahrheiten; denn es wäre das Ende der Wissenschaft, wenn sie die Hypothese aus ihrer Arbeit verbannen wollte. Der Fortschritt der Forschung ist an sie gebunden, und damit auch an das Wagniß, das zu tadeln freilich nicht schwer ist. Vom kulturhistorischen Standpunkt beansprucht das Einleitungskapitel Bielschowsky's ein besonderes Interesse. — Fortdauer und Umbildung volksthümlicher Dichtung anderer Art zeigt die Sammlung:

Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. 2 Bände. Halle. Max Niemeyer 1891.

Eine sehr interessante Ausbeute wird hier als Frucht langjähriger Bemühung dargeboten. Die Formen des altdeutschen Schauspiels, des geistlichen wie des weltlichen, finden sich hier wieder, freilich in der künstlich modernisirten Ausführung, wie sie der Einfluß Halbgebildeter auf solche volksthümliche Erzeugnisse mit sich zu bringen pflegt. Von dem Eifer, mit dem noch in diesem Jahrhundert das Volksschauspiel in Steiermark (wie auch in Kärnthen) betrieben wurde, wird hier das lebendigste Zeugniß abgelegt. Die Sammlung sei besonders allen denen empfohlen, welche sich für die Ammergauer Passion interessirt haben; hier werden sie aus einer großen Anzahl ähnlicher Stücke den richtigen Maßstab für die Beurtheilung Jener gewinnen.

Die deutsche Götterlehre und ihre Verwerthung in Kunst und Dichtung von Dr. Paul Herrmanowski, 2 Bd. Berlin 1891. Nicolaische Verlagsbuchhandlung (R. Stricker).

Der Verfasser wird von Absichten geleitet, mit denen wir übereinstimmen können, soweit sie nicht polemischer Art sind. Er will die Gestalten der germanischen (skandinavischen wie deutschen) Göttersage der Kunstübung unsrer Tage, sowohl der dichtenden wie der bildenden vertrauter machen; das ist an sich ein verdienstliches Unternehmen; aber ein Irrweg wäre es, wenn man meinte eine specifisch „nationale" Kunst auf jenem Wege zu erzielen. Eine „nationale" Bedeutung hat für uns nur noch einiges aus der Heldensage, ja fast ausschließlich die Nibelungensage, welche ja auch dichterisch und malerisch vielfältig in unserem Jahrhundert erneuert worden ist. Dagegen die Göttersage des germanischen Heidenthums ist für unser nationales Bewußtsein abgethan; nur künstlich können noch Beziehungen angeknüpft werden, und auch diese führen ja fast ausschließlich auf skandinavische, nicht auf deutsche Quellen zurück. Für den vielseitigen und weitblickenden bildenden Künstler werden hier trotzdem Stoffe genug noch zu finden sein; auch wenn der Dichter eine epische Darstellung liefern will, würde sich hier noch manches Feld eröffnen; dagegen als poetische Symbole, als wirksame und gemeinverständliche Typen werden die skandinavischen Göttergestalten nicht die griechisch-römischen ersetzen können. Denn der Werth der letzteren als poetisches Ausdrucksmittel ist gerade damit verknüpft, daß man sie gar nicht mehr als griechisch oder römisch empfindet, sondern als einen gemeinsamen, überall gleichmäßig gewürdigten Besitz aller Kulturvölker. Dazu kommt, daß sie in plastischen Darstellungen uns erhalten sind, welche bestimmte Bilder zu festen Vorstellungen jedes Gebildeten gemacht haben, während bei den nordischen Gottheiten Jeder einzelne auf die Produkte seiner Phantasie angewiesen ist. Wie ungünstig somit die Ersetzung der antiken Mythologie durch die nordische wirken würde, läßt sich leicht aus Klopstock's bekannter Umarbeitung der Ode „An die Freunde" entnehmen. Dies vorausgeschickt, freuen wir uns, in H.'s Buche eine nützliche und orientirende Arbeit erhalten zu haben. Der erste Band behandelt die „Deutsche Götterlehre" in sorgfältiger und detaillirter Zusammenstellung der wissenschaftlichen Ergebnisse. Besonderen Nachdruck hat der Verfasser hier darauf gelegt, alles äußerliche, alles, was über Erscheinung und Thätigkeit der mythologischen Figuren überliefert ist, hervorzuheben, um bei dem Mangel plastischer Vorbilder auf diese Weise der Phantasie des bildenden Künstlers die Anhaltspunkte zu geben. Der zweite Band bringt dann eine reichhaltige Beschreibung der in der Neuzeit schon geschaffenen bildnerischen, malerischen und poetischen Nachbildungen, auch aus der Heldensage; hier ist freilich manches Bekannte mit Ausführlichkeit geschildert, aber auch auf vieles mehr Verborgene verdienstlicher Weise aufmerksam gemacht. Leider sind die kritischen Bemerkungen des Verfassers allzu vereinzelt geblieben; eine zusammenfassende und vergleichende Würdigung der beschriebenen Werke wäre erwünscht gewesen.

* Wir machen endlich unsere Leser auf das Erscheinen der zweiten vermehrten Auflage von Otto Schroeder's geistreichem Büchlein „Vom papiernen Stil" aufmerksam, das ja theilweise in diesen „Jahrbüchern" zuerst veröffentlicht worden ist. Seit ihrem ersten Erscheinen haben diese Aufsätze nicht nur Beifall gefunden, sondern auch Wirkung geübt. Für den bloß Redenden eine heitere und ergötzliche Lektüre, sind sie für den Schreibenden eine beständige, nicht selten beschämende Warnung. Ist es doch manchmal, als möchte der Verfasser das Schreiben am liebsten ganz verbieten! Aber da er selbst ja dieses Buch geschrieben hat, wird er auch anderen hoffentlich die Uebung der papierenen Kunst verzeihen. — Im Zusammenhang hiermit sei die Erneuerung älterer guter Worte über die Sprache hier erwähnt:

Goethe-Ruckstuhl. Von der Ausbildung der deutschen Sprache. Gießen. J. Ricker 1890.

Nach einigen Aphorismen Goethe's wird hier der von ihm empfohlene, ja gleichsam adoptirte Aufsatz Ruckstuhl's aus Ludens „Nemesis" von 1816 wieder abgedruckt. Er enthält manche auch für die Gegenwart beherzigenswerthe Gedanken, und redet besonders verständig gegen die Plattheit des Purismus, der heute schlimmer als je unsere Sprache zu berauben sucht.

D. H.

Theater.

Zwei Schauspieler.

In den letzten Wochen haben zwei Schauspieler hohen Ranges in Berlin ihre Kunst gezeigt, Ernesto Rossi und Adolf Sonnenthal; beides Männer, welche diese Kunst mit dem höchsten Ernst ausüben und weit davon entfernt sind nach der beliebten Weise wandernder Virtuosen die eigene Persönlichkeit bei jedem Auftreten in den Vordergrund zu drängen.

Und dennoch, wie verschieden die Art beider und wie verschieden ihr Erfolg in der Hauptstadt! Als Rossi's Vorstellungen Tag für Tag nur ein spärliches Publikum versammelten, da konnte man wohl die Meinung äußern hören, die Schauspielkunst des einzelnen großen Mannes werde in unserer Zeit überhaupt nicht mehr geschätzt und nur das naturgetreue Ensemble, welches ein Bild des wirklichen Lebens biete, behaupte noch seinen Werth. Der glänzende Erfolg von Sonnenthal's Gastspiel hat diese Meinung widerlegt und dagegen erwiesen, daß hier nur der Eigensinn des Glückes sein Spiel getrieben hat, das freilich Rossi durch Auswahl einer allzu mangelhaften Truppe mit zu großer Kühnheit herausgefordert hatte; denn daß Rossi selbst hinter Sonnenthal zurückstünde, ist von keiner Seite behauptet worden.

Will man die Eigenschaft beider Künstler gegen einander abwiegen, so wird einerseits die Verschiedenheit des nordischen und des südlichen Temperaments, andererseits auch die individuelle Neigung zu betonen sein, welche Rossi haupt-

sächlich zur Darstellung Shakespeare'scher Charaktere getrieben, Sonnenthal im Gebiete des Klassischen doch mit besonderem Glück zum Interpreten Schiller's und Goethe's gemacht hat. Man wird auf den Reichthum der Aktion hinweisen, der Rossi auszeichnet; die unerschöpfliche Fülle von Gesten, Nüancen, Verdeutlichungen jeder Art, mit denen er das Werk des Dichters bereichert, weiterbildet und man wird damit die einfachen, abgemessenen, bisweilen selbst monotonen Bewegungen Sonnenthal's im tragischen Spiel vergleichen. Man wird dagegen finden, daß der Text des Dichters bei Rossi nicht immer zu seinem Rechte kommt, daß manche Verse in seinem leidenschaftlichen Stammeln oder gepreßten Stöhnen dem Hörer völlig verloren gehen, während Sonnenthal mit der Fülle eines klangvollen, stets sicher beherrschten Organs jede Silbe des Dichterworts zur Geltung bringt. Rossi erschafft gleichsam aus der Anregung, die der Dichter ihm gegeben, sich selbst den einheitlichen Charakter, den er spielt, vielleicht einseitig, aber überzeugend und lebenswahr; Sonnenthal sucht die Gestalt, die der Dichter entworfen, mit eingehendstem Verständniß und ernstester Hingabe in jedem Zuge, bis in die kleinsten scenischen Bemerkungen hinein, getreu nachzuzeichnen. Gegenüber so verschiedenen Autoren wie Shakespeare und Schiller, sind diese verschiedenen Kunstweisen völlig gerechtfertigt. Shakespeare's Dramen sind uns höchst mangelhaft überliefert, sind für ein ganz andersartiges Publikum, für eine ganz andersartige Bühne geschrieben; es ist sein Geist, der den Schauspieler erfüllen soll, nicht sein Buchstabe, der ihm noch gebieten kann. Der Schauspieler soll uns Shakespeare's Gestalten erst wieder lebendig machen und in ihrer Naturgewalt mit unserer künstlicheren Lebens- und Empfindungsweise in Beziehung setzen. Anders Schiller. Unsere Bühne ist die seinige, großentheils von ihm geschaffene, seine Dramen sind der verbreitetste klassische Besitz unseres Volkes, bis in ihre Einzelheiten in das Bewußtsein nicht nur des Höhergebildeten übergegangen: hier hat der Schauspieler nichts anderes zu thun, als mit höchster Pietät die zweifellos uns bekannten Absichten des Dichters zu verwirklichen. Freilich begiebt sich der Schauspieler, der darnach verfährt, der Aussicht die überraschenden Effecte der Originalität zu erreichen, und es hat daher in den letzten Wochen an Kritikern nicht gefehlt, welche Sonnenthal neben Rossi das schauspielerische Genie abgesprochen haben. Es hat auch schon seit Jahrhunderten Kunstgelehrte gegeben, welche Michel Angelo für einen weit genialeren Künstler als Rafael erklärten, weil in seinen Werken viel mehr Gewaltsames, Ueberraschendes, Hinreißendes zu finden wäre als in Rafael's heiteren und harmonischen Schöpfungen. Aber wenn dieses Urtheil selbst in Bezug auf die höchsten schöpferischen Geister einseitig ist, so noch viel mehr in Bezug auf Schauspieler, deren Thätigkeit ihrem Wesen nach gar keine selbstschaffende, sondern eine nachbildende ist. Hier ist ohne Zweifel die gleichmäßige Erfüllung aller Intentionen, die der Dichter in einer tragischen Persönlichkeit ausgedrückt, und besonders in einer so vielseitigen, scheinbar widerspruchsvollen Gestalt wie Wallenstein, die Vereinigung all dieser Züge zu einem glaubhaften, lebenswahren Bilde — an sich eine ge-

niale Leistung. Man hat freilich Sonnenthal's Wallenstein den Vorwurf gemacht, die Züge des Bildes seien zu weich gehalten, wir sähen nicht den furchtbaren Feldherrn eines rohen Zeitalters, die Geißel Deutschlands; aber dieser Vorwurf, wenn es einer ist, fällt auf Schiller zurück. Er hat uns nicht Jenen gezeichnet, sondern den ruhigen Herrscher, den weitschauenden Staatsmann, der seiner Umgebung nicht militärisch zu befehlen braucht um Gehorsam zu finden, und der den Krieg nur als ein Mittel, nicht als Selbstzweck seiner Leidenschaft betrachtet. Und wenn hiefür sich auch historische Anhaltspunkte geboten haben, so hat Schiller zugleich auch Züge weichen Gemüthslebens ihm geliehen, die völlig frei erfunden sind. Und diesen Wallenstein, nicht den historischen, hat der Schauspieler darzustellen; wenn der Herzog um den Tod Piccolomini's klagt, so müssen diese Worte als der unmittelbare Erguß seiner Empfindungen erscheinen; wenn er aber die herandringenden Soldaten mit Kettenkugeln zu empfangen befiehlt, so muß dies nicht wie ein Ausbruch ungezähmter Leidenschaft klingen, sondern die langsam gereifte Frucht eines unvermeidlich gewordenen Entschlusses darstellen. — Auch den Schicksalsglauben, die astrologische Forschung Wallenstein's, hat man zu wenig düster, geheimnißvoll in der Wiedergabe des Künstlers gefunden; aber auch hier hat dieser das Richtige getroffen. Denn Schiller's Drama führt uns nicht in eine Welt, in der wir vor dem Wunderbaren als einer Thatsache Respect haben sollen; wir sollen an die Macht des Jupiter oder Saturn gar nicht glauben wie an die von Macbeth's Hexen, sollen gar nicht meinen, daß Wallenstein in direkter Verbindung mit dem Uebernatürlichen stehe, sondern sollen seinen Sternenglauben als eine Form der Selbstverblendung beurtheilen, wie es seine eigenen Genossen thun. In dieser Art wurde besonders der große Bericht von dem Liebesdienste Octavio's durch Sonnenthal vorzüglich gesprochen, so daß der Hörer vollständig in die Illusionen des Redners eingeführt wurde, sie verstand, ohne doch einen Augenblick zu meinen, daß ihm hier eine übernatürliche Wahrheit geoffenbart würde. In der so schwierigen Wiedergabe der lang ausgesponnenen rhetorischen Stücke Schiller's, ist Sonnenthal ganz besonders Meister; er haspelt sie nicht herunter wie Herr Kainz, der moderne Verderber des klassischen Dramas, und er deklamirt sie auch nicht in undramatischer Weise. Er weiß viel mehr mit überzeugender Klarheit zu erweisen, wie gerade an diesen Stellen des Dialogs, eine wortreiche Fülle und Pracht des Ausdrucks dramatisch gefordert war; Wallenstein's Verse über den menschlichen Mikrokosmus spricht er nicht als Ausdruck besondrer mystischer Weisheit, sondern als eine Auseinandersetzung für Wallenstein selbstverständlicher Dinge, die er nur platten Geistern, wie Illo und Terzky mit etwas überlegenem Spott ausführlich wiederholen muß. Ebenso erhielten auch die viel kritisirten Verse „Max, bleibe bei mir!“ — „Ich kann's und will's nicht glauben, daß mich der Max verlassen kann“ einen Ton von Natürlichkeit, von Gemüthstiefe und doch bewußter Ueberlegenheit, daß sie als ächt und recht Wallensteinisch jeden Hörer treffen mußten. Der eigenthümliche Styl Schiller's kann gar nicht auf bessere Art verständlich gemacht werden. Und so

wird jeder Verehrer Schiller'scher Dichtungen von Sonnenthal's Wallenstein im Berliner Theater nicht weniger befriedigt gewesen sein, als der Freund der französischen Komödie von seinen Dumas'schen und Sardou'schen Rollen. — Aber trotzdem — wie anders doch das Spiel Rossi's! Wenn wir bei Sonnenthal's Spiel stets Schiller reden hören, so hören wir hier nicht Shakespeare, sondern den Mohren von Venedig oder den sagenhaften Britischen König selber reden. Trotz der kümmerlichen Ausstattung, der fast komischen Schauspielergesellschaft, in Mitten derer diese leidenschaftlichen Urgestalten doppelt fremdartig erschienen, wurden sie doch persönlich und lebendig vor unsern Augen; am vorzüglichsten vielleicht König Lear, für den Rossi auch diesmal noch alle Mittel im vollsten Maße zur Verfügung hatte. Es war als ob in dieser Gestalt ein Leben nach Ausdruck rang, dem die Worte, die Shakespeare ihr geliehen, noch lange nicht genügten; ganze Scenen dehnten sich zu verdoppelter Länge, weil die Leidenschaft des Künstlers sich in immer wechselndem Mienen- und Geberdenspiel erschöpfte. So war besonders das Wiederfinden der Cordelia, die Bitte um Vergebung, von so tief erschütternder Wirkung, wie sie die Worte Shakespeare's allein, wenn nicht die Phantasie des Lesers mitschafft, nicht herbeiführen können. Nicht alles mehr brachte der alternde Künstler dagegen für Othello mit; aber höchst charakteristisch war es nun, wie er sich nach dem Maße seiner Mittel seinen Othello schuf und ihn überzeugend zu gestalten wußte. Ob es Shakespeare's Othello war, darüber würden Litteraturforscher lange streiten können, aber es war ein Othello, der von Anfang bis zu Ende das äußerste Interesse und Mitgefühl wach erhielt. Es war der schon ältere an sicheren Ruhm und unbestrittenes Ansehn gewöhnte Mann, den die Leidenschaft nur noch für Augenblicke, nicht mehr entscheidend beherrschte, der sein ganzes Vertrauen, dessen Täuschung er für undenkbar hielt, der neugewonnenen Gattin geschenkt hatte. Und es war nicht so sehr die unmittelbare Leidenschaft des bis zum Wahnsinn Eifersüchtigen, als der tiefe, unstillbare Seelenschmerz über die erlittene Enttäuschung, welcher in den drei letzten Acten ihn durchtobte und mit so erschütternden, aus der Tiefe sich emporringenden Tönen zum Ausdruck kam. So war auch in der Ermordungsscene das leidenschaftliche Wüthen durchaus nicht so gesteigert, wie es deutsche Schauspieler an dieser Stelle zu zeigen pflegen, und beschränkte sich fast auf einen einzigen Moment, wo der augenblickliche Paroxysmus der Wuth die äußerste That hervorbrachte. Und die Schlußscene ließ mehr den Mann erkennen, der sich bewußt ist „an der letzten Seemark seiner Fahrt" angelangt zu sein, als den, der mit dem Schwerte gegen seinen Verderber und für seine Freiheit kämpfen will. Aber eine elementare Gewalt lag dennoch in dieser Gestalt wie in dem sich selbst zerrüttenden König Lear; beides waren tragische Charaktere, die kraft unabänderlichen inneren Gesetzes nicht anders konnten als ihrem Verhängniß zutreiben, — Persönlichkeiten, die vom Schicksal zerschmettert, aber nicht gebeugt werden konnten.

Will man den Werth der neusten dramatischen Produktion abschätzen, nicht etwa nur der frivolen, sondern auch der ernsten „sozialen", so frage man sich,

ob irgend ein Stück dieser Art einen Schauspieler wie Rossi in seinem Ensemble überhaupt vertrüge. Man denke sich den Grafen Trast oder den unglücklich liebenden Fabrikherrn der „Haubenlerche" oder den zum „Friedensfest" heimkehrenden Vater von Rossi dargestellt; diese Rollen würden von seiner Individualität völlig gesprengt werden; sie würden zerfasern und zerfliegen. Denn es ist der Kunst der Gegenwart über der Beschäftigung mit allen möglichen Problemen das Hauptproblem, die Ergründung stark und tief empfindender und wollender Menschennaturen abhanden gekommen. Und so kann Rossi, der Offenbarer aller Tiefen der Seele, heute ein Lehrer nicht nur der Schauspieler, sondern auch der Dichter sein. O. H.

Militärisches.

Die Nothwendigkeit der zweijährigen Dienstzeit, sachlich erörtert von v. Boguslawski, Generallieutenant zur Disposition. Fr. Luckhardt, Berlin 1891.

Betrachtungen über eine zeitgemäße Fechtweise der Infanterie von Bronsart v. Schellendorf I., General der Infanterie und kommandirender General des I. Armeekorps. Mittler u. Sohn, Berlin 1891.

Die Frage der zweijährigen Dienstzeit hat ein völlig verändertes Angesicht erhalten, seitdem sie in Verbindung gebracht ist, nicht mit einer Verminderung, sondern einer Vermehrung der Armee. Nur mit dieser Tendenz wird die Frage jemals practisch werden und der General v. Boguslawski hat daher vollständig Recht, wenn er seine Vertheidigung des so lange von der Opposition geführten Schlagwortes mit dem Satz „Wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe" einleitet.

Die zweijährige Dienstzeit zum Zwecke einer Verringerung der Militärlast und die zweijährige Dienstzeit als eine Compensation, um eine gewaltige Steigerung der Last einigermaßen erträglich zu machen, das ist so verschieden wie der Sandsack, den der Träger hinwirft, weil er nicht weiter arbeiten will und den der Luftschiffer ausleert, um noch viel höher aufzusteigen.

Den Kernpunkt der Boguslawski'schen Schrift bildet die Frage: wollen wir durch die Qualität oder durch die Masse siegen? Wir haben jetzt dem Namen nach die dreijährige Dienstzeit; in Wirklichkeit wird die Hälfte des dritten Jahrganges schon nach einer Dienstzeit von 22 Monaten „zur Disposition" entlassen. Dieses System ist, namentlich wegen der damit verbundenen Willkür, durchaus schlecht. Entweder wir machen die dreijährige Dienstzeit zur Wahrheit, oder wir führen die allgemeine wirkliche zweijährige Dienstzeit ein, indem wir dafür um so mehr Rekruten einstellen. Man sieht, nicht als das an sich Gute wird die zweijährige Dienstzeit empfohlen, sondern als das Durchführbare, was vor dem gegenwärtigen System der Halbheit den Vorzug verdiene. Daß die wirkliche dreijährige Dienstzeit eine bessere Armee hervorbringt,

bestreitet auch Boguslawski keinen Augenblick. Ja, er ist sich so sehr bewußt, was das dritte Dienstjahr und der Rahmen älterer Soldaten für die Truppe bedeutet, daß er für jede Compagnie außer den Unterofficieren noch sechs Capitulanten fordert und den ganzen dritten Jahrgang noch einmal zu einer vierwöchentlichen Uebung einziehen will, also thatsächlich doch eine Dienstzeit von 25 Monaten oder für die Hälfte der Mannschaft volle drei Monate mehr verlangt, als sie jetzt dienen.

Der Fehler der Boguslawski'schen Schrift ist ein doppelter. Erstens stellt sie sich zu ausschließlich auf den Standpunkt der Ausbildung des einzelnen Mannes. Daß diese in den meisten Fällen in zwei Jahren durchgeführt werden kann, unterliegt keinem Zweifel und wird durch die Dispositions-Urlauber fortwährend practisch bewiesen. Die eigentliche Frage aber ist, ob die Compagnie als taktischer Körper dasselbe bleibt, wenn sie nur zwei Jahrgänge oder wenn sie auch noch einen halben dritten Jahrgang hat. Der Geist wird ein anderer. Man darf vielleicht sagen, die Empfindung jedes einzelnen Mannes vom ersten Tage der Einstellung an ist eine andere, wenn er weiß, daß er blos für zwei Jahr oder daß er für drei Jahr in diese neue Atmosphäre hineingehen, diesen neuen Menschen, den Soldaten, anziehen muß. Je kürzer die Dienstzeit, gleichgültig wieviel oder wenig darin gelernt wird, desto mehr verflacht sich der soldatische Gedanke zu dem bloßen Milizgedanken. Zweijährige Dienstzeit bedeutet, daß der eigentliche Träger des Geistes der Truppe, der älteste Jahrgang, schon vom Beginn des zweiten Jahres an, nach einjährigem Dienst diese Function übernehmen muß. Bricht im Frühjahr ein Krieg aus, so hat der eine Jahrgang ein halbes, der zweite 1½ Jahr gedient. Exercitium, Schießen und Felddienst mag nichts zu wünschen übrig lassen, trotzdem wird die Compagnie die ganze Festigkeit der jetzigen nicht haben können.

Dieses Manco, welches ja implicite General von Boguslawski auch eingesteht, soll ersetzt werden durch eine ungemeine Verstärkung der Zahl. Nicht weniger als 70000 Rekruten sollen jährlich mehr eingestellt werden als jetzt (249000 statt 179000). Das sind allerdings Zahlen, die ins Gewicht fallen und Manches decken könnten und die Stärke-Berechnung Boguslawski's (S. 38) hat noch dazu den Anschein, als ob die Mehrkosten nicht so sehr erheblich sein könnten. Leider aber ist dem Autor dabei das Unglück passirt, daß er das gesammte Unterofficiercorps vergessen hat. Nicht auf 513000, sondern auf nahezu 600000 Mann müßte unsere Armee vermehrt werden (S. 15 ist die jetzige Stärke auf 495983 Mann berechnet) wenn die Boguslawski'schen Pläne ausgeführt werden sollten. Ob bei der nächsten gefahrdrohenden internationalen Spannung die nöthige Steigerung unserer Wehrkraft gerade in dieser oder in einer anderen Form erfolgen soll, das mögen wir getrost dem von den urtheilsfähigsten Vertretern der Armee umgebenen Kriegsherrn überlassen.

* * *

Die Boguslawski'sche Schrift ist gewiß beachtenswerth, aber hat einen so unfertigen, aphoristischen Charakter, daß sie wohl anzuregen, aber nirgends zu überzeugen vermag. Von anderem Guß ist die zweitgenannte Schrift des ehemaligen Kriegsministers, Generals von Bronsart. Hier ist allenthalben klarster, in sich geschlossener Gedankengang, in markiger Sprache, knappen Sätzen niedergelegt. Die Frage der Dienstzeit wird nur gelegentlich gestreift und der Ruf nach Verkürzung scharf zurückgewiesen. Der größte Theil der Schrift ist technischer Natur, so daß diese Zeitschrift kaum Veranlassung hätte, sich mit ihr zu beschäftigen. Aber das Interesse für das innere Leben der Armee ist heute so verbreitet, daß auch diese taktischen Betrachtungen „Kugel und Bajonett", „Lockere oder dichte Schützenlinie", „Fernfeuer", „Gebrauch des Spatens" wohl weit über die Fachkreise hinaus gelesen werden. Es wird wenige Schriften von nur 54 Seiten Umfang geben, in denen eine solche Fülle von Gedanken zum Ausdruck gekommen, eine solche Reihe von Fragen zur letzten Entscheidung gebracht worden ist. Nur einen Satz möchte ich hervorheben, der mir charakteristisch zu sein scheint nicht nur für die Schrift, sondern für die eigenthümliche Denkweise der preußischen Armee überhaupt: die großartigste Gesinnung in der prunklosesten, ja nüchternen Form. General von Bronsart erinnert daran, daß, wo 1870 die stärksten Verluste zu ertragen waren, solche der höhern Führung zu Buche zu schreiben seien, welche gewisse Fehler machte, indem sie die Truppen im feindlichen Feuer über freies Feld vorgehen ließ. Das kann auch wieder vorkommen und wird bei der weiter erhöhten Wirksamkeit der Waffen noch schwerer niederfallen. Aber ist das ungünstige Gelände einmal „durch die höhere Führung dem betreffenden Truppenverbande zugewiesen, so übe man, wenn die Nebentruppen leichteres Spiel haben, die Tugend der Geduld. Ist die höhere Truppenführung damit unzufrieden und befiehlt den verfrühten Angriff über die freie Ebene, so bringe man mit Anstand das Opfer. Es wird ein Begräbniß erster Klasse sein."

„Man bringe mit Anstand das Opfer." Das ist der Klang der Stimme König Friedrichs, der dem Schwergetroffenen sein lautes Jammern verwies mit den Worten: „Fähnrich, sterb' Er still!" D.

Admiral Prinz Adalbert von Preußen. Ein Lebensbild mit besonderer Rücksicht auf Jugendzeit und den Anfang der Flotte von Viceadmiral **Batsch**. Berlin, Kurt Brachvogel.

Admiral Batsch hat in diesen „Jahrbüchern" die Anfänge unserer Flotte und die Verdienste des Prinzen Adalbert um diese Schöpfung in höchst instructiver und anziehender Weise geschildert. Einiges davon ist in das vorliegende Buch übergegangen, aber Vieles und zwar oft das marinegeschichtlich wichtigste auch nicht. Das biographische Element herrscht durchaus vor; es ist ein Beitrag zur Geschichte unseres Königshauses fast noch mehr als zur Geschichte der Flotte. Nach beiden Seiten bietet es des Interessanten die Fülle.

D.

Aus den Feldzügen 1866. Briefe aus dem Felde und Predigten und Reden im Felde von Prof. D. Fricke in Leipzig, 1866 Feldprobst des Kgl. sächs. Armeecorps. Leipzig Fr. Richter. zus. 3 Mk.

Diese Briefe bilden einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Geschichte des Krieges, insofern sie eine höchst mißtrauische Stimmung zwischen Sachsen und Oesterreichern bezeugen, die sich nach den Niederlagen endlich zur directen Anklage des „Verraths" steigerte. Einige Vorgänge in der Schlacht bei Königgrätz mögen hieraus ein bedeutungsvolles Licht empfangen. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Altmann. Die Doctordissertationen der deutschen Universitäten in den Jahren 1885/86 bis 1889/90. Statistische Betrachtungen. Von Dr. W. Altmann. Berlin, R. Gaertner.

Aristoteles Schrift vom Staatswesen der Athener verdeutscht von Georg Kaibel und Adolf Kießling. Straßburg, K. J. Trübner.

Bauer. Kaiser und Arbeiter. Aufruf zur Bildung einer kaiserlich-socialistischen Partei. Von Friedr. Bauer. Bonn, E. Hanstein. Preis 1,50 Mk.

Baumgarten. Evangelisch-soziale Zeitfragen. Herausgegeben mit Unterstützung des Evangelisch-sozialen Kongresses. Von Professor Otto Baumgarten in Jena. Erste Reihe.

Erstes Heft:

Drews. Mehr Herz fürs Volk! Von Lic. Paul Drews.

Zweites Heft:

Evert. Unsre gewerbliche Jugend und unsre Pflichten gegen sie. Von G. Evert, Regierungs-Rath.

Drittes Heft:

Baumgarten. Der Seelsorger unsrer Tage. Von Lic. Otto Baumgarten a. o. Professor der Theologie in Jena.

Viertes Heft:

Lotz. Christenthum und Arbeiterbewegung. Ein Zwiegespräch mitgetheilt von Dr. Walther Lotz, Privatdozent der Staatswissenschaften zu Leipzig.

Fünftes Heft:

Stöcker. Socialdemokratie und Socialmonarchie.

Sechstes Heft:

Soden. Reformation und soziale Frage. Vortrag von D. H. Freiherrn von Soden. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Becker's Weltgeschichte. Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Professor Wilhelm Müller. Dritte Auflage. Vollständig in 66 Lieferungen à 40 Pf. Lieferung 1.

Bilgram. Involuntary Idleness. An exposition of the cause of the discrepancy existing between the supply of, and the demand for labor and its products. By Hugo Bilgram. Lippincott. Philadelphia.

Biltz. Neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Von K. Biltz. Berlin, J. A. Stargardt. Preis 4 Mk.

Bischoff. Die Theater-Agenturen ein soziales Uebel für Bühnenvorstände und Bühnen-Mitglieder mit Angabe der Mittel zur Beseitigung dieses Uebels von H. Bischoff, Landgerichts-Rath, Justitiar der Königlichen Theater in Berlin, Syndikus des deutschen Bühnenvereins. Berlin, Walther u. Apolant.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Das Ende des Traums.

Von

George Duruy.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen.

Viertes Kapitel.

Mutter und Sohn.

(Fortsetzung.)

An der Ecke des Boulevards von Ménilmontant und der Straße, die, parallel der Mauer des Père Lachaise, den schwermüthigen Namen Ruhestraße trägt, erhebt sich ein Haus, dessen Erdgeschoß vor einigen Jahren von einer Schankwirthschaft eingenommen wurde. Außen brennend roth angestrichen würde diese Schänke die Aufmerksamkeit nicht mehr auf sich gelenkt haben, als viele andere ebenfalls mit Mennige roth angetünchte Lokale dieser Art, wie man sie längs dieses schauderhaften Boulevards und der schauderhaften Straßen, die von rechts und links in diese Hauptpulsader einmünden, auf Schritt und Tritt antrifft, hätte sie nicht das sonderbare Schild geführt: „Zum großen Tage".

Das Zimmergeräth bestand aus plumpen Stühlen und einigen schmierigen mit Wein beschmutzten Marmortischen. Im Hintergrunde ein mit Zinnkrügen, Litermaßen und Gläsern ausgestatteter Schänktisch; und diesen Schänktisch überragend ein mit rothem Tuche bekleideter Sockel, der eine Gipsbüste der Republik mit der phrygischen Mütze auf dem Kopfe trug; oberhalb dieser Büste hing ein großer Kranz von rothen Immortellen an der Wand, um den sich ein Trauerflor schlang; in dem leeren Raume inmitten des Kranzes hob sich ein Datum schwarz auf weißem Papieruntergrunde hervor: 22.—29. Mai 1871. Weiter unten zog sich unter dem Sockel eine farbig ausgeführte Rundansicht

des brennenden Paris hin, die einige Zeit nach dem Kommuneaufstande von einem englischen „Magazine" gebracht worden war: der Oberrechnungshof, das Finanzministerium, die Tuilerien, das Rathhaus stehen in Flammen, unzählige rothe Punkte bezeichnen die Stellen der weniger hervorragenden Brände; die Versailler Batterien von Montmartre und die föderirten Batterien der Buttes-Chaumont und des Père-Lachaise beschießen sich wüthend und durchfurchen die Luft mit ihren Haubitzen, deren Kurven sich oberhalb der brennenden Stadt wie die Raketen eines mörderischen Feuerwerks gegenseitig kreuzen. Hie und da waren an den Wänden aus illustrirten Zeitschriften herausgerissene Porträts festgesteckt: Théophile Ferré, Rossel, Delescluze, Raoul Rigault, Millière u. s. w. Unter jedem dieser Porträts ist ein kleines Sträußchen rother Immortellen befestigt.

Wenn sie sich des Morgens an ihre Arbeit begeben, ihr Handwerkszeug auf der Schulter, den Nasenwärmer zwischen den Zähnen, machen die Arbeiter an der Thür dieser Schänke halt, und wenn sie nicht geöffnet ist, hämmern sie mit den Fäusten an den Vorbau der Thür und rufen: „Heda, Marketenderin, wird denn heute nicht aufgestanden?" Dann kracht die Wendeltreppe, die die Trinkstube unten mit einer darüber im Zwischenstock liegenden Behausung von zwei Räumen in Verbindung setzt, die Treppe kracht unter einem wuchtigen Schritte, das Gas wird in dem Gastzimmer angezündet, in dem ein vielfach zusammengesetztes Miasma schwebt — der Gestank des gepanschten Alkohols vermengt mit dem des kaltgewordenen Tabaksrauchs vom vorigen Abende — die Thür öffnet sich, eine starke Baßstimme sagt: „Komme schon, Kinder, komme schon!" Sie treten ein, stellen sich vor den Schänktisch wie Thiere vor den Trog einer Tränke, und strecken ihr Glas hin, das die, welche sie „Marketenderin" genannt haben, bis zum Rande vollgießt.

Eine große, starke Frau, deren Formen jenes massive Aussehen haben, wie es die Bildhauer den Statuen von Städten und den Karyatiden geben. Ihr Gesicht, jetzt von einer gelblichen Fettschicht überzogen, auf der sich die weiße Furche einer langen Narbe abhebt, trägt noch die Spuren einer wie in Marmor gemeißelten harten Schönheit. Die Stirn ist großartig gezeichnet; ergrauende Haare umkränzen sie, struppig hart anzusehen wie eine Mähne, und ohne Abtheilungslinie oder Scheitel wie Männerhaar nach hinten zurückgestrichen. Die Nase hat die gerade und feste Linie, die man bei den Frauen von Trastevere bemerkt, der Mund fleischige rothe Lippen, die wie geschaffen scheinen, kriegerische Lieder erschallen zu lassen. Ein mächtig geformtes Kinn,

eine rauhe, tiefe Stimme geben diesem Kopfe vollends einen männlichen Charakter.

Fünfundzwanzig Jahre früher galt Aurelie Vidalin für das schönste Mädchen des Quartier Latin. Die Maler, die Bildhauer, von denen sich eine ziemlich zahlreiche Kolonie in der Umgegend des Val-de-Grâce, der Sternwarte und des Montparnasse-Bahnhofs angesiedelt hat, ließen sie für „Kopf" oder „Gesammtfigur" in ihren Ateliers Modell stehen. So war sie bei der Entstehung einer großen Anzahl von Gemälden oder Bildsäulen betheiligt, als Klytemnestra, Jokaste, Sappho, Fredegunde oder Lucrezia Borgia; denn das mit Worten schwer zu schildernde Gewaltsame und Furchtbare in ihrer Schönheit schien diese Frau ohne Weiteres für die Verkörperung tragischer Persönlichkeiten zu bestimmen.

Unterdessen hatte Aurelie mehrere Verhältnisse, unter anderen eines mit Michael Costalla, dem jungen Rechtsstudenten von dazumal. Gerade zu jener Zeit wurde der Knabe geboren, bei dem Costalla wenn auch nicht Vaterstelle, so doch wenigstens Pathenstelle anzunehmen sich herbeiließ. Gegen Ende des Kaiserreichs gehörte sie mit zu der Truppe eines Vorstadttheaters, und spielte mit einem gewissen Erfolge die Rolle der Théroigne von Méricourt, in einem Stücke, dessen Stoff der Geschichte der Revolution entnommen war. Der Beifall, den sie in dieser Rolle erntete, vielleicht auch die Erinnerung an die hochtönenden Reden, die sie dabei vorgetragen hatte, sollten auf ihr übriges Leben nicht ohne Einfluß sein. Am 18. März stürzte sie sich in die aufständische Bewegung, halb aus Ueberzeugung, halb aus alter Anhänglichkeit an das Komödiantenwesen, — wie wenn der Kommuneaufstand eine Art Wiederaufführung des Stückes gewesen wäre, das ihr eine so süße Befriedigung ihrer Selbstliebe gewährt und ihr zugleich zu den verworrenen geschichtlichen Kenntnissen, den aufrührerischen Schlagworten verholfen hatte, aus denen sie sich einen Schatz jener beschränkten, unrichtigen und dabei kurz absprechenden Ideen zurechtgemacht hatte, die den Fanatismus als natürliches Produkt erzeugen und nähren.

Anfänglich begnügte sie sich damit, in rothem Peplon auf den Podien der Cafés chantants aufzutreten und vor einem Auditorium begeisterter Konföderirter aus vollem Halse das „Ça ira" und die „Carmagnole" anzustimmen. Hatte sie geendet, so nahm das Publikum, taktmäßig an die Gläser klopfend, jene wilden Hymnen des Bürgerkrieges im Chore wieder auf. Man rief ihr Beifall zu, man trug sie im Triumphe durch den Saal; und dies alles, diese Bravos, dieses Schreien, diese Umarmungen, diese rohen Liebkosungen der Menge, berauschte sie und machte ihre Ueberspanntheit zehnmal ärger. Sie wurde

es bald müde, nur Liederstrophen, und mochten sie auch noch so heftig sein, gegen die „Chouans“ in Versailles zu schleudern, und begleitete die Bataillone der Aufständischen zu den Wällen, als Marketenderin gekleidet, das Gewehr auf der Schulter. Als die rothen Hosen in die Stadt drangen, sah man sie auf den Straßen im zerstreuten Gefechte kämpfen, wie ein Mann, sich vor die Geschütze spannen, Häuser in Brand stecken ... Sie hätte ganz Paris in die Luft fliegen lassen, wenn sie die Macht dazu gehabt hätte. Für tot, mit einer Kugel in der Schulter und einem Bajonnettstich im Gesicht am Fuße einer Barrikade liegen gelassen, wurde sie während der schrecklichen Tage der Vergeltung, die auf die Niederwerfung der Kommune folgten, von Freunden aufgelesen und entging wunderbarerweise der Deportation wie dem Erschießen; und, nachdem sie sich einige Monate verborgen gehalten hatte, tauchte sie wieder auf und erlangte von Künstlern, Schriftstellern, Politikern, die sie einst im Quartier Latin kennen gelernt hatte, einige Unterstützungen, die ihr gestatteten, ihren Sohn eine Gemeindeschule besuchen zu lassen und für sich selbst eine Weinwirthschaft in Belleville zu kaufen. Ihr Geschäft blühte rasch auf, denn es fand eine zahlreiche Kundschaft an den Arbeitern des Viertels. Eine Art Legende hatte sich um die Rolle gebildet, die Aurelie während der Kommune gespielt hatte. Man ertheilte ihr die Ehre zu, die letzten Schüsse des ersterbenden Aufstandes abgefeuert zu haben; man erzählte, daß sie sich auf der letzten Barrikade von Charonne in eine rothe Fahne gehüllt stolz aufgerichtet habe und daß sie inmitten des Kugelregens ihren Leib den Regulären als Zielscheibe bietend mit donnernder Stimme den Kehrreim eines Liedes von Vermesch gesungen habe:

Es lebe die Kommune,
Die ihre braven Hundsfötter
In blauem Weine schlemmen läßt.

Alte graubärtige Arbeiter, Ueberbleibsel aus der blutigen Woche, zeigten den jungen mit Hochachtung die breite Narbe, die ihr Gesicht durchfurchte. Ebenso wie ihre Tapferkeit hatte ihre Güte sie beim Volke beliebt gemacht. Man wußte, daß sie ein Herz für die Armen hatte, stets bereit ihr Brot mit ihnen zu theilen. Auch nicht einen gab es unter den rohen Handlangern, in deren Mitte sie lebte, der sie nicht wie eine Heldin bewundert und wie eine Schwester geliebt hätte. Ein wüthender unversöhnlicher Haß gegen alles, was zur Bourgeoiskaste gehört, verband sich in dem Herzen der seltsamen Frau mit menschenfreundlichen Trieben, die sie in einer mystischen Sprache ausdrückte, und mit einer brennenden Liebe zu den Kleinen und Niedrigen, den

Parias der Gesellschaft, den Proletariern, die sie überschwenglich ihre Brüder nannte. Seit die Macht aus den Händen der Konservativen in die der Republikaner übergegangen, seit die Amnestie in der Kammer bewilligt worden, war ihre Schänke ein beständiger Klub geworden, wo man endlos von der vergangenen Kommune und von der zukünftigen Kommune, von dem „großen Tage" der Helden und der Blutzeugen des Mai sprach, — wo der Klassenhaß an der unablässig heraufbeschworenen Erinnerung an die von den „Versaillern" angerichteten Metzeleien entflammt wurde. Unbeweglich hinter ihrem Schänktisch hört Aurelie aufmerksam zu. Mitunter ruft man ihr Zeugniß an, man bittet sie, einen zweifelhaften Punkt der schrecklichen Geschichte festzustellen, eine Thatsache, ein Datum, den Ort, die Stunde und die näheren Umstände des Todes eines oder des anderen Anführers der Föderirten, den sie gekannt hatte, anzugeben ... Dann schließt die Marketenderin die Augen und sammelt sich eine Sekunde, alsdann beginnt sie langsam, mit dumpfer Stimme zu sprechen: und alle diese Männer schweigen und fühlen, wie ein Schauer ihnen kalt über den Rücken hinabläuft. Sie sagt, was sie in jenen verwünschten Tagen gethan hat, von deren Erinnerung ihr Denken wie besessen ist, sie zählt auf, was sie von der unsühnbaren Tragödie miterlebt hat. Allmählich belebt sich ihre Stimme, ihre Augen glänzen, im leeren Raume auf entsetzliche Bilder gerichtet, die zuerst nur ihr allein sichtbar sind, die sie bald aber auch für ihre Zuhörer sichtbar macht, so groß ist die grausame Genauigkeit, mit der sie sie schildert. Sie erhebt sich, schwingt die Arme, berichtet den letzten Widerstand — auf dem Père-Lachaise, inmitten der Grabsteine — die Kommune an die Wand gedrängt, innerhalb Bellevilles rings eingeschlossen und Salven von Haubitzen aufs Gerathewohl über Paris ausschüttend, das Platzen der Geschosse, die Feuersbrünste, und was hinter den Mauern der „Schlachthäuser", in Mazas, in La Roquette, in Lobau vor sich ging ... Nun entzünden sich wiederum die Augen der finsteren Trinker, ein Wiederschein des Bürgerkrieges dringt in ihre stumpfsinnigen Augäpfel ... Sie glauben Pflasterhaufen vor sich zu sehen, die mit rothen Blutflecken bedeckt sind, Leichname, die wie Getreideschwaden längs der Hinrichtungsmauer in Reih und Glied liegen, — die gräßliche Mauer selbst, von Flintenkugeln zerrissen, mit Gehirntheilchen bespritzt. Und wenn sie aus der Schänke gehen, reichlich gefüllt mit Alkohol und Wuth, wenn sie zu den Höhen Bellevilles hinansteigen und am Fuße ihres Hügels die große Stadt entdecken, die in der Nacht in röthlichem Glanze leuchtet, so denkt mehr als einer bei der Heimkehr in seine Behausung, daß es sich schön aus-

nehmen würde, sähe man einmal wieder Paris wie ein Schmiedefeuer aufflammen.

An den Gedenktagen der Maiwoche traf Aurelie schon früh am Morgen auf dem Père-Lachaise ein. Sie setzte sich auf eine Bank in dem verlassenen Theile des Kirchhofs, fern von den Gräbern der Bourgeoisie, — die aussehen, als fürchteten sie sich davor, sich in jenes Außenviertel der Todtenstadt vorzuwagen — neben jene unheimliche Ecke, wo die Hinrichtungen stattgefunden haben, und wo Anschwellungen des Bodens noch heute an den schauerlichen Dünger erinnern, den der Bürgerkrieg dort eingegraben hat. Unempfindlich gegen die Ruhe, die Friedlichkeit, die liebliche Frühlingsstimmung der Natur, blieb sie bei ihren Todten, bis die Thore wieder geschlossen wurden, Stunde für Stunde die schrecklichen Tage wieder durchlebend, endlos in ihrem Geiste einen haßerfüllten Traum und blutige Gesichte wälzend. An jenen Tagen hatten die Wächter Mühe, sie vom Kirchhofe wegzubringen. Uebrigens kannte man sie schon lange. Einige erinnerten sich, daß sie diese Frau mehrere Jahre vorher mit einem Knaben hatten kommen sehen, den sie an der Hand hielt. Sie führte ihn geradeaus zu dem Winkel, den der Kirchhof nach der Seite von Charonne bildet, zu der „Mauer", an der man die gefangenen Kommunisten erschossen hat, die, jetzt mit rothen Kränzen bedeckt, von weitem noch immer so aussieht, als sei sie mit frischem Blute besudelt. Sie zeigte ihm die phrygischen Mützen, die Triangel, die socialistischen Sinnbilder, die inmitten der rothen Immortellen dargestellt waren; die aufrührerischen Widmungen zu den Kränzen; die unzähligen Namen, die auf den Steinen der Mauer zugleich mit einem drohenden Sinnspruche mit dem Messer eingegraben waren. Näher Vorübergehende hatten Bruchstücke von Sätzen aufgefangen, in denen von Kämpfen, Barrikaden, Blutbädern die Rede war ... Der Knabe hörte düster und in sich gekehrt zu, mit einer harten Falte zwischen den Brauen. Dann stieg das seltsame Paar wieder den rundumlaufenden Baumgang hinab, ohne ein Wort auszutauschen; und die friedlichen Besucher des Kirchhofs, die Verwandten, die hinkommen, um Blumen auf den Grabstein eines geliebten Verstorbenen zu bringen, drehten sich um, und schauten mit Erstaunen diese Frau mit der tragischen Maske an, welche die Baumgänge mit großen Schritten durchmaß und den todtblassen Knaben mit dem wilden Blicke hinter sich her zog.

Auch auf den Volksversammlungen, den Meetings, traf man Aurelie. Sie kam eingehüllt in einen alten anliegenden Mantel, der die mächtige Fülle ihrer Formen hervortreten ließ, und dessen abgetragener

Stoff an den Nähten weißlich glänzte, die Hände in den Taschen, den Kopf bedeckt mit ihrer ewigen Kapuze von rothem Tuch, bald allein, bald in Begleitung ihres Sohnes, — des Knaben, den sie einst auf den Père-Lachaise führte, und der jetzt, zum Manne herangewachsen, als Mitarbeiter für den „Feuerfesten" schrieb. Man trat zur Seite, man ließ sie in der ersten Reihe Platz nehmen, oft beanspruchte die Versammlung sogar einen Platz auf der Tribüne für sie. Sie hörte ernst, mit beifälligem Kopfnicken, die mordbrennerischesten und tollsten Anträge an. Mitunter bat sie um das Wort, und, ihre Kapuze nach hinten zurückwerfend, richtete sie sich mit der langsamen steifen Bewegung einer Hellseherin auf. Sofort trat tiefe Stille ein. Die ersten Worte schienen mit Anstrengung sich ihrem Munde zu entringen; dann brach sie plötzlich in leidenschaftliche Schmähungen aus gegen die Verräther, die Miethlinge, die faulen Köpfe, die Dickwänste, die das Volk aussaugenden Bourgeois; sie erklärte sich als Anarchistin und forderte als einziges Mittel der Rettung und Befreiung für das Proletariat die Propaganda durch die That. Sie redete die Gefallenen von 71 mit zündenden Worten an: „O ihr, die ihr euer Leben für die heilige Sache der socialen Revolution dahingegeben habt, heldenmüthige Todte ..." Da erscholl wahnsinniges Klatschen von allen Bänken, man stampfte vor Vergnügen mit den Füßen, plötzlich erhob sich der ganze Saal, Fäuste fuhren in der Luft hin und her, — heisere Stimmen heulten: „Es lebe die Kommune!" — während die grausenerregende Verrückte mit starren Augen, wie eine seltsame von ihrem Gotte heimgesuchte Sibylle fortwährend inmitten des betäubenden Lärms wüthende Verwünschungen gegen die bürgerliche Gesellschaft schleuderte.

Nun blieben gerade an dem Tage, wo der Regierungsanzeiger die Mittheilung gebracht hatte, daß das Oberhaupt des Staates Costalla mit der Sorge für die Bildung eines neuen Ministeriums betraut habe, ein Mann und eine Frau, die nach ihrer Kleidung eine andere gesellschaftliche Stellung einnahmen, als die Mehrzahl der Bewohner des Stadtviertels, gegen zehn Uhr abends gegenüber dem rothen Vorbau der Schänke zum „großen Tage" stehen. Da die Thür sich geöffnet hatte, um einen weggehenden Gast hinauszulassen, so wurden inmitten dichten Tabaksqualms für einen Augenblick Schattenbilder sitzender oder stehender Männer sichtbar, während ein Lärm von angeheiterten und heftigen Stimmen herausdrang. Zugleich fiel ein breiter Lichtstreif auf die gegenüberliegende Mauer des Kirchhofs, an der die beiden Persönlichkeiten sich als Beobachter aufgestellt hatten. Dann schloß sich die Thür wieder, der Heidenlärm der schreiend geführten Unterhaltungen

klang nur noch dumpf hinaus, und das grelle Licht der drinnen flammenden Gaslampen schimmerte matt durch die feucht beschlagenen Scheiben.

— Sie sehen, was das für ein Schmutzloch ist, sagte der Mann. Beharren Sie auf Ihrem Vorhaben, Therese?

— Nun, mein Freund, wo soll ich denn diese Frau und ihren Sohn sehen, wo mit ihnen beiden sprechen, wenn nicht hier? Uebrigens wissen Sie wohl, daß ich keine Zierpuppe bin ... Sie werden sich doch nicht etwa mehr als ich davor fürchten, in eine Schänke einzutreten, wo Arbeiter rauchen und trinken?

— Na, das wäre! Aber hören Sie doch 'mal zu: ich bin kein Demokrat, wie Sie, antwortete Farjasse. Was Sie vorhaben, macht mir ungefähr denselben Eindruck, als wenn Sie von mir verlangten, ich sollte in die Bärengrube im Zoologischen Garten hinuntersteigen ... Und zudem bin ich sicher, daß es da drinnen noch übler riecht ... Da Sie es aber durchaus wollen, meinetwegen! ... Nur wiederhole ich Ihnen, daß ich durchaus nicht an die Wirksamkeit Ihres Schrittes glaube ...

— Und doch können wir Michael nicht täglich in den Schmutz zerren lassen, ohne etwas dagegen zu versuchen. Sie haben erst gestern wieder den neuen Angriff des „Feuerfesten" gelesen! ... Und außerdem wissen Sie, daß dies nicht das einzige ist, was mich hierherführt; ich sterbe vor Verlangen, diese Frau und diesen jungen Mann kennen zu lernen ... Vorwärts, Camille, treten wir ein! ...

Farjasse öffnete die Thür, und sie befanden sich in der Schänke. Männer, in Arbeiterkleidern, standen vor dem Schänktische und sprachen mit lebhaftem Gebärdenspiele. Andere saßen um kleine Marmortische in geknickter Haltung, mit schwimmenden Augen, schon von dem finsteren Stumpfsinne der beginnenden Trunkenheit ereilt. Da waren Zimmerleute mit ihren weiten gerippten Sammethosen; Maschinenbauer, mit ihren von Oel und Kohle geschwärzten Händen; Maurer, die Gesichter weiß mit Gips bestäubt wie Clowns im Circus; Metalldreher und Bronzearbeiter, in deren Haaren Kupferplättchen funkelten, die sie aus der Werkstatt mitgebracht hatten; alte Socialisten mit großen Bärten und Verschwörergesichtern, die ihren Absinth in einer Ecke tranken und dazu die Zeitung lasen; kartenspielende Italiener, Marmorarbeiter, Modelleure für plastischen Grabschmuck, eine bunte Cravatte kokett um den Hals geschlungen, die Cigarette zwischen den Lippen, das feine schwarze Schnurrbärtchen scharf abgehoben von der matten Bläße ihrer Gesichtsfarbe; mit den krausen, von Pomade glänzenden Haaren, den sammet-

weichen Augen, dem süßlichen, falschen Lächeln, dem künstlerhaften Aussehen . . .

— Ist Frau Vidalin zu sprechen? fragte Farjasse einen Kellner, der mit einem Liter Wein und Gläsern vorbeikam.

— Die Marketenderin? Da sitzt sie . . . antwortete der Mann. Und er zeigte auf Aurelie, die an einem Tischchen in der Nähe des Schänktisches saß, und eben damit beschäftigt war, einen Westenknopf wieder anzunähen. Therese trat auf sie zu und sagte etwas zögernd:

— Madame?

Aurelie fuhr mit dem Kopfe, den sie auf die Nähterei gesenkt hielt, in die Höhe und sagte barsch:

— Hier giebt's keine Madame. Nennen Sie mich Bürgerin, wenn Ihnen das nichts verschlägt!

— Nun, Bürgerin, nahm Therese ruhig wieder das Wort; wir, Herr . . . Verzeihen Sie! . . . Der Bürger hier und ich, möchten Sie einen Augenblick sprechen.

— Ah! Nun gut; schießen Sie los . . . plaudern Sie.

— Eigentlich, sagte Farjasse, sind die Sachen, die wir Ihnen zu sagen haben, etwas vertraulicher Natur; und wenn es möglich wäre, daß wir uns der Gegenwart der rings herum sitzenden Personen, die uns doch jedenfalls hören würden, entziehen könnten . . .

— Was da sitzt, sind alles meine Freunde, erwiderte sie lebhaft. Ich habe keine Geheimnisse vor ihnen. Da Ihnen aber daran gelegen ist, wollen wir hinauf gehen.

Sie schritt ihnen auf der Wendeltreppe voran und führte sie in ihr Zimmer. Es war ein Raum von ziemlich ärmlichem Aussehen. Die ganze Ausstattung bestand in einem eisernen Bette, einem Tische, der zugleich als Toilette diente, und einigen Stühlen. Ein verrosteter Chassepot mit Haubajonnett hing an der Wand, unter einer rothen Fahne, deren Tuch und Schaft Spuren von Flintenkugeln trugen. Gegenüber ein Bild von Thiers, rings eingefaßt von Stahlstichen, welche Hinrichtungsscenen aus dem Jahre 1871 darstellten. Therese blieb überrascht einen Augenblick vor jenem Bilde stehen.

— Das wundert Sie, diesen Kopf hier zu sehen, sagte Aurelie; nicht wahr? Ich stelle Ihnen hiermit einen der beiden Männer vor, die ich am meisten hasse . . . das thut wohl, sich das Bild der Leute anzusehen, die man verabscheut — wie das von jenen, die man lieb hat; — und deshalb will ich ihn immer unter den Augen haben, den Mörder! . . . Was den anderen betrifft . . . doch wozu davon reden . . Ich

warte, bis er verendet, um ihn da neben seinem Schutzheiligen festzukleben, und Sie können mir gefälligst glauben, daß ich für die beiden nicht diese Mauer da gewünscht hätte! . . . Jetzt, wo wir allein sind, was steht Ihnen zu Diensten?

— Mein Gott! sagte Camille, das ist sehr einfach und doch läßt es sich nicht so bequem Ihnen auseinandersetzen . . . wenn ich das richtig verstanden habe, was Sie soeben zu uns sagten . . . Wir beide hier, Frau Gauthier, und ich, Camille Farjasse, sind Freunde von Costalla . . .

Bei diesem Namen fuhr sie zusammen und ihr Gesicht nahm einen furchtbar heftigen Ausdruck an.

— Ah! sagte sie, da kommen Sie ja gerade recht! . . . Jener andere Mann, von dem ich Ihnen soeben sagte, mein zweiter Todfeind, das ist er.

— Ich war davon in Kenntniß gesetzt, Madame, erwiderte Therese sanft; ich konnte es aber nicht glauben . . . Ich hoffte, Sie hätten die Zeit nicht völlig vergessen, wo Sie, wenn ich mich nicht irre, nicht seine Feindin waren . .

— Und wo ich seine Geliebte war, nicht wahr? Sprechen Sie doch offen aus, was Sie denken, und drehen Sie sich doch nicht so um die Worte herum! Glauben Sie etwa, es geniert mich, vor Ihnen zu sagen, daß Costalla mein Geliebter war? Ja freilich! . . . Ich bin keine gleisnerische Bourgeoise, und fürchte mich heute vor dem Worte ebensowenig, als ich mich vor 25 Jahren, wo ich ein hübsches Mädchen war, vor der Sache fürchtete! . . . Mein Geliebter? Ja, Ihr Michael ist es allerdings gewesen . . Und, sogar . . .

— Ja, ich weiß, ich weiß! . . . Vielleicht sogar etwas mehr, nicht wahr? . . . Man hat es mir gesagt, Madame, ich kenne die Sachlage . . . dann aber, wenn Sie derartiges auch nur einen Tag, auch nur eine Minute haben für wahr halten können, weshalb behandeln Sie, weshalb lassen Sie vor allen Dingen diesen Mann so von Ihrem Sohne behandeln? Das ist grauenhaft, versichere ich Ihnen, das ist ungeheuerlich . . . Warten Sie, ich hätte beinahe zu Ihnen gesagt: Das ist wider die Natur.

— Sachte, liebe Therese, unterbrach sie Farjasse, Sie gehen zu heftig ins Zeug . . . Frau Vidalin hat Ihnen nicht gesagt und konnte Ihnen auch nicht sagen, daß sie es sicher wisse; sie nimmt es an . . . sie glaubt, es wäre möglich . . . Das ist aber auch alles! . . . Und gerade deshalb, — erlauben Sie mir, Sie daran zu erinnern, Madame, hat unser Freund Ihrem Sohne nicht so viel Theilnahme widmen

können, als Sie ohne Zweifel gewünscht hätten. Genau genommen hatten Sie kein Recht, ihm deshalb böse zu sein ...

Aurelie war aufgestanden; und mit über der Brust gekreuzten Armen sich vor ihm aufpflanzend, erwiderte sie:

— Ei, seht mal! Sagen Sie doch, Herr Sachwalter, glauben Sie etwa zufällig, wenn ich Ihren Freund verabscheue, so geschehe dies ausschließlich deshalb, weil er nicht das Herz gehabt hat, mir bei der Erziehung meines Sohnes beizustehen? ... Lassen Sie, bitte, den Irrthum fahren ... Ein Mädchen aus dem Volke, wie ich, weiß, was sie von dem Bourgeois zu erwarten hat, dem sie ein Kind geboren: für die Mutter nur einige Francs und auch nicht eine Brotkruste für das Wurm. Das ist ungeheuerlich; aber das ist so und wird so sein bis zu dem Tage, wo wir Ihre schmutzige bürgerliche Gesellschaft werden in die Luft gesprengt haben ... Und der Tag wird kommen, Geduld! Geduld! ... Was ich Costalla nie vergeben werde, — nie, hören Sie ...

In diesem Augenblicke ging ein heftiges Getöse von Stimmen in dem Saale unten los. Eine männliche, tieftönende, klangreiche Stimme übertönte alle anderen mit den Worten:

— Guten Abend, Freunde, guten Abend.

— Ah! mein Gott, rief Therese lauschend, da ist ja Michael unten!

— Nein, Madame, sagte Aurelie. Das ist mein Sohn, der von der Zeitung nach Hause kommt ... Die Aehnlichkeit der beiden Stimmen ist merkwürdig, nicht wahr? ... Was meinen Sie dazu? ...

Die Stimme sagte jetzt:

— ... Ja, Präsident des Ministerraths! der Feigling, der im Schatten der Orangenbäume von San Remo wartete, bis das Schicksal zwischen Versailles und Paris, zwischen der Reaktion und der socialen Revolution entschieden hätte, während ihr euch die Köpfe auf den Barrikaden zerklopfen ließet, um die Republik gegen die Royalisten aus der Vendée zu vertheidigen! Präsident des Ministerraths! der dickbäuchige Orleanist, der Abtrünnige der Demokratie, der gerade hierher, in dieses Belleville, das er einst, als er seine Stimmen nöthig hatte, die Hochburg der Freiheit nannte, gekommen ist, um uns wie trunkene Sklaven zu behandeln und mit seinen Stockknechten zu bedrohen! Präsident des Ministerraths! Der Freund der volksmordenden Generale!

Therese und Farjasse hörten mit einer Art dumpfer Betäubung auf diese wüthende Schmährede, in der sie wunderbarer Weise nicht nur den Ton der Stimme Costalla's wiedererkannten, sondern auch seine

Heftigkeit, die ihm eigenthümliche Manier zu häufen, den Hauch tribunicischer Beredsamkeit, der seine Sätze mit sich fortriß.

— Ich wollte Ihnen soeben sagen, was ich Costalla nie verzeihen werde, sagte Aurelie. Nun wissen Sie es; mein Sohn hat die Aufgabe übernommen, es Ihnen mitzutheilen . . .

Dann sich der offen gebliebenen Thür nähernd, beugte sie sich über das Treppengeländer und rief:

— Marius, komm doch herauf!

Die Stimme antwortete:

— Schon recht, Mutter! Bin schon unterwegs. Ich bringe Dir Abzüge von meinem morgigen Artikel . . . Du sollst sehen, was ich ihm für ein schönes Frühstück auftische, dem Präsidenten des Ministerraths!

Er sagte das, indem er die Stufen hinaufstieg, mit seiner starken und angenehm klingenden Stimme, in der nur hie und da das schnarrende R der Pariser Straßenjugend störend wirkte. Wie er die letzten Worte aussprach, blieb er stehen, überrascht bei dem Anblicke dieses Mannes und dieser Frau, die er nicht kannte. Und der Blick gieriger Neugierde, den Therese auf ihn warf, wandelte sich in einen Blick dumpfen Staunens, als sie sah, wie wenig sein Anblick der Vorstellung entsprach, die sie sich nach dem Vollklange seiner Stimme und der Heftigkeit seiner Sprache von seinem äußeren Wesen gemacht hatte.

Es war ein junger Mann von jämmerlichem Aussehen; kurze, wellige, fast krause Haare reichten bis tief in die Stirn hinein und ließen nur einen schmalen Streifen Haut zwischen ihrer Linie und derjenigen der Augenbrauen frei. Die schwarzen Augen lagen tief zurückgebettet in ihren Höhlen, über denen sich zwei sehr hervortretende Höcker wölbten. Seine breite, niedrige Stirn, seine gerade Nase, sein viereckiges Kinn, gaben ihm ein Profil, wie man es auf römischen Münzen sieht. Der untere Kinnbacken sprang etwas vor, wie der Unterkiefer bei den Dachshunden, die ihre Beute nie fahren lassen; eine Einzelheit, die den Ausdruck unbezähmbar zäher Hartnäckigkeit, das charakteristische Merkmal dieses harten Gesichtes, noch um einen Zug verstärkte. Er war in eine jener langen schwarzen Aermelblusen gekleidet, wie sie die Buchdruckergesellen tragen, und hatte auf dem Kopfe einen weichen Filzhut ohne Borte oder Tresse, die man für einige Sou in den Läden für Neuheiten verkauft. Seine langen mageren Finger waren mit Druckertinte beschmutzt. In der Hand hielt er den Bürstenabzug seines Artikels für die morgige Nummer, auf einen langen Papierstreifen gedruckt, und streckte ihn seiner Mutter mit den Worten hin:

— Nimm dich in Acht! Es ist wahrscheinlich noch nicht ganz trocken.

Aurelie nahm das Papier, legte ihre andere Hand auf die Schulter des jungen Mannes, und sagte:

— Mein Sohn Marius, Bürgerin! ... Wenn Sie einen Mann sehen wollen, der selber die Artikel druckt, die er schreibt, so sehen Sie her!

Dieser Ausbruch mütterlichen Stolzes schien ihn ungeduldig zu machen.

— Laß doch; 's ist gut! sagte er mit trockenem Tone, mit der gebieterischen Gebärde des Mannes aus dem Volke, der mit einer Frau spricht. Genug davon ... Setze Dich ...

Dann sich zu Therese und Farjasse wendend:

— Sie haben mir etwas zu sagen? fragte er, stehen bleibend, eine Hand auf die Rückenlehne des Stuhles gestützt, auf den sich Aurelie folgsam gesetzt hatte.

— Ja, erwiderte Farjasse. Man sagte uns in der Expedition der Zeitung, als wir soeben dort vorsprachen, daß Sie gerade weg und nach Hause gegangen seien: deshalb sind wir hierher gekommen.

— Ah! Nun, da bin ich ... Was wollten Sie von mir?

— Mein Herr, sagte Therese, ich bin eine von Ihren fleißigen Leserinnen ... Sie sind es doch, der mit „Vindex" im „Feuerfesten" unterzeichnet, nicht wahr?

— Ja, Madame, das bin ich, erwiderte er frostig.

— Ihre Artikel sind sehr beredt.

Er rührte sich nicht.

— ... Sehr beredt, aber auch sehr streng ... gegen jemanden, der uns, diesem Herrn hier, und mir, ein gemeinsamer Freund ist ... Und da ... Sie verstehen ... habe ich sehen wollen, ob es nicht vielleicht, wenn wir mit Ihnen und Ihrer Frau Mutter ... ein wenig plauderten, möglich wäre, Sie zu der Einsicht zu bringen, wie viel Uebertreibung, wie viel tiefe Ungerechtigkeit in Ihren ...

Sie sprach mit Anstrengung, peinlich berührt von dem unerträglich festen Blicke dieser beiden wie schwarze Diamanten funkelnden Augensterne, von der Steifheit dieser Haltung, von der unempfindlichen Regungslosigkeit dieses ehernen Gesichts. Gezwungen lächelnd, um die Verwirrung zu verhüllen, von der sie sich ergriffen fühlte, wandte sie sich an Camille, wie um Hülfe, und fügte hinzu:

— Nicht wahr, mein Freund, ich habe recht?

Nun drehte Marius den Kopf nach Farjasse hin und senkte ihm

denselben Blick, mit dem er soeben Theresens Augen durchbohrt hatte, bis ins Innerste der Augen, wie wenn ein Mann sein Schwert aus der Brust des ersten Gegners zieht und sich dem zweiten gegenüber in Paradestellung setzt.

— Durchaus, erwiderte Farjasse. Sie begnügen sich nicht damit, Costalla's Politik zu besprechen — wozu Sie berechtigt sind — Sie greifen seine Person mit einer Heftigkeit an ...

— Zu der er selber seinen Gegnern gegenüber das Beispiel gegeben hat ...

— Seine Gegner aber waren die der Republik selbst, und Sie, ein Republikaner ...

— Bevor ich Republikaner bin, bin ich Socialist; und jener Mann hat gewagt, zu sagen, daß es keine sociale Frage giebt! —

— Ist denn das so schlimm?

— Ja, mein Herr, sehr schlimm.

— So daß also, mein Herr, sagte Therese, keine Erwägung: weder die Dienste, die er geleistet hat, noch seine Uneigennützigkeit, noch seine Vaterlandsliebe, noch seine Herzensgüte ...

— Die Dienste, von denen Sie sprechen, hat er der Bourgeoisrepublik erwiesen, und diese Republik verabscheue ich ebenso sehr, wie er selbst das Kaiserreich verabscheut haben mag. An seine Uneigennützigkeit glaube ich nicht; denn wenn er nicht selbst stiehlt, so läßt er in seiner Umgebung stehlen und findet ohne Zweifel bei all diesen Börsenschwindeln seine Rechnung. Für seine Vaterlandsliebe weiß ich ihm keinen Dank; da ich durchaus und mit vollem Bewußtsein kein Verständniß für die alberne und verderbliche Vaterlandsidee habe, die zum größeren Ruhme einiger Säbelraßler und zum Unglück von Hunderttausenden menschlicher Wesen zwei Völker bewaffnet und aufeinander loshetzt. Was seine Herzensgüte betrifft, so werden Sie mir wohl zugeben, daß er meiner Mutter etwas schuldig war, wenn auch mir selbst vielleicht nichts weiter. Nun, wenn ich während der Tage finsteren Elends, die wir durchgemacht haben, so feig war, mich an ihn zu wenden, ihn, nicht um ein Almosen, sondern um ein wenig Unterstützung, um etwas Protektion zu bitten, so fand ich sein Herz so hart wie das Holz dieses Tisches hier ... Ah! er gehört seiner Kaste ganz an; gehen Sie mir mit ihm! ... Sprechen wir nicht mehr von diesem Manne, Madame; ich hasse ihn! ...

Er sprach diese Worte mit so schrecklichem Ausdruck, daß Therese begriff, es sei unnütz, weiter in ihn zu dringen. Sie stand auf:

— Entschuldigen Sie, Madame, und auch Sie, mein Herr, daß wir Sie belästigt haben.

Und von Farjasse gefolgt betrat sie die Treppe, durchschritt rasch das Schänkzimmer unten, und ging hinaus.

Ohne mit einander zu sprechen thaten sie einige Schritte in der Richtung auf La Villette. Die lange Linie der Gaslaternen senkte sich vor ihnen tief in die Nacht hinein, und beschien mit unbestimmtem fahlem Glanze niedrige Häuser mit dunklen Fenstern, die ein schmutziges Aussehen, etwas Untersetztes und Unheimliches an sich hatten, das Furcht einflößte; dazwischen standen möblirte Gasthäuser, Absteigequartiere, in denen man Höhlen des Verbrechens und der Sittenlosigkeit ahnte. Der Boulevard war fast menschenleer. Nur einige Mädchen glitten schattenhaft vorüber, um zweifelhafte Häuser herum, an deren Thüren die matte von innen grell erleuchtete Glasscheibe die Blicke schon von weitem auf sich lenkte wie eine ungeheure Laterne. Hie und da flammten Schnapsläden in der Finsterniß auf, und warfen eine Helligkeit wie ein Schmiedefeuer auf den Bürgersteig; und wankenden Schrittes sah man unselige Arbeiter schon halb betrunken hervorkommen und jenen Leuchtthürmen zusteuern, um sich dort vollends den Rest zu geben. Auf der anderen Seite des Boulevards die Kirchhofsmauer, hoch und gerade wie eine Gefängnißwand, und über ihren First wegragend verschwommen sichtbare Formen von Grabdenkmälern: Unzucht, Trunksucht, Tod, dicht bei einander.

— Oh! sagte Therese, und ergriff den Arm ihres Begleiters; welch eine schauerliche Gegend!

— Ja! . . . Und Sie sehen wohl, daß es nicht der Mühe lohnte, hierher zu kommen. Hatte ich es Ihnen nicht deutlich genug vorausgesagt, daß Sie nichts erreichen würden?

— Nichts . . . Sie haben recht gehabt. Es bleibt nichts weiter übrig, als daß man sie ihr Werk des Hasses weiter treiben läßt. Was haben diese Frondeurs aber für harte und enge Gehirne! So eine Mutter und so ein Sohn, mein Freund!

— Interessante Leute, nicht wahr? . . . Namentlich der Sohn, der übrigens einen ganz anderen Verstand besitzt, als die Alte. Während er sprach, beobachtete ich die niedrige Stirn, die zu dicht an einander gerückten Augen, die zusammengewachsenen Brauen, das abstoßende, magere und fahle Gesicht. Ein hübscher Kopf für einen angehenden Brutus; finden Sie nicht auch, meine Liebe? . . . oder auch für einen jungen Mönch im Lager der Ligue, einen Jacques Clément? . . . Was meinen Sie dazu?

Therese blieb einen Augenblick stehen und sagte: — Oh! mein Gott, Freund, Sie erschrecken mich!

— Bah! antwortete er lächelnd, haben Sie keine Angst! Michael ist weder Diktator noch König von Frankreich. Hätten Brutus oder Jacques Clément wie Herr Marius Vidalin die Fähigkeit besessen, ihr Gift in einer Zeitung auszuspritzen, so wäre ihnen der Gedanke an ihre That gar nicht gekommen. Setzen Sie sich wegen dieses Lümmels keine Raupen in den Kopf, ich bitte Sie sehr; ihn fürchten hieße ihm zu viel Ehre anthun.

— Wer weiß? . . . Denken Sie an die Herrschergebärde, an den gebieterischen, hochmüthigen Ton, namentlich aber an den Blick! . . . Ich sage Ihnen, in den Augen dieses Menschen liegt etwas Erschreckendes! Und diese seltsame Stimme! Sie klingt mir fortwährend in den Ohren, sie verfolgt mich . . Würden Sie es für möglich halten, mein Freund, ich bin eifersüchtig, ja eifersüchtig! . . . Wenn ich bedenke, daß diese Megäre einen Sohn hat, und daß vielleicht der Mann, den ich so sehr geliebt habe . . . Ach Camille, es ist mir vorenthalten worden, jenes kleine Ungeheuer!

— So drückte sich vor einigen hundert Jahren eine reizende Frau, Valentine Visconti, in Bezug auf einen Bastard ihres Mannes aus. . . . Ohne es zu ahnen, Therese, haben Sie ein Plagiat an einem geschichtlich berühmten Worte begangen, das fünf Jahrhunderte alt ist.

— Ach, mein Freund, gewisse Worte scheinen alt, weil es lange her ist, daß man sie zum ersten Male gesagt hat; das Gefühl aber, welches sie ausdrücken, ist so tief menschlich, daß diese Worte ewig jung bleiben . . .

Fünftes Kapitel.

Der Tag des Triumphs.

Drei Tage nach dem Ausbruche der Krisis hatte Costalla den Auftrag erhalten, ein neues Kabinet zu bilden, und unmittelbar darauf konnte er dem Präsidenten der Republik eine Liste von acht Namen vorlegen, die Tags darauf im Regierungsanzeiger veröffentlicht wurde. Das Oberhaupt des Kabinets nahm für sich selbst den Vorsitz im Ministerrathe und die Rechtspflege. Man war glücklich, das Ministerium so rasch bei einander zu sehen. Das Land, dem in diesem Jahre 1881 die langsame Erledigung derartiger Vorgänge schon ebenso beschwerlich wurde, wie ihr häufiges Eintreten, empfand eine wahre Erleichterung bei der Kunde, daß es nicht wieder würde die lange Zeit der Zerrüttung,

Ungewißheit und abspannenden Erwartung zu überstehen haben, die ihm die zur Bildung eines Kabinets berufenen Politiker gewöhnlich durchzukosten gaben. Man war allgemein der Ansicht, daß die Leichtigkeit, mit der Costalla das Steuerruder des Staates in die Hand nahm, ein gewisses Selbstvertrauen und eine Entschlossenheit bekundete, die eine gute Vorbedeutung für die Zukunft zu enthalten schien.

Die Inhaber der sieben anderen Ministerposten waren der Mehrzahl nach jung, lauter Homines novi, die sich noch nicht durch mehrmaligen Uebergang aus einem Ministerium in's andere abgenutzt hatten. Sie gehörten nicht zu jener politischen Kategorie von Anwärtern auf Ministerposten, die zwischen den Parteien hin- und herlaviren, um die erbärmliche Begehrlichkeit und Eifersüchtelei der parlamentarischen Koterien zum Besten eines kleinlichen Ehrgeizes auszubeuten.

Die Antrittserklärung des neuen Kabinets konnte kaum den abgedroschenen Gemeinplätzen entgehen, die für amtliche Schriftstücke dieser Art unerläßlich zu sein scheinen. Sie stach von den — leider schon so zahlreichen und stets kraftlos und wirkungslos gebliebenen — welche die Kammer bereits gehört hatte, nur durch größere Wärme ab, durch eine patriotischere, volltönendere, selbstbewußtere Klangfarbe, die im Auslande nicht unbemerkt blieb. Man zog daraus den Schluß, daß das neue Kabinet die Stunde für gekommen halte, nicht länger wie bisher, seit die großen Schicksalsschläge über Frankreich hereingebrochen waren, im Rathe der Völker bei Seite zu stehen. An einer anderen Stelle hatte Costalla seiner Lieblingsidee von einer Republik Ausdruck gegeben, die von einem alles umfassenden Geiste der Duldung beseelt sei. Mißtrauen und Voreingenommenheit entwaffnend sollte diese Republik über die Verläumdungen ein strenges Strafgericht halten, hingegen alle die an sich ziehen, die noch zauderten, die sich ihr noch spröde entzögen; denn gerade denen würde sie das Schauspiel einer Regierung bieten, die einzig dem Wohle der Gesammtheit gewidmet sei und an sittlichem Werthe die früheren Regierungen hinter sich lasse. Wenn einige Sonderparteiler sich darüber aufregten, daß Costalla seinen Ruf an alle Männer mit gutem Willen richtete, welches auch ihre politische Stellung früher gewesen sein mochte; wenn der „Feuerfeste" sich beeilte, hämisch auf „das cynische Entgegenkommen des Oberhauptes der Majorität gegenüber den Reaktionären" hinzuweisen; so waren doch viele tüchtige Köpfe der Ansicht, daß diese Politik der Versöhnung die richtige sei, und daß es außerhalb derselben für Frankreich keine andere Aussicht gebe, als die verderblichen Spaltungen, die unfruchtbaren und geradezu verbrecherischen Wettkämpfe zwischen den Parteien mit ihren dem

Lande so schädlichen Wirkungen für alle Ewigkeit sich festwurzeln zu lassen.

Zwei Tage, nachdem die Minister ihr Amt angetreten hatten, lud Costalla seine Kollegen ein, bei ihm zu Soisy in dem Landhäuschen zu speisen, wo er sich auch im Winter gern des Abends von den Anstrengungen des Tages erholte. Diese Tafelrunde sollte keinen amtlichen Anstrich haben; es sollte vielmehr ein freundschaftliches Mahl, als eine Ministertafel sein. Costalla zeigte sich in diesem Kreise so, wie er oft im näheren Verkehre war: strahlend von Laune, Geist und Beredsamkeit. Beim Nachtische erhob er sich, einen Champagnerkelch in der Hand, und sprach mit plötzlich ernst gewordener Stimme: „Meine Freunde, ich trinke auf die, deren theuren, heiligen Namen wir nicht öffentlich aussprechen dürfen, deren Sie aber wie ich beständig im Herzen gedenken! Auf die, um deren willen wir die nöthige Kraft finden werden, wirksam an der Wiederaufrichtung des Vaterlandes zu arbeiten! Auf das Elsaß, meine Freunde, und auf Lothringen!“ . . .

Sie waren aufgestanden, bleich, mit feuchten Augen, und streckten ihm ihre Gläser entgegen. Die Becher erklangen unter tiefem Schweigen und wurden mit einer gewissen Feierlichkeit geleert, die diesem Vorgange etwas so unbeschreiblich Weihevolles verlieh, daß er sich ausnahm, wie eine jener Trankspenden, die bei den Alten die Eidschwüre begleiteten und ihre Erfüllung unter die Gewähr der Gottheit stellten. Dann küßten sie sich gegenseitig, wie die Girondisten bei ihrem letzten Festmahle; während ein allegorisches Bild, das an der Wand hing, eine Darstellung des Elsaß als junge schwarzgekleidete Frau mit blondem Haar und einer breiten Bandschleife über dem Scheitel, sie anschaute, und dem Augenblicke, wo sie sich ihr stumm zu gemeinsamem Wirken verpflichteten, freundlich zuzulächeln schien.

Die ersten Schritte des neuen Kabinets bewiesen, daß Costalla fest entschlossen war, sich von der Ausführung des Programmes der Versöhnung, das er beim Antritt der Regierung vor dem Lande entrollt hatte, nicht abbringen zu lassen. Ein radikaler Abgeordneter hatte die Staatsgewalt aufgefordert, mit einer strengen „Reinigung“ gegen das Personal des Auswärtigen Amtes vorzugehen. Für den Präsidenten des Ministerraths bot sich damit die Gelegenheit, eine große Rede zu halten, in der er sich mit warm empfundenen Worten gegen die Bedrückungs- und Vergewaltigungspolitik erhob, die, sagte er, falls sie einst zum Unglück die Oberhand gewinnen sollte, die Spaltung Frankreichs in zwei unversöhnliche Lager zum alleinigen Ergebniß haben würde. Einige Monate später wurde ein anderer Antrag, der auf die

Aufhebung der französischen Gesandtschaft beim Päpstlichen Stuhle abzielte, Dank seinem kräftigen Einspruche abgelehnt. Um den Antrag zu bekämpfen, hatte er Betrachtungen der erhabensten Art in's Feld geführt: die noch immer in dem größeren Theile der Nation lebendige christliche Glaubensrichtung; die Jahrhunderte alten Ueberlieferungen unserer Politik; die Nothwendigkeit, Frankreich seine katholische Gefolgschaft zu erhalten. Die Zeitungen der äußersten Linken nahmen sofort von diesen weisen Worten Vermerk, um gegen den, der den Muth gehabt sie auszusprechen, die Beschuldigung der Fahnenflucht zu schleudern. Man erinnerte ihn bissig an eine Rede, in der er, fortgerissen von der Heftigkeit seiner Schmähungen gegen den 16. Mai und die daran Betheiligten, auf die unselige Idee kam, die Geistlichkeit als Feindin jedes Fortschritts hinzustellen, ohne die Tragweite einer solchen Beschuldigung und all das Uebel, das aus einer so unvorsichtig in den Wind geschleuderten Saat des Hasses aufgehen mußte, zu berechnen. Er vertheidigte sich mit der Entgegnung, es sei dies eines jener Zornesworte, wie sie in der Hitze des Kampfes wohl mitunter entschlüpften, an die sich aber ein Mitglied der Regierung nach dem Siege nicht mehr erinnern und noch viel weniger halten dürfe. Dieses offene Eingeständniß des begangenen Fehlers entflammte durch den darin enthaltenen unklugen Ausfall die niedrigsten demagogischen Leidenschaften, und war demnach nicht dazu angethan, den Unversöhnlichen seiner Partei zu gefallen; — der Bruch war unheilbar.

Gerade in diesem Augenblicke hatte er sich mit Leidenschaft auf den Plan einer Annäherung zwischen Frankreich und seinem alten Widersacher jenseits des Kanals geworfen. Es ging das Gerücht, er habe mit einem Prinzen des Königshauses von England zu Zweien gefrühstückt, und es sei bei diesem geheimnißvollen Frühstück von ganz anderen und viel folgenschwereren Sachen die Rede gewesen, als von einer Vergleichung der Vorzüge der französischen und englischen Küche. Man erzählte, ein russischer General, ein ausgesprochener Gegner des politischen Uebergewichts Deutschlands, der, Dank seiner heldenmüthigen Tapferkeit, in Paris fast ebenso beliebt war wie in Moskau, sei bei Gelegenheit einer Reise, die jener Held des letzten türkischen Krieges in Frankreich machte, insgeheim von Costalla empfangen worden. Neuigkeitskrämer behaupteten sogar, nach dieser Zusammenkunft mit dem panslawistischen Patrioten habe jener seine geheimen Empfindungen nicht so völlig verschleiern können, daß nicht sein Gesicht seine tiefe innere Befriedigung habe erkennen lassen.

Indessen nahte der 14. Juli heran. Auf den Vorschlag des Pre-

mierministers war beschlossen worden, daß das nationale Fest mit ungewöhnlichem Glanze gefeiert werden sollte. Die Heerschau über sämmtliche Truppen des Pariser Armeecorps sollte wie gewöhnlich auf der Rennbahn zu Longchamps abgehalten werden. Zu dieser Feierlichkeit aber sollte sich diesmal ein eigenartiges Schauspiel von achtunggebietender Großartigkeit gesellen, um, wie Costalla hoffte, das patriotische Gefühl mächtig zu erregen, das infolge der Ereignisse von 1870 so kräftig erwacht war und dessen fortdauernde Pflege und Entwickelung für ihn ein Gegenstand des Stolzes und der Hoffnung war.

Seit dem verhängnißvollen Kriege war das Heer Frankreichs um den Preis beharrlicher Anstrengungen und ungeheurer Opfer neu geschaffen worden; die zahlreichen neu errichteten Regimenter aber hatten ihre Fahnen noch nicht empfangen, und viele unter den alten — leider vielleicht alle — hatten die ihre, die einen bei Sedan, die anderen bei Metz... verloren. Der Augenblick war gekommen, dem neuen Heere seine Feldzeichen zu geben. Ein Rundschreiben des Kriegsministers hatte demnach die Befehlshaber der verschiedenen Armeecorps eingeladen, sich auf den 14. Juli nach Paris zu begeben, mit einer Abordnung von Officieren, Unterofficieren und Soldaten aus jedem der ihnen unterstellten Regimenter. Nach der Besichtigung und dem Vorbeimarsche würde die Feierlichkeit der Fahnenvertheilung stattfinden.

Der große Tag kam heran. Paris hatte sein Feiertagskleid mit der geistreichen Koketterie angelegt, die es entwickelt, wenn es sich putzt. Eine unzählige Menge von Fahnen wogte unter dem glühenden Lichte der Julisonne an den Vorderfronten der öffentlichen Gebäude, an den Fenstern der Wohnhäuser, an den Masten, Bühnen und Triumphbögen, die auf den Plätzen errichtet worden waren, mit einem Worte überall, wo man den nöthigen Raum, um einen Fahnenschaft anzubringen, hatte ausfindig machen können; und dieses allgemeine Geflagge gab den ältesten Bauwerken der ärmlichsten Stadtviertel ein jugendliches Aussehen; es erfreute die Augen, indem es die düstere Außenseite der mächtigen grauen Mauern mit lebhaften Farbentönen hervorhob; es erweckte in den Herzen eine geheime Fröhlichkeit, ein Verlangen zu schreien, zu singen und Beifall zu klatschen. Auf den engen Wegen der volkreichen Viertel stießen die wagerecht an den Fenstern auf beiden Seiten der Straße angebrachten Fahnen beinahe an einander und bildeten in der Luft eine Art dreifarbigen Baldachins, in dem das strahlend prächtige Roth vorherrschte; und wenn ein Lufthauch alle diese Stücke Stoff bewegte, so war das für das Auge der Vorübergehenden ein lustiges Flimmern und Glitzern; sie hatten die eigenthümliche Em-

pfindung, als sähen sie auf ein hängendes Feld von Korn- und Mohnblumen, das über ihrem Kopfe hin- und herwogte. Venetianische Laternen, an einem in der Fensterwölbung gespannten Eisendrahte aufgehängt; farbige, ebenmäßig auf dem Fenstersims aufgestellte Gläser — Vorbereitungen für die Illumination am Abend, — Ketten von Laubwerk, Gewinde von dreifarbigem Papier, vollendeten den äußeren Schmuck der öffentlichen und privaten Gebäude und erhöhten jenes fröhliche Aussehen, das Paris plötzlich angenommen hatte und das gewissermaßen eine Art zerstreuten Lächelns der großen Stadt war, die es glücklich machte, daß sie sich in ihren Festgewändern schön fühlte.

Die Heerschau sollte erst um 2 Uhr stattfinden. Schon am Morgen aber hatten die Bewohner der äußeren Stadtviertel angefangen, sich auf den Weg zu machen. Die Bewegung war nicht mehr zum Stehen gekommen, sondern hatte im Gegentheil Schritt für Schritt die weniger entfernten Viertel ergriffen, so daß gegen Mittag die Champs Elysées und die Kaiserinallee das Schauspiel eines ungeheuren wandernden Ameisenhaufens boten, dessen Vortrab bereits das Bois de Boulogne berührte, während die Nachhut noch kaum am Konkordienplatze war, und der schwarz, dicht und wimmelnd in gleichmäßiger, ununterbrochener Bewegung vorrückte, unterwegs durch das Aufgebot der benachbarten Straßen verstärkt, die auch noch eine Menge Leute in diesen großen Menschenstrom ergossen. Diesem gleichlinig floß ein Strom von Wagen bald rascher, bald langsamer, mitunter durch plötzliches Anhalten gehemmt. Und alles dies ging unter und verschwand in dem ungeheuren Meere von Grün, welches sich am Ende der Kaiserinallee ausdehnt.

Das Bois de Boulogne, in das die ganze Stadt sich ergossen zu haben schien, bot den malerischen und entzückenden Anblick eines riesigen wie aus der Erde gezauberten Feldlagers. An allen Kreuzwegen, längs aller Baumgänge, hatten sich fliegende Trinkgelegenheiten unter freiem Himmel eingerichtet; Tönnchen, mit dreifarbigen Fähnchen geschmückt und mit frisch abgeschnittenem Laube oder mit Farnkraut zugedeckt, waren auf Böcke gelegt worden. Inmitten der Lichtungen lagerten Soldaten, im Schatten neben den zu Pyramiden zusammengestellten Gewehren; die einen säuberten ihre weißbestaubten Schuhe mit einer Handvoll Gras; andere, die der lange Marsch am Morgen zu sehr angegriffen hatte, schliefen lang auf dem Rücken liegend. In den Baumgängen bewegten sich Gendarmen zu Pferde in voller Uniform steif und unerschütterlich auf und ab, denen die weißen Kniehosen, die hohen schwarzen Stiefel, der Dreimaster, und namentlich der rothe

Aufschlag des Waffenrockes das Aussehen von Soldaten des Ancien Régime verliehen. Ferner Trommelwirbel erklang in allen Richtungen, und mischte sich in das dumpfe Donnern der Tausende von Wagen, die nach Longchamps zu rollten.

Auf dem Rennplatze war ein Pavillon mit zwei Anbauten errichtet worden: der Mittelbau sollte das diplomatische Corps, die Adjutanten des Präsidenten der Republik und die Minister aufnehmen; der Anbau rechts war für den Senat, der links für die Deputirtenkammer bestimmt. Zwischen diesem Neubau und den Renntribünen, auf denen die von der Präsidentschaft Eingeladenen sich dicht zusammenschaarten, war ein Raum von ungefähr 100 Metern für den Vorbeimarsch der Truppen freigelassen worden. In einiger Entfernung von da glich der mit Menschen bedeckte Windmühlenhügel einem ungeheuren Bienenkorbe, auf den sich ein dichter Schwarm gesetzt hat. An dem Rande des Wäldchens hatte sich von früh an eine unzählige Menge angehäuft und bildete eine dunkle Linie, welche die Sommergewänder der Frauen und die buntfarbigen Sonnenschirme mit hellen Punkten übersprenkelten. Halbwüchsige Burschen, die der besseren Aussicht wegen auf die Bäume geklettert waren, glichen von weitem großen an den Bäumen aufgehängten venetianischen Laternen.

Während sich die Tribünen allmählich füllten, blieb die große gleichförmige Rasenfläche der Rennbahn leer; nur dann und wann wurde sie von Depeschenreitern belebt, die sie im Galopp durchfurchten. Auf den Stufen stehend richteten die Zuschauer ihre Operngläser und suchten die Truppen zu entdecken. Man konnte sie noch nicht deutlich sehen, aber man fühlte, daß diese dichten Baummassen, die eine ganze Seite des mächtigen Halbrunds umsäumten, etwas Furchtbares verhüllten; daß das Heer da war, verborgen hinter jenem Vorhange von Grün. Seine unsichtbare Gegenwart machte sich durch funkelnde Stahlblitze bemerkbar, die mitunter in den Lichtungen aufsprühten; durch ein unbeschreibliches, dumpfes Durcheinanderwimmeln von Menschen und Pferden, das man undeutlich wie fernes Branden des Oceans rauschen hörte. Und nun bricht plötzlich ein Regiment aus dem Walde hervor; dann wieder eins und jetzt ein drittes; Reitergeschwader und Batterien erscheinen, ohne Hast, ohne Verwirrung, hier und da, von überall her; und wie ein riesiges Becken, das auf allen Seiten Wasser zieht, füllt sich die Rennbahn auf allen Punkten ihres Umkreises mit einer langsam einsickernden Menschenmasse. Hinter diesen treffen andere ein in taktmäßigem Schritt; sie führen Schwenkungen aus und gruppiren sich wie am Schnürchen, und jedes Corps nimmt ohne Zaudern, ohne Zu-

sammenstöße den vorher bestimmten Platz ein, wie sich die verschiedenen Stücke einer planmäßig gelenkten Maschine ordentlich neben einander reihen. Bei dem Anblicke dieser so schön geregelten, ihrer selbst so sicheren Streitmacht lief ein Wonneschauer durch die Menschenmenge.

Als das Fußvolk vollends in seine Stellungen einrückte, kündete eine auf dem Dache der Windmühle hochgezogene Fahne die Ankunft des Präsidenten an, der mit seinem Gefolge den für ihn freigelassenen Pavillon betrat; zugleich donnerten die Geschütze auf dem Mont Valérien, die Trommler wirbelten im Gelände, und die Soldaten präsentirten das Gewehr. Nachdem der Generalgouverneur von Paris in kurzem Galopp vor die Front der Truppen geritten war, begann der Vorbeimarsch. Voran zog das Bataillon von Saint-Cyr, gefolgt von mehreren Linienregimentern und den Jägern zu Fuß, die in hurtiger leichter Gangart vorbeimarschirten und den munteren Klingklang ihrer Hörner im Winde verwehen ließen. Hierauf erscholl ein dumpfes Rollen gleich fernem Donner; es war die Artillerie, die sich soeben in Bewegung gesetzt hatte. Zuerst sah man nur eine schwarze Lavine, die bei ihrer Ankunft den Boden erzittern machte und beim Näherkommen wie eine Sturmfluth den Eindruck einer unwiderstehlichen Kraft hervorrief. Bald konnte man die Scharlachlinie der rothen auf die Tschakos vorn herabfallenden Roßhaarbüsche unterscheiden. Zu Sechsen fuhren Achse an Achse die langen Feldgeschütze in raschem Trabe vorbei, in so gleichmäßiger Bewegung vorwärts stürmend, daß es aussah, als seien sie an einander gelöthet und als drehten sich die Räder jeder Reihe um ein und dieselbe wagerechte Achse. Undeutlich durch eine Wolke von Staub hindurch sah man Fahrer, die mit dem Krummsäbel in der Hand wie aus Erz gegossene Reiter steif aufrecht im Sattel saßen; man sah Bedienungsmannschaften, den Karabiner über Schulter und Brust gehängt, auf ihren Pulverkasten sitzen; und gerade dieser Staub gab dem Vorbeimarsche, statt den guten Eindruck abzuschwächen, etwas episch Beredtes; denn er gestattete den Zuschauern, sich das Aussehen dieser selben Batterien an einem Schlachttage, inmitten des Pulverdampfes der Geschütze, deutlicher vorzustellen.

Plötzlich neigten sich alle Köpfe mit dem Ausdrucke brennender Neugier nach vorn; die Menge gerieth in wogende Bewegung, und von Mund zu Mund flog mit einer Art furchtsamer Bewunderung gesprochen das Wort: „Die Reiterei!“

Sie hatte sich am äußersten Ende der Rennbahn nach der Seite von Boulogne aufgestellt, und wartete, bis ihr Infanterie und Artillerie das Feld frei ließen. Von den Tribünen aus bemerkte man sie wegen

der Entfernung nur wie eine dunkle, in funkelnde Blitze gehüllte Masse, die an ein ungeheures fabelhaftes Thier denken ließ, dessen glänzende Schuppen in der Sonne spiegeln. Als die letzte Batterie ihren Vorbeimarsch beendete, setzte sich jene wirre Masse ihrerseits in Bewegung und rückte näher an die Tribünen heran; und man erkannte zunächst die Kürassiere, mit den zwei über einander liegenden Schichten von Blitzen, die ihre Brustharnische und ihre Helme ausstrahlten. Plötzlich brach gellender Trompetenklang los — ein Blasen, dessen schrille Töne die Luft zerrissen, nicht lebhaft und lustig wie die Jägerhörner, sondern wild und grausam, wie aus barbarischen Zeitaltern stammend — und die schwere Reiterei erschien an einer Drehung der Rennbahnlinie, im kurzen Trabe vorrückend. Ihren Schwadronen um einige Schritte voraus streckten die Kürassierofficiere kurz ehe sie an die Tribüne des Präsidenten herankamen, ihren langen Pallasch senkrecht in die Luft. Als sie aber an dem Oberhaupte des Staates vorbeikamen, senkten sie die Spitze zur Erde, mit einer schönen imposanten Gebärde, die in einer eigenthümlich vornehmen Weise all die Hoheit und Erhabenheit zum Ausdruck brachte, die in der Achtung der Kraft vor dem Gesetze liegt. Beim Anblicke dieser starken Männer in Eisenpanzern und Helmen hub ein Beifallsjubel an, welcher den der Artillerie entgegengesandten an Feuer und Kraft weit hinter sich ließ; wie wenn ein jeder mitten in dem von den Pferden aufgewirbelten Staube plötzlich das Bild des Vaterlandes hätte aufsteigen sehen, nicht gedemüthigt und verfallen, sondern mächtiger als es je gewesen und seiner neuen Kraft bewußt. In dieses Geschrei mischte sich ein Name, welchen diese unermeßliche Menschenmenge aus freien Stücken dem Gedanken patriotischer Hoffnung hinzugesellte, die soeben alle Herzen zu gleicher Zeit hatte höher schlagen lassen; zwanzigtausend Stimmen riefen: „Costalla! Costalla! . . .“

Er saß auf der Präsidententribüne ein wenig hinter dem Staatsoberhaupte. Sowie er nur die Tribüne betrat, hatte er gefühlt, daß er der Gegenstand einer lebhaften Neugierde seitens der Mitglieder des diplomatischen Corps und der auswärtigen Militärbevollmächtigten war. Demnach hatte er sich zunächst Mühe gegeben, nichts von den Empfindungen sichtbar werden zu lassen, die ihm das unter seinen Augen sich abspielende Schauspiel einflößte. Beim Vorbeimarsche der Linie hatte er eine gleichgültige Haltung beobachtet und nur mit seinen Amtsgenossen einige flüchtige Bemerkungen über den höheren oder geringeren Grad von Genauigkeit im Defiliren der einzelnen Regimenter ausgetauscht. Und doch! wie groß war die Erregung, die ihm die Kehle zu-

schnürte, als er sie sah! Ach! wenn er sie, diese gut ausgerüsteten und gut bewaffneten, festen und kriegsgeübten Soldaten vor zwölf Jahren gehabt hätte, statt jener ungeübten Mobilgarden, denen es an allem gebrach und die, als der Sieg von ihnen gefordert wurde, nur zu sterben gewußt hatten! . . . .

Er hatte kaum die Selbstbeherrschung einigermaßen wiedergewonnen, als seine noch ganz zitternden Nerven von einer neuen mächtigen Gemüthsbewegung erschüttert wurden. Das war, als die Zugspitze der Artillerie, gerade wie eine Mauer, in der Höhe der Tribüne ankam. Seine lebhafte, leichtbewegliche, eindrucksfähige Natur, die keine starke Erregung empfinden konnte, ohne sie sofort durch Gebärden oder Worte nach außen kundzuthun, entschlüpfte noch einmal dem Zwange, den er über sie auszuüben bestrebt war. Vornübergeneigt um besser sehen zu können begann er wie toll zu klatschen, ohne sich um das Decorum oder die Gegenwart all jener würdigen, phlegmatischen, abgezirkelten Diplomaten zu kümmern, die mit stummem Staunen zusahen, wie der Premierminister von Frankreich so lärmend Beifall klatschte, wie ein Pariser Gamin. Als die schneidende Fanfare der Kavallerietrompeten erklang und die Kürassiere erschienen, sah man ihn erbleichen und dann plötzlich aufstehen. Es war dies eine Huldigung, die er dem Andenken der Tapferen darbrachte, die unter dieser selben Uniform für Frankreich bei Reichshofen gestorben waren. Und plötzlich packte ihn das Verlangen, diese Mannschaften im Vorbeireiten aufzuhalten; ihnen von der Höhe dieser Tribüne herab, in Gegenwart dieses ganzen Volkes, die heldenmüthige, sagenumrankte Selbstaufopferung ihrer Vorgänger zu erzählen; sie im Namen des Vaterlandes zu beschwören, sie sollten bereit sein, das von neuem zu thun, was jene vor ihnen gethan hatten. Ha! was wäre das für eine Rede geworden! Das „Bravo!", das er ihnen in Ermangelung jener Ansprache, die ihm fast die Lippen verbrannte, zurief, war mit so dröhnender Stimme herausgeschleudert, daß einige Gesandte den Kopf nach ihm umwandten. „Halt' an Dich, sagte ganz leise einer seiner Kollegen zu ihm; man sieht Dich an." Er nahm wieder in seinem Lehnsessel Platz und schloß die Augen; denn der Anblick jener prächtigen Schwadronen regte ihn derartig auf, daß er am liebsten in lautes Schluchzen ausgebrochen wäre. Erst als sein Name von Tausenden begeisterter Stimmen gerufen ertönte, gelangte er dazu, die frostig gleichgültige Miene wieder anzunehmen, wie sie einem Staatsmanne, der repräsentiren soll, zukommt. Der Blick aber, den er in dem Augenblicke, wo der wundervolle Vorbeimarsch der Artillerie zu Ende ging, auf die Gruppe der auswärtigen Militärbevollmächtigten warf,

war so außerordentlich ausdrucksvoll und beredt, daß er genugsam besagte, wie freudig und stolz sein Herz bewegt war.

Als die letzten Krankenwagen wegfuhren, kamen die Corpsgenerale und stellten sich vor dem Präsidenten der Republik auf, während die Fahnenträger auf beiden Seiten der Tribüne zusammentraten. Tiefes Schweigen entstand, als der Präsident sich erhob und folgende Worte sprach: „Officiere, Unterofficiere und Soldaten, die Ihr bei dieser Feier das französische Heer vertretet, das Vaterland legt mit diesen edlen Abzeichen die Vertheidigung seiner Ehre, seines Gebietes und seiner Gesetze in Eure Hände". Und es war ein unvergeßlicher Augenblick, wo alle diese Fahnen in den Händen der Obersten der verschiedenen Regimenter, für die sie bestimmt waren, sich vor dem Oberhaupte des Staates senkten. Alte Generale, bis zu Thränen gerührt, zerbissen sich den Schnurrbart. Diese nagelneuen Fahnen riefen ihnen die ruhmreichen pulvergeschwärzten, durchlöcherten, zerfetzten Lappen in's Gedächtniß, die sie zwanzig Jahre lang auf allen Schlachtfeldern der Krim, Afrika's, Italiens, China's, Mexico's von Sieg zu Sieg geführt hatten, bis zu dem verwünschten Tage, wo sie sich von ihnen trennen mußten. Einer von ihnen, der hervorragendste, dessen militärische Talente durch den Feldzug an der Spitze der Loire-Armee in's helle Licht getreten waren, und den man ganz im Stillen als den Höchstkommandirenden bezeichnete, wenn es einst zu einem neuen Kriege käme, — trat auf Costalla zu und drückte ihm leise im Vorbeigehen die Hand. Das genügte, um sehr Vielerlei anzudeuten, was der General nicht für gut fand, auch nur mit leisen Worten auszudrücken. Er hatte aber den Hang zur Schauspielerei nicht mit in Rechnung gezogen, der seinen Freund nie verließ, nicht einmal in den Stunden, wo er unter der Herrschaft einer aufrichtigen und tiefen Gemüthsbewegung stand. Statt sich damit zu begnügen, jenen Händedruck zu erwidern, warf sich Costalla dem ruhmreichen Soldaten in die Arme und drückte ihn lange zärtlich an's Herz. Und so genau kannte er die Mittel, unwiderstehlich auf die Massen zu wirken; so fein war die Witterung, mit der er in jedem einzelnen Falle die Gebärde, die Stellung, das Wort herausfühlte, welches der Menge gefällt, auf sie Eindruck macht, sie mit fortreißt, daß diese etwas theatralische Schaustellung, die vor einer kleinen Zahl von Zuschauern den einen rührend, den anderen geschmacklos, in jedem Falle aber unangebracht erschienen wäre, den Tausenden von Personen, die die Schranken durchbrochen hatten, um näher heranzukommen und besser zu sehen, erhaben erschien. Denn sie faßte gerade im richtigen Moment und in der klaren, greifbaren und ergreifenden Art, die nöthig war,

alle chauvinistischen Gedanken an kriegerischen Ruhm und nationale Wiedergeburt, die sich seit mehreren Stunden in die Herzen dieser Menge ergossen hatten, wie in einem lebenden Bilde der Revanche zusammen. Dies alles enthüllte sich Costalla in blitzschneller Eingebung, dies alles wurde sofort von ihm ins Werk gesetzt, ohne daß er dabei ein marktschreierisches Gaukelspiel beabsichtigte; empfand er doch thatsächlich selber die patriotische Erregung, die jener instinktmäßig geübte Kunstgriff bei den anderen hervorrufen sollte. Es sah aus, als seien die Thränen jeden Augenblick bereit, unter seinen Lidern hervorzuströmen; mit brennenden Blicken betrachtete er die neuen Fahnen; und jeder ahnte, schon aus dem Ausdrucke seiner Augen, daß er gern hätte zu ihnen sagen mögen: „Ich habe diese hier vor Augen; ich denke aber an die anderen, an die von 1870, die da drüben, in Potsdam, im Gefängniß schmachten!“ ... Die hervorgebrachte Wirkung war unermeßlich; die elektrisirte Menge legte ihre ganze Seele in den langgedehnten Zuruf, mit dem sie den patriotischen Minister begrüßte.

Als er abends mit Farjasse und Therese von dieser großartigen Feierlichkeit sprach, bei der das Herz der Bevölkerung von Paris in so offenkundigem Einklange mit dem seinigen geschlagen hatte, von den endlosen Huldigungen, die ihm bei der Rückkehr von Longchamps in den Baumgängen des Wäldchens auf der Kaiserinallée, den Champs Elysées, mit einem Worte überall, wo ihn das Volk erkannt hatte, dargebracht worden waren, sagte Costalla: „Ha, was ist das doch für eine große, hochherzige Nation! ... Was lebt in diesem Volke für eine geistige Spannkraft! ... Wie es auffaßt; wie es in Schwingungen geräth!“ ...

— Nun, ich, unterbrach ihn Camille, bin einem Manne begegnet, der durchaus nicht in Schwingungen gerathen war; und es thut mir leid, dir mittheilen zu müssen, daß dies dein eigener Bruder ist ... Weißt du, was er soeben zu mir gesagt hat? Die Kundgebung mit der Umarmung sei lächerlich und werde morgen die Rente um 25 Centimes drücken!

— Du hättest antworten sollen, versetzte Michael lebhaft, daß zu gleicher Zeit die Achtung vor Frankreich im Auslande um 100 Prozent steigen wird! ...

Dann zu Therese gewendet:

— Nun, bist du zufrieden? ... War dein Platz gut? ... Hast du alles gut sehen können, den Vorbeimarsch, die Austheilung der Fahnen? ... Sie haben mir tüchtig Beifall geklatscht, nicht wahr?

Die letzten Worte wurden von ihm mit etwas geckenhafter Miene

gesprochen, mit jener harmlosen kindlichen Eitelkeit, von der keiner von denen frei ist, die, als Sänger, Musiker, Redner, Schauspieler oder Abgeordnete, ein Gewerbe daraus machen, die Stimmen der Menge zu erbetteln; für die jene grobe aber berauschende Form der öffentlichen Gunstbezeugung, das Beifallsklatschen, ein ebenso gebieterisches Bedürfniß wird, wie für gewisse Trunkenbolde ihr Liter schwerer Wein.

— Mach' dich nicht lächerlich, Heldentenor! sagte Farjasse, in Lachen ausbrechend.

— Das haben die großen Männer fast alle so an sich, Camille! entgegnete Therese sanft. Wenn nicht ein Künstler in ihm steckte — und noch dazu ein Künstler sonder Gleichen — so möchte ich wohl wissen, ob er geworden wäre, was er ist ... Alsdann antwortete sie auf Costalla's Frage:

— Ja, mein Freund, ich bin sehr glücklich. Das ist heute ein schöner Tag für dich; ein wahrer Tag des Triumphs! ... Ich glaube, du hast auf deiner Laufbahn noch keinen solchen Tag erlebt und wirst nicht so bald wieder einen finden, der diesem gleichkommt. Ob Heldentenor oder nicht — hören Sie, Camille! — vielleicht gerade weil du wirklich ein wundervoller Tenor bist, warst du heute nicht der Mann einer Partei, du warst Frankreich selber ... Alle Welt hat das empfunden ... Und mir scheint, daß es etwas Großes ist, ja größer als alles andere, wenn jemand dahin gelangt, wozu du soeben gelangt bist, in sich das Denken und Hoffen eines großen Volkes in Fleisch und Blut zu verkörpern .... Das ist sehr edel und sehr schön ... Ich beglückwünsche dich und bewundere dich, mein Freund.

— Wenn du befriedigt bist, weshalb dann die besorgte Miene, die du soeben zeigtest?

— Achte nicht darauf ... Eine Weibergrille ... Du weißt, ich bin etwas nervös ... Ich mache mir Gedanken, die ganz unverständig sind.

— Aber was für Gedanken denn in aller Welt? ... So sprich doch ...

— Wenn ich dir aber doch sage, daß es thöricht ist ...

— Du willst wissen, was sie hatte? fragte Farjasse. Nun, mein Lieber, da sie es dir nicht gestehen mag, so werde ich dir's mittheilen.

— Camille, ich bitte Sie, schweigen Sie!

— Nein, nein! ... Sie hat, mein Bester, den Nachmittag damit hingebracht, daß sie sich einbildete, man würde auf dich schießen ... Kannst du dir so etwas vorstellen?

Costalla fing an zu lachen:

— Auf mich schießen? ... Und wer zum Teufel könnte auf so eine verschrobene Idee kommen, meine liebe Therese?

— Wer kann es wissen? sagte sie. Der erste beste ... ein Narr ... ein Fanatiker ... Wenn du glaubst, du habest keine Feinde, so irrst du dich! ... Ich jedenfalls kenne welche ... und zwar Feinde, deren Haß mich zittern macht.

— Ah ja, der „Feuerfeste" und seine Sippschaft; nicht wahr? ... Bah! geh mir doch! Diese Leute sind nicht gerade gefährlich ... sie geifern, aber beißen nicht ... Beruhige dich, meine Liebe ... und denke, wie ich, nur noch an diesen schönen Tag.

Sechstes Kapitel.

Eine erstorbene Seele.

Durch die Heerschau am 14. Juli waren die vom Heere erzielten Fortschritte glänzend festgestellt worden. Indeß gewährte diese prunkende, so lange mühsam vorbereitete Feier, an der nur Truppen theilgenommen hatten, die in der ihnen zufallenden Rolle im voraus unterwiesen worden waren, keinen Anhalt bezüglich der Vorzüge oder Mängel des Verfahrens, das man angenommen hatte, um die vorhandenen Streitkräfte vom Friedensfuße auf Kriegsbereitschaft zu bringen. Die Kammern hatten allerdings dem Kriegsminister des vorangegangenen Kabinets die erforderlichen Mittel zur Mobilmachung eines Armeecorps bewilligt; die Bestürzung aber, die schon durch die bloße Ankündigung dieser Maßregel im Lande hervorgerufen wurde, sowie die Haltung gewisser Staaten, hatte die Regierung genöthigt, die bewilligten Mittel unbenützt liegen zu lassen. So hatte sich die Meinung verbreitet, jener Plan sei endgültig fallen gelassen worden. Hingegen war Costalla der Ansicht, es sei für das Ansehen Frankreichs von Wichtigkeit, daß endlich zu dieser Probe geschritten werde, sollte auch die eifersüchtige Empfindlichkeit unserer Nachbarn über diesen Akt der Unabhängigkeit in Aufregung gerathen.

Demnach wurde im Ministerrathe für einen bestimmten Heerestheil ein Mobilmachungsversuch beschlossen. Um dieser Probe alle wünschenswerthe Bedeutung zu geben und sie genau zur Generalprobe einer wirklichen Mobilmachung im Ernstfalle zu machen, kam man überein, den Plan der Regierung geheim zu halten. Der Zeitpunkt, den man im Sinne hatte, das Armeecorps und die den Operationen zu Grunde liegende Idee sollten erst genau in dem Augenblicke enthüllt werden, wo der Befehl erlassen würde, der die ganze ungeheure Maschine in

Schwung setzen sollte. Einige Officiere vom Generalstabe des Kriegsministers, die allein mit in's Vertrauen gezogen worden waren, sollten mit ihrem Chef den endgültigen Plan ausarbeiten.

Nun brachte zwei Tage vor dem festgesetzten Termine eine Pariser Zeitung, der „Stern", die Meldung, daß das 12. Armeecorps am zweitfolgenden Tage mobil gemacht werden sollte, und veröffentlichte ganz genau das Programm der Manöver, die es ausführen sollte.

Dieses Ausplaudern erregte im höchsten Grade Costalla's Erstaunen und Zorn. Der Polizeipräfekt und der Oberstaatsanwalt erhielten den Befehl, sofort eine Untersuchung zu eröffnen, zu der der Minister des Inneren die Beihilfe der geschicktesten Kriminalkommissare leihen sollte. Der erste Punkt, welcher festgestellt wurde, war, daß ein gewisser Aubry, ein sogenannter „Geschäftsmann", in Wirklichkeit aber nichts weiter als ein Abenteurer schlimmster Sorte, in Geschäftsverbindung mit einer Frau Godefroy, die ihrerseits ebenfalls in den Polizeiberichten als gefährliche Ränkespinnerin bezeichnet wurde, die Nachricht an den „Stern" verkauft habe. Die Zeitung schien zu ihrem Verfahren durch keinen anderen Beweggrund veranlaßt worden zu sein, als durch den Wunsch, ihren Abonnenten einen Beweis von der Schnelligkeit und Sicherheit ihrer Angaben zu liefern. Nicht weniger sicher war — und dies bewies unwiderleglich die Genauigkeit und Schärfe der veröffentlichten Einzelheiten — daß vertrauliche Dokumente betreffs dieser Mobilmachungsprobe, daß geheime Schriftstücke abgeschrieben oder entwendet worden waren. Die Untersuchung mußte also weitergehen. Man war wohl einem der Schuldigen auf der Spur; es waren aber offenbar andere vorhanden, die man entdecken und treffen mußte, namentlich wenn — wie der Untersuchungsrichter zu glauben geneigt war — der Zeitung jene Mittheilung nur in der Absicht gemacht worden war, um auf dem Markte eine jener für Börsenmanöver günstigen Paniken hervorzurufen, aus der ohne Zweifel jemand Nutzen gezogen hatte, und zwar höchst wahrscheinlich der, welcher den Plan zu dieser Schiebung ausgeheckt und sich dunkler Helfershelfer bedient hatte, um sich bei der Ausführung desselben nicht bloßzustellen.

Am 13. September kam das Oberhaupt der Kriminalpolizei, um Costalla über das Ergebniß der bei Aubry und bei Frau Godefroy angeordneten Nachforschungen Bericht zu erstatten. Es war nicht gelungen, Aubry's habhaft zu werden. Der Mensch hatte keine feste Wohnung; ohne Zweifel hielt er sich verborgen, oder er hatte bei dem ersten Gerüchte von dem gegen den „Stern" eingeleiteten gerichtlichen Verfahren Frankreich verlassen. Was die Godefroy anbetrifft — eine

abstoßend häßliche, verwachsene kleine Person mit krummem Rücken, bemalten Lippen, nachgetuschten Augenbrauen und überladen mit unechten Schmucksachen — so hatte man sie bei sich zu Hause, in der Hirtenstraße, angetroffen, in einer Wohnung, deren Plunderstaat und Flitterkram den passenden Rahmen für ihr altes Kupplerinnengesicht bildete. Als die Kriminalkommissare kamen, hatte sie ihnen mit unverschämter Miene in's Gesicht gelacht und, auf einen Kamin voll verbrannter Papiere hinweisend, gesagt: „Ich erwartete Sie bereits ... Sie kommen zu spät!“ Ohne sich durch dieses Wesen aus der Fassung bringen zu lassen, waren die Kommissare zu einer peinlich genauen Haussuchung geschritten, und im Verlaufe derselben war einer von ihnen so glücklich, hinter der Holzvertäfelung eines Thüraufsatzes einen starken Pack Briefe und verschiedene Papiere sorgfältig versteckt zu finden, die man sofort zu Händen des Untersuchungsrichters abgeliefert hatte. Als die Frau sah, daß man ihren Versteck entdeckt hatte, war sie in einen schrecklichen Zorn gerathen, hatte angefangen, die Kommissare gröblich zu beschimpfen und laut geschrieen, sie würde sie alle vom Amte bringen; vor der Polizei brauche sie sich nicht zu fürchten ... Es hatte die denkbar größte Mühe gekostet, sie nach dem Polizeigefängniß zu schaffen, wo sie sofort in engeren Gewahrsam gebracht wurde. Das Haupt der Kriminalpolizei war höchst erstaunt gewesen über die außergewöhnliche Kühnheit, die die Megäre zur Schau getragen hatte. Er schloß daraus, daß sie irgend einen geheimen Beschützer haben müsse, auf den sie rechne, um sich aus dem Handel herauszuziehen. Diese Annahme wurde übrigens durch eine eigenthümliche Thatsache bestätigt: einige Zeit vorher war die Godefroy wegen des Versuchs, einen staatlich angestellten Beamten bei Gelegenheit einer Submission auf öffentliche Arbeiten zu bestechen, zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt worden, hatte aber diese Strafe nie abgesessen, was sich nur dadurch erklären ließ, daß sich ein verborgener und mächtiger Einfluß zu ihren Gunsten verwendet hatte.

An jenem Tage speiste Costalla bei seinem Bruder. Er hatte das Ministerium kurz vor 7 Uhr verlassen und war sinnend und sorgenvoll in der Berg-Taborstraße angekommen. Der Anblick seiner Schwägerin, der er hohe Achtung und verständnißvolle Zuneigung zollte, und seiner kleinen Neffen, die er zärtlich liebte, hatte ihn aufgeheitert. Während des Essens hatte er von tausenderlei Dingen gesprochen, die der Politik ganz fern lagen; er hatte mit den Kindern geschwatzt und ihnen aus dem Stegreif ein Märchen erzählt — ein Tribut, den sie jedesmal, wenn er kam, von ihm einforderten ... Nachher, als das Essen vor-

über war, hatte er angefangen, mit ihrer Mutter schöne Zukunftspläne für jeden von ihnen zu entwerfen. Der eine sollte Soldat werden, der andere die Kunstakademie besuchen; er selbst habe es immer bedauert, daß er nicht Maler oder Bildhauer sei; es träfe sich also ganz besonders glücklich, wenn er einen seiner Angehörigen die Künstlerlaufbahn ergreifen sähe. Wie gewöhnlich hatte Morgan kaum einige Worte gesprochen. Die Augen ziellos schweifen lassend, die seltsame senkrechte Falte — das einzige äußere Zeichen der unaufhörlichen inneren Denkarbeit auf diesem räthselhaften Gesichte — tiefer als je zwischen den Brauen eingegraben, war er völlig in jenes scharfe Nachdenken versunken, zu dem er nie jemandem den Schlüssel anvertraut hatte. Wenn man sie so beide sah, den einen kalt, schweigsam, mit den Händen auf dem Rücken das Rauchzimmer abschreitend, den Oberkörper eingezwängt in den tadellos sauberen schwarzen Gehrock; — den anderen bequem in einem Lehnstuhle liegend, die Weste zur Erleichterung der Verdauung unten aufgeknöpft, und begeistert von Rubens, seinem Lieblingsmaler, sprechend, ohne sich um die Cigarrenasche zu kümmern, die ihm reichlich auf die Kleider gefallen war; so ahnte man, daß in geistiger wie in körperlicher Hinsicht eine tiefgreifende und wesentliche Unähnlichkeit, ein radikaler Gegensatz der angeborenen Triebe zwischen diesen beiden Männern statt hatte, die durch einen sonderbaren Zufall demselben Schooße entsprossen waren.

— Nun! fragte plötzlich Morgan; jene Sache mit dem „Stern“, wie weit ist man damit gediehen? Seid ihr noch immer, wie behauptet wird, entschlossen, wegen dieser Veröffentlichung des Mobilmachungsplanes eine Menge Geschichten anzustellen?

— Mehr als je, antwortete Michael; wir wollen wissen, wer den Streich geführt hat; und wir werden es wissen.

— Ist denn das so schlimm, wenn man dem Publikum schon am Montag zu wissen giebt, was ihr ihm erst am Mittwoch mittheilen wolltet? . . .

— Und ob das schlimm ist! Vertrauliche Dokumente gestohlen, — gestohlen im Kriegsministerium! . . . Alle Hoffnungen, die ich auf diese Probe gründete, durch das Ausposaunen des Planes vereitelt, der bis zur letzten Minute ein Geheimniß bleiben sollte! Und das alles wahrscheinlich nur, um irgend einen faulen Börsenschwindel zu begünstigen! Und du frägst, ob das schlimm ist? . . . Das ist nicht schlimm, mein Lieber, das ist ein Verbrechen!

— Meinetwegen! . . So macht also die Untersuchung Fortschritte?

— Ja; der Schuft, der das Schriftstück an die Zeitung verkauft

hat, ist noch nicht festgenommen; aber du hast ohne Zweifel in den heutigen Abendblättern gelesen, daß man einen guten Fang gemacht hat, — eine gewisse Godefroy . . .

— Ja, ich weiß . . . Wahrscheinlich aber hat man nichts Wichtiges bei ihr gefunden?

— Wahrscheinlich hat man nicht . . . Was willst du damit sagen?

— Das ist höchst einfach . . . Die Zeitungen bringen die Mittheilung, sie habe ihre Papiere verbrannt, als die Kommissare gekommen seien; ich denke also, daß man wahrscheinlich nichts gefunden hat.

Ah! meinst du? . . . Nun, da täuschest du dich . . . Sie hat nicht alles verbrannt. Sie hatte sich eine ziemlich große Anzahl Stücke in einem Verstecke aufgehoben, das man ausfindig gemacht hat. Das ist noch nicht bekannt; sage es nicht etwa weiter . . .

— Ach woher; entgegnete Morgan bloß. Hierauf schwieg er einige Sekunden und fing dann mit seiner trockenen kurz abgebrochenen Stimme wieder an:

— So hat man also Papiere beschlagnahmt? . . . Jedenfalls sind sie interessant?

— Wie soll ich das wissen? Sie sind natürlich dem Untersuchungsrichter zugestellt worden.

— Ah, ja freilich . . . Wirst du aber nicht ein bißchen neugierig sein und wissen wollen, was darin steht?

— Das, mein Junge, geht dich nichts an . . . Als Justizminister habe ich das Recht, mich bezüglich der Untersuchung auf dem Laufenden halten zu lassen. Ich weiß aber nicht, ob ich von diesem Rechte Gebrauch machen werde; ich will den Gang der Justiz in keiner Weise hemmen.

— Das ist wirklich schön von dir.

Am nächsten Morgen arbeitete Costalla auf seinem Amtszimmer, als ein Diener ihm die Meldung brachte, der Oberstaatsanwalt verlange, auf der Stelle vorgelassen zu werden. Sofort in's Zimmer berufen, setzte nun dieser Beamte mit sehr erregter Stimme auseinander, daß er es für seine Pflicht gehalten habe, seinen Chef von der neuen Wendung, die die Sache nehme, unverzüglich in Kenntniß zu setzen. In der That hatte der Untersuchungsrichter kaum angefangen, den bei der Godefroy mit Beschlag belegten Stoß Briefe auszupacken, als er die Hand auf Papiere gelegt hatte, die für eine im Kriegsministerium auf hervorragendem Posten befindliche Persönlichkeit höchst belastend waren . . .

Ein Officier! rief Costalla aus; Sie müssen sich irren, Herr!

— Leider ist ein Irrthum unmöglich, Herr Minister! . . .

Und zur Vervollständigung der kurzen Andeutungen, die er soeben gemacht hatte, erzählte der Staatsanwalt, wie der Brigadegeneral Ayguebelle, zweiter Leiter einer der wichtigsten Abtheilungen im Kriegsministerium, in Geschäftsbeziehungen zu der Godefroy gestanden habe; wie die wenigen bereits gelesenen Briefe mit vollster Sicherheit bewiesen, daß er sich gemeinsam mit jener Abenteurerin den schlimmsten Machenschaften hingebe; wie er, von Schulden förmlich zerfressen und eine Beute der Wucherer, sich mehrmals von ihr habe Geld als Preis für erwiesene Dienste vorschießen lassen; wie diese Dienste hauptsächlich darin bestanden zu haben schienen, daß er bei der zuständigen Behörde für Fabrikanten militärischer Ausrüstungsgegenstände, für Erfinder eingetreten sei, die zum Entgelt für die dadurch erlangten Aufträge der Godefroy starke Summen auszahlten, von denen er selbst einen Rabatt bezog. Die zum Unglück nachgewiesene genaue Bekanntschaft des Generals mit der Helfershelferin Aubry's gestatte die Annahme — obwohl man hierüber noch nichts Thatsächliches gefunden habe, — daß er der öffentlichen Bekanntgebung des Mobilmachungsplanes nicht fremd sei; und seine äußerst bedrängte Lage mache es genugsam verständlich, wie er von Auskunftsmittel zu Auskunftsmittel schließlich zu dem Gedanken gelangt sei, auf Grund einer künstlich hervorgerufenen Baisse einen Börsencoup zu versuchen.

— Welche Schande! . . . Welche Schande! . . . wiederholte Costalla. Nun erklärt sich alles, die Dreistigkeit der Godefroy, ihre Drohungen gegen die Polizeibeamten . . . da haben wir ja den geheimnißvollen Beschützer, von dem mir der Leiter der Kriminalpolizei sprach . . .

Er war sehr erregt aufgestanden und ging mit großen Schritten im Zimmer hin und her.

— Beseitigung mit schlichtem Abschied . . . das muß zuerst geschehen . . . Danach gerichtliche Nachforschungen! . . .

Er hielt inne, wie erschreckt von dem, was er soeben gesagt hatte.

— Ein General auf den Bänken des Zuchtpolizeigerichts, neben dieser Vettel! . . . Oh, das ist nicht möglich! . . . Aber was sonst? . . . Die Sache todtschweigen? Ayguebelle die Mittel zur Flucht an die Hand geben? . . . Wenn er aber flieht, so wird jedermann einsehen, daß er der Mithelfer der Godefroy war; der Skandal wird kaum geringer sein, und wir werden einen Akt der Schwäche und eine Ungerechtigkeit rein umsonst begangen haben . . . Nun, Herr Oberstaatsanwalt, helfen Sie mir; machen Sie etwas ausfindig, was ich meinen Amtsgenossen vorschlagen kann.

Der Oberstaatsanwalt schüttelte traurig den Kopf.

— Wenn Sie sich an den Menschen in mir wenden, Herr Minister, so wird er Ihnen antworten, daß es für ihn wie für Sie demüthigend und schmerzlich ist, einen der Führer unseres Heeres in diesen schimpflichen Handel verwickelt zu sehen. Wenden Sie sich aber an den Justizbeamten, so kann er Ihnen nur das Eine sagen, daß Sie das Recht verlieren, die anderen Schuldigen zu treffen, wenn Sie diesen entwischen lassen.

— Allerdings ... Aber ebenso, wie Recht geübt werden muß, muß auch die Ehre des Heeres unversehrt erhalten werden. Vielleicht giebt es ein Mittel, sie zu retten ... Herr Oberstaatsanwalt, treten Sie gefälligst in dieses Zimmer und warten Sie ... Ich werde in einiger Zeit die Ehre haben, Sie zu bitten, wieder zurückzukommen.

Der Oberstaatsanwalt verbeugte sich und trat in das anstoßende Zimmer. Costalla setzte sich an seinen Schreibtisch, schrieb einige Zeilen, klingelte, und sagte zu dem Diener:

— Diesen Brief nach dem Kriegsministerium, durch eine berittene Ordonnanz; und munter!

Der General Ayguebelle hatte seine Laufbahn glänzend begonnen. In den Gräben des Grünen Hügels bei Sebastopol für todt liegen gelassen, dann wiederum bei Magenta, später bei der Belagerung von Puebla verwundet, galt er im Jahre 1870 für einen der glänzendsten Officiere im Heere. Nach dem Kriege wurde er als Oberst nach einer großen Stadt im Süden geschickt. Wenn jemand, wie er es seit seinem Austritte aus Saint-Cyr gethan hatte, auf den großen Heerstraßen der Krim, Italiens, Afrika's und Mexiko's herummarschirt ist, so nimmt er abenteuerliche Gewohnheiten an; er findet Geschmack am Wechsel, am Unvorhergesehenen, und hat ein lebhaftes Bedürfniß nach einem angespannten und bewegten Leben, ein Bedürfniß, das die friedlichen und etwas einförmigen Beschäftigungen in der Garnison schwer befriedigen können. Von jenen Feldzügen in der Fremde, mitten unter Völkern, deren Lebensgewohnheiten, deren Glaube, deren Auffassung von Gut und Böse von den unseren so sehr abweichen; von dem fast täglich zwanzig Jahre lang genossenen Schauspiel der triumphirenden Gewalt, der Plünderung, der Menschenjagden, der Raubzüge, der ungestraften Ersättigung thierisch roher Leidenschaften, die der Krieg entfesselt, hatte jener Haudegen eine hochmüthige Verachtung der bürgerlichen Moral mit heimgebracht; die Neigungen eines mittelalterlichen Landsknechts, der sich in eine civilisirte Gesellschaft verirrt hat und sich an ihren ihm unverständlichen Satzungen reibt wie ein Raubthier an den Eisenstangen

seines Käfigs. Das Pflichtgefühl war in ihm noch nicht völlig erloschen, wie es späterhin geschah; aber es war gewissermaßen schon eingeschrumpft; sein Gewissen verlangte nichts weiter von ihm, als eine äußerliche und gleichsam mechanische Beobachtung der Disciplin und Standesehre. Um sich zu zerstreuen und jene lebhaften Erregungen wiederzufinden, deren er nun entwöhnt war und die doch für ihn die unentbehrliche Würze des Lebens ausmachten, fing Ayguebelle an zu spielen. Das Spiel packte ihn, wie dies jene blitzartig zerschmetternden Leidenschaften des 45. Lebensjahres thun, die sich mit einem Schlage des ganzen Menschen bemächtigen und ihn bis auf die Knochen ausglühen. Er warf nach und nach sein eigenes kleines Vermögen, er warf das Geld seiner Verwandten und seiner Freunde in den Strudel. Dann begann der Unselige Stufe für Stufe hinabzusteigen, moralisch zu sinken. Nach dem Spiele kam die Schlemmerei, und mit der Schlemmerei kam es zum Absinth. Ein glücklicher Umstand schien bestimmt, ihn zu retten. Sein Dienstzeugniß war so glänzend, daß er nach einigen Jahren als Oberst die Sterne des Brigadegenerals erhielt und für einen wichtigen Posten in den Bureaux des Kriegsministeriums ausersehen wurde. Aber es war zu spät: seine drei Laster hielten ihn fest gepackt und sollten ihre Beute nicht mehr loslassen. Seine neue Stellung und der neue Wohnort lieferten ihm sogar die Mittel, ihnen leichter als in einer Garnisonstadt zu fröhnen. Wenn seine Arbeit im Ministerium beendet war — und er führte sie mit einer Pünktlichkeit aus, die seinen Vorgesetzten Sand in die Augen streute und die wüste Unordentlichkeit seines Privatlebens verschleierte, — wurde der General bis tief in die Nacht hinein der Gast der Spielhöllen und Spelunken. Im Zustande des Stumpfsinns mit leerem Hirn und kraftlosem Leibe kehrte er nach Hause zurück, goß Schlag auf Schlag mehrere Gläser seines abscheulichen Giftes hinunter, versank hierauf in einen bleiernen Schlaf, und begann am nächsten Tage dasselbe Spiel von neuem. Indem er so einen guten Theil seiner Zeit unter verdächtigen Spielgefährten, Kupplerinnen und öffentlichen Frauenzimmern verbrachte, ging seine Würde, sein Selbstbewußtsein Stück für Stück in die Brüche. Sogar das Beste, was noch an ihm war, die Tapferkeit, der heldenhafte Aufschwung der Seele und des Körpers im Angesichte der Gefahr, verließ ihn. Man bot ihm wieder aktiven Dienst an, erst in Tunis, dann in Tonkin: er lehnte ab. Die Anstrengungen, die Wunden, die zum Angriffe blasenden Hörner lockten ihn nicht mehr. Der körperliche Verfall hielt sich auf gleicher Stufe mit dem sittlichen Niedergange. Sein Gang wurde schleppend; er nahm gemeine Geschmacksrichtungen an, floh die

Gesellschaft seiner Standesgenossen und bewegte sich mit Vorliebe in einem wenig anständigen Kreise von Bookmakers, Jockeys, Trainers, ehemaligen feinen Herren, die wie er ihr Vermögen verspielt hatten, Schiffbrüchigen aus allen Lebensklassen, die er in den Spielhäusern traf. Allmählich hatte er sogar jenen Geschmack für peinliche Sorgfalt in der Kleidung, jene Gewohnheiten methodischer Ordnung in der Häuslichkeit verloren, der doch fast allen alten Officieren eigen ist. Unordnung und Verwahrlosung herrschten in seiner Wohnung; schmutzige Wäsche, Kragen, Halsbinden lagen nebst abgerissenen Zetteln, Wechselprotesten, alten Zeitungen, hingeworfenen Kleidungsstücken, Cigarrenstummeln, schmierigen Gläsern, unordentlich auf den Möbeln herum. Schon diese kleinen Einzelheiten ließen erkennen, daß der Bewohner dieser Räume auf den Kampf gegen die schimpflichen Leidenschaften, deren Sklave er jetzt war, Verzicht leistete; daß er sich selbst aufgab und sein Lebensschiff nicht mehr steuerte; daß dieses von der Strömung thalabwärts gerissen wurde wie ein Wrack.

Von seinen Gläubigern gepeinigt und mit gerichtlicher Beschlagnahme seines Soldes bedroht, die ihn gründlich bloßgestellt und die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sein Mißverhalten gelenkt haben würde, nahm der General das Anerbieten an, welches von gewisser Seite an ihn herantrat, ihn mit einer Frau Godefroy bekannt zu machen, die ihm behülflich sein würde, sich Nebeneinnahmen zu verschaffen. Diese Frau erkannte sofort, welchen Nutzen sie aus einem derartigen Kunden ziehen konnte. Sie wandte all ihre Verschmitztheit auf, sich seiner zu bemächtigen, ihm mit teuflischer Kunst jeden unbequemen Skrupel auszureden, den schüchternen letzten Widerstand dieses verfinsterten Gewissens zu ersticken. „Er habe Geld nöthig? Das ließe sich ja sehr leicht machen! Sie werde es ihm von braven Leuten verschaffen, die sich glücklich schätzen würden, den General gegen kleine Gefälligkeiten, die er ihnen erweisen könnte, auf diese Art zu verpflichten. Und was für Gefälligkeiten? Ein reines Nichts; er brauche nur bei dem oder jenem Divisionscommandeur oder Bureauchef ein Wörtchen geschickt einfließen zu lassen, um eine Lieferung, eine kleine Bestellung, die Einführung eines neuen Modells für Soldatenschüsseln, Tornister oder Gabeldeichseln zu veranlassen ... Er finde nirgends mehr Kredit, er sei von allen Wucherern in Paris als zahlungsunfähig notirt? Sie übernehme es, ihn wieder flott zu machen und seine Wechsel, die niemand mehr annehmen wolle, unterzubringen.“ Auf diese Weise hatte sie für 20,000 Francs von ihm eigenhändig unterzeichnete Wechsel in Händen, und hielt ihn daran — sowie an den

belastenden Briefen, die sie sich schlauerweise von ihm hatte schreiben lassen, — indem sie dies alles gegen ihn wie einen Beißzaum gebrauchte, um ihn rücksichtslos herumzureißen, sobald er den Versuch machte, wider den Stachel zu löken, sich der tyrannischen Herrschaft, die sie über ihn ausübte, zu entziehen. Im Laufe der zwei Jahre, die dieser Verkehr zwischen ihnen bereits dauerte, waren die letzten Spuren sittlichen Gefühls, die in Ayguebelle noch vorhanden waren, durch die verderbliche Hand der Abenteurerin so gründlich ausgewischt worden, daß der Elende, der übrigens durch seine Lebensweise geistig und körperlich gebrochen und ausgemergelt war, nur noch eine Art todten Werkzeuges darstellte, dessen sich das Frauenzimmer mit ruhiger Unverschämtheit bediente, um den Erfolg ihrer verbrecherischen Pläne zu sichern.

— Der Herr General Ayguebelle! meldete der Diener, indem er einen langen dünnen Mann mit ergrauendem Kinnbart und aufgewichstem Schnurrbart an sich vorbeiließ, dessen stattliches Aussehen etwas Elegantes und Jugendliches an sich hatte, wozu die bleierne Gesichtsfarbe, die Schlaffheit der Wangen, der unbeschreibliche Zug des Greisenhaften und Verlebten, den die Schwere der Augenlider und das Herabsinken der Unterlippe andeuteten, in seltsamem Gegensatze stand.

— Herr General, sagte Costalla, wenn ich meinen Kollegen vom Kriegsministerium gebeten habe, Sie sofort hierher in mein Arbeitszimmer zu befehlen, so geschieht dies, weil ich Ihnen Dinge von höchster Wichtigkeit zu sagen habe ... Sie haben es ohne Zweifel bereits geahnt und wissen, denke ich, um was es sich handelt.

Er antwortete einfach und ohne sichtbare Unruhe: — Ich weiß von nichts, Herr Minister.

— Sie wissen von nichts? ... So hören Sie denn, daß auf Ihnen der dringendste Verdacht ruht, den Mobilmachungsplan in die Oeffentlichkeit gebracht zu haben.

Nicht eine Muskel zuckte auf diesem düsteren Gesichte. Er schien weder überrascht, noch unwillig, noch beschämt über die Anschuldigung, und sagte ruhig mit gleichgültiger Stimme:

— Mit der Sache habe ich nichts zu thun.

Nun war Costalla — dessen natürliche Güte sich vielleicht hätte rühren lassen, wenn er das Schauspiel eines reuigen Verbrechers vor sich gehabt hätte, — seines Unwillens nicht mehr Herr. Er brach in heftige Vorwürfe aus, er schleuderte ihm seine Beziehungen zur Godefroy, seine Versuche, Fabrikanten, denen er seine Protektion für Geld verkaufte, Aufträge zu verschaffen, direkt in's Gesicht.

— Das ist ein Irrthum, unterbrach ihn der General. Ich habe

ihnen meine Protektion nicht verkauft; ich habe ihnen nur versprochen, ihre Anträge zu unterstützen; und zum Dank für diesen Dienst erwiesen sie mir ihrerseits den, daß sie meine Wechsel discontirten. . . .

Darin lag der ganze Mensch — in dieser kindischen Unterscheidung zwischen zwei verschiedenen Graden der Gemeinheit — wie ihn die liederliche Lebensweise, das Trachten nach unsauberen Auskunftsmitteln, und die fortschreitende Entsittlichung zugerichtet hatten, die von Nachgiebigkeit zu Nachgiebigkeit, von Schwäche zu Schwäche, von Sturz zu Sturz schließlich bei einer völligen Gewissenlosigkeit angelangt war, deren Abgrund etwas Erschreckendes an sich hatte, wie alles, was bodenlos tief ist — und auch etwas Entwaffnendes, wie alle Erscheinungen, in denen man die Einwirkung des Verhängnisses verspürt.

Costalla betrachtete ihn diesmal mit mehr Erstaunen als Zorn. Ayguebelle stand aufrecht vor ihm wie beim Gewehrschultern, in jener eigenthümlich steifen Haltung, zu der der Körper eines subalternen Militärs erstarrt, wenn er sich in Gegenwart eines seiner Vorgesetzten befindet. Sein Gesicht verrieth nicht mehr Erregung, als bei Beginn der Unterhaltung; seine glanzlosen Augen richteten beständig denselben erloschenen Blick auf Costalla. Und wenn man ihn so stehen sah, so ahnte man wohl, daß diese Unempfindlichkeit nicht erheuchelt war, daß er keinen Zwang über sich auszuüben brauchte, um seinen Blick derartig zu verschleiern; daß das Ersterben jedes lebendigen Funkens in seinen Augen daher kam, daß die Seele selber in ihm todt war; und daß er nur noch äußerlich ein Menschenbild darstellte, wie man Baumbilder trifft, die noch aufrecht stehen, wenngleich ihr Mark nur noch Moder und Staub ist.

Vor diesem Unglücklichen, der die Tragweite der Handlungen, zu denen er sich hergegeben hatte, nicht begriff und wahrscheinlich nie begriffen hatte, vor diesem kläglichen Trümmerstück eines einst selbstbewußten und tapferen Soldaten, vor diesem von den Leidenschaften nach allen Richtungen herumgeschleuderten menschlichen Wrack, das eine schlammige Woge ihm vor die Füße spülte, fühlte sich Costalla von Mitleid ergriffen, und wandte sich mit weniger barscher Stimme wieder zu ihm:

— Hören Sie mir genau zu, General . . . Schon durch die Thatsache Ihres freundschaftlichen Verkehrs mit der Godefroy und der Machenschaften, an denen Sie theilgenommen haben, ist Ihre Stellung zu Grunde gerichtet, unwiderruflich zu Grunde gerichtet . . . Sie werden schimpflich verabschiedet, strafrechtlich verfolgt, aus den Listen der Ehrenlegion gestrichen werden. . . .

Zum ersten Male erschien ein Zeichen von Gemüthsbewegung auf Ayguebelle's Gesicht. Seine Lippen zuckten, er senkte ein wenig den Kopf und blickte auf seine rothe Schleife.

— Und doch hatte ich mir das Kreuz redlich verdient, sagte er. Und dieses schlichte Wort, von dieser sanften, traurigen, zitternden Stimme ausgesprochen, war herzzerreißender, als lärmendes Jammern oder Schluchzen; denn als Gegenstück zu der jetzigen schimpflichen und betrübenden Stunde zauberte es eine ganze Vergangenheit voll Heldenthaten herauf, von denen jede einzelne dazu beigetragen hatte, die Brust dieses Unglücklichen mit dem ruhmvollen Abzeichen zu schmücken, das nun von ihr heruntergerissen werden sollte.

— Ja, gewiß hatten Sie es redlich verdient, nahm Costalla wieder das Wort. Weshalb mußten Sie denn aufhören, seiner würdig zu sein? ...

Er machte die schlaffe, muthlose Gebärde eines Menschen, der nicht die Kraft und nicht den Willen hat, sich der Anstrengung zu unterziehen, die erforderlich ist, wenn jemand sich selbst in's Auge fassen und den dunklen, weit abliegenden Triebfedern seiner Handlungsweise nachspüren will, — die herzbrechende Gebärde dessen, mit dem das Leben fertig geworden ist, und der nun alles auf Rechnung des Verhängnisses setzt, — und gab keine Antwort.

Costalla fuhr fort:

— Ich habe gesucht, ob es nicht ein Mittel gebe, dem Heere die Schande zu ersparen, von der es sich betroffen fühlen wird, wenn es einen seiner Befehlshaber auf der Bank der Schande zwischen einer alten Buhlerin und einem Gauner sitzen sieht ... Dieses Mittel ist vorhanden. ... Denken Sie einen Augenblick nach ... Ich glaube, Sie werden es finden, wie ich selbst es gefunden habe ...

Er schien einige Augenblicke zu suchen und fragte dann:

— Sie wollen mich im Auftrage der Regierung in's Ausland schicken?

— Um Frankreich zu vertreten, nicht wahr, und das neugeschaffene Heer, das soeben seine Fahnen empfangen hat! ... Um der Welt einen von denen zu zeigen, die es nach den Vogesen hin führen werden, und die, in Erwartung der zukünftigen Schlachten, einstweilen unseren Soldaten durch das Beispiel eines makellosen Lebens Hochachtung vor Pflicht und Ehre beibringen! ... Wir sollten Rom, Petersburg oder Wien, vielleicht auch Berlin, von Ihnen festlich bewirthen lassen, von Ihnen, dem Geschäftsfreunde, dem Beschützer der Godefroy, und morgen sollten wir dem Präsidenten der Republik das Schriftstück zur Unterzeichnung

vorlegen, welches die von einem Kriegsgerichte gegen einen armen Teufel von Soldaten, der die Hand gegen seinen Unterofficier erhoben hat, erkannte Todesstrafe in einige zehn bis zwanzig Jahre Zuchthaus umwandelt! ... Nein, nein, mein Herr; daran habe ich nicht gedacht, Ihnen eine politische Sendung zu geben! Suchen Sie etwas anderes! ...

— Dann weiß ich nicht, was Sie meinen, Herr Minister.

— So will ich es Ihnen denn sagen, da Sie mich dazu zwingen, — sagte Costalla mit ernster Miene, die seinen Worten etwas eigenthümlich Feierliches verlieh. — Das Mittel, welches Ihnen bleibt, damit Sie selbst der Schmach entrinnen und verhindern, daß in Ihrer Person dem ganzen Heere ein Brandmal aufgedrückt werde, besteht darin, daß Sie einen jener männlichen Entschlüsse fassen, die da sühnen, die da vergessen lassen, weil sie eine höchste erlösende Kraft in sich tragen... Ich denke, Sie haben mich diesmal verstanden, General. Schwören Sie bei diesem Kreuze, welches beweist, daß Sie es verstanden haben, dem Tode ohne Zittern in's Auge zu sehen, daß sie jenen Entschluß während der nächsten 24 Stunden ergriffen haben werden; und ich meinerseits schwöre Ihnen, daß Ihr Name vor der Schande gerettet werden wird! ...

Ayguebelle blieb stumm, Sein welkes Gesicht drückte noch immer nichts aus, — außer vielleicht das geheime und unüberwindliche Grauen, welches der Gedanke an den Tod beinahe stets den Genußmenschen einflößt, deren physische Thatkraft im sinnlichen Genusse ebenso untergegangen ist, wie ihre moralische Stärke. Als er sich endlich dazu entschloß, den Mund zu öffnen, so geschah dies nicht, um eine Antwort zu geben, ob er mit dem vorgeschlagenen Pakte einverstanden sei, sondern — und dies bewies deutlich, daß er nicht darauf einging — um mit meckernder Stimme neue Entschuldigungen für sein Verhalten hervorzustottern. „Nicht er habe den Mobilmachungsplan für das 12. Armeecorps ausgeliefert. Vielleicht habe er in gewissen Fällen — nun werde er dessen erst gewahr — leichtsinnig gehandelt. Aber geheime Aktenstücke anderen mittheilen — niemals! Er habe nur nützliche Erfindungen empfohlen, und habe sich immer erst vorher von ihrer Brauchbarkeit überzeugt. Was sei denn da so Schlimmes bei? Bei der gerichtlichen Untersuchung werde man schon sehen, daß er nicht so sehr der Schuldige, als vielmehr ein Opfer sei“....

Costalla hörte ihn einige Augenblicke an, wie er so in dem weinerlichen Tone eines kindisch gewordenen Greises auf mildernde Umstände für seine Schmach antrug. Dann öffnete er die Thür des Nebenzimmers und sagte ohne Zorn, aber unsäglich traurig:

— Herr Oberstaatsanwalt, die Sache des Generals Ayguebelle wird in zwei Stunden dem Gesammtministerium vorgelegt werden, und Sie werden noch heute meine Anordnungen bezüglich der gegen ihn vorzunehmenden gerichtlichen Schritte erhalten.

Und die Augen von dem Schuldigen abwendend, ließ er sich erschöpft in seinen Lehnsessel fallen, während der General mit geschlossenen Fersen, den Oberkörper etwas nach vorn gebeugt, sich militärisch verneigte und mit dem steifen Schritte einer Kunstfigur hinausging.

Siebentes Kapitel.

Herr X...

Die Tage, welche folgten, gehörten für Costalla zu den peinlichsten, die er noch durchlebt hatte. Er konnte nur an diese unglückliche Angelegenheit denken, und seine Gereiztheit gegen Ayguebelle nahm immer mehr zu. Gerade die Ueberschwänglichkeit seiner Vaterlandsliebe ließ ihn mehr als andere die Demüthigung empfinden, die dem Heere durch das schmachvolle Benehmen eines seiner Führer zugefügt wurde. Therese und Farjasse versuchten vergeblich, ihn zu beruhigen. Sie waren sehr betroffen gewesen über eine Einzelheit, der ihr Freund keine Bedeutung beimessen zu dürfen glaubte, so unwiderleglich schien ihm die Schuld des Generals in allen Punkten erwiesen: die bei der Godefroy beschlagnahmten Papiere thaten allerdings auf's augenscheinlichste die sittliche Verkommenheit jenes Unglücklichen dar, bewiesen aber durchaus nicht, daß er mit der Verbreitung des Mobilmachungsplanes etwas zu thun gehabt habe. Nur durch Schlußfolgerung, indem er von einer Niederträchtigkeit auf die andere schloß, hatte ihn der Oberstaatsanwalt als muthmaßlichen Urheber der Unterschlagung und Bekanntgebung der Aktenstücke bezeichnet. Nun war bemerkenswerth, daß Ayguebelle diese Anklage formell zurückgewiesen hatte, während er doch zur selben Zeit nicht einmal den Versuch machte, eine einzige der anderen Thatsachen, die man ihm vorgeworfen hatte, zu leugnen, und sich in bezug auf diese damit begnügte, sich mit Zweideutigkeiten auszureden. Diese wichtige Beobachtung, die Therese und Farjasse im ersten Augenblicke, wo Costalla ihnen seine Unterredung mit dem General erzählte, gleichzeitig gemacht hatten, veranlaßte sie zu denken, der Skandal sei vielleicht noch nicht völlig zum Ausbruche gekommen.

— Es sollte mich gar nicht wundern, hatte Camille zu Frau Gauthier gesagt, wenn der weitere Verlauf der Untersuchung etwa neue Schändlichkeiten enthüllte, und ich möchte nicht darauf schwören, daß

dieser arme Ayguebelle der einzige, ja nicht einmal, daß er der größte Schuldige ist ... Es ist zu klar, daß die Veröffentlichung des Planes zum Zweck eines Börsencoups erfolgt ist; finden Sie nicht auch, Therese, daß das ein bißchen yankeemäßig aussieht, was auf den Morgan hindeutet? Erinnern Sie sich, was er nach der Austheilung der Fahnen zu mir gesagt hat; in dieser großartigen Kundgebung hat er nichts weiter erblickt, als ein Mittel, die Rente zu drücken! Wer weiß, ob nicht gerade an jenem Tage diese lichtscheue Persönlichkeit auf den Gedanken an eine umfangreiche, unsaubere Börsenspekulation gekommen ist, die sich auf die geschickt hervorgerufene Bestürzung des Publikums gründen sollte? ... Wenn ich daher sehe, wie Michael sich Hals über Kopf in diese Sache stürzt, mit wie leidenschaftlichem Antheil er die Voruntersuchung verfolgt, wie er nur noch von der Festnahme des Aubry, der exemplarischen Bestrafung der Godefroy und des Ayguebelle träumt, so habe ich Angst ... Welches Trauerspiel! wenn er — wie es ja leicht eintreten könnte — entdecken sollte, daß sein Bruder einer der Urheber, vielleicht sogar der Haupturheber dieser Schiebung ist! ...

Die im Ministerrathe noch an demselben Tage, wo der Justizminister jene bekannte peinliche Auseinandersetzung mit dem General gehabt hatte, gegen Ayguebelle ergriffenen Maßregeln — schlichter Abschied durch Entlassung aus dem Dienste und Einschließung im Cherche-Midi-Gefängniß, diese harten, unmittelbar auf die Festnehmung der Godefroy folgenden Maßnahmen hatten einen dumpfbetäubenden Eindruck hervorgebracht. Die lebhaft erregte öffentliche Meinung maß dem unsinnigsten Geschwätze Glauben bei. Man behauptete, die Regierung sei einer weitverzweigten Spionirgesellschaft auf die Spur gekommen, die sich gebildet habe, um uns die wichtigsten Geheimnisse unserer militärischen Organisation zu stehlen und sie dem Auslande auszuliefern. Mit Leidenschaft nahmen Zeitungen für oder gegen den General Ayguebelle Partei: indem die ersteren — und dazu gehörte auch der „Feuerfeste" — ihn offen als Sündenbock darstellten, den man der öffentlichen Verfolgung preisgebe, um ihr andere Schuldige entziehen zu können; die letzteren hingegen sein Benehmen brandmarkten und der Regierung Glück dazu wünschten, daß sie nicht gezaudert habe, den Schlag gegen ihn zu führen. Endlich begann ein ziemlich seltsames Gerücht umzulaufen, dessen Ursprung sich nicht feststellen ließ. Es sprach sich herum, daß die beschlagnahmten Papiere nicht Ayguebelle allein, sondern in noch viel höherem Grade ein Individuum belasteten, von dem in den an die Godefroy gerichteten Briefen häufig die Rede

war, und das man in diesem Briefwechsel mit dem Namen „Herr X…“ bezeichnete.

Wer war dieser Herr X…? Ueber diesen wesentlichen Punkt herrschte Ungewißheit, und man war genöthigt, verschiedene Muthmaßungen vorzubringen. Jedoch hielt man es für erwiesen, daß die Godefroy Gnadenerlasse, staatliche Anerkennungsdiplome, Beförderungen, Dispensationen, einträgliche Stellungen, ehrende Auszeichnungen, sogar Ordensdekorationen — lauter Sachen, die sie durch die eigennützige Vermittelung des Herrn X… erlangte — für schöne klingende Münze verschacherte. Was Ayguebelle anbetrifft, so hatte man ihn nur als einen ganz untergeordneten Helfershelfer der Godefroy bei ihren Machenschaften anzusehen, einen zufällig aufgetriebenen Bundesgenossen, dessen sie sich — da er weniger als der andere kostete — mitunter bediente, um gewisse Geschäfte im Gebiete der militärischen Verwaltung zu betreiben. Der wirkliche Spießgeselle, der tägliche Gefährte — der sich übrigens von den Bestechungsgeldern einen Antheil anmaßte, der der Wichtigkeit seiner verborgenen Mitarbeiterschaft und dem Nutzen des Schutzes, mit dem er insgeheim das Gewerbe dieser Abenteurerin deckte, völlig entsprach — war nicht jener arme Teufel von General, der wie gewöhnlich für einen anderen die Suppe ausessen sollte, sondern Herr X…, der einflußreiche und geheimnißvolle Herr X…

Einige Zeitungen, darunter auch der „Feuerfeste“, der sich anheischig machte, es binnen kurzem als richtig nachzuweisen, sobald er nur eine gewisse Voruntersuchung beendigt hätte, die er selbst vornehme, um, wie er sagte, „die verdächtigen Ergebnisse des amtlichen Zeugenverhörs zu kontrolliren“, nahmen von dem Gerede Notiz; Costalla aber war es zunächst nicht der Beachtung werth und albern erschienen.

— Wieder einmal ein Manöver des Genossen Bindex und seiner Bande, hatte er zu Farjasse gesagt; auf so etwas mußte man gefaßt sein… Du wirst sehen, sie bringen uns nächstens die Enthüllung, daß ihr famoser Herr X… niemand anders ist, als ich selbst oder jemand von meinen Freunden!… Uebrigens ist die ganze Geschichte albern… Wie wenn sich nicht alles so traurig, aber auch so natürlich wie nur möglich durch die Schurkerei dieses Ayguebelle erklärte! Er leugnet es, dem Aubry den Mobilmachungsplan geliefert zu haben. Donnerwetter!… Wenn er es zugestände, gehörte er vor ein Kriegsgericht!… Eduard hat mich erst heute früh darauf aufmerksam gemacht!…

Ueber die Wendung, welche die Sache nahm, immer mehr erschreckend, hatte Farjasse nicht gewußt, was er antworten sollte. Dieses

Schweigen und die etwas gezwungen aussehende Miene seines Freundes waren zum Glück unbemerkt von Costalla vorübergegangen. Nicht aber galt dies von der Dauerhaftigkeit, welche die soeben erst in Umlauf gesetzte neue Lesart mit außerordentlicher Schnelligkeit angenommen hatte. Nach Ablauf von 24 Stunden war in Paris nur noch von Herrn X... und den vom „Feuerfesten" verheißenen Enthüllungen über ihn die Rede.

Erregt und ärgerlich, daß selbst seine Amtsgenossen ihn fragten, ob die Godefroy wirklich keinen anderen Helfershelfer als Ayguebelle habe, wollte Costalla darüber in's Klare kommen und bat den mit dieser Sache beschäftigten Untersuchungsrichter, in sein Arbeitszimmer zu kommen. Auf die Fragen, die er stellte, ohne dabei zu verbergen, daß nach seiner Ansicht der Herr X..., von dem seit einiger Zeit so viel gesprochen werde, und der General Ayguebelle nicht zwei verschiedene Verbrecher, sondern ein und derselbe Mensch sein müßten, antwortete der Richter etwas ausweichend: die Godefroy habe eine solche Gerieben-heit und Verschmitztheit an den Tag gelegt, daß die Verhöre bisher keinen sonderlichen Nutzen gehabt hätten. Die genaue Prüfung des bei ihr gefundenen Stoßes von Briefen, sowie der bei dem General beschlagnahmten Papiere, sei wegen der Mannigfaltigkeit der Stücke und der Nothwendigkeit, sie nach bestimmten Klassen zu ordnen und einander gegenüberzustellen, sehr schwierig und zeitraubend gewesen. Eine gewisse Anzahl übrigens, und zwar gerade besonders wichtige, seien in einer abgekarteten Sprache abgefaßt, zu der man erst den Schlüssel habe suchen müssen. In den Zuschriften der Leute, die mit der Godefroy in Briefwechsel gestanden hätten, sei häufig von einem gewissen Herrn X... und von Geld die Rede, das ihm „für seine Armen" eingehändigt worden sei. Daß der General und dieser Herr X... dieselbe Person sei, halte er nicht für völlig unmöglich; jedoch sei es noch nicht klar und unumstößlich festgestellt. Indeß fange er, der Richter, sogar an, über diesen Hauptpunkt zweifelhaft zu werden; er fange an, Verwickelungen zu argwöhnen, die er zuerst nicht vorhergesehen habe; unerwartete Mitschuld anderer Personen, über die der Fortgang der Untersuchung höchst wahrscheinlich bald Licht verbreiten werde..."

Wie der Beamte soeben mit diesen Auseinandersetzungen zu Ende kam, öffnete sich die Thür und Morgan trat in das Kabinet.

— Störe ich? fragte er seinen Bruder.

— Nein ... ich hatte den Herrn Untersuchungsrichter gebeten, mit mir über jene Sache Godefroy-Ayguebelle zu sprechen. Wir sind fertig; du kannst bleiben ... Dann zu dem Richter gewendet:

— Es ist selbstverständlich, mein Herr, daß Sie mich sofort von allem in Kenntniß setzen werden, was die Untersuchung über diesen Herrn X ... zu Tage fördern wird ...

— Ach was! sagte Morgan; du glaubst also auch daran, an diesen Herrn X ...? Ich hätte nicht gedacht, daß du so naiv bist. Wie, du siehst nicht, daß das eine fingirte Persönlichkeit ist, deren die Godefroy sich wie eines Köders bediente, um die Dummen anzulocken, indem sie den Glauben erweckte, sie besäße Mittel, alles zu erlangen, was sie wollte! Das ist doch augenscheinlich; das springt in die Augen; nicht wahr, Herr Untersuchungsrichter?

— Herr Abgeordneter, antwortete dieser, ich wünschte, ich wäre dessen so sicher, als Sie selbst es zu sein scheinen. Wäre es möglich, diese Erklärung zuzulassen, so ergäbe sich als Wirkung eine Abschwächung und Einschränkung des öffentlichen Aergernisses, — das schon so bedauerlich, so aufsehenerregend ist ...

— Ein Grund mehr, um nicht ein neues bei den Haaren herbeizuziehen! Es ist die Pflicht der Regierung, alles zu thun, um einen noch größeren Eklat zu vermeiden.

— Es ist aber auch die Pflicht der Regierung, alles zu thun, um die Wahrheit, die volle Wahrheit an's Licht zu bringen.

— Dieses alberne Zeitungsgewäsch also — und von was für Zeitungen! —, diese zum Sterben langweilige Geschichte von einem geheimnißvollen und mächtigen Beschützer, den die Godefroy gehabt haben soll, das alles sollte wahr sein! Es gäbe wirklich einen Herrn X ... — einen Herrn X ..., der nicht der General Ayguebelle wäre? ... Gehen Sie mir doch! ...

Der Untersuchungsrichter antwortete gemessen:

— Das behaupte ich nicht, mein Herr ... Ich behaupte überhaupt nichts ... Ich bezweifle ... ich suche ... und ich gebe die Hoffnung nicht auf, zu finden ... Ich werde die Ehre haben, Herr Minister, wie Sie mir befohlen haben, Ihnen die neuen Ergebnisse der Untersuchung in dem Maße, wie sie zu Tage gefördert werden, mitzutheilen.

Er verbeugte sich und ging hinaus.

— Da sieht man wieder, sagte Morgan, sobald er draußen war, einen jungen Beamten, der den Eifrigen spielt, der unter allen Umständen etwas Seltenes, Verwickeltes, Packendes herausbekommen will ... Ich begreife nicht, wie ihr auf die Idee gekommen seid, ihn mit einer so heiklen Untersuchung zu betrauen. Er wird euch da nur Tölpeleien anrichten! ...

— Ja, aber sage mir doch, erwiderte Costalla, auf wen du heute Morgen böse bist? ... Du bist in einer Laune! ... Was hat dir denn der Richter gethan?

— Ich mag die Dummköpfe nicht leiden ... Und der Gedanke ärgert mich, ich könnte es mit einem Dummkopfe zu thun haben.

— Es mit ihm zu thun haben? ... Wieso? ... Ich sehe nicht ein ... ich verstehe nicht ..., aber sprich doch ... endlich einmal! Was willst du damit sagen? ...

— Ach Gott! Das ist sehr einfach ... Rege dich nicht auf, ich bitte dich darum; es lohnt sich nicht der Mühe ... Hat dir das Herrchen mit dem glatten Gesichte gesagt, ob er etwa zufällig ein Briefchen von mir in den bei jener Frau beschlagnahmten Papieren gefunden hat?

— Ha! ... was? ... Einen Brief von dir in den Papieren der Godefroy?

— Nun, was weiter? ... Glaubst du, eine handwerksmäßige Ränkespinnerin wie sie habe nie an jemanden geschrieben? und es habe ihr nie jemand geantwortet? Sei ruhig, hörst du! Das haben ganz andere Leute als ich gethan.

— Als wir aber neulich abends nach dem Essen von ihr sprachen, hast du mir nicht einmal gesagt, daß du sie kenntest!

— Wieso hätte ich es dir denn sagen sollen? Ich wußte es damals selbst nicht sicher; ich kenne so viele Leute! ... Erst als ich wieder daran dachte, glaubte ich mich zu erinnern, daß eine Frau Godefroy zu wiederholten Malen an mich geschrieben habe. Ich wußte nicht, daß diese Dame eine Abenteurerin sei; wußtest du selbst es vor 14 Tagen? ... Ich glaube wohl, daß ich meinem Sekretär wahrscheinlich Befehl gegeben habe, ihr zu antworten — oder daß ich selbst eine Anzahl von unwichtigen Briefchen an sie gerichtet habe ... Deshalb fragte ich dich, ob dein Richter dir gesagt hätte, daß er einige Zeilen von meiner Handschrift unter den Schriftstücken angetroffen habe, die er nun angefangen hat, auszuziehen.

Ruhig neben seinem Bruder sitzend sprach Morgan gelassen mit klarer schneidender Stimme, mit so unempfindlichem Gesichte, so sicherem Blicke, wie wenn er sich von irgend einer gleichgültigen Angelegenheit betreffs einer dritten Person unterhalten hätte. Der Schritt, den er in diesem Augenblicke versuchte, war einer jener kühnen Schläge, die er lange vorher erwog und nachher mit kalter, unerschütterlicher Entschlossenheit ausführte. Zuerst, als er hörte, daß das von der Godefroy aufgesparte Bündel Papiere mit Beschlag belegt worden sei, gerieth er

etwas aus der Fassung. Wenn diese Frau gewisse Papiere aufbewahrte, statt sie wie die anderen zu verbrennen, so war er überzeugt, daß sich darunter jedenfalls Briefe von ihm befinden mußten, die sie aufheben wollte, um sich daraus im Nothfalle eine Waffe zu schmieden. Und so hatte Morgan es für das Beste gehalten, dieser Gefahr dadurch entgegenzutreten, daß er durch ein geschickt angebrachtes nicht allzu umfassendes Geständniß die Wuth entkräftete, in die Michael jedenfalls gerathen würde, wenn er unversehens und ohne die nöthige Schonung durch andere erfuhr, daß sein eigener Bruder unter den Korrespondenten der Abenteurerin eine Rolle spielte. Sowie er diese Entscheidung getroffen hatte, war er gerade an jenem Morgen in's Justizministerium gekommen, fest entschlossen, alle Hilfsquellen seines waghalsigen und verschlagenen Geistes bei der furchtbaren Partie, die er spielen wollte, zur Geltung zu bringen.

Costalla war sehr erregt aufgestanden.

— In Beziehungen zu diesem Frauenzimmer! Du, mein Bruder! ... Es war also nicht genug, daß wir ein Mitglied des Heeres, einen General, mit all diesem Schmutze besudelt gefunden haben! ...

— Bitte sehr! Mein Fall steht doch mit dem des Generals durchaus nicht auf gleicher Stufe ... Ich habe auf Briefe geantwortet, in denen man mir irgend jemanden oder irgend etwas, was weiß ich? empfahl ... Offenbar hätte ich besser gethan, nicht zu schreiben; ... und wenn es etwas giebt, was mich reut, so ist es eben dies, daß ich diese Unklugheit begangen habe ... Schließlich aber, wo ist der Mann des öffentlichen Lebens, wo der Abgeordnete, der nicht Briefe dieser Art erhalten hat? ... Nun, Hand auf's Herz; spiele hier nicht die Rolle des Unbestechlichen: du hast selbst welche erhalten!

— Das ist möglich; aber neunmal unter zehn antwortete ich nicht darauf, und selbst wenn ich sie beantwortete, geschah es bona fide.

— Nun, ich, ich antwortete jedermann. Das ist der ganze Unterschied. Schließlich ist das ein Zwang, den einem das Handwerk auferlegt ...

— Ja, denen, die das Abgeordnetenmandat wie ein Handwerk betrachten, — und ich sehe mit Schmerz, daß du dazu gehörst, zu denen, die die Ministerien belagern, die die Bureaux aller Verwaltungen überschwemmen, die fordern, die betteln, die intriguiren ... Ah! Ihr könnt euch rühmen, in der Kammer ein gewisser Troß zu sein, der Frankreich eine stolze Idee vom parlamentarischen Regime giebt, wie es von euch gehandhabt wird! „Die Angelegenheiten des Landes, wenn wir Zeit haben werden; zuerst unsere eigenen!“ nicht wahr? Vor allem

meine Wiederwahl! Mögen eher Frankreich und die Kolonieen zu Grunde gehen, als daß mein Wahlkreis mir entgeht!

— Was willst du denn, mein Lieber? So weit sind wir alle... Man muß doch mit der Zeit gehen! Wenn du mir das Portefeuille gegeben hättest, um das ich dich bat, so hätte ich mich den Geschäften meines Ministeriums gewidmet. Es hat dir aber gefallen, die Rolle des strengen Republikaners zu spielen, der allen Vetterschaften und allem Gevatterwesen feind ist; unter uns gesagt, ein recht altmodischer Typus, den du durchaus nicht nöthig hattest, wieder in's Leben zu rufen... Du hast mich also bummeln geschickt... Da habe ich es eben gemacht, wie alle anderen; ich habe nach rechts und nach links kleine Gefälligkeiten erwiesen, habe hie und da Personen untergebracht, die mir ergeben waren, mit einem Worte, ich habe für meine Gefolgschaft bei der Wahl gesorgt und mich dabei des allgemein üblichen Verfahrens bedient.

— Ja, ja, ich weiß... „Herr Minister, ich brauche für meinen Wahlbezirk einen Einnehmer, zwanzig Tabaktrafiken, dreißig Kommunallehrer, eine Brücke, eine Eisenbahn; geben Sie mir das alles oder ich stürze Sie!“ Ah! die reizenden Volksvertreter!... Schröpft ihr es auch recht regelmäßig, dieses arme Land, beutet ihr es auch genug aus, knabbert ihr es ordentlich auf? Wart' mal, seit zehn Monaten, wo ich im Amte bin und mehr aus der Nähe sehe, wie es in eurer Sudelküche zugeht, wandelt mich die Lust an, euch alle wegzufegen, und ich frage mich wahrhaftig, ob es jemals in den Kammern der Julimonarchie oder des Kaiserreichs etwas Erbärmlicheres und Unsaubreres als euch Volk gegeben hat... Ja, so weit bin ich, ich, ich, Costalla!

— Dann, versetzte Morgan mit unbeschreiblich ironischem Ausdruck, möchte ich wissen, was dich hinderte, den Grafen Chambord wieder auf den Thron zu bringen?... Schließlich weißt du, war mir das gleich...

— Das brauchst du mir nicht erst zu sagen, hörst du!... Was liebst du denn an der Republik? Ist es eine Regierungsform, die dem Fortschritte, der Gerechtigkeit, der Freiheit bessere Bürgschaften bietet?... Ist es die logische Folge, die nothwendige Ergänzung der vor einem Jahrhundert von der Revolution begonnenen Entwickelung des demokratischen Princips?... Ei ja freilich!... du liebst den Fetzen Königthum, den dir dein Mandat giebt, du hältst daran wie ein Hund an dem Knochen hält, den er abnagt!... Und so giebt es eine ganze Meute in der Kammer, die dir gleichen, die nur an die Jagdbeute denken... Das sind eure Ueberzeugungen, das ist euer Glaubensbekenntniß!... Um euch, um euer banausisches, egoistisches

Streberthum zu befriedigen, hat Frankreich, ich weiß nicht wie viele Regierungen zu Boden geworfen, hat es seit 90 Jahren gearbeitet, gekämpft, gelitten ... Auf Ehre, das war nicht der Mühe werth! ...

— Oho! Du wirst ja köstlich reaktionär! ... Nimm dich nur in Acht, daß man dich nicht hört!

— Ah, warte! Laß mich mit deinem Gespött in Ruhe. Was hier vorgeht, was ich von Tag zu Tag deutlicher sehe, ist nicht dazu angethan, mich lustig zu stimmen, das schwöre ich dir! So wie es augenblicklich steht, zeigt sich die Republik unter drei verschiedenen Gestalten: Die Schwarmbandenrepublik des Bürgers Binder und seiner Freunde; — die glaubenslose Wuchererrepublik, die ihr heraufführt, du und deinesgleichen; — und endlich die meinige, die ich mir so schön geträumt hatte, daß sie vermittelnd, rechtschaffen und vernünftig sein sollte, daß sie einen freien Geist, ein weites Herz und saubere Hände haben sollte, die aber, wie ich sehe, drauf und dran ist, von den beiden anderen aufgespeist zu werden, bis sich jene ihrerseits unter einander verschlingen. Hier sind wir angelangt, mein Lieber! ... Und nun wollen wir auf deine Angelegenheit zurückkommen. Ich rede, ich schimpfe darauf los, und vergesse dabei, daß der Untersuchungsrichter vielleicht gerade in diesem Augenblicke dabei ist, die von dir an die Godefroy geschriebenen Briefe zu lesen ... Nebenbei auch ein Zeichen der Zeit, diese Frau ... Für euch Gesindel eure Madame Roland! Du bist also bloßgestellt. Nun, was wirst du thun? Was hast du mir zu sagen, was willst du mir vorschlagen? ... Denn ich kann mir wohl denken, daß du nicht um nichts und wieder nichts heute Morgen hierher gekommen bist ... Nun sprich ... Ich habe nicht die Kraft, an etwas zu denken ... ich bin erschöpft, ich möchte sechs Fuß tief unter der Erde liegen ... Wie du mir weh gethan hast mit deiner Mittheilung! ...

Er ließ sich in seinen Lehnstuhl sinken, stützte beide Ellbogen auf den Tisch und nahm den Kopf zwischen die Hände.

Morgan hatte richtig vorausgesehen, daß der Unwille seines Bruders beim ersten Worte losbrechen würde. Bei der tiefen Kenntniß aber, die er von dieser stürmischen und leicht beweglichen Natur besaß, wußte er auch, daß diesem spontanen Zornergusse eine Art Windstille folgen würde; jetzt war dieser im voraus von ihm berechnete und erwartete Augenblick da, seine Batterieen völlig zu demaskiren und das Heikle, das er noch zu sagen hatte, an den Mann zu bringen.

— Mein Gott! — so nahm er nach kurzem Schweigen das Gespräch wieder auf, — du frägst, was ich zu thun gedenke und ob ich dir etwas

vorzuschlagen habe ... Jedenfalls gäbe es ein Mittel, alles in Ordnung zu bringen — ein einfaches und praktisches Mittel — worüber du aber nichtsdestoweniger laut aufschreien wirst.

— Welches Mittel?

— Dem Untersuchungsrichter den Befehl zu geben, dir alle auf die Angelegenheit bezüglichen Schriftstücke mitzutheilen; als Justizminister hast du das Recht dazu. Meine Briefe würdest du herausziehen und mir wieder zustellen ... Oder wenn du das nicht selbst thun willst, so wäre nichts leichter, als daß du ihn aufforderteſt, er solle selber diese Zurücknahme vollziehen; du brauchst ihm ja nur durchblicken zu lassen, daß du ihm für diese kleine Gefälligkeit Dank wissen wirst ... Von den Beamten erlangt man alles, was man will, wenn man ihnen Beförderung in Aussicht stellt.

— Ah! wahrhaftig ... wirklich sehr einfach und sehr praktisch, dein Mittel! ... Zum Unglück giebt es einen Abschnitt im Strafgesetzbuch, der von solchen kleinen Durchstechereien handelt; ich warne dich davor! ...

— Oh! das Strafgesetzbuch! ... Wenn man sich immer darum kümmern sollte, was dort gestattet oder verboten ist! ...

— Dann könnte man keine Geschäfte mehr machen, nicht wahr? ... Mit einem Worte, ich sollte gegen Ayguebelle die strafrechtliche Verfolgung anstrengen, weil er amtliche Schriftstücke entwendet hat, und ich sollte selber solche unterschlagen? ... Nun, mein Lieber, das werde ich nicht thun! ... Doch da fällt mir gerade ein, du sagtest mir doch so eben noch, die von dir an die Godefroy geschriebenen Briefchen seien unwichtig; weshalb wünschest du denn dann so lebhaft, daß sie aus dem Aktenmaterial verschwinden sollen?

— Weil man alles im voraus bedenken muß ... Ich fürchte, daß diese Briefchen, so unbedeutend sie auch sein mögen, im Augenblicke des entbrennenden Streites eine Waffe in den Händen deiner Feinde und der meinigen werden können. Ich erinnere mich nicht mehr deutlich, was ich etwa an diese Frau geschrieben haben mag. Wie unschuldig aber auch dieser Briefwechsel sein mag — und ich versichere dir, daß er es ist — man wird nicht verfehlen, den Versuch zu machen, daraus gegen uns, gegen die Republik selbst Kapital zu schlagen, ihn tückisch auszudeuten, die Geister über mich, über dich in die Irre zu führen ... Schon fängt man damit an ... Hast du den „Feuerfesten" von heute Morgen gelesen?

— Noch nicht.

— Nun, dort werde ich, — nein, ich vergaß — dort werden wir

in der heftigsten Weise angeklagt. Und du wirst bemerken, daß es sich diesmal nicht um mehr oder weniger durchsichtige Anspielungen wie bisher handelt, sondern um einen direkten Angriff ohne Umschweife und Verschleierungen. Die Sache geht soweit, daß, wenn ich nicht das Duell als eine der größten Dummheiten betrachtete, die es giebt, ich vielleicht deinem Herrn Vidalin Sekundanten schicken und versuchen müßte, uns seiner durch einen tüchtigen gut sitzenden Degenstoß zu entledigen, da du ja keines der Mittel, die ich dir angegeben hatte, gegen ihn hast anwenden wollen . . . Willst du selbst sehen?

Costalla nahm die Zeitung, die sein Bruder ihm hinhielt, und las rasch den Artikel. Morgan wurde in demselben offen als der Herr X . . . bezeichnet, dessen geheimnißvoller Name unaufhörlich in den Briefen der Korrespondenten der Godefroy wiederkehrte. Außerdem beschuldigte man ihn, den Mobilmachungsplan in die Oeffentlichkeit gebracht und bei der Baisse, die dieses Manöver hervorgerufen habe, an der Börse einen mächtigen Gewinn erzielt zu haben. Auch habe er zum Zwecke ähnlicher und ebenso strafbarer Spekulationen eine ganze Reihe von Börsenzeitungen in's Leben gerufen und zu all dem Gewinn, den er auf diesem Wege einheimse, füge er auch noch den gesammten Ertrag, den er aus dem Schacher mit Orden, Gunstbezeugungen, Stellen ziehe, dem er sich täglich, im stillschweigenden Einverständniß mit der Abenteurerin, hingebe.

Diese Anklageschrift schloß unter der Form eines heftigen Angriffs gegen Costalla selbst — der dem Publikum als Helfershelfer bei den Börsenschwindeln seines Bruders denuncirt wurde — gegen die Bourgeoisrepublik und die gesammte Regierung.

Nun, was sagst du dazu? fragte Morgan, als sein Bruder zu Ende gelesen und die Zeitung mit einer Zorn und Ekel ausdrückenden Gebärde weggeworfen hatte.

Costalla versenkte seinen Blick in die grauen, undurchdringlichen Augen, die Eduard auf ihn heftete, und antwortete:

— Ich sage, daß, wenn du unglücklicherweise auch nur die Hälfte der Schmutzereien begangen hättest, deren man dich hier anklagt, es in sämmtlichen Zuchthäusern Frankreichs und unter den 10000 Kettensträflingen von Neu-Caledonien keine gemeinere, niedrigere, verworfenere Kanaille als dich gäbe . . . Das sage ich . . .

Morgan zuckte mit keiner Wimper.

— Ei, erwiderte er mit einer Art verächtlichen Lächelns, das den Winkel seiner Augenlider in leichte Fältchen legte, ich sehe mit Vergnügen, daß du noch immer ein warmes Herz hast, das sich leicht zu

hochherziger Entrüstung fortreißen läßt . . . Das ist sehr schön . . . Unter diesen verschiedenen Anklagen aber ist eine, die auf dich, denke ich, noch mehr Eindruck machen muß, als die anderen; die, daß ich den Mobilmachungsplan in die Oeffentlichkeit gebracht habe, um einen Schnitt an der Börse zu machen. Nun, wenn ich dir jetzt auf der Stelle die Falschheit dieser Anklage nachweise, was wirst du dann von dem übrigen Artikel halten? Hoffentlich doch, daß er nur ein Gewebe von Verleumdungen ist.

— Du kannst mir das beweisen? fragte Costalla mit einer Art Angst. Oh! dann thu' es schnell! . . . Wenn du wüßtest, welchen Stein du mir vom Herzen wälzen wirst! . . .

Eduard zog nachlässig ein Papier aus seiner Brieftasche und hielt es ihm hin. Es war eine Bescheinigung des Syndikus der Börsenmakler, welche besagte, daß aus den mit peinlichster Genauigkeit angestellten Untersuchungen mit voller Sicherheit hervorgehe, daß Morgan keinem Mitgliede der Maklergenossenschaft eine Börsenordre gegeben habe.

— Nun! fing er wieder an, bist du jetzt getröstet? Als ich vor einigen Tagen sah, daß der „Feuerfeste" sich anschickte, mich wieder vorzunehmen, konnte ich mir ohne große Mühe denken, auf welchem Punkte er mich angreifen würde. Es ist so leicht, von einem Manne zu sagen, daß er spekulirt! . . . Ich habe mir also den Syndikus aufgesucht, habe ihn gebeten, die Feststellungen vorzunehmen, die er vollzogen hat, und deren Ergebniß er auf diesem Papiere verzeichnet hat. — Wenn ich, wie ich beabsichtige, gegen den „Feuerfesten" einen Verleumdungsprozeß anstrenge, so stehe ich, wie du siehst, ihm nicht waffenlos gegenüber. . . . Es ist nur schade, daß jene Briefe vorhanden sind. . . . Hör' mal, Michael, wenn du's auch nicht für mich thust, so thu' es doch für meine Frau, für deine Neffen, die dich so lieb haben: laß mich da, an deinem Schreibtische, ein kleines Briefchen schreiben, in dem ich eine Forderung der Godefroy kurz ablehne und ihr auf's strengste einschärfe, in Zukunft nicht wieder welche an mich zu richten. . . . Du wirst doch wenigstens so viel thun können, daß du dieses Schreiben geschickt unter das Aktenmaterial bringst oder bringen läßt, da du ja meine Briefe nicht willst zurückziehen lassen. . . . Und du begreifst, welchen Eindruck das im Augenblicke des Prozesses machen würde. . . .

— Oh! sagte Costalla, rede nicht weiter! . . . Du würdest mich zu Zweifeln veranlassen über die Art, wie du jene Bescheinigung des Syndikus erlangt hast, und du würdest mir die Freude verderben, die ich soeben, als ich sie las, empfand! . . . Höre, Eduard, nur Eines läßt

sich thun, und das hat wenigstens den Vorzug, ehrenhaft, freimüthig, tapfer und deiner und meiner würdig zu sein ... ohne in Betracht zu ziehen, daß es sich möglicherweise zugleich auch als sehr geschickt ausweist, was kein Schade wäre. Der „Feuerfeste“ kündigt an, daß er eine öffentliche Versammlung in deinem Wahlkreise, im Montmartre-Theater, einberufen wird, um dich vor deinen Wählern zu brandmarken und dich aufzufordern, dein Mandat als Abgeordneter niederzulegen, nicht wahr? ... Nun gut! Du mußt den hingeworfenen Handschuh aufnehmen, kühn zur Mensur gehen und deine Ankläger zerschmettern: das ist die beste Art, alle Verleumdungen kurz abzuschneiden. ...

— Zum Teufel! sagte Morgan; ich bin aber an Volksversammlungen nicht gewöhnt. ... Ich weiß nicht recht, was ich vor dieser Menge, die mir jedenfalls, dank den freundlichen Bemühungen deines Pathens, höchst feindlich gesinnt ist, für eine Figur spielen werde!

— Bah! Du wirst nicht bloß Gegner dort finden. Ich werde mit dem Polizeipräfekten ein Wort reden; sei ruhig. ... Ich werde selber da sein; es wird sich wohl irgend eine vergitterte Parterreloge, irgend ein abgeschlossenes Plätzchen auf der Bühne finden, wo man eintreten, sehen und hören kann, ohne bemerkt zu werden. ... Du sollst Claque haben, mein Lieber, da du sie nöthig hast! ... Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie das stützt und hilft, wie das Gedanken zuströmen läßt, wenn man einen Haufen Leute klatschen sieht, selbst wenn man weiß, daß sie es nur auf Kommando thun! ... Verlaß dich wegen der ganzen Anordnung der Sachen auf mich. ... Das ist ja meine Specialität, die Volksversammlungen! ... Ah! wart' mal, ich möchte an jenem Tage beinahe an deiner Stelle sein! Was ich ihnen für eine Rede halten würde! ...

— Ja, aber ich, ich bin nur ein Geschäftsredner ... ich habe nicht dein Riesenmundwerk, wie Farjasse sagt.

— Nun gut, so werde ich dir deine Rede machen, nichts leichter als das ... Du brauchst sie dann nur auswendig zu lernen und sie an Ort und Stelle schicklich herzusagen. Du wirst sehen, das geht ganz von selbst ... Du brauchst die Frage, die dich persönlich angeht, nur in wenigen Worten zu berühren, schließest deinen Verleumdern mit dem Briefe des Syndikus den Mund, kündigst an, daß du einen Prozeß gegen sie anstrengst, daß du sie vor die Gerichte schleppst ... Dann erweiterst du den Kampfschauplatz, geißelst mit kräftigen Worten die niedrige Verleumdungssucht, giebst die Presse, welche von Schimpfereien lebt, die unaufhörlich gegen die Regierung kläfft und sie von ihrer Ar-

heit abzieht, der Verachtung aller ehrlichen Leute und guten Bürger preis ... So ist es richtig! das ist der Plan! ... Und falls du, wenn du ihnen das sagst, nur ein wenig dein steifes Wesen ablegst und aufthaust, so wirst du einen ungeheuren Erfolg haben. ... Nun, was sagst du dazu? Lockt dich das nicht, einen so schönen Schachzug wie diesen zu vollführen? ...

Morgan war aufgestanden und ging mit sorgenvoller Miene im Zimmer hin und her.

— Meinetwegen! sagte er entschlossen; ich werde hingehen! ...

(Schluß folgt.)

Childe Harold.

Von

Hermann Balz.

Die beiden ersten Gesänge von Childe Harold wurden begonnen am 31. October 1809 in Janina und vollendet in Smyrna am 28. März des folgenden Jahres.

Der Dichter war also 22 Jahre alt. Er hatte bis dahin eine jugendlich unreife Gedichtsammlung erscheinen lassen, die doch — soweit ich sehe — an Wahrheit und Fülle, wenn auch entfernt nicht an Tiefe und Kraft der darin niedergelegten poetischen Empfindungen die Richtung zeigte, die der Dichter nehmen werde. Er hatte eine derbe kritische Abfertigung erfahren, aber durch nicht minder derbe Gegenwehr seinen Ruf begründet. Darauf war er, guter englischer Sitte folgend, auf Reisen gegangen. Wenn solche Reisen sonst nach Frankreich und Italien zu führen pflegten, so war für Byron das erste Land durch die napoleonischen Zeitläufte verschlossen und zum großen Theil auch Italien. Doch folgte der junge Dichter wohl nicht allein der Nothwendigkeit, wenn er diese Länder zunächst umging; sein romantischer Sinn zog ihn nach Gegenden, wo eine dünne Kulturschicht dem Feuer wilder Leidenschaften in der menschlichen Brust nur allzuoft gestattet seine zerstörenden Wirkungen zu äußern, wo aber solche verheerenden Leidenschaften doch meist den natürlichen und darum edleren Regungen des Ehrgeizes und der Liebe entstammen, nicht wie unter dem Segen der Civilisation, der unersättlichen Gier nach Besitz; wo ferner die Leidenschaften für das Gefühl des Civilisirten auch deshalb etwas nicht ganz Unedles haben, weil mit einer manchmal großartig erscheinenden Gleichgültigkeit mit dem Leben gespielt wird, wieder ungleich unseren Verhältnissen, unter denen das Spiel mit Menschen, wie es in unseren Kriegen zu Tage tritt, langer Berechnung und nicht stürmischer Aufwallung entspringt; wo endlich den entsetzlichsten Tragödien immer noch eine gewisse

wilde plastische Schönheit eigen ist, weil der Haß sich nicht verstellt und Leib, Geberdenspiel und Bewegungen des Menschen unter fast ausschließlicher Herrschaft der Natur stehen.

Daß Byron solchen Reflexionen nicht fremd war, zeigt sein Cyclus griechisch-türkischer Gedichte, wo sie zum unmittelbarsten Ausdruck gelangen. Und doch waren sie nicht die mächtigsten Eindrücke, die er auf seiner Reise durch die pyrenäische und die Balkanhalbinsel erhielt; sind diese Gedichte doch auch erst später, aus einer gewissen idealisirenden räumlichen und zeitlichen Ferne niedergeschrieben. Ueberwältigend, und für Byron tief in die Augen fallend, war zunächst der Gegensatz einer herrlichen Natur und einer verderbten Race, in Griechenland nicht minder als in Portugal, aber auch, wenn gleich in geringerem Maße, in Spanien. Die Darstellung dieses Gegensatzes bildet geradezu den Grundzug der beiden ersten Gesänge, die sich dadurch wesentlich, wie wir sehen werden, von den letzten scheiden. Ihn, den Dichter, der aus dem Umgang mit der Natur und mit jenen abgelegenen Zeiten der Geschichte, in denen sich noch die Natur im Menschen spiegelte, schon in zartem Alter Kraft und Hoheit geschöpft hatte, wie mußte es ihn entrüsten, daß die reichen Gaben, die ein milder Himmel über eine zauberhafte Landschaft ausgegossen hat, den gewaltsam zur Erde gerichteten Blick eines sklavisch denkenden Volkes nicht zu erheben vermochte. So fand er Portugiesen und Griechen; eine räthselhafte Mischung von Widersprüchen boten seinem Auge die Spanier: er begeisterte sich für ihre ursprüngliche Tapferkeit gegenüber dem Landesfeind; aber es erfüllte ihn mit Ekel, daß dasselbe Volk den brutalen Egoismus seiner Könige in stumpfer Ruhe hinnahm und auch dann noch ihnen anhing, als diese in feiger Pflichtvergessenheit sich dem furchtbaren Elend eines Krieges bis aufs Messer entzogen. In um so hellerem Glanze erschienen ihm die Frauen und Mädchen Spaniens, nicht nur in dem herrlichen Ideal derselben, dem heldenmüthigen Mädchen von Saragossa, auch in den weniger überirdischen Vertretern ihres Geschlechts, wie sie ganz Liebe, ohne Besinnen und ohne niedrige Berechnung, alles gewähren und durch Treue ihren Fehler verschönern, wenn das — so dachte wenigstens der Dichter — unter einem solchen Himmel und bei solchen Sitten Fehler genannt werden darf. Das rhythmisch anmuthende, leichte Gedicht, das ursprünglich die Stelle der herrlichen Verse an Inez einnahm, die doch nun eigentlich da wo sie stehen befremdend wirken, weil sie einen völlig neuen Ton anschlagen und für den Charakter des Childe zu tief gehen — jenes erste Gedicht, eine Verherrlichung dieser rasch sich ergebenden und treu ausharrenden

Liebe, ist wohl schon in Spanien selbst entstanden. Es wäre dies dann von einigen Abschiedsliedern abgesehen die erste dichterische Ausbeute, die Byrons Reise ihm gewährte.

Daß Byron beim Antritt seiner Reise von Hoffnungen für das Wachsthum seines Dichtertalents erfüllt war, ist selbstverständlich; aber nicht minder gewiß ist es, daß er sich nicht von vornherein mit dem Plan trug, die unmittelbaren Eindrücke von Land und Leuten dichterisch darzustellen. Dann hätte er ja schon in Portugal daran gehen müssen: denn daran kann man doch bei ihm nicht denken, daß er die poetischen Gedanken und Bilder sich erst zu einer gewissen Fülle habe ansammeln lassen wollen; bei ihm schäumte der dichterische Quell so stark über, daß er nie warten konnte, bis sich der erste mächtige Strom der Gefühle verlaufen hatte, aus dem einfachen Grunde, weil die poetischen Empfindungen von gestern bereits durch die lebhafteren von heute verdrängt worden wären. Der Entschluß zu einem Werke, wie es der Childe Harold wurde, der doch in der Geschichte der Literatur etwas schlechthin Neues ist, konnte eben nur allmählich reifen, wenn reifen der richtige Ausdruck ist bei einem Gedicht, das sich schließlich mit einer Art elementarer Gewalt Bahn brach. Das Großartige daran ist nun gerade, daß die poetische Erregung des Dichters von Anfang an so bedeutend war, daß der endliche Durchbruch nach außen nicht etwa als besonderer Willensakt erscheinen kann, etwa dem Bedürfniß entsprungen, eine Dichtung mit in die Heimath zurückzubringen, sondern daß er Nothwendigkeit war, wie ein angeschwollener Strom nicht länger in seinen Grenzen bleiben kann. Byrons Reisebriefe geben dafür volles Zeugniß; sie enthalten zu einem guten Theil in gedrängter Kürze, die doch deutlich die Lebhaftigkeit der Empfindungen verräth, den Inhalt des späteren Gedichts in prosaischer Niederschrift.

Es ist leicht zu begreifen, daß der Dichter dann gerade in Albanien der inneren Produktion nicht mehr widerstehen konnte. Einerseits begann dort ein neuer Abschnitt in seiner Reise und zwar ein Abschnitt, der an Stärke der Eindrücke alle bisherigen weit zurückzulassen schien, so daß jene früheren in der Phantasie des Dichters schnell in eine nebelhafte Dämmerung zu versinken drohten, andererseits mußte in einem so exotischen Lande wie Albanien und an einem so fremdartigen Hofe wie dem des Ali Pascha sich Byron der Gedanke aufdrängen, daß er in solchen Gegenden, um rein poetisch zu wirken, sich bloß an die Wirklichkeit zu halten brauche.

Nun aber mußte das Gedicht, das so zu entstehen begann, ein Ganzes werden, mit Anfang und Ende, und da ist es, meine ich, ein

herrliches Zeugniß für den Genius Byrons, daß er in einem Lande, das auf Schritt und Tritt seine Gedanken gefangen nahm, sich den Geist so weit frei machen konnte, daß er nochmals die schon zurückgelegte Strecke in der Erinnerung durchwandern konnte, wenn ihm auch sein Tagebuch die leitenden Ideen dazu gab.

Noch auf eine andere Weise aber suchte er, die Strophen, die ja an sich keinen Zusammenschluß zeigen konnten, zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinigen; so ersann er die Gestalt des Childe Harold. Diese Figur ist nun einem kritischen Einwurf begegnet: man stieß sich daran, daß Byron einer so eminent modernen Persönlichkeit durch die sonderbare Titulatur ein alterthümliches Gepräge aufgedrückt habe, so daß Childe Harold in einem eigenthümlichen Zwielicht zwischen Vergangenheit und Gegenwart erscheine. Byron hatte sich in der Vorrede dahin ausgesprochen, er habe die Bezeichnung Childe bloß in Uebereinstimmung mit dem alterthümlichen Versbau gewählt. Man kann es ja auch denken: die Strophenform führt auf die ritterlichen Zeiten Spensers zurück und so griff der Dichter auch etwas von den alten Zuständen auf wie er auch der Sprache, halb mit Absicht halb unwillkürlich, eine entsprechende Schattirung gab, wohl beidemal ohne sich Rechenschaft über die Berechtigung dazu zu geben. Will man eine so unbedeutende Frage noch weiter verfolgen, so kommt man auch auf den Gedanken, die Romantik der Umgebung habe einen Schimmer auf das Land zurückgeworfen, aus dem der Dichter ausgezogen war und Byron an dessen romantische Zeiten gemahnt. Wie dem auch sei, so ist jedenfalls die Vertheidigung dieser Namengebung, wie sie Byron in einer zweiten Vorrede aus dem Jahre 1813 führte, ganz verunglückt: es ist ja wohl wahr, was er da sagt, die Ritter der alten, guten Zeiten haben durchaus nicht dem Ideal entsprochen, das die alten Gedichte aufstellen. Aber ein Harold war nicht unter ihnen. Verdorben waren sie freilich nicht minder als dieser Childe, auch Pessimisten mochten in ihren Reihen sein, aber dann waren sie Pessimisten auf eigene Faust und für sich selbst, nicht für die ganze Welt, und zum Lieben waren sie immer noch aufgelegt, so lange der Leib zusammenhielt, während Childe Harold in seiner Gedankenblässe gar nicht mehr des Selbstvergessens mächtig ist, das die erste Bedingung zu einer auch nur vorübergehend beglückenden Liebe bildet.

Größeren Kummer als diese nebensächliche Frage schien es dem Dichter zu machen, daß das Lesepublikum den Childe Harold gänzlich mit ihm identifizirte; wenigstens wehrt er sich in all den verschiedenen Vorreden, noch in der zum 4. Gesang, immer wieder dagegen. Aber

steckt nicht gerade in dieser Abwehr, noch ehe sie nöthig geworden, eine kleine Teufelei? Nicht nur ein schönes Gedicht zu schreiben, sondern dies auch so einzurichten, daß nun alle Welt die Augen über das Gedicht hinweg auf die Person des Dichters warf, das war ein Ziel des Ehrgeizes, das Byrons jugendliche Eitelkeit von innen und außen bestach. Und er ist Schalk genug, ernsthaft zu versichern man müsse von seiner Person absehen; als wüßte er nicht, daß solche Versicherungen immer das Gegentheil bewirken von dem was sie zu bezwecken scheinen! Im ersten Uebermuth hatte er sich nicht geschämt, den Helden mit der alten Form seines eigenen Familiennamens, Burun, zu schmücken. Später besann er sich doch eines Besseren und ersetzte diesen taktvoller Weise durch den indifferenten Namen Harold. Vielleicht lag selbst in diesem Namenswechsel noch etwas Spiel: hieß er seinen Helden Burun, so war es doch klar, daß dies nun Byron meinen konnte; nannte er ihn aber Harold, so konnte er hoffen, jetzt werde erst recht das Gerede über das dunkle Geheimniß beginnen und vom Zank darüber des Geschreis nur noch mehr werden.

Wenn es nun wirklich sein Bestreben war von sich sprechen zu machen, so konnte er dies in der That nicht sicherer erreichen, als indem er die Farben für sein Selbstportrait so dunkel wie möglich wählte. Daß er dies selbst erkannte, zeigt welch tiefe Menschenkenntniß der junge Dichter besaß, der dereinst den Don Juan schreiben sollte. Ich habe es in der letzten Zeit öfters als etwas Hochmodernes bezeichnet gelesen, daß neuste Dichter, wenn sie sich selbst zu Helden ihrer Romane machen, sich vielfach moralisch minderwerthiger darstellen als sie sind. Wäre das wirklich so spezifisch neu, so würde es nur beweisen, daß Byron immer moderner, d. h. seine Dichtung erst jetzt allmählich ein Spiegelbild des allgemeinen Empfindens wird. Denn es wäre doch wahrlich zu viel der hämischen Freude an der Verleumdung, wollte man behaupten, Byron und Harold seien wesensgleich. Hätte sich da der loyale Dichter, wie es Harold thut, freundlos und verlassen nennen können, wo er doch auf der ganzen Reise von seinem treuen Hobhouse begleitet war? Man lese doch nur die ersten Stanzen des Gedichts und lasse dann Byrons Jugend an sich vorüberziehen oder greife einige seiner Erstlingsgedichte heraus: es ist sinnlos, daß dieser hochfahrende Geist derselbe sein sollte, vor dessen Augen nur schmarozende Weiber und fluchende Zechgenossen Gnade fanden.

Wie weit man nun auch in der Gleichsetzung des Dichters mit seinem Helden gehen mag, so liegt doch schon in der bloßen Einführung einer besonderen Persönlichkeit eine gewisse Scheidung des Dichters von

sich selbst; er mußte jetzt auf sich achten, wie man sich zusammennimmt, wenn man vor einen Spiegel tritt. So schuf er sich einen festen Mittelpunkt an den sich alles anlehnen sollte; mußte er doch fürchten, seine unbegrenzte Subjektivität werde dem Gedicht alle feste Form rauben, wenn er ihr nicht einen Zaum anlege. In Wahrheit verhält es sich nun aber so, daß dies junge geflügelte Dichterroß den Zaum alsbald abschüttelt und ihn, wenn ich beim Bilde bleiben darf, nur noch nachschleift, nicht ohne sich manchmal in ihn zu verwickeln. Was Centrum sein sollte, verschiebt sich an die Peripherie und erscheint nunmehr bloß noch als künstlich angeklebt, als ein Auswuchs an der Oberfläche. Man denke doch darüber nach: ein junger blasirter Mensch, der für alles unempfindlich geworden ist, für das Erhabene wie für das Gemeine, kommt in ein fremdes Land und erkennt mit seinem geschärften Auge die nackte Verderbtheit der Menschen dort. Wird er da zum erzürnten Sittenprediger werden wie Childe Harold? Nein, höchstens zieht ein mattes müdes Lächeln um seine Lippen, und er sagt sich: hier wie dort, ich habe es nicht anders erwarten können. In Wirklichkeit aber ist der Fremde in Portugal gar nicht mehr Childe Harold, sondern der Dichter selbst. Wo bleibt nun da die Einheit? Es ist aber eine ewige Wahrheit, daß der Genius auch da noch groß ist, wo er fehlgreift. Vergleichen wir doch mit dieser Erscheinung bei Byron eben einmal die romantische Ironie, bei der es sich auch um Zerstörung der Illusion handelt. Aber welch ein Unterschied im Gebrauch des Kunstmittels! Bei den Romantikern ist es lediglich eine tendenziöse Erfindung, zu dem Zweck, dem klassisch streng Geschlossenen etwas Neues gegenüberzustellen, das unbegrenzte Recht des Schöpfers gegenüber seinem Geschöpf; tendenziös ist auch noch die letzte Wendung, die dies Hauptstück der deutschen romantischen Kunstlehre und Kunstübung im Heine'schen Liederfinale gefunden hat. Bei Byron dagegen ist die Vernachlässigung seiner gesteckten Ziele ganz absichtslos, rein die Wirkung einer grandiosen Subjectivität, die den gezogenen Rahmen sprengt, weil er ihr zu enge ist. Byron *kann* die Illusion nicht aufrecht erhalten. Ganz abgesehen von der Thatsache, daß die moralischen und philosophischen Theile des Gedichts, die doch den größten Umfang einnehmen, im Mund und Geist des Childe nicht denkbar sind und daher dem Dichter zugeschrieben werden müssen, so bricht schon im ersten Gesang an einer außerordentlich charakteristischen Stelle der Dichter selbst durch und zwar nicht mehr in verstellter Gestalt. Er reitet durch die Landschaften Mittelgriechenlands, deren einsame Schönheit in sich saugend und dann wieder in sich versunken den Gedanken seines Innern sein Ohr leihend, die wie

die lebhafteren Wellen an der Oberfläche eines Stromes über das stillere Unterwasser des ruhig hingleitenden Rhythmus dahinrauschen. Da steigt „schneebekleidet, im wilden Pompe seiner Bergesmajestät" das Parnassosgebirge vor ihm auf und überwältigt ihn so, daß er alle künstlerische Gelassenheit verliert und an einem solchen Platze durchströmt von dem freudigen Gefühl Dichter zu sein, seine Huldigung darbringt*), nicht etwa um sie nachher im 2. Gesang am geeigneten Orte einzuschieben, sondern nachlässig groß sie in den Strom seiner Verse werfend, wenngleich dieser gerade durch die Gefilde Spaniens braust.

Nachdem einmal das Gesetz der Einheit verletzt worden, kann es auch ferner dem übermächtigen Andringen einer solchen dichterischen Persönlichkeit nicht standhalten. In den zwei ersten Gesängen tritt das außer in dem schon erwähnten Widerspruch zwischen dem Charakter des Childe und seinen Monologen nur gelegentlich zu Tage, so in den Nachrufen an zwei tote Freunde, beide in England dem Schluß der Gesänge zugefügt. In den letzten Gesängen aber verschiebt sich das Verhältniß völlig.

Zwischen dem zweiten und dritten Canto liegen volle sechs Jahre, vom Frühjahr 1810 bis Sommer 1816. In der Vorrede zu den beiden ersten Gesängen vom Februar 1812 hatte der Dichter erklärt, er werde, sollte sein Gedicht freundliche Aufnahme finden, seine Leser weiter geleiten nach der Hauptstadt des Ostens und durch Jonien und Phrygien**). Aber schon 1813 hat er diese Absicht definitiv aufgegeben; denn in einer zweiten Vorrede, wo er sich über den Charakter seines Helden ausspricht, sagt er: hätte ich das Gedicht weiter geführt, so würde sich dieser Cha-

---

*) Dieses Citat ist, wie die folgenden, Gildemeisters rühmlichst bekannter, im Verlag dieser Monatsschrift erschienenen Uebersetzung, 1864 f.; 6 Bde, entnommen.

O du Parnaß, auf den mein Blick sich richtet,
Nicht wie ein Wahnbild, das den Träumer neckt,
Nicht wie die Landschaft, die das Lied erdichtet,
Nein, wirklich, wild-erhaben, schneebedeckt,
In griechisches Gewölk emporgestreckt, —
Was Wunder, wenn ich wage so zu singen?
Der letzte Pilger, der dich heimsucht, weckt
Dein Echo ja und läßt sein Lied erklingen,
Obwohl die Musen hier die Flügel nimmer schwingen.

I 59(—64).

**) Wie sehr sich seine Phantasie auch später immer noch mit jenen Gegenden beschäftigte, zeigt das Fragment einer geheimnisvollen Erzählung in Prosa, zwischen Smyrna und Ephesus spielend, und im Juni 1816 am Genfer See, im Wettbewerb mit Mrs. Shelley, niedergeschrieben, eben zu der Zeit als auch der 3. Gesang des Childe Harold entstand, auf dessen Gestaltung der Umgang mit Shelley nicht ohne Einfluß blieb, wie schon Moore bemerkt.

rakter gegen Schluß vertieft haben; denn der Rahmen den ich einst für ihn auszufüllen im Sinn hatte, war mit wenigen Aenderungen, die Skizze eines modernen Timon, vielleicht eines poetischen Zeluco. [Anspielung auf eine Romanze von Th. Moore.] Daß er seine Absicht nicht ausführte, lag wohl daran, daß die Jahre 1812 bis Anfang 1816 für ihn bei all seiner tiefen Traurigkeit gesellschaftlich nicht unangenehme waren und ihm in keiner Weise den Anlaß gaben, sich als Timon aufzuspielen. Die Trennung von seiner Gemahlin, die Anfangs des Jahres 1816 stattfand, wurde dann bekanntlich der Wendepunkt seines Lebens, nicht sowohl an sich selber als vielmehr weil sie ihn auf immer seinem Vaterland entfremdete. Es wirft nun ein günstiges Licht auf den hohen Sinn Byrons, daß er in seinem Unglück nach außen dieselbe Ruhe bewahrte, die er an dem gestürzten Napoleon bewunderte, so daß die Stanze, worin er diese Bewunderung ausspricht, nicht weniger an ihn selbst gerichtet ist*). Fast schien es als habe ihm das Ereigniß die innere Sammlung und die Gleichgestimmtheit des Gemütes gegeben, die er zuvor entbehrte. Er sagte sich wohl, daß er eine solche Lehre, wie sie ihm in der frivolen Haltung der englischen Gesellschaft gegen ihn zu Teil wurde, im Grunde verdient hatte, da er bei seinem ungebändigten Hang nach freiester Bewegung gar nicht so tief mit ihr sich hätte einlassen sollen. Als er daher Ende April die Heimat verließ, da war wie er selbst sagt die Stunde vorüber, wo die scheidenden Küsten Albions sein Auge mit Betrübniß oder mit Freude erfüllen konnten (III, 1). Also weder das Eine noch das Andere war in ihm zugegen, sondern schlechthin Ruhe, freilich eine tief traurige; und wenn dies Gefühl vielleicht etwas erzwungen war — erfüllte ihn doch der Gedanke an sein Töchterchen mit bittrer Wehmut — so war es doch dasjenige das er erstrebte und das denn auch im dritten Gesang vorherrscht. Daß der Dichter beim Antritt seiner zweiten großen Reise alsbald an die Wiederaufnahme des Childe Harold dachte, kann nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß er das Gedicht mit seinen zwei Gesängen von Anfang an als nicht abgeschlossen betrachtet hatte; naturgemäß stiegen jetzt die vergangenen Bilder seines ersten Abschieds voll schmerzlicher

---

*) Und doch, du trugst es, als die Macht zerschmolz,
Mit jener ruhigen Philosophie,
Die, ob sie Weisheit, Kält' ist oder Stolz,
Wermut und Galle für den Feind ist. Wie
Des Hasses ganze Rotte dich umschrie,
Da lächelt, ungerührt von ihrem Hohn,
Dein all erduldend Aug' und zuckte nie.
Das Glück mied den verwegnen Lieblingssohn,
Und er stand ungebeugt und ließ die Stürme drohn. III, 39.

Erinnerung in ihm auf; er fühlte sich vor Kummer gealtert, eine Saite in ihm ist gerissen*).

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die beiden letzten Gesänge ihrer Grundstimmung nach sich von den ersten stark unterscheiden. Die kriegerische Gesinnung ist jetzt vom Dichter gewichen. Kaum daß er auf dem Schlachtfeld von Waterloo bei der Erinnerung an Napoleon und angesichts der beginnenden politischen Reaktion die Frage aufwirft, ob denn nach dem Fall des einen Despoten die Welt freier geworden sei. Aber in wie anderm Licht erscheint hier Napoleon als im ersten Gesang! Dort ist er jeder Größe baar, der Feind der Menschheit, hier wird er zum Prototyp aller derer, deren übermenschliches Maaß ihr tragisches Schicksal ist, und es fehlt nicht an einer Anspielung, daß Byron in Napoleons Geschick auch sein eigenes erkannte**). Es gehört nicht zu unsrer Aufgabe, das Gedicht, oder auch nur einen Abschnitt daraus, zu analysiren; vielleicht würde man selbst auf diesem Wege nicht dazu gelangen, den betäubenden Duft, den des Dichters Schwermut über das Ganze ausgegossen hat, zu erfassen. Sein Weltschmerz hat nicht mehr die Weite, die ihm in den ersten Gesängen eignet; er hat sich verdichtet: dort bewegt ihn alles, selbst der Schmutz, den er in den Straßen Lissabons antrifft, hier zieht er sich zurück. Dies kranke Auge mag die Niederungen des Lebens nicht mehr anschauen, es muß sich schonen; nur noch die höchsten Höhen sucht es, nicht um daran zu gesunden, sondern weil es das Einzige ist was es nicht entbehren kann, die höchsten Höhen: einen Napoleon, einen Rousseau, und das Herz eines Byron.

Damit hängt nun zusammen, daß noch in einer andern Hinsicht schon der dritte Gesang von den vorhergehenden sich entfernt. Dort steht die Herrlichkeit der Natur meist im Gegensatz zu der Gesunkenheit der Bewohner. Das ist nun nicht mehr so. Der Dichter freut sich des glücklichen Völkchens am Rhein und wie er die Schweiz betritt,

*) Seit meiner Jugend schwand, — Lust oder Pein, —
Verloren Herz und Harfe manchen Strang
Und sind verstimmt: vergeblich wird es sein,
Wenn ich noch singen wollte, wie ich sang. III, 4.

— — — ich bin
Nicht, was ich war; die Visionen sehe
ich minder klar; die Glut, die Herz und Sinn
erfüllte, flackert schon und stirbt allmählich hin. IV, 185.

**) Im 4. Gesang, Str. 89—92, wo er mit Cäsar verglichen wird, kommt Napoleon noch einmal übel weg. Das zeigt, wie wenig es Byron darum zu thun ist eine historische Erscheinung in ihr wahres Licht zu rücken. Das sind ihm stets nur Unterlagen für seine Stimmungen, wie man auf einem Klavier bald getragen, bald leidenschaftlich, nun ernst und nun heiter spielt.

preist er die Erschlagenen von Murten, die im Kampf ums Vaterland fielen. Die Natur aber wird ihm heilig. Alles was in ihm selber Unzulängliches ist, sieht er hier verklärt, er ist ein Theil von ihr wie sie von ihm und aller Menschenhaß schwindet vor diesem einzig großen Gefühl*). Wie ihm aus dieser Vertiefung des Empfindens heraus das Größte gelingt, die Schilderung des Abends, der Gewitternacht und des Morgens am Genfer See, das läßt sich mit Worten nicht beschreiben, das will selber gelesen sein.

Wie sehr nun auch der dritte Gesang in die Tiefe geht, so ist er doch nur ein Vorspiel gegenüber dem letzten Theil des Gedichts, das im Juni und Juli 1817 in Venedig entstand, unmittelbar nach einer zweimonatlichen Reise nach Florenz und Rom, durch mancherlei Zusätze aber, die sich bis in den Januar des folgenden Jahres hineinzogen, noch stark erweitert wurde. Er ist je und je das Herrlichste was die Resignation einer hochgestimmten Seele geschaffen hat. Will man irgend etwas damit vergleichen, so muß man eine andere Kunst heranziehen, die Musik, ich meine Beethovens Symphonieen. Wie reiht sich Satz an Satz! nun lang getragen, bedächtig tiefer und tiefer steigend, wie in den Betrachtungen über Rom, denn anschwellend wie grollender Donner, wo er Tassos gedenkt, und wieder in den zartesten Tönen spielend, wenn der Schatten des Eingekerkerten vor ihm aufsteigt, den die Muttermilch der eigenen Tochter am Leben erhält; jetzt feierlich mächtig einsetzend und milde sich lösend, wenn er aus dem weiten Abgrund des Todes die Wehklage eines Volkes vernimmt über den Hingang einer Fürstin; um sich endlich zur gewaltigsten Höhe zu erheben, wo er dem Ocean sein jubelndes Thalassa zuruft, ehe das Ganze ver-

*) Wer vor der Welt flieht, haßt noch nicht die Welt;
Ihr Lärm und Ringen schickt sich nicht für alle;
noch ist es Trotz, wenn still der Geist sich hält
im eignen Quell, daß er nicht überwalle
im heißen Weltdrang und ein Opfer falle
menschlichen Siechthums.
— — — —
Nicht in mir selber leb' ich; nein, ich werde
ein Theil der Welt umher. Gebirg und Flur
sind mir Gefühl, die Städte dieser Erde
sind Folter mir. Ich find in der Natur
nichts, was mir widrig ist, als Eines nur,
des Fleisches Kette, die auch mich umflicht,
indes die Seele fliehn kann zum Azur,
zum Berg, zum Ocean, zum Sternenlicht,
Und sich versenkt ins All, — und o, vergebens nicht!
—
Und so versinkt das Ich, und das ist Leben.
— — — III, 69—75.

klingt und — has died into an echo. Wahrlich, hier ist wie im vollendetsten musikalischen Kunstwerk Inhalt und Form Eines.

Diese Bemerkung über die Einheitlichkeit muß uns zu der Frage zurückführen, die wir mitten in der Untersuchung fallen gelassen haben, zu der Frage nach der Stellung des Childe in den letzten Gesängen des Gedichts. Wir haben dem Dichter keinen Vorwurf daraus gemacht, daß er im ersten Theil die Konsequenzen zu ziehen unterließ, die sich aus Harolds Charakter ergeben. Mag immer diese Unterlassung ein ästhetischer Fehler sein, gewiß ist, daß gerade an ihm des Dichters Größe nur um so siegreicher sich entfaltete. Im übrigen treten im dritten Gesang ganz neue Verhältnisse ein: nicht nur der Dichter hat sich entwickelt, auch Childe Harold; sie sind jetzt wirklich Eines geworden. In den ersten, künstlerisch meisterhaft durchdachten Strophen wird es dargestellt, wie sich der Dichter an Harold und Harold am Dichter vertieft (III, 3—16)*). Nun aber zeigt sich etwas Wunderliches: Childe Harold erscheint auf dem Schlachtfeld von Waterloo, er zieht den Rhein hinauf und dann verschwindet er vollständig, die Zahl der Strophen gerechnet ungefähr in der Mitte des ganzen Gedichts. Wie sollen wir uns das erklären? War es denn jetzt, wo die Einheitlichkeit erreicht war, dem Dichter nicht viel leichter gemacht, sich völlig in die Brust seines Wanderers zu ergießen und diesen fortan zum alleinigen Träger seiner Gedanken und Empfindungen zu machen? Byron selbst fühlte die Nothwendigkeit eine Erklärung zu geben; in der Widmung des vierten Gesangs an seinen Freund Hobhouse that er dies. Er sei es müde geworden, sagt er, eine Linie zu ziehen, die jedermann ent-

*) gaining as we give the life we image (III, 6).

Zu schaffen und im Schaffen tiefres Leben
zu finden, darum dichten, formen wir
den Traum der Seel' und ernten, was wir geben,
Dasein der Phantasie, — so wie ich hier.
Was bin ich? Nichts. Ein andres ist's mit dir
Geist meiner Dichtung, der durch alle Welt
Unsichtbar, aber schauend zieht mit mir:
Durchglüht von Dir, von deinem Hauch geschwellt,
Fühlt noch mein Herz mit dir, das schon in Asche fällt.
— — — —
Zuviel hiervon! Beendet ist das Stück;
In Schweigen liegt versiegelt, was entschwunden.
Der lang entfernte Harold kehrt zurück,
Er, der sich sehnt, er hätte nie empfunden!
Nicht tödtlich, doch unheilbar seine Wunden.
Doch hat auch ihn die Zeit mit mächt'ger Hand
An Seel' und Leib verwandelt. Von den Stunden
Wird Seelenglut wie Leibeskraft entwandt, —
Des Lebens Zauberkelch schäumt oben nur am Rand.

schlossen gewesen sei nicht zu bemerken; vergeblich habe er versichert und sich eingebildet, einen Unterschied zwischen dem Dichter und dem Pilger gezogen zu haben; und so haben ihn gerade seine Aengstlichkeit in der Aufrechterhaltung dieses Unterschieds und die Verstimmung darüber, daß ihm dies nichts geholfen, in der Composition so sehr gehemmt, daß er ihn ganz aufgegeben habe.

Uns will es scheinen, als sei der Dichter erst hinterher auf diese Begründung verfallen; so etwas ereignet sich ja häufig und das bekannteste Beispiel dafür bieten wohl Schillers Briefe über Don Carlos. Wenn wir nicht sehr irren, so hat in unserem Fall der Dichter rein aus einem künstlerischen Instinkt heraus, ganz ohne Reflexion, gehandelt. Die Sache liegt so einfach und beruht auf einem weiteren tiefgehenden Unterschied zwischen den ersten und den letzten Gesängen. Der erste Gesang beginnt ganz episch, man denkt, es werde wirklich eine Erzählung herausspringen, etwa in der Art des Don Juan. Ein wenngleich sehr abgeschwächter epischer Ton bleibt auch durch die zwei ersten Gesänge. In Spanien werden die Zeitereignisse vorgeführt und es wird ein Stierkampf erzählt; dann der Einzug am Hofe Ali Paschas, das Abenteuer mit den Sulioten, die nächtliche Scene in Akernanien — der Tanz der Albanesen ums Wachtfeuer und ihr Kriegsgesang — endlich der Karneval in Constantinopel: das sind doch alles Begebenheiten, die durch die Einführung einer wenn auch mehr betrachtenden als handelnden Person an Leben gewinnen. In den beiden letzten Gesängen jedoch würde man ganz vergeblich nach dergleichen suchen; sie sind eben zum Unterschied von den ersten rein lyrisch. Was soll aber die Lyrik noch mit einem Helden? Gewiß, es giebt, wenn ich so sagen darf, lyrische Helden. Mirza Schaffy ist einer. Jeder fühlt aber sogleich, was diesem das Recht zu existiren giebt. Er ist eine wirkliche Maske, Childe Harold nur das Spiegelbild des Dichters. Hinter eine Maske nun kann man nicht sehen, und Bodenstedt hütet sich sie abzunehmen; wohl aber hat man neben dem Bild im Spiegel immer noch zugleich das des sich Spiegelnden. Das muß ja schließlich verwirren; und wenn wirklich noch ein Unterschied bleibt, so ist es eben der, daß der Eine wirklich von Fleisch und Blut, das andere ein Schatten ist; aber ein täuschender, und Byron muß es uns stets besonders sagen, wenn er ihn spielen läßt. Da pflegt er denn eine lange Reihe von Stanzen mit den Worten zu schließen: So dachte Harold oder So sagte Harold zu sich selbst. Ein andres Mittel, zwischen sich und dem Childe zu scheiden, hatte der Dichter gar nicht und da, meine ich, war es eben lediglich das dichterische Gefühl, das ihn bewog jene Gestalt ganz fallen

zu lassen, um solche je öfter gebrauchte um so platter erscheinende Wendungen nicht immer und immer wiederholen zu müssen. Und so entschwindet denn Childe Harold, um nur gegen Schluß des ganzen Gedichts noch einmal auf den Ruf des Dichters wie aus einem Nebel hervorzutauchen, nicht mehr in leiblicher Gestalt, sondern wie die Erscheinung eines Todten*).

Die Stelle ist eine der tiefsinnigsten und wohl des verweilenden Lesens werth, um so mehr als sie zugleich die beste Probe ist für einen letzten Unterschied zwischen den 1. und 2. Theil des Gedichts. Im ersten Gesang trifft nämlich ausnahmslos das Ende der Stanze mit dem Ende eines Gedankens zusammen; im zweiten kommt es erst gegen den Schluß und nur wenige Male vor, daß eine Strophe für den Gedanken nicht ausreicht; ebenso selten ist die Erscheinung im dritten Canto. Im vierten aber habe ich sie ungefähr zwanzig Mal gezählt, und zwar nicht mehr bloß so, daß allemal nur zwei Strophen davon berührt werden, sondern häufig bricht der Gedanke noch durch die ganze dritte Strophe, einmal selbst durch die vierte, man möchte sagen wie eine schwere Kugel vier Panzerplatten durchschlägt, kraft ihrer Wucht. Das ist sicherlich nicht zufällig. Bei den meisten Dichtern waltet ja

*) Wo aber weilt dein Pilger, mein Gesang,
Das Wesen das dich trug von Ort zu Ort?
Mich dünkt, er komme spät und zögre lang.
Er ist nicht mehr! — dies ist sein letztes Wort.
Die Fahrt ist aus, die Träume schwimmen fort,
Er selbst ist wie ein Nichts; — und war sein Thun
Mehr als Erdichtung, suchtet ihr ihn dort,
Wo die Lebend'gen leiden, — laßt es ruhn, —
Sein Schatten sinkt ins Meer des Unterganges nun,

Wo Schatten, Wesen, Leben, alle Habe,
Die uns des Lebens Nessushemd vermacht,
Versammelt wird in einem weiten Grabe
Und nur noch Schemen sind. Da trennt uns Nacht
Von allem, was geglänzt hat und gelacht,
Und selbst der Ruhm wird Dämmerung und Traum;
Ein matter Abglanz sitzt er noch und wacht
Am Grabesrand, — ein trübes Licht, wie kaum
Die trübste Nacht: es thört den Blick, daß er am Saum

Des Abgrunds forscht, was aus dem Menschen werde,
Wenn sich sein Leib mit Schlechtrem noch vermischt;
Er, der von Ruhm träumt und den Staub der Erde
Sorgsam von seinem eitlen Namen wischt,
Den er nie wieder hört! — Nie aber frischt
Die Zeit uns selber auf, und das ist gut.
O Trost, daß unser Dasein ganz erlischt!
Genug, daß einmal sich das Herz belud
Mit dieser Last, — das Herz! — sein Schweiß ist schwarzes Blut.

IV, 164—166.

dasselbe Verhältniß wie hier in unsern ersten Gesängen. Darin pflegt keine besondere Absicht des Dichters zu liegen! er wählt sich die Form und nun ist es eine Seite des dichterischen Talentes, daß der Gedanke sich ganz von selbst erweitert oder verengt, je nach der Weite oder Enge des Rahmens, in den er gespannt werden soll. Sowie man wahrnimmt, daß ein Gedanke gewaltsam gereckt oder abgehackt werden muß, um in die Form zu passen, so ist das ein sicheres Zeichen von mangelndem oder ungenügend entwickeltem Kunstgefühl des Dichters. Nun beruht die poetische Begabung bei den meisten Dichtern, ja bei allen Dichtern 2. und 3. Ranges, auf der Beweglichkeit der Phantasie, d. h. ein dichterischer Gedanke ruft gewöhnlich analoge oder entgegengesetzte hervor und deren Hin- und Herspielen pflegt das lyrische Gedicht zu bilden, wo dann eben die ersten Strophen das Leitmotiv abheben, das in seine verschiedenen Variationen verläuft. Dies geschieht meistens in einer Art Kreislauf, der Gedanke kehrt immer in sich selbst zurück und dafür ist die abgerundete und abgeschlossene Strophe die naturgemäße Form. Nun giebt es aber noch eine andere Art der Begabung, die nicht sowohl oder weniger in der Beweglichkeit als in der Tiefe der Phantasie besteht. Das braucht sich nicht nothwendig gegenseitig auszuschließen, thut es aber häufig. Darf ich das erste mit einem stillen See vergleichen, der unter jedem Hauch erzittert, und wenn die Windstöße von verschiedenen Seiten kommen, kleine Wirbel erzeugt, die sich doch schnell wieder legen, weil die bewegte Masse zu gering ist; dann ist das zweite ein Strom, der mit der Fülle der Gewässer aus dem Innern des Berges bricht und seine Richtung sich nicht vom Winde bestimmen läßt. So ist es nun vielfach bei Byron. Je tiefer er in seinem Herzen den Quell der Poesie hebt, um so mächtiger rauschen die Wasser und ergießen sich über ihr schmales Bett, das ist die Strophenform, nicht weil ihnen von allen Rinnsalen die kleinen Wasserstreifen zueilen, sondern weil aus der Quelle selber, die nun einmal geöffnet ist, die Wasser immer voller dringen. Oder ohne Bild: der dichterische Gedanke lockt nicht von allen Seiten andere, ähnliche oder entgegengesetzte herbei, sondern er schöpft sich selber aus. Da wird denn das Ueberspringen in eine zweite und dritte Strophe geradezu ein besonderes Kunstmittel, das denn auch von Heine mit außerordentlichem Geschick aufgenommem wurde. Natürlich dürfen derartige Strophenkomplexe nicht unmittelbar auf einander folgen, wie auch in der Musik ein groß durchgeführter Satz von einem zweiten durch leichtere Uebergänge oder durch Pausen getrennt sein will; jeder volle Eindruck muß sich in etwas lösen, ehe ein andrer eintreten kann. Eine solche Stelle ist nun die letzte Er-

wähnung Childe Harolds. Liest man diese drei Stanzen mit gesammelter Aufmerksamkeit, so nimmt man — was freilich im Rhythmus der Uebersetzung zurücktritt — jedesmal beim Hinüberspringen in die folgende Strophe ein Anschwellen der Empfindung wahr, das dann allmählich wieder nachläßt. So wirken sie gewissermaßen wie ein Naturereigniß, wie Lawinen, die durch einen Schall, ein Wort aus ihrem Schlummer geweckt, aus der hohen Bergeseinsamkeit, wo des Dichters Genius stumme Zwiesprach hält mit der Natur, niedergehen, bald krachend über eine überhängende Felswand — den neuen Stropheneinsatz — hinwegfahrend, bald eine lange Halde hinuntersausend, bis alles durch die namenlose Melancholie des Dichters mit Einem Grabe bedeckt ist und nur ein Schweigen überbleibt, als halte die Natur, über sich selbst erschrocken, den Athem an.

Die Berliner Wohnungsnoth.

Von

Robert Hessen.

In Kopenhagen vor dem Schlosse Christiansborg steht ein Reiterstandbild Friedrichs VII. von Dänemark, umgeben von vier allegorischen Figuren, unter denen sich auch die Gesundheit befindet. Der Wegweiser für Kopenhagen beeilt sich, diese ihm überaus auffällige Thatsache durch ein stattgehabtes Mißverständniß zu erklären. Thorwaldsen, der den Auftrag erhielt, die Figuren zu modellieren, habe sich verlesen. Statt landhed (Wahrheit) habe er sundhed gelesen, sodaß nun das Standbild Friedrichs VII. für alle Zeiten entstellt bleibt und das dänische Volk durch seine befremdende Vorliebe für die Gesundheit dem Reisenden ein Rätsel aufgibt.

Ich glaube, daß leider auch auf den Denkmalen, die der Deutsche mit den Sinnbildern seines Idealismus schmückt, der Gesundheit ein Platz noch immer nicht gebührt. Hygiene ist ein medizinischer Begriff, kein volksthümlicher. Man denkt dabei an Chlorkalk und Trichinenschau, nicht an zweckmäßige Lebensweise. Wie unser Volk arbeitet, das hat endlich angefangen, unsre Parlamente ernstlich zu beschäftigen; wie es wohnt, ist vorwiegend noch immer Sache der Wohlthätigkeit und der Armenpflege. D. h. die Gesundheit bildet bei uns nicht das, was sie bilden sollte: ein politisches Prinzip. Sie verschwindet neben der Rolle, welche der Bereicherung angewiesen ist. Die Gründe hiefür will ich nicht näher entwickeln. Jedenfalls haben wir es umgekehrt gemacht, wie Friedrich List es haben wollte. „Man muß Werthe zerstören, um Kräfte zu erzeugen", sagt List. Wir haben Kräfte zerstört, um Werthe zu erzeugen.

Leider hat nun die Umwandlung Deutschlands in einen Industriestaat mit dem gleichzeitigen Anschwellen der großen Städte Lebensbedingungen gezeitigt, die es wahrscheinlich machen, daß irgend ein ein-

schläferndes Zurückgreifen auf frühere Analogien nicht länger am Platz ist. Das Land, der Urquell unsrer Stärke, entvölkert sich und wieviel in den Großstädten Geborne noch militärtauglich sind, ist unbekannt. Die Statistik schweigt darüber. Man erfährt, daß Berlin so und soviel Ersatz zur Garde stellt, aber man weiß nicht, woher diese Gardisten stammen. Richtiger, man weiß es nur zu gut, daß es nicht Berliner, sondern Zugewanderte sind, aber man hütet sich vor dem Nachweis, wie ein gewissenloser Kaufmann vor der Bilanz. Aus denselben Gründen sind auch die verhältnißmäßig günstigen Rekrutierungsziffern gewisser westphälischer Industriebezirke werthlos. Jahrzehntelang ist ein erheblicher Theil unsrer kräftigsten Landbevölkerung dort zugeströmt und kommt dann zur Aushebung. In Schlesien lagen die Dinge schon während des Krieges von 1870/71 so ungünstig, daß sich im Landkreise Striegau 60 Prozent, im angrenzenden Industriekreise Waldenburg noch nicht 20 Prozent Taugliche vorfanden.

Nun ist ja unbestreitbar, daß es auch 1813 schon Krumme und Kurzathmige in den Städten, insonderheit schon ein schlesisches Weberelend gegeben hat. Wird heute von Sachverständigen die Zahl der in Deutschland vorhandenen Landesvertheidiger (wohl etwas optimistisch) auf $3\frac{1}{2}$ Millionen eingeschätzt, so übertrifft diese Ziffer in ihrem Prozentverhältniß gar die 278000, die Preußen mit seinen noch nicht 5 Millionen Einwohnern in jenem denkwürdigen Frühjahr auf die Beine brachte. Allein es ist nicht gesagt, daß die Kräfte Preußens mit jenen 278000 völlig ausgeschöpft waren. Clausewitz berechnete 1809 die Zahl der preußischen Streiter auf 700000, und wenn auch H. v. Treitschke diese Rechnung mit den Worten kritisiert: „Noch niemals ist ein hochherziger Irrthum beredter vertheidigt worden“, so wird man doch kaum mit der Annahme fehlgehn, daß wir den Feldzug von 1813 gewannen, weil die Landbevölkerung so vielfach die städtische überwog, und daß wir heute denselben Kraftüberschuß nicht haben können, weil im Gegentheil die städtische Bevölkerung die ländliche sosehr zu überwiegen anfängt. Muß man sich hüten, einer so dauerhaften Rasse wie der deutschen gegenüber ein Schwarzseher zu sein, so ist die Frage doch mindestens erlaubt, ob die enorme Kapitalanhäufung und die Verfeinerung unsres großstädtischen Lebens, die wir im Lauf dieses Jahrhunderts zu verzeichnen haben, mit der Herabminderung unsrer Volksgesundheit nicht zu theuer erkauft wurden. Denn ähnlich dem tiefsinnigen Wort des alten Tigers in der indischen Thierfabel: „Gleichwohl ist der Glaube, daß die Tiger Menschen fressen, nur sehr schwer zu widerlegen“, wird auch für die deutsche Industrie die Behauptung,

daß sie unser Volksthum verbessert habe, „nur sehr schwer" zu beweisen sein.

Es liegt mir fern, meinen Lesern die Wichtigkeit der Wohnung für die Volksgesundheit, insonderheit als Gegengewicht gegen die depravierenden Einflüsse hochentwickelter Industrie, erst erklären zu wollen. Nur die, größeren hygienischen Ansprüchen auch nicht gerade genügenden Hütten der alten Deutschen dürfen als Einwand hier nicht durchschlüpfen, da unsre Urväter, wie noch heut unsre Landbevölkerung, in der sie umgebenden freien Luft, in der muskelstärkenden Art ihrer Beschäftigungen, ganz besonders aber in der Einfachheit ihrer Sitten eine so reichliche Kompensation für den Rauch ihres Heerdes fanden. Gibbon, der den alten Deutschen nicht übermäßig wohlwill, muß doch zugeben, daß wegen der Offenheit ihrer kleinen Holzweiler die gegenseitige Beaufsichtigung jede Heimlichkeit ausschloß, und die deutsche Keuschheit in der That keine Fabel gewesen sein kann. So sind auch, was unsere heutigen Arbeiterwohnungen ungesund macht, häufig nicht einmal die Räume an sich. Sie werden im Winter stets den einen unschätzbaren Vorzug der größeren Wärme vor der Außenluft aufweisen; das Schlimme ist nur, daß sie diese Eigenschaft auch im Sommer behalten; das Allerschlimmste, daß die Absperrung von Licht und Wind, von Bach und Wald jenen Uebelstand erst recht hervortreten läßt, daß die Zuflucht zu vollgequalmten Schenken ihn noch verschlimmert. Dazu kommt die lärmerfüllte Atmosphäre der großen Städte, die mit ihren tausend neuen und fortwährend wechselnden Eindrücken das Nervensystem der Kinder überreizt und soviel Störungen für Ernährung und Kreislauf mit sich bringt, daß die Blutarmuth Berliner Mädchen ja längst aufgehört hat, eine Ausnahme zu sein. Die Kinder, die wir in der Wiege finden, sind kräftig, zum Beweis, daß der deutsche Urkeim noch immer unangefressen und kernig ist; aber die Entwickelung, die dann folgt, ist in fast allen großen und Fabrikstädten derartig ungesund, daß wir schon ganze Millionen eines nur halbreifen Geschlechtes haben, das zu allem Nachhaltigen, sei es Arbeit oder Leidenschaft, nicht mehr zu brauchen ist. Insonderheit ist es die beklagenswerthe frühe Selbständigkeit der Industriearbeiter, ihr frühes Lotterleben, ihr frühes Heirathen, was unser Volk verdirbt, ganz abgesehen von der tausendfachen Verführung der Großstadt, die alljährlich den schönsten und kräftigsten Theil unsres weiblichen Nachwuchses seiner eigentlichen Aufgabe, unsre Rasse fortzupflanzen, entfremdet.

Es ist ein Verdienst des Finanzministers Miquel, schon vor Jahren darauf hingewiesen zu haben, daß als Heilmittel gegen die angedeuteten

sozialen Uebelstände höhere Löhne behufs bessrer Ernährung und Lebenshaltung unzureichend sind. Man hat keine Garantie, daß der Proletarier die größeren Mittel auch wirklich zum vorgesehenen Zweck verwendet. Die Erfahrung lehrt, daß in Berlin die höheren Löhne zuvördest in echtem Bier und dem Besuch von Maskenbällen aufgehen würden, daß am allerwenigsten ein besseres Wohnungsbedürfniß empfunden und der Reiz eines eignen traulichen Heims von Hunderttausenden weder gekannt noch geschätzt wird. Zum richtigen Erfassen des Problems empfiehlt sich daher am ehesten seine gänzliche Loslösung von ökonomischen Beziehungen, ein rein hygienischer Standpunkt. D. h. die Erledigung der Wohnungsfrage ist nicht sowohl ein Gebot der Humanität oder eine Frage des Einkommens, als vielmehr ein Korrelat der Landesvertheidigung und der Wehrpflicht.

Wie liegen nun heut die Verhältnisse in Berlin?

Das Eingeständniß, das da zunächst gemacht werden muß, gehört zu den beschämendsten, die in einem Kulturstaat überhaupt gemacht werden können: es ist in Berlin Jahrzehnte hindurch gerade dem dringendsten Wohnungsbedürfniß am wenigsten entsprochen worden. Berlin wuchs. Es strömten nach den glücklichen Kriegen Hunderttausende aus den Provinzen hieher. Alle diese wollten und mußten wohnen. Die Industrie brauchte sie und nutzte sie gründlich aus, aber für ihr allererstes Bedürfniß zu sorgen, fand sich weder der Staat, noch die Kommune, noch die Privatspekulation gemüßigt. Angesichts des bekannten, an Zigeuner erinnernden Sommerlagers vor dem Kottbuser Thor standen zwar in den Gründerjahren eine Reihe wohlwollender Männer auf, die den Magistrat der Stadt Berlin zu bewegen wußten, ein Terrain von 1000 Morgen (den jetzigen Treptower Villenpark) zur Applanierung zu bewilligen, und im Juli 1872 trat Bürgermeister Hobrecht in eindringlicher, ja geradezu vorbildlicher Weise behufs Fernhaltung der Spekulation für eine Verpachtung jener Fläche auf längere Zeit zum Zweck sofortiger Bebauung ein; aber am 16. Oktober lehnte die Stadtverordneten-Versammlung den Plan rundweg ab. Es ist eingewandt worden, daß unser Privatrecht, nach Abschaffung des feudalen „Obereigenthums", eine Linderung der Wohnungsnoth durch die Stadt nicht zugelassen habe. Dieses Hintansetzen einer ganzen Menschenklasse mit neu auftauchenden Bedrängnissen und unvorhergesehenen Nothständen hinter den Buchstaben der Ueberlieferung mag juristisch sein. Leider kann ich mich nach gewissen Vorkommnissen der jüngsten Tage des Argwohns nicht erwehren, daß mit oder ohne Ober-Eigenthum die Entscheidung ganz genau dieselbe geblieben sein würde.

Es saßen am wenigsten in der damaligen Berliner Stadtverordneten-Versammlung Männer, die unserm Volkskörper gegenüber ein Gefühl von Verantwortlichkeit und eine Ahnung von seiner Wichtigkeit gehabt hätten. Die Zeit war für eine arbeiterfreundliche Lösung irgend einer Angelegenheit noch nicht reif, und das Manchesterthum feierte wie überall, so auch in Berlin seine verhängnißvollen Triumphe.

Und doch war die Rentabilität der Arbeiterhäuser längst erwiesen. Nur das Drum und Dran ihrer Verwaltung, die Schererei mit den hundert Parteien, die widrigen Elemente der Trunksucht und Prostitution, die Verwahrlosung der Räume, die rückständigen Miethen und Exmissionen, der Lärm und Streit machten diese Häuser den Kapitalisten mißliebig. Sie blieben schwer verkäuflich und darum kein Gegenstand der Spekulation, glitten aber in Folge ihrer thatsächlichen großen Ergiebigkeit mehr und mehr in die Hände von Leuten, die als Wirthe für die Aermsten gerade die schlechtesten und unerwünschtesten waren, und durch welche die Wohnungsfrage erst recht eigentlich zu einer sozialen verschärft wurde. Die Rücksicht auf Volksgesundheit und Wohlfahrt der Insassen liegt der Bildung und Erziehung solcher Wirthe naturgemäß fern; das Wohnungsbedürfniß des Proletariers wurde und wird rücksichtslos von ihnen für die eignen Taschen ausgenutzt. Die Unlust zum Reparieren ist groß; daher der schnelle Verfall selbst zweckmäßig gebauter Häuser. Dabei schritt der Bau von diesen lange Jahre hindurch so langsam vor, daß sich ein dicker Schwarm ärmerer d. h. ungelernter Arbeiter noch heute mit dem Abhub der Häuser begnügen muß, die von den besitzenden Klassen ausgewohnt und verlassen wurden, ohne doch für die Aufnahme kleiner Familien hergerichtet zu sein. Sie müssen große, für sie ganz ungeeignete Räume miethen. Um die Kosten aufzubringen, wird zur Aftermietherei die Zuflucht genommen, und das Schlafstellenwesen, das die natürliche Industrie von kinderlosen Ehepaaren, armen Wittwen und alten Leuten mit geringem Verdienst sein sollte, bildet nachgerad einen unerläßlichen Faktor im Leben des Arbeiters mit zahlreicher Familie, eine ungesunde Steigerung seines Einkommens behufs Aufrechterhaltung übermäßiger Miethpreise. Gerade die Leute, deren aufwachsende Kinder mit Schlafburschen und Schlafmädchen nicht in Berührung kommen sollten, sind heute gezwungen, ihr engeres Familienleben preiszugeben, jenen Verkehr zu suchen und zu dulden. Die Zahl der überhaupt in Berlin vorhandenen Wohnungen wurde unlängst in einer „Enquête" der Berliner Architekten von Baumeister Wieck auf 381,000 (für April 1890) angegeben. Danach kann man auf etwa 200—210,000 Haushaltungen kleiner Leute

rechnen. Bei der Volkszählung von 1885 gab es erst 304,000 Haushaltungen, davon 173,000 ohne Dienstmädchen, 50,065 mit Schlafstellern, 17,878 mit Aftermiethern. Mehr als 21,000 Arbeiterfamilien waren 1885 nachweisbar auf zu große und zu theure Quartiere angewiesen.

Die Einmiether scheinen neuerdings etwas zurückzugehn, die Schlafsteller jedoch erheblich zuzunehmen. Man kann heute, wenn man die Zahlen von 1880 und 1885 vergleicht, von den ersteren knapp 17,000, dagegen reichlich 60,000 Familien rechnen, die Schlafburschen oder -mädchen haben, und davon verfügen erfahrungsgemäß etwa 40 Prozent, also 24,000 Familien nur über einen einzigen Raum. Die nachtheiligen Folgen dieses Durcheinanderlebens auf die sittliche Haltung aller Betheiligten sind zu oft beleuchtet worden, als daß ich sie hier zu wiederholen brauchte.

Eines Weiteren befanden sich 28,000 Wohnungen (10 Prozent der 1885 vorhandenen) in Kellern, d. h. es lebten in Berlin 118,000 Menschen in Räumen, die für Nierenentzündungen, Rheumatismen und Blutarmuth prädisponieren. Ihre Zahl dürfte für das Jahr 1891 nach ungefährer Schätzung 140,000 betragen. Insonderheit haben die Kinder hievon zu leiden, die in der humoristischen Sprache der Aerzte den Namen „Kellerwürmer" führen. Sie sind fortwährend in ärztlicher Pflege, und erst wenn sie mit ihren rhachitischen Säbelbeinen, geschwollenen Lymphdrüsen und Furunkeln soweit gediehen sind, um auf die Straße in's Sonnenlicht kriechen zu können, haben sie einige Aussicht, den typischen Formen eines Berliner Proletarierkindes entgegenzureifen. Erwähnen will ich noch, daß in den Kellern gewisser Berliner Stadttheile Kropf aufzutreten beginnt, und zwar aus denselben Gründen, aus denen Kropf und Kretinismus in gewissen tiefeingeschnittenen Gebirgsthälern endemisch sind, nämlich wegen mangelnder Ventilation und Ansammlung zu großer Mengen von Kohlensäure in den tieferen Luftschichten.

In den drei Asylen für Obdachlose endlich nächtigen durchschnittlich 2000 Menschen. Das städtische vor dem Prenzlauer Thor ist zur Zeit mit 1300 Köpfen etwa zur Hälfte belegt; das Asyl in der Büschingstraße, eine Freistatt vor polizeilicher Durchsuchung, hat allnächtlich seine 300 Plätze voll besetzt, und weitere 2—300 Menschen müssen zurückgewiesen werden. Da bei gerichtlicher Bestrafung eine öftere Wiederkehr als 3—5 mal im Monat verboten ist, und zudem verschiedene Stifte und Mädchenhorte dem Asyl für weibliche Obdachlose vorarbeiten, geben jene Ziffern kein genaues Bild. Von Sachver-

ständigen werden die allnächtlich Obdachlosen, die in den Asylen, oder außerhalb deren im Freien, in den Höfen, in Neubauten und Müllkästen kampieren, auf 10,000 geschätzt, davon etwa 6000 arbeitsscheu, der Rest von 3—4000 unverschuldet arbeits- und obdachlos. Auch die „Pennen", diese werthvollen Heerde für jede Art von Infektionskrankheiten, sind immer noch nicht vollkommen verschwunden.

Es ist nun, nicht von Seiten des Staats, auch nicht von Seiten der städtischen Behörden, sondern aus den Reihen wohlthätiger und gemeinnütziger Privatmänner heraus vielfach der Versuch einer Abhilfe gemacht worden, und es arbeiten, z. Th. schon seit vierzig Jahren, 5 verschiedene Gesellschaften in Berlin der Wohnungsnoth entgegen. Es sind die „Gemeinnützige Baugesellschaft", die „Alexandra-Stiftung", der „Verein für die Armen", der „Verein zur Verbesserung kleiner Wohnungen" und die „Berliner Baugenossenschaft". Diese fünf verfügen im Ganzen über 87 Häuser mit 971 Wohnungen und ca. 3440 Einwohnern. Das ist ein Tropfen auf den heißen Stein, und wenn man näher zusieht, ist es nicht einmal das. Ich will auf die ersten drei hier nicht näher eingehn, da sie, der Wohlthätigkeit dienend, auf die gründliche Lösung unsres Problems von vornherein verzichten und zudem auch ihren wohlthätigen Zweck nicht immer zu erreichen scheinen. Was den „Verein zur Verbesserung der kleinen Wohnungen" anlangt, der ein hübsches Kapital von 600,000 Mark zusammengebracht hatte, so muß er seine Wirksamkeit unter sehr ungünstigen Auspizien begonnen haben, denn der mir vorliegende Jahresbericht von 1890 beschränkt sich hauptsächlich auf das Bedauern, daß nur noch 270,000 Mk. eigner Mittel vorhanden seien, mit denen sich nichts Rechtes anfangen ließe. Der Rest von 330,000 ist von dem früheren Vorstand im Sommer 1889 zum Ankauf von 6 Häusern verwendet worden, deren Zustand, anscheinend mit nur einer Ausnahme, als „schlecht" und als „mangelhaft" bezeichnet wird, und zwar in einem Grade, daß selbst von der Austreibung des dort hausenden Gesindels, der Vornahme nothwendigster Reparaturen und Herrichtung der Häuser für ihren eigentlichen Zweck abgesehen werden mußte.

Die „Berliner Baugenossenschaft" aber hat in Adlershof (neuerdings in Gr. Lichterfelde) Einzelhäuser angelegt, und von den 17, die im letzten Jahr fertig wurden, sind heute Besitzer: ein königl. Bauführer, ein Architekt, ein Zeichner, zwei Kaufleute, zwei Buchhalter, ein Werkmeister, ein Schneidermeister, ein Graveur, ein Bandagist, zwei Tischler, ein Färber, ein Maurer und nur zwei Arbeiter.

Die geringe Betheiligung der letzteren, selbst in einem so frühen

Stadium des Unternehmens erklärt sich daraus, daß die Berechtigung zum Hausbau durch eine Ausloosung, eine Art Lotterie von der Gesellschaft erworben wird, und daß die Arbeiter, auf die das Loos trifft, ihre Anwartschaft sofort für baares Geld veräußern. Das ist also, wenn man streng sein will, eine den Arbeitern auferlegte Narrensteuer behufs Beschaffung von Wohnungen für den Mittelstand. Die Vortheile für den Mittelstand an sich will ich nicht bestreiten. Es drängt sich aber energischer als je die Frage auf: Was hat zu geschehn, um alle Berliner Arbeiter unter Verhältnisse zu bringen, wo sie nicht für theures Geld eine unbequeme oder gar ungesunde, sondern für mäßiges Geld eine brauchbare und angemessene Wohnung bekommen, damit von dieser Seite her einer ferneren Verwahrlosung und Entartung unsres Volkskörpers vorgebeugt würde?

Bei Beantwortung dieser Frage wird es gut sein, sich zu vergewissern, was außerhalb Berlins thatsächlich schon geleistet und erreicht worden ist, doch will ich hier nicht durch eine genaue Zusammenstellung ermüden, die schon öfter erfolgt ist, u. A. in der gekrönten Preisschrift von Otto Trüdinger*), die zugleich auch einen historischen Ueberblick nach der gesetzgeberischen Seite hin giebt, und in populärer Form erst letzthin von Heinrich Albrecht in den Heften vom November und Dezember der „Deutschen Rundschau".

Besonders charakteristisch für unsern Zweck sind die großen Londoner Musterhäuser (model dwellings), um deren Kenntniß in Deutschland Amtsrichter Dr. Aschrott sich Verdienste erworben hat, vor Allem aber die Thätigkeit der Miß Oktavia Hill, insofern sie mit genialem Instinkt den sozialen Kern der Wohnungsfrage erfaßt hat. Eine der liebenswürdigsten Erscheinungen der englischen Frauenwelt, ist sie Lehrerin (in Latein, Musik und Malerei), fing ganz klein mit eignen Mitteln vor 27 Jahren an und verfügt heut über ein Betriebskapital von 1½ Millionen Mark. Sie miethet ausgewohnte Häuser, an die Niemand mehr etwas Rechtes wenden will, da ihre lease in 10—20 Jahren abläuft (bekanntlich wird in London an Häusern kein Eigenthum erworben, da fast aller Grund und Boden wenigen Lord-Familien gehört, die nur Pachtverträge, leases, auf längstens 99 Jahre abschließen), stutzt die Räume für die Bedürfnisse kleiner Leute zu und schafft so im Herzen der Stadt Wohnungen, die um die Hälfte billiger sind als rundumher. Ihre Stärke liegt in der eigenartigen und geradeswegs

*) „Die Arbeiterwohnungsfrage und die Bestrebungen zur Lösung derselben" von Otto Trüdinger. Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1888.

vorbildlichen Verwaltung dieser Häuser. Während man den model dwellings nachsagen muß, daß sie vorzugsweise den höher stehenden, den gelernten Arbeitern mit reichlichem Lohn zugute kommen, daß die am meisten Nothleidenden durch sie unversorgt bleiben, wirkt Oktavia Hill mit unbeirrter Folgerichtigkeit gerade für die Allerärmsten, und hält trotz des massenhaften Zudranges zu ihren Häusern, sodaß sie unter den besten Londoner Miethern die Auswahl hätte, doch an den ursprünglichen fest, da sie ihre Hauptaufgabe in der Erziehung Verwahrloster zu einem menschenwürdigen Dasein erblickt. Eines ihrer weiteren Verdienste ist die Einführung wöchentlicher Miethzahlungen entsprechend wöchentlichem Lohn.

In Kopenhagen hat man die Arbeiterwohnungsfrage auf genossenschaftlichem Wege zu regeln versucht, obwohl auch hier die Erfahrung sich bestätigt hat, daß die Einzelhäuser (cottages), die unsre Einbildungskraft mit ihren Gärtchen und sonstigem Zubehör so sehr gefangen nehmen, uns als die treffendste Lösung des Problems einleuchten, — sobald Eigenthumsrechte an ihnen erworben werden können, umgehend in die Hände der wohlhabenderen Klassen zurückgleiten, für die sie nicht bestimmt waren.

Diese Schwierigkeit hat in Delft in Holland eine Aktiengesellschaft in sehr beherzigenswerther Weise zu umgehen gewußt, und zwar dadurch, daß mit vorschreitender Amortisation der Inwohner nicht zum Eigenthum an seinem Hause, sondern an den betreffenden Stammaktien gelangt, die nur mit Einwilligung und durch Vermittelung des Vorstandes übertragbar sind, und zwar nur an Angehörige der betreffenden Fabrik.

Dieses System hat den weitern Vorzug, daß dem Arbeiter die volle Freizügigkeit gewahrt bleibt, daß er nicht an der Kette des Fabrikherrn liegt, wie das leider nach den Enthüllungen von Herkner in Mühlhausen der Fall zu sein scheint, wo die vielerwähnte société Mulhousienne des cités ouvrières bis zum Jahr 1881 im Ganzen 996 kleine und billige Häuschen gebaut hatte.

Das erfreulichste Bild bietet in unserer Heimath wohl die Stadt Essen, wo die Firma Friedrich Krupp in Kolonien mit weit über 2000 Häusern einer Bevölkerung von mehr als 15000 Arbeitern gesundes und bequemes Obdach geschaffen hat. Freilich werden in der Provinz die Dinge immer günstiger liegen als in Berlin. Die Anziehungskraft kleinerer Städte ist nicht so mächtig, und die verhältnißmäßige Nähe von Essen ließ gewiß im dortigen Arbeiter das Gefühl nicht aufkommen, in seiner Kolonie nunmehr aus der Welt verschlagen

zu sein. Das sind doch wohl die Gründe, weshalb unser durch das bunte Leben der Metropole bezauberte Proletarier selbst bei Angebot günstigster Arbeitsbedingungen nicht nach außerhalb fortzubekommen ist, weshalb er an Berlin förmlich klebt und die bestgemeinten Bestrebungen zur Aufbesserung seines Looses durch passiven Widerstand so oft vereitelt. Auch ist an kleineren Orten der Druck durch die Mittelklasse geringer, die in Großstädten ebenfalls in relativer Wohnungsnoth lebt und in die für Arbeiter gebauten Häuser bei erster Gelegenheit nachdrängt. Endlich waren in Essen reichlichste, in einer Hand konzentrierte Mittel da und, last not least, ein energischer Wille, also das, was in Berlin bislang fehlte.

Nach dem Muster der Londoner Peabody-Stiftung, also unter ausdrücklichem Verzicht auf Gewinnst und statt dessen Benutzung des Betriebsüberschusses zur Ausbreitung des Unternehmens, arbeitet neuerdings in der Vorstadt Lindenau bei Leipzig ein Verein, der sich den Bau von großen vierstöckigen Häusern vorgenommen hat, die ein ganzes Straßenviertel bilden und nach innen zu Gartenparzellen, Trocken- und Spielplätze haben.

Das Vorbild der Oktavia Hill endlich ist in Deutschland bisher nur in einem einzigen Fall erfolgreich nachgeahmt worden, und zwar ebenfalls in Leipzig, durch einen Verein von 12 Herren und Damen, die ein Grundstück im Preis von 135 000 Mark erwarben und nach den Grundsätzen ihrer Lehrerin verwalten.

Fragen wir uns nach dem eben Gehörten zunächst einmal rein theoretisch, was wohl in Berlin am besten zu geschehen habe, so werden wir uns folgenden Räthseln gegenüberfinden: Selbsthilfe oder Staats- und Kommunalhilfe? Wohlthätigkeit oder Geschäft? Aktiengesellschaft oder Genossenschaft? Miethe oder Eigenthum? Einzelhaus oder Kaserne? Stadt oder Umgegend?

Von vornherein wird man erkennen, daß viele Wege nach Rom führen und daß für Anpassung an bestimmte Verhältnisse nicht Formen genug vorhanden sein können. Wenn irgend eine Frage, so eignet sich die vorliegende nicht zur Prinzipienreiterei. So wenig der Staat von der Verpflichtung frei gesprochen werden darf, mit seinen großen Mitteln thatkräftig für die Gesundheit seiner Angehörigen einzutreten, oder die Stadt, mindestens für ihre Kommunalbeamten zu sorgen, so wenig darf die Privatinitiative feiern, wie denn jeder Arbeitgeber als solcher naturgemäß der nächste ist, sich mit der Angelegenheit für seine Unterstellten zu befassen. Will andrerseits der Arbeiterstand die Wohnungsfrage gelöst haben, so wird ein größeres

Verständniß und willigeres Entgegenkommen seinerseits erforderlich sein als bisher.

Was die zweite Alternative anlangt: Wohlthätigkeit oder Geschäft, so ist es außer allem Zweifel, daß die Anziehungskraft der Wohlthätigkeit an sich ganz unzulänglich ist, um Betriebsmittel in genügender Menge zu beschaffen und die uns beschäftigende Schwierigkeit in großem Stil behandeln zu können. Menschenfreunde wie Peabody, der für seinen hohen Zweck 10 Millionen Mark spendete und bis zum Jahr 1886 in seinen Londoner Häusern 4551 Familien mit 22 755 Personen untergebracht hatte, sollten nicht selten sein, sind es aber thatsächlich. Erst wenige von unsern vielen Millionären haben es gelernt, in der Befriedigung berechtigter Ansprüche an Behaglichkeit und Gesundheit von Seiten der ärmeren Klassen, eine Garantie ihrer eignen Sicherheit zu erblicken, wie ja so häufig die Selbstsucht der Menschen der größte Feind ihres Vortheils ist.

Die Frage Aktiengesellschaft oder Genossenschaft ist wegen ihrer geschäftlich-formalen Natur weniger wichtig, umsomehr die andre: Eigenthum oder Miethe? Und gerade diese letzte scheint mir auf lange Zeit hinaus dahin beantwortet werden zu können: Eigenthum für den Mittelstand und den gelernten Arbeiter, Miethe für den ungelernten. Unternehmungen, die mit Einzelhäusern, an denen Eigenthumsrechte erworben werden konnten, zum Besten der Handarbeiter vorgingen, haben — man kann es nicht oft genug wiederholen — erfahrungsgemäß überall für den Mittelstand das Lager bereitet; und abgesehn von der unerfreulichen Mystifikation, die darin liegt, bleibt es zweifelhaft, ob dem ungelernten Arbeiter das Eigenhaus, wenn er es je erwirbt, nicht öfter eine Fessel, als eine Wohlthat bedeuten dürfte. Man sagt wohl, der Arbeiter kann seiner Arbeit nicht nachziehn, aber die Thatsachen widerlegen das. Und selbst wenn mancher von den Geringeren Eigenthümer werden möchte, ist damit noch lange nicht gesagt, daß er sich für die Pflichten eines solchen auch qualifiziert, ist es nur zu wahrscheinlich, daß er sein Haus nach allen Richtungen verlottern lassen würde. Da aber innerhalb unsres Weichbildes doch nur unter höchster Ausnützung des Raumes, d. h. im Kasernenstil gebaut werden kann, so kommt ausschlaggebend hinzu die Abneigung des Proletariers, Berlin zu verlassen. Was sind ihm Natur und Familie? Seine Daseinsfreuden liegen ganz wo anders. In Jahrzehnten vielleicht wird er zum Verständniß der Vorzüge des kolonistischen Einzelhauses und für die dazu nöthige Selbstbeschränkung reif sein. Die oft erwähnten kleinen Laubenhäuschen vor dem Prenzlauer und Landsberger

Thor scheinen mehr zufälligen und örtlichen Ursachen ihre Entstehung zu verdanken. Sie waren wegen der frühen Jahreszeit nicht kontrollierbar, aber ein Niederschlag des Berliner Proletariats lebt dort wohl kaum. —

Haben wir bisher den Thatbestand festgestellt, einen hygienischen Standpunkt zur Beurtheilung der ganzen Angelegenheit genommen, die unzulänglichen Berliner sowie die geglückten auswärtigen Versuche zur Steuerung der Wohnungsnoth beleuchtet und die nächsten Folgerungen aus ihnen gezogen, so kommen wir nunmehr zu dem wichtigen Kapitel der Schwierigkeiten, die sich Jedem entgegenstellen, der an die Lösung des Problems herantritt. Denn kaum ein andres ist derartig mit Nackenschlägen geladen wie die Wohnungsfrage einer Weltstadt, und bedarf so sehr des Experimentes, um sich zu klären.

Bekannt ist, daß unsre Gesetzgebung noch viel zu wünschen übrig läßt. Unsrer ausgezeichneten Bauordnung steht kein Reichswohngesetz zur Seite, die richtige Benutzung gut gebauter Häuser ist somit nicht zu erzwingen, ihr Mißbrauch kaum zu verhüten. Indessen erscheint mir dieser Punkt von mindrer Wichtigkeit je nach der wirthschaftlichen Reife der Inwohner. Verständige Leute brauchen kein Wohngesetz, unverständige werden dagegen verstoßen, und auch das fortwährende Einschreiten, ja selbst die schließliche Abhilfe durch die Polizei bliebe doch nur, so segensreich sie im Einzelfall sein kann, ein trauriger Nothbehelf gegenüber der Unkultur der Massen.

Dringender schon und schwerer ins Gewicht fallend ist die Bodenfrage. Ich will mich zunächst auf ein Paar kurze Ausführungen des Bauraths Boeckmann gelegentlich der schon erwähnten enquête der Berliner Architekten beschränken, der vor Allem wünschte, daß die Stadt sich für die Erschließung großer Bauterrains einsetze. Obgleich Berlin inmitten eines nicht eben fruchtbaren, aber nach allen Seiten offnen Striches liege, seien die Baustellen selbst im Vorland theurer, als in allen andern Großstädten. Dies habe seinen Grund darin, daß die ländlichen Fluren durch Separation und Dreifeldersystem in kleine Parzellen zerfetzt seien. Man solle Terrains zu kommassieren suchen, sodaß der Bauende die Baustellen nicht erst aus dritter Hand zu kaufen brauche. Die Stadt solle nicht nur den Bauplan, sondern die Wege selbst machen und durch Vergrößerung des Angebots die Theuerung bekämpfen. Chicago habe in dieser Weise Großartiges geleistet.

Diese Ausführungen decken sich mit der auch sonst schon aufgetauchten Anschauung, daß die Wohnungsfrage vor Allem eine Grund- und Bodenerwerbsfrage sei. Noch sind die Sibyllinischen Bücher billig,

noch sind notorisch weite Strecken unvermessnen Landes zum Preis von 5—20 Mk. die Quadratruthe, insonderheit zwischen den von Berlin auslaufenden Eisenbahnsträngen zu haben, noch könnte durch einen kräftigen Eingriff auf Jahrhunderte hinaus unendlich Segenbringendes geschaffen werden. Aber diese Zeit verstreicht. Staat und Stadt legen die Hände in den Schoß. Das Geld, das heute nicht vorhanden ist, um nur die nothwendigsten Versuche zu machen, wird in Ueberfülle erst zuströmen, wenn es gilt, die am Ende doch noch auftauchende Möglichkeit, unserm Kleinstand zu helfen, gründlich zu nichte zu machen. Mit demselben Augenblick, wo ohne voraufgegangne Regelung der Grund- und Bodenfrage eine Gesellschaft mit großen Mitteln im Vorlande Berlins Arbeiterhäuser bauen wollte, würde eine Landspekulation angehn, die selbst den berüchtigten Bauschwindel unsrer Tage noch überbietet.

Aber hiermit ist die Grund- und Bodenfrage keineswegs erschöpft. Auf die Ungerechtigkeit, die darin liegt, daß die Blüthe unsrer Jugend auf hundert Schlachtfeldern hinsinken, daß ein großer Staatsmann Unerhörtes wagen mußte, nur damit in Berlin der Grund und Boden theurer würde, zu Ungunsten der Klasse, die seinen Werth hob, zu Gunsten weniger Spekulanten, — ist schon mehr als einmal hingewiesen worden. Die siegreichen Kriege von 1866 und 1870/71, die Politik der Hohenzollern haben den Grund- und Bodenwerth des jetzt bebauten Berlins in 25 Jahren um etwa 3 Milliarden Mark gesteigert. Die kleinen Leute, die unsre Schlachten schlugen und gewannen, haben sich dadurch nicht genützt, so lange sie 1/4 bis 1/3 ihres Einkommens für mangelhafte Quartiere bezahlen müssen, nur um ihre wirthschaftlichen Feinde zu bereichern. Denn selbst die Schöneberger Millionenbauern mit ihrem peinlichen Kontrast zwischen mühelos ergattertem Wohlstand und der Unfähigkeit, ihn würdig anzuwenden oder überhaupt nur zu genießen, sind noch lange nicht einmal das gemeingefährlichste Ergebniß dieser Unpolitik, so sehr sie die Satire herausfordern.

Nun ist das keineswegs dahin zu verstehn, daß den Berliner Arbeitern mit aller Gewalt billigere Wohnungen als bisher gebaut werden sollen. Es ist im Gegentheil erfreulich, daß bei der großen Mehrzahl der heutigen Wohnungspolitiker die Parole lautet: nicht billigere, sondern für dasselbe Geld bessere Wohnungen; vor Allem besser verwaltete. Mit grandiosen Mitteln die Verbilligung der Berliner Miethen zu erzwingen, hieße die Lockung für den ungesunden Zug nach dem Westen in verhängnißvoller Weise verstärken. Aber die Nation, wie sie achtlos den Lohn ihrer eignen Leistung in die nicht gewollten

Taschen gleiten ließ, hat durchaus das Recht, diesem Unfug zu steuern und für Alles, was noch kommt, die Verhältnisse derartig zu regeln, daß der Gewinn aus theuren Arbeiterwohnungen der Gemeinschaft zugute kommt. Daß unsaubere Elemente, die, wenn sie viel thaten, sich als Schlächtermeister oder Holzhändler soviel Vermögen erwarben, um in Häusern spekulieren zu können, nach wie vor den Rahm der hohen Miethen abschöpfen dürfen, um ein unerfreuliches Geschlecht reicher Banausen aufschießen zu lassen, das ist ein Unding. Mit staatlichen oder genossenschaftlichen Mitteln gebaute und von der Gesellschaft so gut als möglich verwaltete Arbeiterhäuser, deren hohe Miethüberschüsse zum Bau von Volksheimen, von Volksbibliotheken, überhaupt zu Allem verwandt würden, was als eine Kompensation für den geringen Komfort, für die mangelhafte Berührung eines Proletarierheimes mit Luft, Licht und Natur gelten kann, das wäre eine gesunde Arbeiterwohnungspolitik. Der Besitzende und Gebildete hat wohl die Mittel, nach des Tages Last an den Wannsee zu fahren, zur Sommerfrische Wald und Strand aufzusuchen, um seine Lungen auszulüften. Daß die Proletarierkinder, die einen heißen Sommer nach dem andern den Straßendunst athmen, um nach einem Herumtummeln in geräuschvollen, staubigen Vierteln sich in ihren schlecht ventilierten Hinterhäusern zur Ruhe zu legen, nicht noch viel schneller entarten, das ist eigentlich das Wunderbare. Die hohen Miethüberschüsse aus diesen Vierteln sind die natürlichen Einnahmequellen für unsre Ferienkolonien. Das wäre Volkswirthschaft im Sinne Friedrich Lists.

Indessen, nach welcher Richtung man auch vorgehn möchte, eine Hauptschwierigkeit wird immer entstehen durch die wirthschaftliche Unreife der Massen. Zunächst herrscht im kleinen Mittelstand eine überaus lebhafte, alle andern Rücksichten überwiegende Abneigung, nur mit Seinesgleichen zusammenzuleben, wie denn die Berliner Pferdebahngesellschaft, die für ihre Beamten einige Häuser errichten ließ, die größte Mühe gehabt hat, Miether hineinzubekommen. Die Frauen protestierten fast noch lebhafter gegen das ewige Zusammensein mit ihren Kolleginnen als die Männer. Es scheint sogar, als ob Hinterhäuser, während nach vorne zu die sogenannten Herrschaften wohnen, beim Arbeiter beliebter sind, als eigens für seinen Stand eingerichtete „Miethkasernen", in denen er selber nach vorn hinaus sich setzen könnte; und das ist auch kein Wunder, da ganze Gesellschaften es zu einer ihrer Hauptaufgaben erkoren, jenen Begriff beim Publikum verhaßt zu machen. Mir fällt das derbe, aber zutreffende russische Sprichwort ein: „Spucke nicht in den Brunnen, Du wirst noch aus ihm trinken müssen." In-

zwischen hudelt man sich irgendwo zusammen, empfindet weder Schmutz, noch Mangel an Licht, noch verdorbene Luft, noch die Auflösung der engern Häuslichkeit, und läuft zur Erfrischung in „Destillen" und sozialdemokratische Versammlungen.

Selbst wenn es aber gelingen sollte, große zweckmäßige Miethhäuser zu bauen und mit den bisher verwahrlosten Arbeitern zu bevölkern, wird die Unvernunft und die Unbildung dieser Volksschichten die größten Hemmnisse verursachen, wird man sich zunächst auf peinliche Enttäuschungen gefaßt machen müssen. Unser Proletarier ist noch kein Bewohner für ein model dwelling mit Lese- und Badezimmer. Die Unachtsamkeit und die Verschwendung mit Wasser, die ja soweit getrieben wird, daß Arbeiter sich Morgens den Hahn aufdrehn und ihre Bierflaschen unterstellen, damit sie sie Abends beim Heimkommen kühl finden, wird für die Badevorrichtungen eine fortwährende und doch vielleicht unfruchtbare Kontrolle nöthig machen, und man wird sicher sein können, daß Wasser nur an der einzigen, intimen Stelle des Hauses gespart werden würde, wo Verschwendung weit angebrachter wäre.

Die Wasserleitung ist andrerseits ein Hinderniß für die Besiedelung außengelegener Einzelhäuser mit Arbeitern. Man sagt, eine städtische Proletarierfrau, die sich einmal an den Wasserhahn gewöhnt hat, rührt für ihr ferneres Leben, um Wasser in Eimern zu holen, nicht mehr einen Fuß. Es werden immer schon kultivirtere Elemente sein, die eine gewisse Selbsterziehung geübt haben, oder besonders intelligente und frische junge Ehepaare, die den Vortheilen der Einzelhäuser außerhalb der Stadt ein Verständniß entgegenbringen. Und dann wird leider für Anlegung ganzer Kolonien immer das sogenannte Ortsstatut der Außengemeinden, d. h. die Kollision in Bezug auf Kommunalabgaben, für Schulen, Kirchen, Krankenhäuser und Wegebau, ein schweres, wenn auch vielleicht nicht ausschlaggebendes Hinderniß bilden. Die Gemeinden werden immer zahlungsfähige Kolonisten haben wollen, und gerade für die Bedürftigen soll doch gesorgt werden.

Weniger Gewicht würde ich auf die Befürchtung legen, daß durch die Inangriffnahme billiger Wohnungen in großem Stil die zweiten Hypotheken entwerthet werden und größere Kapitalsverluste eintreten könnten. Ich denke, es ist überall dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Selbst in London mit seinen 5 Millionen Einwohnern ist nach Jahrzehnte langen Bemühungen erst für etwa 150,000 Menschen durch derartige gemeinnützige Unternehmungen Unterkunft geschaffen worden. Schon weil bei uns die Wohnungsnoth,

so groß sie ist, hinter der Londoner weit zurückbleibt, wird das Tempo kein schnelleres werden.

Vollends der Gedanke, der hie und da aufgetaucht ist, daß eines Tages 300 Millionen Mark in die Hand genommen werden könnten, um die ganze zur Zeit in Berlin vorhandene Arbeiterbevölkerung nach außen überzusiedeln, ist ja grotesk. Wie könnte Berlin jemals unbewohnt bleiben? 500,000 Arbeiter auf einmal versorgen zu wollen, hieße einfach die bereits vorhandene Stadt unnütz vors Thor zu verlegen. Denn jede Kolonie erhält ihren ursprünglichen Charakter nur ganz bestimmte, mehr minder kurze Zeit aufrecht; ist diese Zeit verflossen, so kommt Alles, dem man entfliehen wollte, mit Riesenschritten hinterdrein. In Friedenau, in Steglitz, in Tempelhof stehen heute schon dicht neben den Villen dieselben großen Miethhäuser wie in Berlin. In Arbeitervorstädten mit einer halben Million Einwohnern aber würde sich binnen Jahresfrist das großstädtische Leben bis in die kleinsten Einzelheiten wiederholen. Nicht darauf kommt es an, die Berliner Häuser zu verlassen, sondern sie gesünder auszustatten und zweckmäßig zu verwalten.

Eher schon ließe sich durch ein kräftiges Eingreifen zu Gunsten billiger Wohnungen eine Stagnation der Löhne, wenn nicht ein geringes Sinken erwarten. Indessen auch diese Besorgniß ist übertrieben, denn in jedem Fall bleibt es für eine schnelle Entwickelung unsrer Angelegenheit von übelster Vorbedeutung, daß die Väter der Stadt Berlin fast ausschließlich Hauseigenthümer sind, es gesetzlich zur Hälfte sein müssen.

Hiermit ist ein Punkt berührt worden, der gelegentlich schon in den „Preuß. Jahrbüchern“ (Bd. 65, Heft 5) von Gustav Dullo behandelt ist: die Städteordnung. Das gleiche Wahlrecht (für alle Censiten von 9 Mk. aufwärts) wurde bekanntlich im Jahr 1876 vom Preuß. Landtag mit 187 gegen 120 Stimmen für unsre Städte verworfen und das Dreiklassen-Wahlsystem beibehalten. Seitdem haben sich in Berlin die Verhältnisse derart gestaltet, daß von hundert Wahlberechtigten 2 in der ersten Klasse ebensoviel Rechte haben wie 88 in der dritten Klasse.

Nun ist ja die Wohnungsfrage viel zu dringend, als daß man mit ihrer Erledigung warten könnte, bis eine Aenderung des kommunalen Wahlrechts durchgesetzt ist. Indessen sowenig die Wohlthätigkeit allein die Wohnungsfrage lösen kann, so wenig kann es der Eigennutz. Die angeführten Thatsachen lehren, daß jenes weitherzige Interesse, das an dem Gedeihen der Stadt bei ihren Vätern vorausgesetzt werden

sollte, gerade der Wohnungsnoth gegenüber durchaus gemangelt hat, und für den von dem Herausgeber dieser Zeitschrift gelegentlich beklagten „ungeheuren Egoismus der mittlern und obern Klassen, für die politische Kurzsichtigkeit, die von je besonders die Mittelklassen charakterisiert hat", würde es eine ausgezeichnete Aufmunterung bedeuten, mit einer wirklichen Vertretung der misera contribuens plebs in der Berliner Stadtverordneten-Versammlung arbeiten zu müssen. Es ist kein Zufall, daß die städtische Sparkasse, die in Altona, München-Gladbach und sonstwo mit Erfolg herangezogen wurde, sich in Berlin jedem Versuch zur Erledigung der Wohnungsnoth bisher verschlossen hat, und es läßt sich andrerseits nicht leugnen, daß schon das Bewußtsein, von der Vertretung ihrer eignen Stadt ausgeschlossen zu sein, die niedern Klassen wie unsrer gesammten sozialen Politik, so auch der Wohnungsfrage gegenüber erbittert und verstockt machen muß.

Nur kurz erwähnen will ich die Wichtigkeit, die der Verkehrsminister ganz besonders für das Vorgehn mit Kolonien hat, — wie denn erst neuerdings in der „Vereinigung Berliner Architekten" anerkannt wurde, daß gerade er (und nicht minder die Große Pferdebahngesellschaft) die Prosperität solcher Anlagen durch Fahrpreise, richtige Anschlüsse und Zweigbahnen hervorrufen und vernichten könne, — und will mich zu der letzten Schwierigkeit wenden: das ist die Wiedereröffnung der Wohnungsfrage, nachdem man sie eben für erledigt hielt. Heute, wo unser gesammter Osten wie hypnotisiert nach Berlin herüberstarrt und gewisse östliche Landkreise gegen die letzte Volkszählung mehr als sechs Prozent ihrer Kopfzahl eingebüßt haben, ist ein noch verstärktes Zuströmen dieser von der Scholle sich Lösenden nicht unmöglich.

Weshalb wandern die Leute nun eigentlich aus, und gerade nach Berlin?

Der Philosoph beantwortet dies wahrscheinlich dahin, daß der kleine Mann über zu wenig Urtheil, Erfahrung und Selbstbeschränkung verfüge, um die in ihm aufsteigenden oder künstlich erregten Wünsche nach Verbesserung seines Looses beherrschen zu können. Der Sozialpolitiker wird sich jedoch damit nicht begnügen. Jene Frage ist u. A. auch vom Fürsten Bismarck Einem seiner Leute vorgelegt worden, worauf nach längerem Zögern und Kopfkratzen die Antwort erfolgte: „ja, die freien Bierkonzerte!..." Man kann getrost einen Schritt weiter gehn und sagen: die Leute wandern aus, weil sie sich zu Hause langweilen. Die dem Deutschen tief im Blut liegende Sucht nach lebhaften Eindrücken, nach Aufregung, die sich in seiner Kampfeslust,

in seiner Vorliebe für alkoholische Getränke, zu Zeiten des Tacitus in der Spielwuth und zu allen Zeiten in der Wanderlust bethätigt hat, sie ist es, die auch unsre guten Ostpreußen und Pommern von Hause forttreibt. Der Rheinländer ist ja von Natur viel beweglicher und doch zugleich seßhafter, weil das rheinische Leben an sich reicher und bunter ist. Fragt man sich aber, was jene Flüchtlinge von der Großstadt haben, so wird man finden: es ist die größere Unabhängigkeit von der Beaufsichtigung durch den Nächsten, die größere Freiheit von Zucht und Sitte; es ist die ewig gereizte Neugier, die, wenn auch ganz unwahrscheinliche, doch immerhin vorhandene Möglichkeit, durch einen Zufall sein Glück zu machen; es ist der alte Aberglaube von der sogenannten „leichteren Arbeit", die in Wirklichkeit viel angreifender ist als die frühere ländliche; es sind die vielen Kneipen, die Leierkästen in den Höfen, die Bierkonzerte, der nie ruhende Lärm, die fortwährend befriedigte Schaulust, die vollendeten Verkehrseinrichtungen, die vielen Aufzüge und Volksversammlungen. Dies Alles giebt dem Zugewanderten, selbst wenn er noch so jämmerlich wohnt und materiell sich um Nichts gegen seinen früheren Landaufenthalt verbessert hat, doch ein gesteigertes Daseinsgefühl, das er nicht mehr, selbst gegen günstige Lohnbedingungen vertauschen will. Umgekehrt wie Cäsar, der lieber auf dem Dorf der Erste, als in Rom der Zweite zu sein wünschte, will unser Proletarier lieber in Berlin der Letzte, als auf dem Dorf der Erste sein, und diese ungesunde Lebensanschauung, aus Unwissenheit, Neugier, Leichtfertigkeit, Verführung und dem Hang zur Trägheit entsprungen, wird wohl niemals ganz aufhören, ihre Opfer zu fordern. Für den Besucher einer Schenke der litthauischen Tiefebene genügt ja das Dampfschiff, das leider selbst in den Dorfkrügen angeklebt ist, wo Bilder von Kaiser und Kanzler fehlen, es genügt der regelmäßig wiederkehrende Eindruck, den er bei jedem Besuch von diesem flotten Schiff erhält, um ihm den Gedanken der überseeischen Auswanderung nahe zu legen. Für den Zug nach Berlin genügt ein renommistischer Brief von lieben Freunden oder die Vorspiegelung eines gewissenlosen Agenten, der Nichts bezweckt, als im Jahr einen „Umsatz" von 500 Dienstmädchen oder 300 Kutschern zu haben, und dessen unbelästigtes Wirken oft den Kern unsrer Landbevölkerung nach dem Westen in Ungesundheit und Elend hineintreibt, durch das vermehrte Angebot der Hände den Lohn herabdrückt, die Wohnungen überfüllt und die Miethen steigert.

Es wäre nun schön und wünschenswerth, wenn nach der Zergliederung des Problems das Selbstbewußtsein auf die Plattform spränge

mit dem Ruf: hier ist für dies Alles die vollkommne, die einzig mögliche Lösung. Leider geht das nicht an. Es spricht Alles dafür, daß nach verschiedensten Richtungen hin zugleich vorgegangen werden muß, daß der Fortschritt nur ganz allmählich, bald hier, bald dort erfolgen kann, daß zur Linderung der Noth, bald gemeinsam bald getrennt die heterogensten Kräfte werden wirken müssen: hygienische und bautechnische, gesellschaftliche und gesetzgeberische, kaufmännische und gemeinnützige, wissenschaftliche und praktische, greifbare und ideelle, daß schließlich aber als ein Rest unsrer menschlichen Schwäche auch ein Rückstand des Uebels unerledigt bleiben wird. Am ehesten wird die Wissenschaft ihrer Aufgabe gerecht geworden sein; aber sicher läßt sich Manches darüber sagen, daß, bis auf die nöthigen Versuche, die Wohnungsfrage bereits 1888 durch Trüdinger beantwortet war, ohne daß sich seitdem in Berlin etwas Nennenswerthes geändert hätte, während schon vor 27 Jahren eine ganz unwissenschaftliche, naïve Frau in London hinging und, allein geleitet von ihrem guten Herzen und ihrem weiblichen Takt, Etwas schuf, das die Gelehrten heute „das System der Oktavia Hill" nennen. Man könnte gegen sie einwenden, daß die Billigkeit ihrer Wohnungen ihr Wirken aus dem volkswirthschaftlichen Gebiet in das der Wohlthätigkeit verwiese, für uns also gewissermaßen fortfiele. Sie selber, bei der einzigen Gelegenheit, wo sie in die Oeffentlichkeit trat, vor der bekannten Royal Commission, hat durchaus bestritten, ein besondres System zu besitzen, und nur zwei Punkte als wesentlich an ihrer Thätigkeit hervorgehoben: die Abwesenheit von Mittelspersonen und die pünktliche Zahlung der Miethen. Der richtige Maßstab der Beurtheilung ergiebt sich hienach, sobald man die 5 Millionen Einwohner, die London hat, den 70,000 Pfd. Betriebskapital gegenüberstellt, über die Miß Oktavia Hill verfügt. D. h. sie kann sich in ihren kleinen Oasen, die in der Londoner Häuserwüste verschwinden, den Luxus der Wohlthätigkeit gestatten, ohne Jemanden und ohne besonders den Werth ihrer wirthschaftlichen Leistung irgendwie zu schädigen. Sie sieht in der Billigkeit ihrer Miethen nicht das Wesentliche; sie verzichtet von vornherein darauf, sobald sie mit ihren Jüngerinnen die Verwaltung der Häuser gewinnbringender Aktiengesellschaften übernimmt, und würde ganz gewiß auch die Letzte sein, unter veränderten Verhältnissen, also in Berlin, durch bewußte Verbilligung des Wohnens einen erhöhten Anreiz für den unglückseligen Zug nach dem Westen zu setzen. Wer ohne die Herstellung eines persönlichen Verhältnisses zwischen Hausherr und Miether glaubt auskommen zu können, wird ihre Thätigkeit nur als ein schönes Beispiel

menschlicher Vervollkommnung betrachten. Gleichwohl wird es auch ihm schwerfallen, jenes Vorbild mit all seinem praktischen Verstand bei soviel Menschenliebe, seiner zielbewußten Willensstärke bei soviel naiver wirthschaftlicher Künstlerschaft zu überschätzen, wenn es sich darum handelt, aus den kurz erwähnten Schwierigkeiten das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern, das Eine als unerheblich fallen zu lassen, gegen das Andre einen energischen Kampf aufzunehmen. In keinem Fall sind diese Schwierigkeiten geeignet, uns hoffnungslos zu machen, und so sollen denn jetzt die Unternehmungen aufgezählt werden, die in jüngster Zeit mit frischem Muth in's Leben gerufen oder doch geplant wurden, um der Berliner Wohnungsnoth zu begegnen.

So hat sich im Februar eine Aktiengesellschaft mit dem ansprechenden Titel „Eigenhaus“ konstituiert, erfreute sich kurze Zeit lang der Förderung hoher Kreise und hoffte vergeblich auf starke Zeichnungen. Sie hat aus der Feder des Dr. med. Bensch eine Denkschrift veröffentlicht, in welcher mannigfaches Material in dankenswerther Weise zusammengestellt ist, auch die Miethkaserne gründlich in Mißkredit gebracht wird, und will in der Umgegend Berlins, überall wo noch Land zu billigen Preisen zu haben ist, Einzelhäuser im Werth von 2500—3000 und mit jährlichen Miethen von 229—277 Mk. errichten, die allmählich in den Besitz der Miether übergehn sollen. Das Unternehmen soll reichlichen Gewinn abwerfen. Insonderheit hofft die Gesellschaft dem Arbeiterstand zu nützen. Das ist nach den oben angeführten Gründen bis auf Weitres nicht wahrscheinlich. Indessen kann sie für kleine Beamte, Kaufleute, Handwerker und sonstige Angehörige des kleineren Mittelstandes segensreich genug sein und indirekt, durch Entlastung der Berliner Häuser, vielleicht auch den eigentlichen Nothstand lindern, sobald sie erst Aktienkapital zusammen hat und ihre Thätigkeit sich bewährt.

Verheißungsvoller sind schon die in dieselbe Zeit fallenden Anfänge der „Deutschen Volks-Bau-Gesellschaft“. Sie will durch das ganze Land hin einem Jeden, der es wünscht und den gestellten Anforderungen entspricht, Haus und Hof bauen und übergeben, ohne daß der Erwerber eine Anzahlung oder Amortisation zu leisten hat. Trotzdem erhält er das Anwesen in seinem Alter als schuldenfreies Besitzthum oder er hinterläßt es bei seinem etwa früher eintretenden Tode schuldenfrei seinen Erben. Das Betriebskapital soll durch Ausgabe von Grundschuld- und Pfandbriefen (außer dem Reservefonds im Betrage von 500,000 Mk.) aufgebracht werden. Die Sicherheit soll erfolgen durch den Werth des Grundstückes selbst, von dem man annimmt, daß er

gleich nach der Bebauung erheblich steigen werde, sodann durch eine Lebens-Police. Anmeldungen sind bis jetzt 10,000 aus allen Theilen des Staates erfolgt, Zeichnungen leider noch nicht in der Höhe, daß mit dem Bau von Häusern hätte begonnen werden können. Doch hat der Feldmarschall Graf Moltke sich betheiligt und interessirte sich lebhaft für das Unternehmen.

Seine Finanzirung war so gedacht, daß 7 Procent des Herstellungswerthes an Miethe gezahlt werden sollten, und zwar 4 Procent als Zinsen des Grundkapitals, $2\frac{1}{2}$ für die Lebens-Police, $\frac{1}{2}$ Procent für Realsteuern, Feuerkasse u. s. w. Ein Haus, das 3000 Mk. gekostet hätte, würde somit 210 Mk. Miethe erfordern, doch will die Gesellschaft gewünschten Falls auch Häuser für 10,000 Mk. bauen, für welche dann 700 Mk. Miethe, je nach den ortsüblichen Preisen von Stadt und Provinz, doch vielleicht etwas hoch gegriffen sein würden, wenn sich für das platte Land dieses Geschäft nicht überhaupt ausschließt, was indessen für Berlin natürlich belanglos ist.

Man hat nun nicht mit Unrecht eingewendet: „weshalb jene Vertheuerung durch die Lebens-Police? Es ist ohne sie der Bau von Arbeiterhäusern vielfach gelungen.“ Das ist richtig; es ist in Kopenhagen und anderwärts, aber wohlverstanden bei Miethen, die ebenfalls 7—8 Procent des Herstellungswerthes betrugen, vielfach sogar geglückt, den Bewohner schon sehr viel früher als in seinem sechzigsten Lebensjahr in das Eigenthum einzusetzen. Aber abgesehen davon, daß gerade dieses früh erworbne Eigenthumsrecht solche Häuser sofort zu Spekulationsobjekten macht, daß der Arbeiter sie des kleinen Kapitalgewinns wegen umgehend an nicht gewollte Personen veräußert, erscheint der Gedanke doch neu und human, gerade der hinterbliebenen Familie ein Haus zuzuwenden, und, — ist dieser Ausgangspunkt einmal angenommen, — bleibt die Frage: woher deckt die Volksbaugesellschaft den Ausfall für ein Haus, dessen Bewohner nach einem Jahr bereits verstarb? Sie hat es hergestellt, hat nur ein Jahr lang Miethe gezogen und muß es plötzlich den Hinterbliebenen als Eigenthum überantworten. Solche Fälle werden häufig vorkommen, und hier eben tritt die Lebensversicherung ein, die der Volksbaugesellschaft schon andern Tags die Auslagen zurückerstattet, während sie doch bei nur mäßigem Andrang selber ein glänzendes Geschäft macht, und das niedre Volk durch das Gewöhnen an den Gedanken der Versicherung zur Wirthschaftlichkeit erzogen wird.

Eine Einschränkung entsteht freilich dadurch, daß als höchstes Alter für die Betheiligung 30 Jahre gedacht sind und die Gesellschaft die

Verwaltung und Reparatur der Häuser nicht mit übernimmt. Abgesehen davon, daß sie somit ihre Thätigkeit gerade dort abschließt, wo unserm heutigen sozialen Empfinden nach die eigentliche, zu lösende Aufgabe erst beginnt, vertheuert sich dadurch die Miethe (einschließlich der Prämien) noch um Einiges, und die Ansprüche nicht bloß an die Mittel, sondern auch an die Sauberkeit und Intelligenz des Miethers greifen sofort wieder in eine höhere Klasse hinüber, die man allenfalls schon sich selber überlassen kann. Für die niedern Stände bleibt eben eine gewisse Oberaufsicht (die das Eigenthum ausschließt) unentbehrlich, wie denn auch von Augenzeugen aus Mühlhausen berichtet wird, daß in den dortigen im Besitz von Arbeitern befindlichen Häusern die Verhältnisse sich meistens derart gestalten, daß die Familie sich in Hinterzimmer und Küche zusammenpfercht, während die gute Stube nach vorn hinaus an zweifelhafte weibliche Elemente vermiethet ist. Selbst wenn man soweit geht, den Opfern der von uns aufrechterhaltenen Kultur die Berechtigung abzusprechen, irgendwo zu wohnen, so liegt das Anstößigste doch darin, daß unter solchen Umständen der Arbeiter eine gesunde Wohnung nicht mehr hat, daß die Räume, die für ihn, behufs Instandhaltung der von ihm und seiner Familie repräsentierten Volkskraft geschaffen wurden, ihm nicht zugute kommen.

Unerläßlich wird der Berliner Volks-Bau-Gesellschaft ferner eine Garantie für den regelmäßigen Eingang der Miethe sein, damit die Police nicht verfällt, das Haus nicht zurückgenommen werden muß und in andre Hände übergeht. Dem Baseler Bauverein sind während der Jahre 1874—77 mehr als $^1/_6$ der verkauften Häuser in Folge von Zahlungsunfähigkeit der Käufer wieder zugefallen. Deshalb hat sich in Berlin zugleich eine Deutsche Heimstätten-Genossenschaft aufgethan, um dem kleinen Miether in Fällen der Noth unter die Arme zu greifen, hat aber ebenfalls über Mittel noch nicht zu verfügen.

Was die Betheiligung des eigentlichen Arbeiterstandes an der Bewerbung um Häuser betrifft, so befanden sich unter den ersten 300, die sich meldeten, nur 22. Jetzt sollen auf die Berliner Anwärter im Ganzen 30 Procent Arbeiter entfallen, die gelernten und die Handwerker mit eingerechnet. Nach flüchtigem Einblick in die Listen will mir selbst diese Zahl noch zu hoch erscheinen. Freilich hat das sozialdemokratische Organ „Vorwärts" aus ziemlich durchsichtigen Gründen vor dem Unternehmen lebhaft gewarnt. Die Unzufriedenheit ist diesen Kreisen wichtiger, als die Versorgung des Menschen mit Familie und Haus, die Rache ihnen wünschenswerther als die Aufbesserung ihres Looses. Die Rollen in der Arbeiterschutz-Politik sind völlig vertauscht.

Ich komme jetzt zu dem enfant terrible aller Wohnungspolitiker, der Miethkaserne. Hier ist hauptsächlich ein Bauplan viel besprochen worden, der von Baurath Messel entworfen und von Amtsrichter Dr. Aschrott mit einem Kostenanschlag versehen worden ist. Das Musterhaus, mit Leseraum, Badezimmern und Turnhalle, war bereits für den Andreasplatz im Herzen der Stadt in Aussicht genommen, wo ein geeignetes Terrain verhältnißmäßig billig zu haben gewesen wäre, als die Mittel, die von großen Berliner Bankhäusern unter der Hand zugesagt waren, angeblich in Folge der Geldknappheit des letzten Sommers plötzlich versagten. Das Haus sollte 1,250,000 Mk. kosten. Für ein Einzelzimmer sollte die Miethe 152, für zwei Zimmer 240 Mk. betragen und in wöchentlichen Raten eingezogen werden. Als Nettogewinn nach allen denkbaren Abzügen blieben am Schluß des Jahres 56,250 Mk., nach Zahlung von 4% Dividende noch ein Ueberschuß von etwa 3400. Das Haus sollte im Ganzen 130 Einzelzimmer und 173 Wohnungen zu zwei Zimmern enthalten, würde somit 8—900 Menschen Unterkunft gewährt haben.

Der Bauplan hat inzwischen dem Handelsminister vorgelegen und einer unter seinem Vorsitz tagenden Versammlung, in der sich auch zwei geladene Vertreter der Stadt Berlin befanden, aber im entscheidenden Augenblick, als von den Unternehmungen anderer Städte und der Betheiligung städtischer Sparkassen an dem Bau von Arbeiterhäusern die Rede war, „dringender Geschäfte“ wegen die Sitzung vorzeitig verließen. Die Versammlung hat den Plan dann gutgeheißen und ihn der Unterstützung von Geldleuten empfohlen. Vielleicht ist es trotzdem gestattet, nach dem Vorgang von Sachverständigen, eine kurze Kritik an ihm zu üben.

Zunächst wird dem Musterhaus Raumverschwendung vorgeworfen. Es sind für 300 Wohnungen auch 300 Bequemlichkeiten vorgesehen worden. Soweit ist man noch in keinem Hotel der alten und neuen Welt gegangen. Die Zimmer sind demgemäß und auch wegen der zu großen Höfe, sehr klein ausgefallen, nur 9 m. tief; wenn sie mit Möbeln vollgestellt sind, bleibt kaum ein freier Durchgang. Oefen giebt es nicht. Die größeren Zimmer sind als Küchen gedacht und nur die Heerde sollen heizen, was für den Winter doch vielleicht eine Härte ist. Die Verwaltungskosten nimmt man an, werden wegen der vielen Parteien, der vielen Treppen und Röhrenleitungen erheblich mehr als 4 Procent des Miethpreises verschlingen, wenn 20 Procent wohl auch zu hoch gegriffen sind, der Miethausfall 10 Procent statt der angesetzten 5. Im Ganzen sind von Gegnern des Planes nicht 4 Procent, sondern höchstens 2 als Nettogewinn herausgerechnet worden.

Alle diese Mängel hat die Baugesellschaft „Union", deren Direktor A. Hirte bewährter Bauunternehmer ist, bei einem zweiten Musterhaus zu vermeiden gesucht, das in der Lehrterstraße, dicht am nordwestlichen Rande der Stadt, demnächst erstehen soll. Der Erfolg muß es lehren, was sich bewährt. Vorerst bleibt es das Schlimmste, daß diejenigen, denen wir helfen möchten, selber garnicht recht wissen, wo sie der Schuh drückt, daß sie nach der Hand schlagen, die sich ihnen entgegenstreckt, weil von uns, den Gebildeten und Besitzenden, die Hilfe eben nicht kommen soll. Volenti non fit injuria, aber nolenti non fit beneficium. Man kann die Leute nicht zwingen, sich helfen zu lassen, man wird sich nach andern Mitteln umsehn müssen, um sie zur Selbstthätigkeit, zu einem vernünftigen Eingehn auf unsre Besserungspläne zu bewegen. Vor Allem wird man endlich aufhören müssen, sich darüber zu wundern, daß im Berliner Proletarier sowenig Sinn für Häuslichkeit, für Körperpflege, für trauliches Familienleben herrscht, daß er nur plumpen und oberflächlichen Genüssen nachjagt und unsern eignen Daseinsfreuden mit blöden und doch mißgünstigen Augen zusieht, denn wir haben Jahrzehnte lang eigentlich Alles verabsäumt, um ihn zu einem Verständniß für unsre Kultur anzuleiten, haben seine Schulung ganz und gar den Sozialdemokraten überlassen. Die Militärmusik ist vielleicht das einzige ideelle Band zwischen dem niedern Berliner Arbeiter und unsern liebsten Ueberlieferungen. Aber was wir sonst an unserm deutschen Leben Schönes und Erfreuliches finden, davon fehlt ihm jegliche Ahnung, und er haßt es, wie die Menschen eben hassen, was sie nicht verstehn.

Hiermit betreten wir zuguterletzt noch ein Gebiet, das den sogenannten praktischen Politikern (they call themselves practical, because they practise the blunders of their predecessors, sagt Lord Beaconsfield), — wahrscheinlich vom Thema weit abliegend erscheinen wird. Zwar kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Auswanderung aus gewissen ländlichen Bezirken sich vermindern würde, wenn in den Dorfkrügen zu Seiten des Dampfschiffes, von dem wir sprachen, zwei weitere Bilder hingen, auf deren einem der deutsche Emigrant in einer brasilianischen Kaffeepflanzung zu sehen ist, wie er von den Moskitos zerstochen und von einem gelblichen Aufseher gezwiebelt wird, und auf dem andern etwa eine zerlumpt und verhungert aus der Fremde zurückkehrende Familie. Auch wird es einem klugen Gutsbesitzer, der seinen Arbeiterstamm nicht an Berlin verlieren will, niemals gleichgiltig sein, auf welche Art sich seine Leute vergnügen, und der Zug nach dem Westen würde sich unweigerlich verdoppeln, wenn man unserm östlichen Tagelöhner sein Erntefest nähme. Gleichwohl wird Lord Beaconsfield,

wie er der erste war, wohl auch der einzige Staatsmann bleiben, der von der Macht der Einbildungskraft in allen wirthschaftlichen Beziehungen eine genaue Vorstellung besaß, und unsern praktischen Politikern liegt es ungleich näher, das erfahrungsgemäß Wirkungslose zu versuchen, d. h. mit polizeilichen Maßregeln lockende Einflüsse auf das empfängliche Volksgemüth aufheben zu wollen, Bedürfnisse durch trockne Paragraphen zu erzeugen und durch die Maschine der Gesetzgebung unsrer Kultur die gewünschte Höhe zu geben. Wenn es viel ist, sprechen sie von der Nothwendigkeit, dem Proletarier Etwas aufzudringen, wonach er nicht verlangt und was ihm gründlich verleidet ist, d. h. den Sinn für Familie und Häuslichkeit durch die Religion, also auf dem verkehrten Wege zu erwecken. Denn sicher sind gute Wohnungen sehr viel geeigneter, friedliche Stimmungen und den Zug zum Herrgott zu erzeugen, als die wie Medizin verabreichte Religion geeignet ist, verwilderte Menschen in schlechten Wohnungen zum Familiensinn, zum Bedürfniß nach Sauberkeit und luftigen Räumen anzuleiten.

Suchen wir, statt uns den bequemen Illusionen solcher Praktiker hinzugeben, lieber an der Hand eines Lord Beaconsfield nach den Mitteln und Wegen, um in den untern Schichten der Berliner Bevölkerung ein richtiges Wohnungsbedürfniß, ein Verständniß für zweckmäßiges Wohnen aufsprießen zu lassen.

Vorbildlich sind dabei die „Volksheime“, wie sie in Dresden, Leipzig und Halle schon bestehn, wo sich die Stände gelegentlich vermischen und der Arbeiter, ganz abgesehn von allen andern Vortheilen, sich an saubre Schreibtische, an luftige Räume, an Selbstachtung und bessre Manieren gewöhnt. Volkskaffeehäuser nach Londoner Art müssen entstehn, in denen er bei schlechtem Wetter eine Zuflucht findet und seine vollgequalmten „Destillen“ vergißt; Volkslesehallen wie das große Cooper-Institute in New-York, wo auf 800 Lesepulten 800 Zeitungen ausliegen und Zehntausende kleiner Leute alltäglich aus- und eingehn. Volks-Gemälde-Ausstellungen sind ebenfalls, in London, längst im Gang und wirken vortrefflich. Die Privatleute geben gute Bilder her, die Räume werden auch Abends (wer hätte in unsrer um 3 Uhr geschlossenen Nationalgallerie schon einen Arbeiter angetroffen?) umsonst oder für ein Billigstes geöffnet; das muß nachgeahmt werden, damit dem Volk endlich ein Schimmer deutscher Kunst aufgeht und der Formsinn in ihm erwacht, damit der Geschmack und das dämmernde Verständniß für Komfort den Proletarier endlich nach der Hand greifen lassen, die ihn in gesunde und bequeme Miethhäuser, die ihn am Ende gar in ein eigenes Heim führen will. Am wenigsten ist auch hier die Musik bei

uns zurückgeblieben und hat am ehesten ihre Schuldigkeit gethan. Es sind in Berlin Unterhaltungsabende für den kleinen Mann eingerichtet worden, mit einem Künstlerkonzert für 10 Pf. Der Versuch ist sehr gelungen ausgefallen und giebt für Nachfolgende die Richtung an. Durchaus zweifelhaft hat dagegen das Theater abgeschnitten.

Daß durch die hohen Eintrittspreise hier jede Brücke, die den Proletarier in unsre Kultur hätte einführen können, längst abgebrochen war, ist bekannt. Es wurde deshalb im letzten Jahr eine „Freie Volksbühne" (nicht zu verwechseln mit der „Freien Bühne"), gegründet, um für ein Billigstes dem kleinen Mann Theatergenüsse zu verschaffen. Der Zudrang war enorm, nur zäumte man von Anbeginn das Pferd beim Schwanz auf, stellte das Unternehmen in den Dienst der Parteileidenschaft und bot einem ganz unreifen, erst zu bildenden Geschmack gleich das Pikanteste, die allerjüngste soziale Kritik, mit Atavismus und allem Zubehör. So haben die Braven denn vielfach dagesessen, den Spaß für blutigen Ernst genommen und hie und da ein mißverstandenes Schlagwort bejubelt, zum Entsetzen des anwesenden Verfassers. Dann lenkte man ein und gab wenigstens Schillers „Kabale und Liebe", Fuldas „Verlornes Paradies". Die Andacht war hier wie früher gleich groß; die Aufnahme einzelner Stellen warf scharfe Streiflichter auf das Seelenleben der Hörer und gab dem Beobachter reichlichen Stoff zum Nachdenken. Das Bezeichnendste der ganzen Angelegenheit ist aber, daß die Stücke, die recht eigentlich bei uns dazu vorhanden sind, um unsre Geschichte populär zu machen, um unserm Volk seine Hohenzollern an's Herz zu legen, um die Ueberlieferungen unsres Staates zu verbreiten, daß diese gewissermaßen ad hoc geschriebenen Stücke durch eine tiefe Kluft von denen getrennt sind, für die sie in erster Linie bestimmt waren. Man gebe sich doch die Mühe, die Besucher der obersten Regionen des Königl. Schauspielhauses zu mustern, wenn die „Quitzows" oder „Der neue Herr" aufgeführt werden. Man wird diejenigen vermissen, für welche die gebotnen Eindrücke am zuträglichsten wären, und die „Freie Volksbühne" dürfte weit entfernt sein, sie ihnen zu vermitteln. Giebt das nicht zu denken? Denn vermittelt müssen sie dem Volke werden, wenn der riesige Apparat der sozialdemokratischen Agitation nicht eines Tages mit aller Gewalt auch der Lösung der Arbeiterwohnungsfrage entgegenwirken soll. —

Indessen, — wären wir nur erst soweit. Wie gut gemeint und wohldurchdacht die vorhin erörterten Pläne zur Besserung großentheils sind, sie finden in Berlin eben nicht die Unterstützung, um in's Leben treten zu können. Auch die „Union" sucht bis jetzt vergeblich nach einer Gesell-

schaft, die Kosten und Verwaltung des Muster-Hauses, das von ihrer sonstigen Thätigkeit etwas abliegt, übernehmen soll. Ja, es bleibt abzuwarten, ob selbst die Alters- und Invaliden-Versicherung, die ja statutenmäßig berechtigt ist, ein Viertel der großartigen, bei ihr zusammenfließenden Fonds in Grundstücken anzulegen, und der sich die Wohnungsnoth zu Versuchen förmlich aufdrängt, diese Gelegenheit ergreifen wird.

So ist denn der wundeste Punkt der ganzen Angelegenheit hier nochmals berührt: das Berliner Kapital rückt und regt sich nicht. Die Gesellschaft lebt, mit dem Alp der Sozialdemokratie auf der Brust, unruhig und ungemüthlich weiter, und der Wahn, vielleicht doch noch ohne Opfer aus dieser Krisis herauszukommen, schließt die harten Hände. Die Schale, in der unsre Gesundheit und Sicherheit liegen, schnellt in die Luft; die Schale mit den zweiten Hypotheken sinkt. Vollends für den Dullo'schen Vorschlag: nach Ueberweisung der Grund-, Gewerbe- und Gebäudesteuern, statt nach Klassen die eine Hälfte der Stadtverordneten von den Realsteuerzahlern, die andre Hälfte von den Reichstagswählern aufstellen zu lassen, — d. h. also für eine Zulassung der Nächstbetheiligten zum Mitsprechen bei der Wohnungsnoth dürften die Gemüther wohl nur durch Erschütterungen heranreifen, die der Vaterlandsfreund nicht herbeiwünschen kann.

Nur Eines ist dankbar zu begrüßen, — und dieser kleine Lichtblick mag auf den Schluß fallen, daß nämlich noch in zwölfter Stunde aus dem Schoß des Vereins „Frauenwohl" heraus ein Komitee sich gebildet hat, das nach dem Muster von Miß Oktavia Hill in den 6 Häusern des vorerwähnten Berliner „Vereins zur Verbesserung der kleinen Wohnungen" arbeiten will. Dieser Verein hatte, wie schon angedeutet, damit begonnen, gerade das Unwesentliche an der Thätigkeit der Oktavia Hill nachzuahmen: den Ankauf von schlechten Häusern. Das Wesentliche ist die Herstellung eines persönlichen Verhältnisses zwischen Verwaltung und Miether, die Berührung zweier ganz verschiedener und zur Zeit durch einen Abgrund getrennter Klassen. Indem gescheute, energische, taktvolle und weichherzige Frauen es übernehmen, allwöchentlich in die Wohnungen Aermster zu treten, um die Miethe einzukassieren, vor Allem aber sich von den Bedürfnissen ihrer Klienten ein Bild zu schaffen, ihnen mit Rath und That, mit Zuspruch und werkthätiger Hilfe unter die Arme zu greifen, erlangen sie jenen Einfluß, der nothwendig ist, wenn die obern Klassen sich das Herz der niedern zurückgewinnen wollen. Es liegt auf der Hand, daß zur Erledigung der gesammten Arbeiter-Hausverwaltung in diesem Sinn die Kraft und die Zeit unsrer Damen einfach nicht ausreicht, selbst

wenn alle diejenigen ihre mehr oder minder werthvolle Hilfe zur Verfügung stellen, die heut bei jeder Gelegenheit, wo es etwas Gutes zu stiften gilt, fehlen, nur um sich vor dem Schaufenster von Gerson mit dem geflügelten Wort in die Arme zu sinken: „Hier trifft man sich doch immer!" Allein auch unsre Männer müssen es lernen, gleich Oktavia Hill zu verwalten, und zur Klarlegung dieses obern Angelpunktes der ganzen Angelegenheit (die Regelung der Grund- und Bodenfrage durch Staat und Kommune bildet den untern, die Theilnahme der besten Gesellschaft an der Verwaltung der Arbeiterhäuser den andern) — ist jener unscheinbare Versuch doch von höchster Wichtigkeit. Das Gefühl, das im kleinen Mann den obern Schichten gegenüber zur Zeit vorherrscht, ist das der äußersten Unzweckmäßigkeit. Er hätte Nichts dagegen, wenn wir Alle, wie wir da sind, mit Stumpf und Stiel ausgerottet würden. Um in die Finsterniß dieser Verbitterung einen versöhnenden Lichtstrahl zu tragen, ist Niemand berufener als die deutsche Frau, und immer, wenn man nicht Alles thun kann, ist es wichtig und befreiend, seine Pflicht gethan zu haben.

Berlin, April 1891.

Rastatt, die 4. Bundesfestung.

Ein Nekrolog.

Von

Reinhold Wagner.
Oberstlieutenant a. D.

(Fortsetzung.)

III.

Wie Rastatt zum Zankapfel des Bundes und zum Prüfstein der Machtverhältnisse wurde.

Rastatt sollte in 7 Jahren, also mit Ablauf des Jahres 1849 vollendet sein. Schon im ersten Jahre (1843) zeigte sich, daß die Voranschläge nicht genügten. Zunächst suchte die Baudirektion sich mit kleineren Vereinfachungen an den Entwürfen zu helfen. Zwei Jahre später (1845) konnte es jedoch nicht mehr zweifelhaft sein, daß trotzdem die nicht zu überschreitenden 10 Millionen nicht ausreichen würden. Als deshalb die Militär-Kommission im Januar 1846 genauen Bericht verlangte, gab die Baudirektion das wahrscheinliche Defizit zu 834000 Fl. an. Durchgreifende Einschränkungen waren daher geboten. Auffallender Weise entschloß man sich jedoch nicht dazu, diese möglichst an der Haupt-Umwallung zu machen, obwohl dort, wie sich später herausstellte, namentlich die so kostspieligen Kasematten im Ueberfluß projektirt waren. Wahrscheinlich ging die Spekulation dahin, daß für eine Anzahl detachirter Werke die einzelnen Beträge nach und nach leichter zu erlangen sein würden, als Bewilligungen für die Hauptumwallung, nachdem diese einmal für abgeschlossen erklärt sein würde. Die Einschränkungen sollten also an den detachirten Werken gemacht werden.

Nach langen Verhandlungen hierüber wurde endlich an dem Tage der Revolution in Berlin, am 18. März 1848, von der Militär-Kommission das Projekt eines sogenannten „konzentrirten" Lagers festgestellt,

in welchem zwar am linken Murgufer die meisten früher beabsichtigten Werke beibehalten, am rechten dagegen die Befestigungen des Retherer-Berges wesentlich beschränkt, namentlich die seines östlichen Flügels nur durch 2 Lünetten dicht vor dem Bahnhofe ersetzt, und die Federbach-Befestigungen mit charakteristischem Schweigen einfach übergangen waren. Daß auch zu diesem Projekt, wie bereits feststand, die bewilligten 10 Millionen nicht genügen würden, störte die Militär-Kommission nicht, vielmehr sprach sie die Hoffnung aus, daß es der Baudirektion gelingen werde, durch Ersparungen nicht nur das hiernach zu erwartende Defizit zu decken, sondern auch noch 56000 Fl. zum Bau eines Proviantgebäudes zu erübrigen. Diese Rechnung wollte jedoch so wenig stimmen, daß auch für das „konzentrirte" Lager schon am Schluß des Jahres 1848 ein Defizit von 758000 Fl. vorauszusehen war.

Im Laufe dieses Jahres wurde die Festung, nach Auflösung der Bundesversammlung und Militär-Kommission, der provisorischen Centralgewalt und dem Reichskriegsministerium unterstellt.

Das Jahr 1849 gab dann Antwort auf die Frage, wie prompt die süddeutschen Bundeskorps zum Schutze des Oberrheins hätten versammelt werden können, und welche Sicherheit Deutschland von einer Grenzfestung erwarten durfte, die einer unzuverlässigen Besatzung anvertraut war. Gerade in Rastatt kam, am 12. Mai 1849, der badische Aufstand durch Meuterei der Besatzung zum Ausbruch. Oesterreich sah sich in Folge dessen genöthigt seine Genieoffiziere abzuberufen, und so diesen Stützpunkt seines Einflusses in Süddeutschland aufzugeben. Preußen dort Platz nehmen zu sehen, war ihm natürlich zuwider. Es hatte zwar eben in höchster Noth selbst russische Hilfe herbeirufen müssen, um Ungarn zu unterwerfen. Nichts destoweniger versprach es durch den Reichsverweser Erzherzog Johann, ein Korps von 17000 Mann nach Süddeutschland zu schicken, um die Insurrektion zu dämpfen. Bayern, Hessen-Darmstadt und Baden hielten es jedoch für sicherer sich nach Berlin um Hilfe zu wenden, und der Prinz von Preußen führte 35000 Mann in 2 Korps unter Hirschfeld und Gröben heran. Außerdem Reichstruppen unter Peucker. Nachdem die bedrängten Insurgenten zuletzt die Murglinie vergeblich zu halten gesucht, warf sich ein Theil nach Rastatt hinein, während die Uebrigen nach Süden zurückwichen. Rastatt wurde vom 30. Juni ab durch das Korps unter Gröben, mit nur etwa 14000 Mann eingeschlossen, da man seine Besatzung an maßgebender Stelle für „nicht bedeutend" hielt. Nach der Kapitulation stellte sich heraus, daß sie ohne die Rastatter Bürgerwehr 7000 Mann stark war, zur Hälfte badische Truppen, zur Hälfte Freischaaren und

Volkswehren. Geschütze sollten 272 vorhanden sein. In Wirklichkeit waren es 301. Die Proviantvorräthe waren unbekannt. Sie hätten für 3 Monate ausgereicht. Die Befestigungen waren nicht vollendet, im besonderen wußte man, daß das Hauptwerk am rechten Murgufer, die spätere Ludwigsfeste, weder im Graben noch im Walle fertig war, und daß die fortifikatorische Armirung (Pallisadirung u. s. w.) ganz fehlte. Dennoch scheint sofortige Erstürmung gar nicht in Frage gekommen zu sein, vielmehr mahnten die wortreichen Befehle Gröbens der Besatzung gegenüber immer wieder zur Vorsicht. Wann die bloße Einschließung zur Uebergabe führen würde, war nicht zu berechnen, die reichliche Ausstattung der Festung mit bombensicheren Kasematten dagegen bekannt, wenn man auch nicht wußte, daß deren bereits für 9—10000 Mann vorhanden waren. Dennoch hoffte man durch Beschießung zum Ziele zu kommen, obwohl außer Feldgeschützen nur 2 Vierundzwanzigpfünder und 3 Mörser aus Germersheim zu Gebote standen.

In der Frühe des 4. Juli sollte das Schießen losgehen. Jedes kleinste Hinderniß genügte jedoch zum Aufschub, bis endlich am 7. mit 16 und am 8. mit 11 Geschützen gefeuert werden konnte — im Ganzen etwa 300 Schuß! Die Energie des Angriffs wird durch einen Korpsbefehl charakterisirt, wonach das Geschützfeuer aufzugeben war „wenn unser Material zu sehr leiden sollte". Zugleich aber sollten sich die Truppen mit der Erinnerung begeistern, daß das Feuer gerade am Jahrestage des zweiten Einzuges in Paris 1815 eröffnet würde.

Die Besatzung hatte mit dem Festungsgeschütz lebhaft geantwortet und am 8. und 9. Juli auch größere Ausfälle unternommen, die zwar zurückgewiesen wurden, den Kommandirenden jedoch um die Sicherheit seines Korps besorgt machten. Die von Hause aus befestigte Einschließungslinie ließ er deshalb fortan unablässig verstärken, ohne jedoch mit allen geplanten Schanzen bis zur Kapitulation fertig zu werden. Bis zum 18. Juli trafen aus Koblenz 20 Belagerungsgeschütze ein, mit denen die Beschießung erneuert werden sollte, doch glaubte man kaum noch ohne förmlichen Angriff fertig zu werden, und verlangte deshalb einen vollständigen Belagerungstrain. Um der offenbaren Unsicherheit ein Ende zu machen, wurde schließlich von Berlin der Chef des Ingenieurkorps, General Brese, geschickt, der zwar noch eine interessante Denkschrift über das einzuschlagende Verfahren schrieb, doch damit nicht mehr nützen konnte, weil die Festung schon am folgenden Tage, 23. Juli, kapitulirte. Die Besatzung hatte sich von der Unterwerfung Badens und der Nutzlosigkeit ferneren Widerstandes überzeugt.

So war Rastatt nun in Preußens Hand gekommen, der Griff danach aber doch zu wenig energisch gewesen, um die zum Festhalten nöthige Kraft bewiesen zu haben.

Die Folgen der Rebellion waren für die Festung in mehrfacher Hinsicht nachtheilig. Abhanden gekommene Festungspläne wurden im Auslande veröffentlicht, und die Franzosen machten fortan fleißig Belagerungsentwürfe, deren neuester (von 1867) in Metz und Straßburg 1870 lithographirt vorgefunden wurde. Der materielle Schaden, den der Baufonds erlitt, fiel weniger ins Gewicht, als die völlige Unterbrechung des Baubetriebes. Preußischerseits wurde zwar sogleich ein Platz-Ingenieur ernannt, doch war Geld weder in Rastatt vorhanden, noch aus Frankfurt zu bekommen.

Die provisorische Centralgewalt hatte seit 1848 zur Deckung der Bedürfnisse ihrer eigenen Verwaltung, wie der Reichstruppen und namentlich der deutschen Flotte die bereitesten Mittel ohne Rücksicht auf deren eigentliche Bestimmung verwenden müssen, in erster Linie den Festungsbaufonds, so daß dieser erschöpft war, und am 1. Nov. 1849 auch formell aufgelöst wurde. Erst 1850 konnten die Rastatter Bauten mit Hilfe von Vorschüssen wieder aufgenommen werden, um wenigstens die Stadtbefestigung, wenn auch keineswegs zu vollenden, so doch sturmfrei zu schließen.

Kaum aber war dies erreicht, und eine der Eisenbahnlünetten — das erste detachirte Werk — begonnen, als Preußen nach Olmütz ging! Seine Truppen waren zu Anfang des November 1850 nur aus dem südlichen Baden zurückgezogen. Das nördliche bis zur Murg und namentlich Rastatt sollten besetzt bleiben. Dann entschloß man sich jedoch auch dieses aufzugeben, und an eben dem Tage (28. Nov.), an welchem in Olmütz die Demüthigung Preußens besiegelt wurde, zog das letzte preußische Bataillon aus Rastatt ab.

So schien Baden wieder sich selbst überlassen. Seine in Preußen reorganisirten Truppen waren von dort zurückgekehrt: 3 Bat., 1 Esk. und 2 Batterien sollten die Besatzung von Rastatt bilden und Oesterreich wieder das Geniepersonal stellen. Hiermit sich zu begnügen, war man in Wien jedoch keineswegs gesonnen, sondern schickte zu Anfang des Januar 1851 das Regiment Benedek, mit 3 kriegsstarken Bataillonen, und machte sich so thätsächlich zum Herrn von Rastatt. Dann trat im Mai 1851 der Bundestag wieder vollständig in's Leben, und die Festung, um deren Erbauung sich Preußen vorzüglich bemüht hatte, wurde nun einer der Gegenstände, die dem Bestreben Oesterreichs dienen sollten, Preußen durch den Bund seinem Willen zu unterwerfen.

Dadurch bekam als Bundestagsgesandter auch Bismarck mit Rastatt zu thun, und zu den Beweisen, wie sehr er anfänglich auf Erhaltung des Einvernehmens mit Oesterreich bedacht war, gehört es, daß er ohne Instruktion einer Matrikularumlage zur Beschaffung der für die österreichischen Truppen in Rastatt erforderlichen Kasernen- und Hospitalbedürfnisse zustimmte, obwohl von Rechtswegen zu widersprechen gewesen wäre. Andererseits ließ sich schon hiernach voraussehen, daß Oesterreich sich bei seinen Anforderungen für Rastatt keinen Zwang auferlegen würde.

Zunächst wären dem Festungsbaufonds die zu andern Zwecken entnommenen Mittel zu erstatten gewesen. Oesterreich und mehrere andere Staaten weigerten sich jedoch die für die deutsche Flotte schuldig gebliebenen Matrikularbeiträge nachzuzahlen.

Aus Mangel an Mitteln sollten deshalb in Rastatt 1851 und 1852 nur die Stadtbefestigung und die beiden Eisenbahnlünetten vollendet werden. Aber selbst das gelang nicht. Die Schilderung der finanziellen Tragikomödie dieser beiden Jahre würde zu weit führen. Im September 1852 waren in Rastatt alle Mittel erschöpft, selbst ein Vorschuß, der schon auf solche Grundstücke und Baugeräthe bewilligt war, die nach Vollendung des Festungsbaues wieder veräußert werden sollten. Trotzdem fehlten zur Vollendung der oben genannten Objekte noch 30000 fl., und von den detachirten Werken auch nur des „konzentrirten" Lagers war n i c h t s zur Ausführung gekommen, als die unfertigen beiden Eisenbahnlünetten.

Dies Resultat war indessen nicht für alle Mitglieder der Militärkommission überraschend. Vielmehr hatte deren Präses, General von Schmerling, schon im September 1851 dem Rastatter Baudirektor von der Absicht geschrieben, bei der Bundesversammlung die Nachbewilligung besonderer Mittel für Rastatt zu beantragen: zur Erhöhung seiner Vertheidigungsfähigkeit und im Hinblick auf seine „eigentliche strategische Bedeutung". Daß er dann noch ein Jahr vergehen und die finanzielle Bedrängniß aufs höchste steigen ließ, ehe der Bundesversammlung Kenntniß vom wirklichen Stande der Dinge gegeben wurde, mochte auf taktischen Rücksichten beruhen. Längeres Zögern schien nun aber auch wohl aus politischen Gründen bedenklich.

Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß Oesterreich im Herbst 1852 besonderen Anlaß bekam, von der vorherzusehenden Erneuerung des französischen Kaiserreichs für sich Gefahren zu erwarten. Dagegen suchte es sich zu wahren. Obwohl es aber füglich auf Herstellung freundlicher Beziehungen zu Preußen hätte Bedacht nehmen sollen,

glaubte es sich in Frankfurt noch jeder Rücksichtnahme entschlagen zu dürfen. Ohne den leisesten Versuch vorheriger Verständigung und zur größten Ueberraschung des preußischen Militär-Bevollmächtigten, General Waldersee, der nicht einmal in der betreffenden Sitzung irgend eine Andeutung erhalten hatte, beantragte General von Schmerling in der Militär-Kommission weitere Befestigungen und Geldbewilligungen, sowohl für Ulm, wie für Rastatt, deren Nothwendigkeit in einer Denkschrift (vom 18. Oct. 1852) begründet wurde, die von vornherein eine Polemik gegen die früher von Preußen vertretenen Ansichten bildete. Für Rastatt blieben die Forderungen nicht einmal auf das beschränkt, was zur Ausführung des „konzentrirten" Lagers nöthig gewesen wäre, sondern liefen auf Ergänzungen desselben durch neue Werke hinaus, und nahmen sogar das Projekt jenseits der Federbachniederung wieder auf.

Offenbar also handelte es sich um Erneuerung des Versuchs, zu dem großen verschanzten Lager für 40000 Mann zu kommen. Im Ganzen wurden außer der Vollendung der Stadtbefestigung und der beiden Eisenbahnlünetten nicht weniger als 13 detachirte Werke, und dazu über die ursprünglichen 10 Millionen fl. hinaus 1 872 000 fl. verlangt — ebenso für Ulm 1 651 000 fl., zusammen also 3 523 000 fl., während von der ursprünglichen Gesammtbewilligung von 27½ Million noch 1 495 000 fl. nicht verausgabt, wenn auch augenblicklich nicht flüssig waren. Zur Begründung der Dringlichkeit diente auch der Hinweis auf die Eröffnung der Paris-Straßburger Eisenbahn, und die Aeußerung eines Pariser Blattes, daß Baden nun nicht mehr Ausland sei.

Diese Anträge führten zunächst in der Militär-Kommission zu gereizten Verhandlungen, bei denen der österreichische Einfluß so dominirte, daß der preußische Bevollmächtigte allen andern isolirt gegenüberstand. Seines Widerspruchs ungeachtet erfolgte am 19. Februar 1853 die Annahme der Anträge und der Beschluß, die österreichische Denkschrift vom 18. Okt. 1852 dem Militärausschuß zu überreichen. Verschärft wurde die Situation fortan durch die Persönlichkeit des gerade zu Anfang Februar neuernannten österreichischen Gesandten von Prokesch. General Waldersee hatte sein Separatvotum durch eine Denkschrift begründet, die in Betreff des verschanzten Lagers dem früheren preußischen Standpunkte entsprach, an der ursprünglichen Bausumme, als einem nach Bundesbeschluß nicht zu überschreitenden Maximum festhielt, und zugleich nachwies, daß nur die noch nicht verausgabte Restsumme beizutreiben sei, um Rastatt (und Ulm) in genügender Weise zum Abschluß zu bringen. Als er jedoch verlangte, daß seine Denkschrift ebenso wie die österreichische gedruckt werde, sollte dies mit klein-

lichsten Mitteln hintertrieben werden. Während Prokesch den Ausschuß durch die falsche Angabe der Druckkosten zu 2000 fl.(!) abschreckte, suchte Schmerling die Militär-Kommission durch die Versicherung zu täuschen, daß die Drucklegung schon durch den Ausschuß eingeleitet sei, und erst am 8. März wurde sie von Bismarck durchgesetzt. Aus diesem Anlaß war es, daß er nach Berlin schrieb, man müsse längere Zeit mit den Frankfurter Verhältnissen bekannt sein, um sich ein zutreffendes Urtheil darüber bilden zu können, wie weit Preußen gegenüber der Mangel an Offenheit und an Scheu vor solchen Mitteln getrieben werde, deren Anwendung sonst das Anstandsgefühl zu verbieten pflege. Ueberhaupt liefere die Behandlung der Ulm-Rastatter Angelegenheit den Beweis, daß Oesterreich, statt der Verständigung mit Preußen, systematisch dessen Majorisirung erstrebe. In den Diskussionen der Bundesorgane und in der Presse werde Preußens Verhalten auf gehässige Weise angegriffen. Prokesch im Besondern habe in seinen Ausdrücken das erlaubte Maß so erheblich überschritten, daß es nöthig gewesen sei, ihn mit ernsten Worten auf dieses Maß aufmerksam zu machen.

Wie vorauszusehen, nahm auch der Militärausschuß (gegen preußisches Separatvotum) die österreichischen Anträge an, und die Bundesversammlung beschloß am 2. April Instruktions-Einholung binnen vier Wochen. Sichtbar wurde zugleich der Versuch über die Frankfurter Organe Preußens hinweg den König zu gewinnen — zunächst durch den Generaladjutanten von Gerlach. Man hielt sich anscheinend auch der Bewilligung der österreichischen Forderungen schon so weit versichert, daß man bereits auf möglichste Ausnutzung des Erfolges, d. h. auf möglichst ungenirte Verwendung des Geldes Bedacht nahm. Dazu wurde (Ende März) die Einsetzung eines technischen Bureaus bei der Militär-Kommission betrieben, in welchem das preußische Mitglied durch vier von Oesterreich abhängige Stimmen paralysirt werden sollte.

Ganz ohne Grund war die österreichische Spekulation auf den Erfolg auch in der That nicht mehr. Das Wiener Cabinet hatte sich mit dem Berliner in direkte Verbindung gesetzt, und der König befohlen, einen Vermittelungsvorschlag zu machen. Indessen traten, ehe es hierzu kam, in Frankfurt immer gespanntere Verhältnisse ein, je näher der Termin der Abstimmung heranrückte.

Am 2. Mai trat Prokesch unumwunden mit der bis dahin zurückgehaltenen Behauptung auf, daß seiner Zeit zu dem Beschluß, Ulm und Rastatt zu *befestigen*, zwar Einstimmigkeit erforderlich gewesen sei, nun aber zur Nachbewilligung von Geldern ein bloßer Majoritätsbeschluß genüge. Der einstimmige Bundesbeschluß vom 11. Aug. 1842,

daß die bewilligten $27\frac{1}{2}$ Millionen ein nicht zu überschreitendes Maximum seien, stehe nicht im Wege. In diesem Sinne waren inzwischen auch die übrigen Bundesregierungen bearbeitet. Der bayrische Gesandte pflichtete plötzlich dem österreichischen bei, obwohl er früher erklärt hatte, daß über das Erforderniß der Einstimmigkeit gar kein Zweifel sei, und daß die beantragten Bauten bei etwaigem Widerspruche Preußens unterbleiben müßten. Der Würtembergische Gesandte erklärte einige Tage später ohne Umschweif, daß solcher Widerspruch keine praktische Folge haben werde, und als der Luxemburgische die Absicht äußerte, sowohl gegen die österreichischen Anträge, wie gegen die Gültigkeit eines Majoritätsbeschlusses zu votiren, bezeichnete Prokesch dies erregt als eine „Revolte gegen die Autorität des Bundes". Bismarck wies ihn vergeblich auf die bedenklichen Folgen eines principiellen Confliktes hin. Auch die Vorstellung, daß es zunächst nur auf Flüssigmachung der noch nicht verausgabten beinahe $1\frac{1}{2}$ Millionen ankomme, blieb wirkungslos: er (Prokesch) werde in der geschäftsmäßigen Frist abstimmen lassen „es gehe, wie es gehe". Auch waren bereits von der Militär-Kommission trotz des Widerspruches des preußischen Bevollmächtigten die Baudirektionen angewiesen, die Projekte dem österreichischen Antrage gemäß zu bearbeiten und einzureichen. Einer Einmischung des Vladika von Montenegro in die inneren Angelegenheiten Oesterreichs, schrieb Bismarck damals, könne nicht weniger Beachtung beigelegt werden, als den Ansichten Preußens in der Bundesfestungsfrage. Preußen dürfe dem Verfahren Oesterreichs gegenüber nicht nachgeben, ohne eine schwere Niederlage zu erleiden — es würde einer Abdikation gleichkommen. Allem Anschein nach rechne man darauf, den König — der in nächster Zeit nach Wien reisen wollte — persönlich zu gewinnen.

Vielleicht hing es hiermit zusammen, daß im letzten Augenblicke die Sache in Frankfurt nicht auf die äußerste Spitze getrieben wurde. Zwei Tage nämlich vor dem Termin der Abstimmung kam es zwar noch wieder zu heftigen Diskussionen über die Einstimmigkeitsfrage — wobei der Würtembergische Gesandte Preußen als auf dem Wege zum Bruch der Bundesverträge befindlich bezeichnete — dann aber stellte Prokesch den Antrag, denjenigen Theil des noch nicht verausgabten Restes der ursprünglichen $27\frac{1}{2}$ Millionen flüssig zu machen, dessen Einzahlung seitens der Verpflichteten nicht mehr von vorgängiger Erledigung gewisser Streitfragen abhing — eine Summe von 535000 fl. Hierüber wurde Instruktionseinholung beschlossen und die Abstimmung in der Hauptfrage ausgesetzt.

In Berlin hatten inzwischen über den vom Könige befohlenen Ver-

mittelungsvorschlag Verhandlungen der Minister und eine Conferenz unter Zuziehung der Chefs des Generalstabes und des Ingenieurkorps, Reyher und Brese, stattgefunden, und letztere beide dem Könige sowohl ein gemeinschaftliches, von Brese verfaßtes Gutachten (vom 10. Mai 1853) abgestattet, als auch (am 13. Mai) mündlichen Vortrag gehalten. Sie empfahlen, beharrlich auf dem bisherigen Standpunkte zu verbleiben, auf Flüssigmachung der noch nicht verausgabten beinahe 1½ Millionen zu bestehen, und diejenigen Bauten, über welche keine Meinungsverschiedenheiten obwalteten, nach Maßgabe der verfügbaren Mittel zur Ausführung zu bringen, endlich aber die Entscheidung über das, was außerdem zum Abschluß der Festungsbauten von Ulm und Rastatt unabweislich erforderlich sei, durch kommissarische Berathung bisher unbetheiligter österreichischer und preußischer Offiziere an Ort und Stelle vorzubereiten.

Wenige Tage nach Genehmigung dieser Vorschläge reiste der König nach Wien. Es war die Erwiderung des vom Kaiser Franz Joseph im December vorher (1852) in Berlin gemachten Besuches, den das Bedürfniß der Annäherung an Preußen in Folge der Wiedererrichtung des französischen Kaiserreichs veranlaßt hatte. Seitdem war plötzlich die orientalische Frage brennend geworden, und da das Vorgehen Rußlands in Constantinopel seine Spitze auch gegen Frankreich kehrte, wurde dessen Haltung noch argwöhnischer als zuvor betrachtet. Daher trat man in Wien im Zusammenhange mit der Ulm-Rastatter Frage völlig unerwartet mit ganz außerordentlichen Projekten an den Königlichen Gast heran. Es sollten nicht nur im Falle eines Krieges gegen Frankreich, außer 200 000 Oesterreichern in Oberitalien, je 300 000 Oesterreicher und Preußen nebst dem VII—X Bundes-Armeekorps am Mittelrhein versammelt, sondern auch ohne Verzug 5 verschanzte Lager für je 80—100 000 Mann bei Ulm, Rastatt, Germersheim, Mainz und Luxemburg in permanentem Charakter erbaut werden. Der Urheber dieses Planes war der Feldzeugmeister von Heß, der ihn (am 22. Mai) zunächst dem Könige persönlich, und dann in einer Conferenz, mit dem Minister des Auswärtigen Grafen Buol zusammen, dem Generaladjutanten des Königs General von Gerlach vortrug. Letzterer machte die Nothwendigkeit besonderer Verhandlung hierüber geltend, während es sich hinsichtlich Ulms und Rastatts um sofort zu fassende Entschlüsse handele. Dadurch wurde das Thema praktisch begrenzt, und dann dem preußischen Standpunkt entsprechend vereinbart, daß zunächst die noch rückständigen 1½ Millionen des schon bewilligten Baufonds flüssig gemacht, und die Frage der verschanzten Lager bei Ulm und Rastatt

nochmals durch beiderseitige Bevollmächtigte an einem kein Aufsehen erregenden Orte in Ueberlegung genommen werden sollte.

In Folge dessen kam der Feldzeugmeister Heß am 28. Juli mit den Generalen Reyher und Brese in Ratibor zu dreitägiger Verhandlung zusammen. Als Grundlage übergab er ein Memoire: „Strategische Erörterungen über die Befestigungen Deutschlands". Merkwürdig war darin, beiläufig bemerkt, die wiederholte Bezeichnung Deutschlands als eines „Bundesstaates". Praktisch liefen die Vorschläge auf die Forderung von 16 Millionen Gulden für die oben erwähnten fünf befestigten Lager hinaus. Da der deutsche Bund schon seit Jahren, wie wörtlich gesagt wurde, „gewöhnt" sei jährlich 1800000 fl. für Befestigungen auszugeben, so könne er gegen 2 Millionen auch noch zehn Jahre lang fortzahlen. Um aber den Bau in vier bis fünf Jahren zu vollenden, sollte sogleich eine Anleihe von 6 Millionen aufgenommen werden. Fertig war auch bereits der Text einer hierüber zwischen den beiden Großmächten zu schließenden Uebereinkunft.

Die preußischen Generale vermochten den österreichischen Vorschlägen nicht beizustimmen. Feldzeugmeister Heß dachte jedoch den König zu gewinnen. In Ratibor ließ er sich von Reyher und Brese deren Ansichten schriftlich geben, und sandte von Wien (3. Aug.) eine Erwiderung nach Berlin mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß im September bei seiner Anwesenheit daselbst während der großen Manöver der König einen den Wünschen Oesterreichs entsprechenden Beschluß fassen werde.

Die preußischen Ansichten gingen im Allgemeinen darauf hinaus, daß unmöglich alle Bundesfestungen zu großen Lagern erweitert werden dürften, jede Festung vielmehr individuell zu behandeln, und in der Regel die Herstellung ausgedehnter Lagerbefestigungen in permanentem Charakter mit Rücksicht auf die Besatzungsfrage zu vermeiden sei. Letzteres finde namentlich bei Rastatt Anwendung. In einem Bericht an den König (vom 24. Aug. 1853) erklärten Brese und Reyher, daß eine Fortsetzung der Polemik schwerlich zu einem erwünschten Ziele führen würde. Auch ließ der erste Artikel des Vertragsentwurfes hinreichend erkennen, worauf es Oesterreich eigentlich ankam. Preußen sollte sich dadurch zur Zahlung seiner Beitragsquote zu dem „neuerlich beantragten Fortbau der Befestigungswerke von Ulm und Rastatt verpflichten", die in dem zugehörigen Memoire als „schon früher bewilligt" bezeichnet wurden. Nachdem daher Heß in Berlin die Ueberzeugung gewonnen, daß Preußen auf seine größeren Entwürfe nicht eingehen werde, beschränkte Oesterreich seine Bestrebungen wieder auf Ulm und Rastatt,

und wünschte nun die baldigste Entsendung beiderseitiger Offiziere zu kommissarischer Berathung an Ort und Stelle.

Hiermit verfolgte man aber in Wien ganz andere Zwecke als in Berlin. Während nach preußischer Absicht ernstlich erwogen werden sollte, was zum Abschluß der Befestigungen nothwendig sei, erklärte man in Wien (10. Okt.) „die bevorstehende Begutachtung als den eigentlichen Ausgangspunkt für das Zusammengehen beider Kabinette in den schwebenden Bundesfragen" und sprach das Vertrauen aus, daß Preußen „gerne die dargebotene Gelegenheit ergreifen werde, um den Boden der Bundesbeschlüsse von 1841 und 42 von Neuem einzunehmen". Schon in der Achtung, die man jenen Beschlüssen schuldig sei, liege der entscheidende Beweggrund von den damals festgestellten Grundlinien der Befestigungen nicht abzuweichen. Man könne daher in Wien die nun vorzunehmende erneuerte Prüfung nur als eine solche betrachten, die nicht die Bundesbeschlüsse selbst in Frage zu stellen, sondern nur die etwaigen Verbesserungen und Detailänderungen innerhalb dieser Grenzen zu erwägen bestimmt sei. In diesem Sinne möge der preußische Kommissar instruirt werden, um schon in dem Gutachten das Einverständniß der beiden Mächte zum vollen Ausdruck zu bringen, und darauf hin beim Bunde gemeinschaftlich baldigste Beschlußfassung über den Ausbau der Festungen im Sinne der früheren, vielleicht im Einzelnen zu modificirenden Majoritätsanträge herbeiführen zu können. Preußen sollte also seinen principiellen Standpunkt aufgeben, und die kommissarische Berathung nur als Mittel zur Deckung seiner Unterwerfung unter den Willen der Majorität, d. h. Oesterreichs benutzen. Dieses Ansinnen wurde indessen (23. Okt.) durch Rekapitulation des preußischen Standpunktes und Betonung der ernstlichen Aufgabe der Kommissare abgelehnt.

Auch deren Ernennung zeigte die Verschiedenheit der beiderseitigen Absichten. Während Preußen behufs unbefangener Prüfung der Sachlage einen Offizier, der niemals früher mit Ulm oder Rastatt zu thun gehabt hatte, den Oberst Fischer entsandte, schickte Oesterreich den Oberst von Maly, der schon 1818—24 zur ersten Rastatter Lokalkommission und von 1842—49 zur dortigen Baudirektion, zuletzt als Direktor gehört hatte, und mit allen österreichischen Plänen derartig verwachsen war, daß er davon auch dann nicht hätte loskommen können, wenn er nicht noch durch seine Instruktion besonders gebunden gewesen wäre. Unter diesen Umständen konnte die gemeinsame Arbeit, obwohl sie den ganzen November hindurch andauerte, zu keiner Einigung führen. Allerdings gelang es Fischer den österreichischen Kommissar zu der Aner-

kennung zu bringen, daß ein großer Theil dessen, was in Frankfurt verlangt worden war, überflüssig sei, dagegen ging Maly mit neuen Forderungen noch weit darüber hinaus. Fischer bewilligte für Rastatt Alles, was irgend nothwendig war, um daraus einen vollkommen kriegsfertigen Platz zu machen, und dies gerade deshalb, weil die gefährdete Situation preußischerseits ein Hauptargument gegen die Erweiterung zu einem verschanzten Lager war. Im Ganzen kam Fischer für Ulm und Rastatt zu einem Zugeständniß von ca. 1808000 fl. über die ursprünglichen 27½ Millionen hinaus, wogegen Maly 4025000 fl. beanspruchte, d. h. noch rund 500000 fl. mehr, als in Frankfurt verlangt worden war.

Während Fischer dabei den Eindruck gewann, daß Oesterreich jede Bewilligung nur als Abschlagszahlung betrachten würde, sprach Bismarck, als er obige Resultate erfuhr, die Ueberzeugung aus, daß Oesterreich seinem üblichen System gemäß weit mehr gefordert habe, als es zu erreichen beabsichtigte — anscheinend ein Widerspruch, und doch hatten beide, Fischer und Bismarck, Recht.

Schon vor Ablauf des Jahres beeilte man sich in Wien (28. Decbr. 1853) zu erklären, daß man acceptire, was Fischer zugestanden, mit dem Vorbehalt jedoch, daß man nicht auf weitere Verhandlungen über den Ausbau der Festungen in der ursprünglich beschlossenen Ausdehnung verzichte. Durch beigefügte „Betrachtungen" des Feldzeugmeisters v. Heß wurde ganz der alte Standpunkt Oesterreichs festgehalten.

Preußischerseits war man indessen nicht geneigt, die in Frage stehende große Koncession ohne Weiteres zu machen. Erst nachdem General Brese die Fischer'schen Vorschläge empfohlen hatte, wurde dem Wiener Kabinet geantwortet, und die bestimmte Zusicherung verlangt (19. April 1854) daß 1) keine weiteren Forderungen für Rastatt und Ulm gestellt werden würden, und daß 2) die Verwendung der jetzt zu bewilligenden Summe nach Maßgabe der Fischer'schen Vorschläge stattfände. Durch eine Note vom 21. Mai erklärte hierauf Graf Buol diejenigen österreichischen Anträge, über welche Fischer und Maly sich nicht hatten einigen können, ausdrücklich für aufgegeben. Eine Bürgschaft dafür, daß der Bund niemals mehr Forderungen für Ulm und Rastatt stellen werde, könne Oesterreich jedoch nicht übernehmen: „es scheint uns aber, daß wenn wir uns die Anträge des Oberst Fischer in Gemeinschaft mit dem preußischen Kabinet aneignen und die Bundesversammlung hiernach den Bauplan feststellt, dem Aufwande des Bundes für den Bau beider Festungen von selbst die Grenze gezogen ist." Diese Erklärungen wurden von Preußen als befriedigend acceptirt

(27. Mai 1854) und durch die österreichische Rückäußerung (2. Juni) bekräftigt.

Sobald dann aber Prokesch und Bismarck daran gingen, die Vorlage für den Bund festzustellen, zeigte sich der österreichische Entwurf doch wieder auf die Erneuerung des Versuches berechnet, gegen Preußens Willen weitere Summen zum Ausbau von Ulm und Rastatt per majora zu beschließen. Bismarck bestand deshalb auf Aenderungen, mit denen endlich durch einstimmigen Bundesbeschluß am 3. August 1854 die Nachbewilligung von 1 808 472 fl. zur Ausführung der „beantragten" Bauten erfolgte.

Für Rastatt wurden dadurch 882 580 fl. verfügbar. Es war die höchste Zeit, daß dem dortigen Geldmangel abgeholfen wurde. Seit dem Herbst 1852 hatte man mit dürftigen Vorschüssen aus dem Artilleriefonds wirthschaften, und nicht nur den Offizieren die Bauzulagen streichen, sondern im December 1853 auch das gesammte Civil-Baupersonal entlassen müssen. Nunmehr endlich gelang es, bis zum Schluß des Jahres 1854 die Stadtbefestigung und die beiden Bahnhofslünetten zu vollenden.

Wenn aber Preußen gehofft hatte, durch die Geldbewilligung vom 3. August die Quelle des Haders zu verstopfen, zu der die beiden neuen Bundesfestungen geworden waren, so sollte es gröblich enttäuscht werden. Unmittelbar nach der Geldbewilligung konnte man ihm freilich nicht in's Gesicht schlagen. Vorbereitet war der Schlag jedoch schon während der Verhandlungen, die der Geldbewilligung vorangingen.

Eine gewisse Bequemlichkeit hatte im Laufe der Jahre dahin geführt als „Retherer Berg" kurz das ganze Plateau zu bezeichnen, welches sich am rechten Murgufer fächerförmig vor der Stadtbefestigung von Rastatt ausbreitet, während eigentlich nur dessen höchste Erhebung am linken Flügel darunter zu verstehen war. Am rechten Flügel lagen die Eisenbahnlünetten, und nach Fischer's Vorschlägen sollte nun ein neues Werk am linken Flügel, und ein zweites dazwischen, gewissermaßen im Scheitel des um die Stadtbefestigung gedachten Bogens, an der Karlsruher Chaussee und Eisenbahn erbaut werden. Da man aber Fischer in dem Glauben gelassen hatte, daß die Bezeichnung „Retherer Berg" sich lediglich auf das ganze Plateau bezöge, so wurden seine beiden Werke auch kurz als solche „auf dem Retherer Berge" benannt. In Verbindung mit den Eisenbahnlünetten würden sie das sogenannte konzentrirte Lager am rechten Murgufer abgeschlossen haben. Eben dies war jedoch den hinterhaltigen Absichten Oesterreichs zuwider, denn eben nach jener, durch die Karlsruher Chaussee bezeichneten Richtung hin

sollte sich, in weitem Bogen bis über den Federbach vorgreifend das große verschanzte Lager ausdehnen. Daher mußte um jeden Preis die Befestigung dorthin offen gehalten werden, um später den Abschluß nach österreichischen Plänen durchsetzen zu können.

Zu diesem Zweck wurden in der Uebersicht der beantragten Bauten, die der Vorlage für den Bundestag in Stelle des Fischer-Maly'schen Originalprotokolls beigefügt wurde, schlechthin „2 Werke auf dem Retherer Berge" angeführt, und auf Grund dieser Fassung die Geniedirektion am 14. August 1854 seitens der Militär-Kommission mit der Ausarbeitung von Spezial-Entwürfen beauftragt. Erst als demnächst der preußische Militär-Bevollmächtigte, General v. Reitzenstein, zur Inspizirung in Rastatt war, kam der Doppelsinn der Bezeichnung des Retherer Berges zum Vorschein, da die Geniedirektion sich anschickte, statt des einen Fischer'schen Werkes an der Karlsruher Chaussee ein solches unweit des zweiten am linken Flügel zu projektiren. Reitzenstein veranlaßte nun eine Weisung der Militär-Kommission an die Geniedirektion, daß unter „Retherer Berg" das ganze Plateau zu verstehen sei, und sollte dem hinzugefügt werden, daß die Geniedirektion danach ihre Entwürfe für die Lage der Werke zu bemessen habe. War dies, statt des bestimmten Befehls, das fragliche Werk an der Karlsruher Chaussee zu projektiren, so geriebenen Gegnern gegenüber ohnehin ungenügend, so wurde der Zweck der Weisung vollends vereitelt, indem der Beschluß darüber seitens der Militär-Kommission in einer Sitzung gefaßt wurde, der Reitzenstein nicht beiwohnte. Nicht nur strich man den verabredeten Zusatz, sondern motivirte auch noch bayrischerseits das zustimmende Votum im Dienste Oesterreichs durch die Erklärung, daß, „der Wortlaut des Erlasses nunmehr weder die Geniedirektion, noch die Territorial-Regierung, noch die Militär-Kommission verhindern könne, in der betreffenden Frage nach ihrem fortifikatorischen Ermessen vorzuschreiten".

Was das zu bedeuten hatte, wurde klar, als im Juli 1855 die Spezialentwürfe der Geniedirektion in Frankfurt eingingen. Von dem Fischer'schen Werke an der Karlsruher Chaussee war darin nichts zu finden, statt dessen vielmehr das oben erwähnte am linken Flügel, wo Oesterreich es noch zuletzt nach dem Schmerling'schen Entwurf vom October 1852 hatte haben wollen. Materiell erreichte das Objekt nicht den Werth von 100 000 fl. Es handelte sich aber um flagrante Verletzung eines bindenden Vertrages und um deren wahrscheinliche Consequenzen von unberechenbarer Tragweite.

Zuvörderst also stellte Preußen in Wien das Verlangen, daß

Oesterreich am Bunde keine von den Fischer'schen Vorschlägen abweichenden Anträge unterstützen werde. Indessen ließ schon die Antwort hierauf bis zum 3. März 1856 auf sich warten, und der Inhalt erwies sich dann genau so loyal, wie die Behandlung, welche die Angelegenheit inzwischen in Frankfurt erfahren hatte. Mit einer Rabulisterei ohne Gleichen wurde schamlos in Abrede gestellt, daß die Fischer'schen Vorschläge, deren Ausführung die conditio sine qua non der preußischen Zustimmung zur Bewilligung des Geldes gewesen war, für den Bund maßgebend oder auch nur für die österreichische Stimme bindend seien. Man habe vielmehr gänzlich freie Hand, die Befestigungsentwürfe nach Gutdünken festzustellen, sofern nur die bewilligte Baukostensumme nicht überschritten würde. Erst am 9. April 1856 kamen hierüber die Verhandlungen der Militär-Kommission zum Abschluß. Alle Principienfragen, über die man sich seit 1840 herumgestritten hatte, wurden von Neuem aufgerührt, und so auch der preußische Militärbevollmächtigte verleitet, unnützerweise auf die Erörterung der militärischen Zweckmäßigkeit der streitigen Projekte einzugehen, statt einfach den Standpunkt festzuhalten, daß sozusagen mit dem Fischer'schen Gelde auch schlechthin die Fischer'schen Vorschläge auszuführen seien. Er stand wieder allein allen übrigen Mitgliedern der Kommission gegenüber, die mit vertheilten, aber wohl kombinirten Rollen agirten. Das Resultat des fruchtlosen Turniers waren nicht weniger als 9 Gutachten, Erklärungen und Gegenerklärungen, die mit dem Majoritätsbeschluß der Kommission an den Militär-Ausschuß gingen.

Dieser Beschluß beantragte die Genehmigung der fraglichen Werke ganz nach den Entwürfen der Rastatter Geniedirektion. Preußen sollte allein durch den Zusatz befriedigt werden, daß hieraus eine Verpflichtung über die am 3. August 1854 bewilligte Summe hinaus nicht abzuleiten sei, während Reitzenstein's Separatvotum in dieser Beziehung verlangte, daß der Bau der Festung mit Erschöpfung der noch verfügbaren Mittel für abgeschlossen erklärt werde.

Im Ausschuß glaubte nun Preußen die Verantwortung für die unzweckmäßige Lage des einen Werkes der Majorität überlassen und mit diesem Vorbehalt, zu möglichstem Ausgleich der Differenz, auf den Widerspruch gegen jene Lage verzichten zu dürfen. An der Abschluß-Clausel festzuhalten, war dagegen um so nothwendiger, je mehr im Besondern Oesterreichs Verhalten Argwohn erregen mußte. Die Majorität des Ausschusses hatte sich bereits mit jener Clausel einverstanden erklärt, als Oesterreich deren Weglassung verlangte, Bayern, Sachsen und Darmstadt ihrer vorherigen Meinung abwendig machte, und mit ihnen

auch auf einen für Preußen nicht einmal genügenden Vermittelungsvorschlag Hannovers und Würtembergs eingehen wollte. Danach ließ sich zunächst vermuthen, daß in der That schon die Absicht weiterer Nachforderungen zur Ausdehnung der Befestigungen bestand. Bedeutsamer noch wurde die Angelegenheit in sofern, als Oesterreich offenbar darauf ausging, Preußen unter allen Umständen eine Niederlage zu bereiten. Sein eigenes Ansehen hatte durch die wiederholte Ablehnung seiner Anträge während der orientalischen Krisis und durch den Anschluß des Bundes an Preußens Neutralitätspolitik gelitten. Jetzt glaubte es der Majorität sicher zu sein, und mit ihrer Hülfe einen eklatanten Sieg über Preußen davon zu tragen. Nicht einmal bis nach den Ferien der Bundesversammlung wollte es die Entscheidung verschoben wissen. Je geringer dabei die materielle Bedeutung des streitigen Objectes war, um so stärker mußte die Mißachtung erscheinen, die Preußen von Seiten der Bundesgenossen erfuhr, indem sie ihm jede kleinste Concession verweigerten.

Wie Bismarck eben damals auf Grund der mit Oesterreich gemachten Erfahrungen überhaupt dachte, ist durch das berühmte Schreiben vom 26. April 1856 an den Minister von Manteuffel bekannt geworden, in dem er erklärte, daß Preußen in nicht zu langer Zeit für seine Existenz gegen Oesterreich werde fechten müssen. Aus dem jetzt vorliegenden speziellen Anlaß hob er mit Nachdruck die schädlichen Wirkungen hervor, denen Preußens Ansehen durch eine „reindeutsche Politik bundesfreundlichen Wohlwollens" ausgesetzt sei. Auf sein Betreiben wurde daher beschlossen, dem Konflikt nicht aus dem Wege zu gehen, sondern im Falle der Nichtannahme der Abschlußclausel die Zuläßigkeit eines Majoritätsbeschlusses überhaupt zu bestreiten, und den matrikularmäßigen Geldbeitrag für Ulm und Rastatt zurückzuhalten. Die Geldbewilligung vom 3. August 1854 habe nur durch Stimmen-Einhelligkeit zu Stande kommen können. Sie sei zur Ausführung der von Preußen und Oesterreich beantragten Bauten, d. h. der Fischer'schen Vorschläge beschlossen. Die jetzigen Anträge involvirten eine Aenderung jenes Beschlusses, die daher auch nur durch Stimmen-Einhelligkeit erfolgen könne. Außer in Frankfurt wurde dies durch besondere Cirkular-Depesche (24. Juli 1856) sowohl in Wien, wie bei sämmtlichen Bundesregierungen geltend gemacht, und hierdurch endlich am 2. August die einstimmige Annahme der Abschlußclausel erwirkt.

So war für dies Mal die Niederlage Preußens abgewehrt. Merkwürdig ist jedoch, daß selbst Bismarck die Schlange im Grase der letzten Fassung des Bundesbeschlusses nicht bemerkt zu haben scheint.

In der von ihm in der Sitzung am 24. Juli abgegebenen Erklärung hatte er — im Einklang mit dem Separatvotum Reitzenstein's — den Zusatz verlangt, daß mit der 1854 bewilligten Summe „die Festung Rastatt" zum Abschluß zu bringen sei. Der Beschluß vom 2. August lautete aber dahin, daß 1) die und die, mit ihren Nummern bezeichneten Werke genehmigt würden, und 2) zu erklären, daß „aus gegenwärtigem Beschluß eine Verpflichtung über die am 3. August 1854 bewilligte Summe hinaus nicht abzuleiten, und mit dieser der Bau (sic!) zum Abschluß zu bringen sei. Angesichts des Mißbrauchs, der eben erst mit der doppelsinnigen Bezeichnung des „Retherer Berges" getrieben war, durfte es keineswegs für unmöglich gelten, daß der Abschluß des Baues später nicht auf die Festung im Ganzen, sondern nur auf die unter Nr. 1 des Beschlusses angeführten Werke bezogen werden solle. Ob dergleichen wirklich beabsichtigt war, muß allerdings dahingestellt bleiben, da es bis zu der erst 1859 erfolgenden Vollendung der genehmigten Werke zu keinen Differenzen mehr kam, dann aber die geschichtlichen Ereignisse den früheren Streitfragen ihre bisherige Bedeutung nahmen.

So war nach dem Beschluß vom 2. August 1856 der Streit um Rastatt auf fortifikatorischem Gebiete einstweilen erloschen, der Frieden indessen damit nicht hergestellt. Vielmehr entbrannte auf anderem Gebiete, dem der Besatzungsverhältnisse, der Kampf fast unmittelbar darauf nur um so heftiger.

Wie erwähnt, hatte nach dem Bundesbeschluß vom 26. März 1841 Oesterreich nur Geniesoldaten zu der sonst von Baden allein zu gebenden Friedensbesatzung zu stellen, deren Stärke dann seit 1845 durch ein von der Militärkommission einstimmig angenommenes und stets maßgebend gebliebenes, wenn auch nicht durch Bundesbeschluß sanktionirtes Festungsreglement auf 2500 Mann festgesetzt war. Die zu einem Drittel von Oesterreich zu gebende Kriegsbesatzung sollte nach demselben Reglement 10 500 Mann betragen. Gleich nach dem Ausbruch der Februar-Revolution beschloß der Bund am 2. März 1848 sofort als ein „Minimum der Kriegsbesatzung" 5000 Mann nach Rastatt zu legen. Da aber Baden nicht im Stande war zwei Drittel dieser Zahl für die Festung verfügbar zu machen, so folgte am 28. März ein zweiter Beschluß, daß Oesterreich ein Drittel der vollen Kriegsbesatzung senden möge. Der Kaiserstaat vermochte jedoch weder dem ersten noch dem zweiten Beschluß zu genügen.

Nachdem dann 1849 Rastatt auf Anrufen der badenschen Regierung den Insurgenten durch Preußen entrissen war, übernahm letzteres durch Vertrag mit der badenschen Regierung am 12. Oktober

für die Zeit bis zur Reorganisation der badischen Truppen die Stellung der Festungsbesatzung, und zwar in der als ausreichend vereinbarten Friedensstärke von 2500 Mann. Im November 1850 kündigte Preußen diesen Vertrag, und die badische Regierung machte nun mittelst Note vom 17. November ihr eigenes bundesmäßiges Besatzungsrecht wieder geltend, wobei abermals die Friedensstärke als genügend anerkannt, und Oesterreich nur die Betheiligung mit 100 Mann Genietruppen eingeräumt wurde.

Dem widersprach jedoch Oesterreich, indem es das Recht, ein Drittel der vollen Kriegsbesatzung in die Festung zu legen, beanspruchte. Ohne Berufung auf die vergessenen Bundesbeschlüsse vom März 1848 wurden nur die unsicheren politischen Verhältnisse dafür geltend gemacht. Vergebens wehrte sich die badische Regierung gegen die Auslieferung Rastatts, und selbst die Bundescentralgewalt entschloß sich ohne preußische Zustimmung erst am 4. Januar 1851 das Einrücken österreichischer Truppen zu gestatten, nachdem das Regiment Benedek sich der Festung schon bis auf wenige Märsche genähert hatte. Am 7. Januar zog dasselbe ein.

Seitdem war es ohne Rechtstitel unter der Firma einer „kleinen Kriegsbesatzung" in Rastatt verblieben. Doch wurde diese als solche in bundesgesetzlichem Sinne von Preußen nie anerkannt. Vielmehr machte letzteres, sobald (Oktober 1851) ihretwegen die erste Geldforderung an den Bund gestellt wurde, die nöthigen Vorbehalte, und sprach zugleich die Erwartung aus, daß eine Regelung des Besatzungsverhältnisses baldigst erfolgen werde. Da dann die Anwesenheit österreichischer Truppen in Rastatt durch zunehmende Abhängigkeit der badischen Politik vom österreichischen Einfluß immer fühlbarer wurde, suchte Bismarck seit 1852 in Berlin auf Schritte zu ihrer Entfernung hinzuwirken. Doch erst als im Herbst 1854 das österreichische Truppenkommando die Anschaffung einiger Tausend wollener Decken auf Bundeskosten verlangte, um das Regiment Benedek österreichischen Vorschriften gemäß für den Winter ausstatten zu können, wurde diese Gelegenheit ergriffen, um in der Bundesversammlung (24. Oktober 1854) den Auftrag an die Militärkommission zu erwirken, sich über die „Frage der Nothwendigkeit und Größe der kleinen Kriegsbesatzung von Rastatt" gutachtlich zu äußern. Nach der Competenz der Kommission hätte sie dies nur nach militärisch-technischen Rücksichten thun, und die nothwendige Stärke der Besatzung durch die Anforderungen des Sicherheitsdienstes begründen müssen. Die Majorität ließ sich darauf jedoch nicht ein, sondern suchte nunmehr plötzlich die Anwesen-

heit der österreichischen Besatzung durch die Bundesbeschlüsse vom März 1848, so wie durch die bewegten Zeitverhältnisse und die exponirte Lage Rastatts zu begründen, und wollte schließlich „keine genügenden Gründe“ zur Zurückführung der Garnison auf die Friedensstärke finden. General von Reitzenstein stand mit seinem Separatvotum wieder allein, worin er zeigte, daß die Bundesbeschlüsse vom März 1848 niemals wirksam geworden, daß eine erhöhte Besatzung für Rastatt nicht nothwendiger als für Landau und Luxemburg, und daß die Friedensstärke von 2500 Mann immer für ausreichend erklärt worden sei.

So war bei weiterer Verfolgung der Sache wieder ein heftiger Kampf zu gewärtigen. Inzwischen aber hatten seit dem Oktober 1854 die politischen Verhältnisse eine Entwickelung genommen, welche dessen Vermeidung wünschenswerth, und für Preußen ohne Verzicht auf seinen principiellen Standpunkt möglich machten. Oesterreich war in seinem Bestreben, Preußen und den Bund zur Heeresfolge gegen Rußland zu verleiten, zu Anfang des Jahres 1855 bis zu den Anträgen auf Mobilmachung des Bundesheeres und Ernennung des Bundesfeldherrn gegangen, während Frankreich gleichzeitig mit dem Durchmarsch einer Armee durch Süddeutschland drohte. Der Bund aber beschloß unter Preußens Führung am 8. Februar eine Kriegsbereitschaft, die sich nach jeder Richtung hin, ebensowohl gegen Frankreich, wie gegen Rußland wenden konnte. Als daher das obige, erst am 14. Februar erstattete Gutachten der Militärkommission im Ausschuß zum Vortrage kam, konnte Preußen erklären, daß der Bundesbeschluß vom 8. Februar selbstverständlich das vorläufige Verbleiben der kleinen Kriegsbesatzung in Rastatt ebenso wie die etwa nöthigen Verstärkungen der anderen Festungsbesatzungen zur Folge hätte. Uebrigens war es nicht unbeachtet geblieben, wie bedenklich für den Fall eines von Oesterreich begünstigten Durchmarschversuches der Franzosen die österreichische Besatzung in Rastatt werden konnte.

Auch nach Beendigung des orientalischen Krieges 1856 wurde preußischerseits die Besatzungsfrage nicht wieder aufgerührt. Oesterreich aber wollte sich mit dem Provisorium nicht mehr begnügen. So groß war der Umschwung der Verhältnisse geworden, daß dasselbe Oesterreich, welches sich nach 1815 gänzlich aus Süddeutschland zurückgezogen hatte, und im März 1848 nicht einmal 1600—1700 Mann nach Rastatt zu senden im Stande gewesen war, nunmehr, nachdem es durch den Bundesbeschluß vom 2. August 1856 die Ausführung der Befestigungen von Rastatt seinen ferneren Absichten gemäß erreicht

hatte, auch die Zeit für gekommen hielt, seine Anwesenheit als dominirende Macht in Baden für immer vertragsmäßig zu sichern.

Sein Werkzeug war schon seit zwei Jahren der leitende badische Minister von Meysenbug, dessen Bruder Hofrath im österreichischen Ministerium des Auswärtigen war. Die Organe der badischen Regierung am Bundestage hatten sich schon mehrfach sogar „österreichischer" gezeigt, als die eigenen Organe des Kaiserstaates. Besonders in den Streitigkeiten wegen Rastatt war in der Militärkommission der badische Bevollmächtigte von Seutter mit offenbarer Feindseligkeit gegen Preußen aufgetreten. Oesterreich konnte also seinen Einfluß in Baden um die Zeit des Bundesbeschlusses am 2. August 1856 für fest begründet halten. Gleichwohl scheint ihm eben damals die Sorge vor einem möglichen Wandel der Verhältnisse gekommen zu sein, da der Großherzog sich am 20. September mit der Tochter des Prinzen von Preußen vermählte.

Daher wurden nun Verhandlungen betrieben, die Oesterreich dauernd in den Besitz von Rastatt bringen, und dieses, nach einem Ausdruck Bismarck's, zu einem Zwing-Uri für Baden machen sollten. Ob es bei obigen Personal-Verhältnissen noch besonderer Pression auf den badischen Minister bedurfte, muß dahingestellt bleiben. Vielleicht war es an eine andere Adresse gerichtet, was die österreichische Militär-Zeitung verkündete: „Man glaubt", wurde da sehr kurz gesagt, „daß Baden das Besatzungsrecht der Bundesfestung verlieren wird". Da der Widerspruch Preußens mit Gewißheit vorauszusehen war, wurden die Verhandlungen so geheim gehalten, daß man in Berlin und Frankfurt völlig überrascht war, als im Mai 1857 ein Theil des Resultates durch die Ankündigung dessen bekannt wurde, was Oesterreich und Baden gemeinsam beim Bunde beantragen wollten.

Danach sollte 1) die Friedensbesatzung auf 5000 Mann verdoppelt, und 2) das Recht, sie zu geben, auch auf Oesterreich ausgedehnt werden, ohne daß jedoch gesagt wurde, in welchem Maße. Sich hierüber zu einigen, sollte der österreichischen und badischen Regierung vorbehalten bleiben, und nur die Vorlage der getroffenen Vereinbarung an den Bund „zur weiteren geschäftsmäßigen Behandlung" — nicht zur Genehmigung — wurde in Aussicht gestellt. Da unter den Motiven auch besonders geltend gemacht war, daß Baden nicht zu stark in Anspruch genommen werden dürfe, Baden aber thatsächlich kaum die Hälfte der von ihm zu stellenden 2500 Mann in der Festung hatte, so lag das numerische Uebergewicht, welches Oesterreich erlangen würde, auf der Hand. Ganz im Dunkeln blieb dabei noch, in welchem Umfange Oesterreich sich des Oberbefehls in der Festung durch Ernennung des

Gouverneurs, Kommandanten und Artillerie-Direktors bemächtigen wollte.

Trotzdem wurde die Tragweite des Planes in Berlin zuerst nicht erkannt. Der König war geneigt, Oesterreich gewähren zu lassen, Bismarck stellte die Folgen jedoch in das gehörige Licht. Die Ueberlassung der einzigen Festung des Landes an Oesterreich sei bei den obwaltenden Machtverhältnissen gleichbedeutend mit der Herrschaft über das Land, namentlich in kritischen Zeiten. Auch die Vertheidigung von Mainz würde, wenn es sich im alleinigen Besitze Preußens befände, ohne Zweifel gesicherter sein, als unter dem bestehenden dualistischen Regime. Nichts destoweniger würde Oesterreich jeden Vorschlag, die Festung Preußen zu überlassen, mit Entrüstung zurückweisen. Für Preußen sei jedoch die Erhaltung des Gleichgewichts gegen Oesterreich nothwendig, auch im Interesse des Bundes. In allen Streitigkeiten der letzten Jahre habe es sich scheinbar nie um die Rivalität österreichischer und preußischer Interessen gehandelt, weil ein Jeder es als seine Aufgabe angesehen, die seinigen als deutsche darzustellen. Bei dieser Gefechtsweise sei Preußen jedoch im Nachtheile, weil ihre Voraussetzung, daß nämlich bei den übrigen Bundesgenossen uneigennützige Hingebung an allgemeine deutsche Interessen walte, eine bloße Fiktion sei. Man möge also ganz offen die preußischen Interessen und die Nothwendigkeit der Erhaltung des Gleichgewichtes in Deutschland vertreten, ohne sich durch große Worte von föderativen Gesinnungen irre machen zu lassen. Daß Oesterreich gegen Preußens Einsprache am Bunde vorgehen, und ihm durch Majoritäten werde Zwang anthun wollen, sei kaum zu glauben.

Zu letzterer Meinung durfte man sich früher allerdings berechtigt halten, in der Erinnerung daran, daß auch kleineren Staaten immer, namentlich bei den Verhandlungen über die 4. Bundesfestung und bei der Uebernahme der drei älteren, volle Berücksichtigung ihrer bundesgesetzlichen Rechte zu Theil geworden*).

Nach den Erfahrungen jedoch, die Preußen erst vor Kurzem gerade bei Rastatt zu machen gehabt, war schwerlich zu erwarten, daß sein Widerspruch gegen die österreichischen Absichten gebührendermaßen respektirt werden würde.

Auch blieb in der That gleich der Versuch Manteuffel's, Oesterreich von der Einbringung des Antrages in Frankfurt zurückzuhalten, ohne Erfolg, ja selbst ohne Antwort aus Wien, und schon die ersten

*) Siehe S. 479, 483, 485.

Schritte am Bundestage zeigten, daß man sich nicht nur über jede äußere Rücksicht auf Preußen hinwegsetzen, sondern dem geltenden Bundesrechte Gewalt anthun, und durch bloßen Majoritätsbeschluß den nur durch Stimmeneinhelligkeit möglich gewordenen Bundesbeschluß vom 26. März 1841 bezüglich der Besatzungsverhältnisse umstoßen wollte.

Am 18. Juni 1857 wurde der österreichisch-badische Antrag in der Bundesversammlung eingebracht, ohne, wie sonst bei wichtigeren Angelegenheiten üblich, dem preußischen Gesandten vorher im Wortlaut mitgetheilt, oder auch nur auf die Tagesordnung gesetzt zu sein. Der Präsidialgesandte, Graf Rechberg wollte ihn sofort dem Militärausschuß überweisen, der ihn gleich an die Militärkommission zur Begutachtung abgeben sollte. So hartnäckig wurde auf dieser Beschleunigung bestanden, daß Bismarck, der noch nicht einmal Instruktion aus Berlin hatte erhalten können, jedes Mittel der Geschäftsordnung und vorhandener Präcedenzfälle aufbieten mußte, um seinem berechtigten Verlangen nach Aufschub der Beschlußfassung Geltung zu verschaffen. Dann wurde ihm auch die Drucklegung des Antrages verweigert, und selbst die vorgeschriebene Auslegung des Schriftstückes in der Kanzlei mußte erst durch lange und erregte Diskussion erstritten werden. Da dann in der nächsten Sitzung preußischerseits die Bildung eines besonderen Ausschusses nicht verlangt wurde, ging die Sache auf obigem Wege an die Militärkommission.

(Schluß folgt.)

Politische Correspondenz.

Rothschilds Rücktritt von der russischen Anleihe. Das Mißgeschick des Thronfolgers. Die Durchfahrt eines russischen Kriegsschiffes durch die Dardanellen. Die Friedensliebe des Kaisers. Die Auswanderung. Die französische Ausstellung in Moskau. — Das Jubiläum des Königs Karl von Rumänien. — Die Entfernung der Königin Natalie aus Serbien. — Die Maifeier der Sozialdemokratie. Die Arbeiterenkyklika des Papstes. — England und Portugal.

Berlin, Ende Mai 1891.

Unsere letzte Correspondenz war in dem Theil, der sich mit Rußland beschäftigte, so zu sagen ein Hymnus nicht auf einen schöpferischen Staatsmann, wohl aber auf einen finanziellen Tausendkünstler. Diese Art Künstler nehmen oft mit ihren Leistungen ein jähes Ende, und mit Vergnügen gestehen wir unsere Ueberraschung, daß in diesem Fall das Ende so schnell gekommen ist.

Eine 3procentige Goldanleihe von 500 Millionen Rubel wollte das Haus Rothschild für Herrn von Wyschnegradsky aufbringen oder unterbringen, es ist beides richtig. Da plötzlich erklären die Häupter der Häuser Rothschild: es geht nicht. „Welch ein Schreck! Ich halte mich aufrecht noch kaum", heißt es da, obwohl man in Petersburg immerhin versucht, die beste Miene zum bösen Spiel zu machen. Die Welt aber, die böse wie die gute, zerbricht sich zunächst den Kopf, wie sich die Handlungsweise der Häuser Rothschild am besten erklären läßt. Es giebt drei Erklärungen. Die erste sagt: Rothschild hat das Einstellen der Judenverfolgung verlangt, ist abgewiesen worden und weist nun Herrn von Wyschnegradsky ab. Die zweite Erklärung sagt: Rothschild hat sich überzeugt, daß der Erfolg seiner Dienste der sein würde, der russischen Politik einen beispiellosen Kriegsschatz zu verschaffen, und ist vor diesem Erfolg erschrocken. Die dritte Erklärung sagt: Rothschild hat sich überzeugt, daß er dies Mal mit der Konversion sitzen bleiben würde, mit andern Worten, daß alle Welt das Kapital verlangen und niemand das 3procentige Papier nehmen würde.

An jeder dieser Erklärungen ist etwas Wahres und etwas Falsches. Was die erste Erklärung betrifft, so kann man sich die Freude der Antisemiten denken, mit dem sie den vermeintlichen Beweis der alten Fabel aufnehmen, daß

Rothschild doch der einzige König der Welt sei. Ein Wort von ihm genügt, so sagen sie, daß die Judenverfolgung in Rußland eingestellt wird. Nun liegt aber doch die Thatsache vor, daß das Wort entweder nicht gesprochen oder wirkungslos verhallt ist, und das Erste ist soviel wie das Letzte, der Geldmann hat nicht gesprochen, weil er wußte, daß er vergeblich sprechen würde. So etwas stört aber eine Antisemitenversammlung nicht: die Juden bleiben die Könige der Welt, auch wenn sie vor aller Welt Augen mit Füßen getreten werden. Derjenige Antisemit, der etwas klüger ist und wenigstens dem Augenschein nicht widersprechen will, der sagt etwa: Rothschild ist natürlich stets Geschäftsmann und niemals Gemüthsmensch, was scheeren ihn seine armen Vettern in Rußland? Nun mit diesem Geschäftsstandpunkt befindet sich Rothschild wenigstens in guter Gesellschaft. Auch die Deutschen in Rußland, sowohl die ehemaligen Herren in den Ostseeprovinzen, als die Einwanderer in Südrußland, werden verfolgt und mißhandelt, aber die Regierung des mächtigen Deutschland schreitet ebensowenig für ihre Landsleute ein, als Rothschild für die Juden, und nur ein Narr könnte beide darum schelten. Kindliche Gemüther bilden sich freilich immer wieder ein, Macht sei gleichbedeutend mit Unabhängigkeit. Jawohl, den ungeheuren Druck der Weltelemente fühlt niemand stärker, als wer an der Spitze eines großen Machtbereiches steht, gerade so wie der Elephant den Zug der Schwere ganz anders empfindet, als die Mücke. Am seltsamsten ist es, wenn in antisemitischen Versammlungen der Klageschrei ertönt: die Juden haben ihren Beschützer, aber wer beschützt die Deutschen, die Polen u. s. w. Jetzt wollen wir uns von den Leistungen der Antisemiten trennen und die Weisheit, die Rothschilds Rücktritt von der russischen Anleihe als seine Bestrafung der Judenverfolgungen ansehen will, als abgethan betrachten. Das Körnlein Wahrheit, das in dieser Weisheit steckt, besteht nur darin, daß den Rothschilds vielleicht die Verbreitung der Annahme nicht unangenehm ist, sie seien die Rächer ihrer mißhandelten Glaubensgenossen, und vielleicht stimmen sie darin sogar mit der russischen Regierung überein, denn diese wird lieber als Märtyrer der jüdischen Rachsucht dastehen, denn als eine Macht, die wiederum an den Grenzen ihres Kredits angekommen ist. Diese unangenehme Wahrheit möchten aber auch die Rothschilds aus verschiedenen Gründen nicht allzu durchsichtig werden lassen. Wir haben das vorige Mal ausgeführt, wie sehr die Rothschilds die Bedürfnisse der französischen Politik schonen, einer Politik, deren augenblickliches Hauptbedürfniß der Glaube an die Macht Rußlands ist.

Also denn zur zweiten Erklärung, welche den Rothschildschen Rücktritt aus dem plötzlichen Schreck vor dem Anwachsen des russischen Kriegsschatzes herleitet. Es ist das diejenige Erklärung, die wir mit einer kleinen Abschattung für die richtige halten. Wenn Rothschild bei der Bildung des russischen Kriegsschatzes nicht behülflich sein wollte, so handelte er weder aus allgemeiner Friedensliebe und noch viel weniger natürlich aus Zärtlichkeit für die von Rußland bedrohten Völker. Seine Rechnung hätte man sich in dem hier vorausgesetzten Fall, daß ihm der russische Kriegsschatz bedenklich wurde, vielmehr so zu denken,

daß ihn der russische Angriff auf die Centralmächte, um so mehr wenn Frankreich diesem Angriff sich gesellt, gleichbedeutend ist mit dem Zusammenbruch der Finanzwirthschaft aller kontinentalen Großstaaten. Diese Wirkung könnte selbst die Grundlage der Rothschildschen Geldmacht erschüttern, wenn sie in ihren Beständen die meisten Schuldtitel der finanziell am schlechtesten fundirten Macht besäße. Folglich darf man, so scheint das Welthaus zu denken, die russische Regierung nicht in Versuchung führen. Wenn die Vermuthungen richtig sind, die wir soeben ausgesprochen, so liefern sie den Beweis für die Richtigkeit der an dieser Stelle öfters entwickelten Ansicht, daß die Aufnahme der russischen Papiere durch den französischen Kapitalmarkt diesen Markt zum Zügler der panslawistischen Kriegsgelüste machen müsse. Wenigstens die Absicht und das Bedürfniß des Zügelns wird hervorgerufen, ob freilich auch die Kraft, um die Kriegsgelüste des Panslawismus für immer zu fesseln, bleibe dahin gestellt.

An dieser Stelle müssen wir eine Darlegung erwähnen, welche die Norddeutsche Allgemeine Zeitung in der Morgennummer vom 28. Mai über die Ergebnisse der bisherigen Konversionsanleihen des Herrn von Wyschnegradski gebracht hat. Nach dieser Darlegung hätte der erfolgreiche Finanzminister durch diese Anleihen zwar die russische Zinsenlast vermindert, aber keineswegs neues Kapital aufgenommen, wie ein vielfach verbreiteter Verdacht behauptet hatte. Die Quelle der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ist, wie sie selbst mit aller Bestimmtheit angiebt, lediglich der Wortlaut der die einzelnen Anleihen betreffenden Ukase. Wir sind gern bereit, uns vor diesen Ukasen zu beugen und mit der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung zuzugeben, daß dieselben einen Anhaltspunkt für die Absicht, große Barmittel für Angriffszwecke verfügbar zu machen, nicht liefern. Freilich das Gegentheil wäre der Höhepunkt der Naivität. Andrerseits ist uns aber die Frage, inwieweit, nach dem Ausdruck des Fürsten Bismarck, amtlich gelogen wird, eine zu heikle. Wir ziehen also mit der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gemeinsam den Hut vor den Ukasen. Aber nun macht das geschätzte Blatt einen Sprung, der weit über das Ziel hinausschießt. Denn wenn wirklich Herr von Wyschnegradsky durch die verschiedenen Konversionsanleihen seinen Goldvorrath nicht erhöht hat, so besitzt er ihn doch, diesen Vorrath und vermehrt ihn, einerlei wo er ihn herhat. Das russische Gold liegt ja überall in den großen europäischen Banken und Bankhäusern, man wird sein Dasein doch nicht durch Schlüsse aus den Ergebnissen der Konversionsanleihen wegleugnen. Diesen Kriegsschatz also, der aller Welt vor Augen liegt, zu vermehren, kann Rothschild sehr wohl Bedenken getragen haben. Denn daß bei einer Goldanleihe von 500 Millionen Rubel noch über den Konversionszweck hinaus für den russischen Kriegsschatz etwas abgefallen wäre, hatte doch eine große Wahrscheinlichkeit. Indem Herr von Wyschnegradski Theile dieses Kriegsschatzes bald dahin, bald dorthin in europäische Banken legt, ist er auch im Stande, den europäischen Geldmarkt, wir wollen nicht sagen zu beherrschen, aber zu stören und dann wieder für einzelne seiner Zwecke bis zu einem gewissen Grade dienstbar zu machen. Auch diese Macht des Herrn von

Wyschnegradsky zu steigern, mag dem Hause Rothschild nicht rathsam erschienen sein. Nun erhebt sich allerdings die Frage: warum haben die Herren sich das nicht gleich gesagt, warum haben sie dem russischen Finanzminister erst die Zusage ertheilt, das große Anleihegeschäft mit ihm zu machen? Dies läßt sich nur aus einem anfänglichen Schätzungsfehler erklären. Eines der Rothschildhäupter mag anfänglich geglaubt haben, Herr von Wyschnegradski wäre vielleicht im Stande, das Geschäft auch mit Geldhäusern zweiten Ranges durchzuführen. Möglicherweise hat das Pariser Rothschildhaupt die Gesammtlage des europäischen Marktes nicht sogleich richtig beurtheilt und ist von den andern Häuptern zu einer bessern Erkenntniß gebracht worden, als er jene Zusage schon gegeben hatte.

Mit dieser Annahme scheinen wir uns die dritte Erklärung angeeignet zu haben, welche darin bestand, das Haus Rothschild hätte befürchtet, mit dieser Anleihe sitzen zu bleiben. Allein ohne weiteres eignen wir uns diese Erklärung doch nicht an. Sicherlich hätten die Rothschilds mit ihrer ungeheuren Kraft diese 500 Millionen Rubel nicht nur aufbringen, sondern auch in kürzeren oder in längeren Fristen unterbringen können. Allein es ist ein Unterschied, ob eine solche Operation unter Aufgebot der ganzen Kraft eines Welthauses allenfalls durchzuführen ist, oder ob die Geldfluth aus allen Bächen sich in die ausgestreckte Hand eines Borgers drängt. Dieser letzte Fall ist jetzt nicht mehr gegegeben, daher läuft das Geld dem russischen Finanzminister nicht mehr zu, wenn es ihm die Rothschilds nicht zuleiten, aber das zu thun unter Einsetzung ihrer Kraft und Kunst fanden die Rothschilds aus den erwähnten Gründen keine Veranlassung. In der europäischen Finanzgeschichte und vielleicht auch in der Entwicklung der europäischen Politik im Jahrzehnt fin de siècle wird dieser gescheiterte Anleihenplan von längerer und erheblicher Nachwirkung sein.

Zu den merkwürdigen Ereignissen dieses Monats gehört der Anfall auf den Großfürsten Thronfolger Nikolaus von Rußland, der bei dessen Besuch der Stadt Otsu unweit Kioto ausgeführt wurde. Dieses Ereigniß hat die ganze europäische Presse zwar beschäftigt, aber die Beschäftigung hat sehr wenig beigetragen, den Vorfall aufzuklären, den offenbar die russische Regierung und mehr noch das Reisegefolge des Großfürsten Ursache hat, im Dunkel zu lassen. Nach den ersten Meldungen sollte ein Soldat des Polizeigefolges, welches dem Thronfolger von der japanischen Regierung beigegeben wird, beim Besteigen eines Schiffes einen Säbelhieb nach dem Großfürsten geführt haben, der diesen jedoch nur unbedeutend verwundet habe. Als Motiv der That wurde anfänglich religiöser Fanatismus angegeben, dann mußte der übliche Wahnsinn herhalten.

Wer zuerst an diesen Angaben zweifelte, war die russische Presse. Diese war ziemlich einstimmig der Meinung, der angebliche Polizeisoldat, werde wohl ein russischer Nihilist gewesen sein, der sich von der Insel Sachalin in Japan eingeschlichen habe. Am 19. Mai jedoch brachte die Wiener Politische Korre-

spondenz einen Brief aus Moskau, der die richtige Aufklärung zu enthalten scheint. Der Brief klagte unverholen darüber, daß man den Thronfolger mit einem aus jungen vornehmen Lebemännern Petersburgs bestehenden Reisegefolge umgeben habe. Es wurden dann mehrere unbedeutende Zeichen von dem Leichtsinn dieses Gefolges angeführt und schließlich mitgetheilt, daß der Großfürst und sein Gefolge zu Otsu den Versuch machten, in einen den Japanern heiligen Tempel zu dringen, wobei der Großfürst von einem Tempelwächter verwundet wurde. Daß eine amtliche Darstellung des Vorfalls weder durch die russische noch durch die japanische Regierung erfolgt ist, kann die Wahrscheinlichkeit der obigen Darstellung nur erhöhen. Ueberdies pflegt ein Organ, wie die Wiener Politische Korrespondenz nur Mittheilungen von bester Beglaubigung zu bringen. Die japanische Regierung hat ihr Bedauern ausgesprochen und eine glänzende Genugthuung durch Entsendung einer Entschuldigungsgesandtschaft nach Petersburg angeboten, der Czar aber hat dies alles abgelehnt. Wiederum ein Beweis, daß die Schuld auf der Seite der russischen Reisenden lag. Mangels jeder amtlichen Darstellung indeß behält die Kritik freies Spiel, und wie sollte sie sich in unserem Zeitalter irgend einen Gegenstand entgehen lassen, wäre es auch ein folgenloser Reisevorfall in Japan.

Die weise Kritik macht also geltend, daß die Japaner in religiöser Hinsicht ganz gleichgültiges Volk wären und keine Mordanfälle aus Fanatismus ausführten, außerdem gäbe es in Otsu keine Tempel.

So bringen uns die Tagesereignisse des europäischen Kreises unversehens auf die Zustände Japans, eines Landes, für das die Theilnahme in Deutschland seit 20 Jahren lebhafter ist, als für irgend ein anderes Land fremder Kultur. Aber das Land ist trotz aller Deutschen, welche dort als Professoren oder Beamte Stellungen übernommen haben, in vieler Beziehung räthselhaft geblieben. Es giebt eine Literatur und namentlich eine Menge Reiseberichte über Japans neuere Geschichte, leider sind sie voller Widersprüche. Ausgangspunkt aller Betrachtungen sind natürlich die Ereignisse der 60er Jahre, welche im Jahr 1868 endeten mit dem Sturz der Daimioherrschaft und ihres Organes, des Shoguns; mit der Wiedereinsetzung der Mikadodynastie in die politische Herrschaft und endlich mit der sogenannten Annahme der europäischen Kultur. Die Erklärung dieser merkwürdigen Umwälzung bietet wohl keine Schwierigkeit mehr. Die Herrschaft der Daimioaristokratie beruhte auf der lange mit Erfolg durchgeführten Abschließung Japans. Als die europäischen Staaten nach dem Beispiel der Yankees einer nach dem andern die Eröffnung Japans für ihren Handel erzwangen, mußte der Mangel einer einheitlich durchgreifenden Regierung sich hinderlich geltend machen. Einzelne Daimios wollten die Verträge des Shoguns mit den fremden Staaten nicht anerkennen und schritten zur Empörung, die anfangs durchaus den Charakter einer nationalen Reaktion hatte. Der Shogun wurde abgesetzt, die alte Volksreligion, der Sonnen- oder Sintokultus wiederum zur Staatsreligion erhoben, der als Oberpriester dieser Religion zu Kioto in einer Art Gefangenschaft, die zugleich

eine Heiligenverehrung war, gehaltene Mikado nach Tokio, der bisherigen Residenz des Shogun geführt und zum absoluten Herrscher gemacht, absolut gegenüber den Daimios. Soweit diese nicht gestürzt wurden, wurden sie in erbliche Statthalter verwandelt, aber mit der Pflicht des unbedingten Gehorsams gegen den Mikado. Die Buddhareligion, welche seit Jahrhunderten sich der Mehrzahl des japanischen Volkes bemächtigt hatte, wurde plötzlich auf einen nur geduldeten Kultus heruntergesetzt, die Staatsunterstützung ihr entzogen und bereits sollen in den zwanzig Jahren die Tempel des Buddha, die zum Theil große Reichthümer enthalten hatten, dem Verfall entgegengehen. Nun kommt aber der merkwürdigste Zug dieser Umwälzung. Als sie ans Ziel gelangt war, scheinen die Sieger, angesehene Daimios der südlichen Inseln, plötzlich erkannt zu haben, daß mit dem ausschließlichen Nationalismus die Herrschaft in Japan und die Selbständigkeit des japanischen Reiches nicht behauptet werden könne. Sie beschlossen also mit einem kühnen Sprung, nicht nur die Handelsverträge des Shogun zu sichern und zu erweitern, sondern überhaupt die europäischen Staatseinrichtungen nachzuahmen. In einem jugendlichen Mikado, der aus der Gefangenschaft in Kioto plötzlich in die freie Luft getreten, scheinen sie ein eifriges Werkzeug gefunden zu haben. Nun ergiebt sich allerdings der seltsame Widerspruch einer Staatsreligion, die auf einem Naturdienst beruht, wie ihn der Judaismus, Buddhaismus, Muhamedanismus längst hinter sich gelassen hatten, mit den europäischen Einrichtungen, die auf der Geistigkeit der christlichen Kultur beruhen. Die Masse des japanischen Volkes ist freilich von der europäischen Kultur wohl gar nicht oder höchst oberflächlich beleckt. Otsu war die Stadt, wo es nur Heiligthümer des Sintodienstes gab, wo keine Buddhatempel geduldet wurden, die in dem nahen Kioto zahlreich waren. Es scheint nun, daß die russische Reisegesellschaft das alte Heiligthum des Sintodienstes in Otsu betreten wollte und von den Tempelwächtern zurückgehalten worden ist, wobei der Großfürst verwundet wurde.

Eines Tages meldete der Telegraph, ein Schiff der russischen freiwilligen Flotte habe durch die Dardanellen fahren wollen, sei aber durch die türkischen Befehlshaber angehalten worden, weil es Kriegsmittel an Bord geführt habe. Der russische Botschafter, Herr von Nelidoff, habe sofort eine drohende Haltung angenommen, Absetzung des Befehlshabers, Entschädigung des Schiffsbesitzers verlangt u. s. w. Die Sache verlief jedoch bald im Sande. Sie könnte also unbesprochen bleiben, wenn sich nicht doch einige merkwürdige Wahrnehmungen daraus ergeben hätten.

Zunächst müssen wir erklären, was das für ein Ding ist, die russische freiwillige Flotte. Das sind also Handelsschiffe, deren Besitzer auf eigene Kosten Sorge tragen, daß die Schiffe im Krieg als Kreuzer bemannt werden und Dienste leisten können. Demnach haben diese Schiffe das Recht, je nach Belieben die Handelsflagge oder die Kriegsflagge aufzuziehen. Rußland hat nun einen Vertrag mit der Pforte, wonach seine Handelsschiffe ungestört die Dar-

danellen passiren dürfen. Rußland hat aber ein großes Bedürfniß, Kriegsmittel, als da sind, Mannschaften, Pulver, Kanonen, Infanteriegewehre u. s. w. zu Schiff nach seinen ostasiatischen Besitzungen, namentlich nach Wladiwostock zu befördern. Das geschah nun ganz vergnüglich auf jenen freiwilligen Flottenschiffen, die in den Dardanellen die Handelsflagge, an den asiatischen Küsten die Kriegsflagge aufzogen. Das wußte die Pforte, darum ließ sie eines dieser Schiffe anhalten. Herr von Nelidoff also spielte den ungnädigen Herrn, aber bald zog er andere Saiten auf. Die Pforte nämlich, offenbar von europäischer Seite verständigt, gab die Antwort: der von Rußland erhobene Streitfall müsse den europäischen Mächten vorgelegt werden, welche den Pariser Frieden von 1856 unterzeichnet hätten. Denn durch diesen Frieden, dessen auf die Dardanellen bezügliche Bestimmungen durch den Berliner Vertrag von 1878 bestätigt worden, sei das Durchfahrtsrecht dieser Meerengen geregelt. Eine Unterhandlung mit den europäischen Mächten aber paßt der russischen Regierung in diesem Augenblick gar nicht. Sie begrub also ihre angeblichen Beschwerden und ertheilte der Pforte vielmehr die Zusage, ihr mittheilen zu wollen, falls russische Schiffe mit Kriegsmitteln die Dardanellen passiren wollten.

Aus diesem Vorfall hat nun die russische Presse Kapital zu schlagen gesucht für Rußlands beispiellose Friedensliebe, und in der That haben die Börsen dieses Kapital einigermaßen durch erhöhtes Vertrauen verzinst, Zinsen, die aber nur dem Tageskurs der russischen Papiere zu Gute kommen, keineswegs jenen Spekulationen auf die große Anleihe.

Sehen wir uns die Sache nüchtern vom politischen Standpunkt an, so finden wir die alte Wahrnehmung bestätigt, daß Rußland entschlossen ist, keine einzige Frage im Orient aufzuregen, bevor es nicht sein Verhältniß zu Mitteleuropa geregelt hat. Die Panslawisten wollen erst die germanische Welt zertrümmern, der Kaiser mag etwas andere Gedanken haben.

Was denkt der Kaiser? Diese Frage hat sich bei der Gelegenheit wieder aufgedrängt. In diesen Korrespondenzen ist mehrmals der Gedanke ausgeführt worden, daß der Kaiser solange als möglich den Frieden zu erhalten wünscht, nicht aus reiner Friedensliebe, sondern aus der Einsicht, daß ein großer Krieg eine unabsehbare Katastrophe über Rußland bringen muß, gleichviel, welches der Ausgang des Krieges sein möchte. Diesen Gedanken halten wir auch heute noch für richtig. Aber der Kaiser hat seinem Willen, der den Krieg verneint, einen positiven Hintergrund gegeben. Ehe es einen Weltkampf aufnimmt, soll Rußland vollkommen gerüstet sein, zu Wasser wie zu Lande, aber nicht bloß militärisch, sondern ebenso finanziell, administrativ und moralisch. Rußland soll erst die durchgebildete Einheit eines riesigen Volksthums mit allen moralischen und technischen Mitteln erworben haben. Diesen Besitz zu erarbeiten, ist freilich eine gewaltige Aufgabe. Wenn sie gelänge, so hätte der Kaiser ein Werk vollbracht, das mehr als hinreichend ist, die Arbeit einer Regierung und zugleich deren ewigen Ruhm zu bilden. So werden also riesige Eisenbahnen gebaut, eine unerhörte Schlagfertigkeit hergestellt, vor allen aber alle Nationa-

litäten, die unter dem russischen Scepter leben, mit erstaunlicher Gewaltsamkeit in die russische Nationalität hineinzuzwängen gesucht. Gäbe es nicht ein Gefühl, das man Humanität nennt, und das schließlich doch die Grundlage des sittlichen Daseins aller modernen Völker bleibt, so könnte man diesem russischen Werk gleichgültig zusehen. So aber können die Völker Europas sich weder davon abwenden, das verhindern die Zeitungen und der Telegraph, noch die Empörung ihrer sittlichen Gefühle zum Schweigen bringen. Wenn es nun gleichwohl wahr ist, daß Krieg nicht leicht geführt wird aus Mitgefühl für fremde Leiden, so bietet das gegenwärtige Experiment des russischen Despotismus doch noch andere Gefahren. Das experimentirende Regiment kann in jedem Augenblick von der schreckenvollen Wahrnehmung der Unmöglichkeit seines Versuchs erfaßt werden, dann bleibt doch nur der sofortige Krieg. Denn es giebt im Innern kein Zurück, wenn kein Vorwärts mehr. Der kaltblütige Politiker mag allerdings die Möglichkeit in Erwägung ziehen, daß der russische Despotismus, je mehr er die inneren und äußeren Kriegsmittel auf einander häuft, desto mehr die Grundlage jedes lebendigen Volksthums zerstört. So führt er die Möglichkeit herbei, daß eine Katastrophe über das Reich hereinbricht, noch bevor es den Krieg unternommen hat, den es in so beispiellosem Maßstabe vorbereitet. Solche Gedanken sind nicht abzuweisen, ihr Eintreffen ist unsicher. Daß aber das Elend des russischen Volkes nicht bloß eine Legende ist, davon konnte man sich auf den Berliner Bahnhöfen überzeugen, wenn man die Verzweiflung der Auswanderer, nicht bloß der jüdischen, sondern der echt russischen ansah, die, weil sie die Reisekosten nach Brasilien nicht erlegen konnten, nach Rußland zurückbefördert werden mußten.

Zu den Erscheinungen unserer Tage, die niemals früher dagewesen sind und die vielleicht niemals wiederkehren, gehört das Fieber des Russenkultus in Frankreich. Eine Nation, die noch vor wenig über zwanzig Jahren nicht den geringsten Zweifel duldete, daß sie die heldenhafteste und militärisch begabteste der Welt sei, die überzeugt war, daß jede einzelne Großmacht, die mit ihr streiten wolle, unterliegen müsse, die von der Möglichkeit ihrer Besiegung knirschend nur durch Coalitionen sprach, diese Nation hat so sehr den Glauben verloren, daß sie allein jemals im Stande sein könne, das heißersehnte Rachegericht an Deutschland zu vollstrecken, daß sie gleich dem Neger oder Mongolen vor dem Fetisch auf den Füßen liegt, dem sie zutraut, daß er mit ihr die Rache vollziehen werde. Die französische Phantasie wäre auf dem besten Wege, dem russischen Staat sammt allen seinen Greueln für den Höhepunkt der irdischen Vollkommenheit zu haben, wenn nicht die Wirklichkeit, zu deren Kenntniß man sich drängt, ebenso unerwartete als unwillkommene Widersprüche darböte. Da ist man auf den Gedanken gekommen, eine Ausstellung französischer Industrie und Kunst in Moskau zu veranstalten. Man wollte den Russen zeigen, wie werth man sei, von ihnen geliebt zu werden; nebenbei wollte man aber auch einen Absatzmarkt für französische Erzeugnisse erobern. Das paßt aber den

russischen Freunden gar nicht, die erstens so rücksichtslose Schutzzöllner sind, daß die Franzosen auch mit ihren neuesten Anläufen Kinder dagegen bleiben. In Frankreich würde man, wenn das so ohne weiteres anginge, die Zollfreiheit aller russischen Artikel verfügen, nur um dem geliebten Idol einige Zärtlichkeit abzuschmeicheln. Der Russe — ja wie soll man ihn charakterisiren? Ein nüchterner praktischer Mensch ist er keineswegs, aber seinen Vortheil vergißt er nie, wenn er ihn auch selten auf verständigen Wegen sucht, und um seines Nächsten schöner Augen willen thut er für diesen Nächsten garnichts. Er hat überdies das Gefühl, daß er den französischen Nächsten nicht braucht, und daß dieser, wenn ihm seine Entbehrlichkeit auch noch so sehr gezeigt wird, dem Russen zu Füßen liegen wird. Die Moskauer Kaufleute haben also nicht das Geringste gethan, die französische Ausstellung zu fördern. Sie haben im Gegentheil sich der Zollfreiheit der Ausstellungsgegenstände widersetzt und wenigstens erreicht, daß das, was von diesen Gegenständen in Rußland verkauft wird, nachträglich den Zoll entrichten muß. Während die französische Aufopferung sich nicht genug thun konnte und sogar die Besprengung des Bodens der Ausstellung mit Popenweihwasser erbat, waren die Russen gar nicht geneigt, den französichen Gewohnheiten etwas nachzusehen. So durfte bei der Eröffnung die Marseillaise nicht gespielt werden, während die russische Hymne gespielt worden war. Aber das Schlimmste ist, die französischen Unternehmer haben sich Geld von einem russischen Juden geborgt und diesem, damit er zu seinem Gelde kommt, die Eintrittskarten zur Ausstellung überlassen. Dafür betrachtet er sich als Herrn der Ausstellung, die Russen aber, die gerade in einer Judenverfolgung begriffen sind, finden nun die ganze Ausstellung, da sie dem Gewinn eines Juden dienen soll, höchst verächtlich. Das Publikum von Moskau fühlt sich überdies durch das Gebotene nicht angezogen und, um eine Anziehungskraft zu gewinnen, hat man Herrn Blondin verschrieben.

Es müßte etwas Unerwartetes eintreten, wenn diese Ausstellung noch einen befriedigenden Erfolg haben sollte. Aber freilich darf man sich nicht einbilden, daß damit das Russenfieber der Franzosen geheilt wäre. Dazu wird es noch vieler kalten Umschläge, vieler Dosen von Antipyrin, Phenol und wer weiß, was noch, bedürfen.

* * *

Am 22. Mai waren es 25 Jahre, daß Prinz Karl von Hohenzollern als erwählter Vasallenfürst von Rumänien in Bukarest einzog. Man hat diese Erinnerung mit mehrtägigen Festlichkeiten gefeiert, und man hatte allen Grund dazu. In diesen 25 Jahren ist Rumänien vielleicht noch nicht zu einem Staat geworden, aber es hat die Grundlagen zu einem solchen erlangt.

Bei einer früheren Gelegenheit wurde in diesen Correspondenzen auseinandergesetzt, wie die Moldau und Walachei als Vasallenstaaten der Pforte materiell und moralisch zu Grunde gerichtet wurden durch das Regiment der Hospodaren, einer Art Statthalter, welche die Pforte, weil es Christen sein mußten, dem Phanar, der Erziehungsanstalt des griechischen Adels in Kon-

stantinopel entnahm. Jeder dieser Hospodaren raubte einige Jahre das Land tüchtig aus, und er oder seine Kinder traten dann in den einheimischen Adel als Bojaren ein und bildeten eine durch ihre Verderbtheit in ganz Europa berüchtigte Gesellschaft. Die Bojaren schickten ihre Kinder wiederum in das Phanar, und so begann der raupenartige Lebenslauf von neuem, wenigstens bei einzelnen Familien. Rußland hatte sich nach einem seiner früheren Türkenkriege, die immer glücklich verliefen, das Protektorat über die Donaufürstenthümer als Vorbereitung auf die künftige Eroberung zusichern lassen. Das rumänische Volk bestand nun aus einer sittenlosen Aristokratie und einem Volk von Bauern, die in Hörigkeit die Güter der Bojaren bewirthschafteten, von Handwerkern, von Wasserträgern u. s. w. Nach und nach war es doch zu Ansätzen eines Mittelstandes gekommen, namentlich durch den Handel, und dieser Mittelstand begann, national zu fühlen. Ein junger Wallache, Joan Bratiano, geboren 1822, hatte seine Bildung in Paris empfangen. Kurz vor 1848 in die Heimath zurückgekehrt, versuchte er alsbald, einen Aufstand zu organisiren mit dem Ziel, die Fürstenthümer zu vereinigen und gleichzeitig von der Pforte wie von Rußland loszureißen. Wunderlich mischten sich in diesem begabten Kopfe nationale und kosmopolitisch republikanische Ideen. Aber sein Aufstandsversuch wurde sofort durch das Einrücken russischer und türkischer Truppen niedergeschlagen. Durch den Krimkrieg verlor Rußland das Protektorat der Donaufürstenthümer. Alsbald erwachte dort wiederum das Bedürfniß der nationalen Unabhängigkeit. Zunächst wählte man in beiden Fürstenthümern dieselbe Person zum Hospodaren. Napoleon III. war diesen Bestrebungen nicht ungünstig und bewirkte, daß 1861 die Vereinigung der Fürstenthümer unter dem Fürsten Cusa, der vorher die beiden Hospodarenstellen in seiner Person vereinigt hatte, eine völkerrechtlich anerkannte Thatsache wurde. Aber Cusa wurde im Februar 1866 durch eine Verschwörung gestürzt, theils weil er sich durch eigene Schuld alles Ansehens beraubt hatte, theils aber auch, weil die Bojaren sich ihm als einem ihres Gleichen nicht unterordnen wollten. Die Bojaren sahen sich jetzt für ihren Fürstenthron nach einem ausländischen Prinzen um und lenkten ihre Aufmerksamkeit zuerst auf den Bruder des Königs von Belgien, den Herzog von Flandern, der aber ablehnte. Dann trugen sie die Krone dem Prinzen von Hohenzollern an, der annahm, obgleich ihm der damalige Graf von Bismarck erklärte, die preußische Politik könne für die Erhaltung seines Thrones nicht die kleinste Verbindlichkeit übernehmen. Dagegen begünstigte Napoleon III. diese Kandidatur, weil er sich damit das preußische Königshaus verflichten zu können glaubte, sowohl für den Augenblick wie für die Zukunft. Fürst Karl trat nun die Regierung an und fand alle Schwierigkeiten eines sittlich zerrütteten Volksthums. Ehrgeiz und Habsucht waren die einzigen Triebfedern, durch die sich Parteien bildeten, welche sich auf dem Boden einer durch eine konstituirende Versammlung während des fürstlichen Interregnums in ultraliberalem Geiste beschlossenen Verfassung rücksichtslos bekämpften. Bratiano hatte sich dem Fürsten zur Verfügung gestellt, und trotz seiner republikanischen

Sympathien dessen Vertrauen gewonnen. Nach einem Jahr wurde Bratiano des Fürsten Minister, beging aber in der Hast, das Land der Kultur zu gewinnen, Fehler, die ihn unpopulär machten und schon 1868 zum Rücktritt nöthigten. Namentlich die Uebertragung des Eisenbahnbaues an Stroußberg, der alsobald den habsüchtigen Spekulanten herauskehrte, trug zum Sturze Bratianos bei. Für den Fürsten Karl kamen nun unter dem maßlosen Parteigetriebe schwere Jahre. Der Bojarenadel spaltete sich in eine französische und in eine russische Partei, die französische wollte nach Napoleons Sturz eine Republik errichten und Bratiano machte sich zum Werkzeug dieser Bestrebungen, wenn er nicht ihr Urheber war. Die russische Partei hätte am liebsten den Czaren zum Fürsten von Rumänien ausgerufen. Bratiano mochte eine Republik, die sich auf den liberalen Theil der Bojaren, auf den Mittelstand und auf volksfreundliche Bestrebungen gestützt hätte, für das wirksamste Gegengewicht gegen die russische Gefahr halten. Aber schließlich war es doch die russische Partei, welche den Fürsten auf dem Thron erhielt, der mehrmals im Begriff gewesen war, das Land zu verlassen. Inzwischen ging durch das mächtige Aufsteigen der deutschen Macht in Bratiano eine Umwandlung vor. Er entsagte der republikanischen Idee, schuf aus der ehemals französischen und republikanischen Partei eine monarchisch liberale und taufte sie nach deutschem Vorbild die nationalliberale. Als die Wahlen von 1876 dieser Partei die Majorität der Kammer verschafft hatten, wurde Bratiano wieder Minister und ist es bis 1888 geblieben. Er brachte nun die Verwaltung in Schick, schuf Eisenbahnen und Landstraßen, erlangte, obwohl er immer ein Gegner der russischen Politik gewesen, auf dem Berliner Kongreß die Unabhängigkeit Rumäniens und machte drei Jahre später den Fürsten Karl zum König. Dieser hatte sich dem Anspruch durch persönliche Tadellosigkeit, durch peinliche Beobachtung der Verfassung und vor allem durch die Bildung und Führung des Heeres als russischer Bundesgenosse im Krieg gegen die Türken von 1877 erworben. Bratiano hatte sich 1877 nur nothgedrungen in die russische Bundesgenossenschaft gefügt. Seit dem Berliner Kongreß galt er aufs neue für Rußlands Hauptgegner in den Balkanfragen, zumal als er sich den Unabhängigkeitsbestrebungen Bulgariens günstig zeigte. Rußland aber schlug in Rumänien das Hauptlager seiner balkanischen Verschwörungen auf und stellte dasselbe unter die Führung des berüchtigten Hitrowo, den es zum Gesandten in Bukarest machte. Bratiano gewann bei allen Kammerwahlen immer wieder die Majorität, als er aber 1888 wiederum gesiegt hatte, erregten Hitrowo und ein rumänischer Parteigänger Rußlands, Blaremberg, gegen Bratiano einen Straßenaufstand. Der König entließ den Minister, dem er nie ganz verziehen hatte, daß dieser einmal an der Spitze einer republikanischen Partei, die den Fürsten vertreiben wollte, gestanden hatte. Der König nahm erst ein Ministerium der sogenannten jungkonservativen Partei, dann aber eins der russischen Partei, die heute wohl nicht mehr den Zaren als König von Rumänien will, wohl aber den herrschenden Einfluß Rußlands auf der ganzen Balkanhalbinsel, weil

sie unter diesem Einfluß am sichersten ihre privilegirte Stellung zu behaupten hofft. So ist das Regierungsjubiläum des Königs herangekommen. Kurz vor dem Tage desselben starb Joan Bratiano, 68 Jahr alt. Die innern Zustände Rumäniens haben sich ungemein gebessert und nach vielen Richtungen auch befestigt. Die sogenannte Korruption, die man der Verwaltung Bratianos vorwarf, ist ein Ueberbleibsel der alten Zeit, dessen Ausrottung noch geraume Zeit erfordern wird. Es wird erst ganz verschwinden, wenn unverdorbene Elemente der unteren Volksklassen fähig geworden sind, in die regierende Klasse einzutreten.

* * *

Milan, einst König von Serbien, jetzt Graf von Takovo zu Paris, hat die Ungunst der öffentlichen Meinung in solchem Grade auf sich gezogen, daß er als eine der mißliebigsten und, was schlimmer ist, zugleich lächerlichsten Figuren von Europa gelten kann. Seit dem Tode des Prinzen Napoleon Bonaparte steht er in dieser Beziehung ohne den Nebenbuhler da, mit dem er in der That eine auffallende Aehnlichkeit des Charakters und der Begabung zeigt. Beiden gemeinsam ist eine ungewöhnliche Intelligenz, verbunden mit der Unfähigkeit, oder mit dem mangelnden Begriff der Nothwendigkeit, in den persönlichen Beziehungen des gewöhnlichen Lebens Takt, Haltung und Ehre zu bewahren.

Bei Gelegenheit seiner Thronentsagung vor zwei Jahren haben wir die Handlungsweise Milans an dieser Stelle ausführlich erörtert und gefunden, daß sie eine sehr kluge war. Wir können von diesem Urtheil heute nichts zurücknehmen.

Milan konnte freilich, nachdem er mit 18 Jahren volljährig geworden, nicht verhindern, daß die großserbische Partei das Land in den unsinnigen Türkenkrieg von 1876 hineintrieb. Als aber diesem russischen offiziösen Krieg ein russisch offizieller folgte, der auf dem Kongreß zu Berlin im Sommer 1878 beendet wurde, sah sich Serbien zwar von Rußland zu Gunsten des neugeschaffenen Bulgarien zurückgesetzt, aber Milan und sein kluger Minister Ristitsch lenkte nun mit Entschlossenheit zu dem Anschluß an Oesterreich. Wie es kam, daß diese vollkommen richtige Politik des Königs und des Ministers die Ehe des Königspaares zerrüttete, weil die Königin hartnäckig an der großserbischen Idee, d. h. an der Idee der Wühlpolitik zu Gunsten Rußlands festhielt, brauchen wir nicht zu wiederholen. Auch das nicht, wie Serbien durch zu große Hast bei den Schritten zur Erlangung eines Eisenbahnsystems und namentlich durch unglückliche Finanzoperationen bei der Beschaffung der nöthigen Geldmittel zu einer drückenden Schuldenlast kam. Diese Schuldenlast führte wieder zu drückenden Steuern, und ein unkluger Minister, von einer unbegreiflichen Uebereilung des Wiener Kabinets unterstützt, verleitete den König Milan zu dem ebenso thörichten als unglücklichen Feldzug gegen Bulgarien im Herbst 1885. Als der König aus diesem Feld gebrochen zurückkehrte und an seine Abdankung dachte, bezeigte die Königin die größte Lust, ihn als Re-

gentin zu ersetzen. Dies war der letzte Stoß für die ohnehin schon zerrüttete Ehe. Milan betrieb fortan seine Ehescheidung, die er im Oktober 1888 erreichte, mußte sich aber gleichzeitig von der Unmöglichkeit überzeugen, das mit Schulden und Steuern überbürdete Land in der nahezu absolutistischen Weise, wie bisher, zu regieren. Er entwarf also eine parlamentarische Verfassung, legte diese einer sogenannten großen Skupschtina vor und ließ sie von dieser beschließen. Daß er ein Mann von Geist sei, bezeigte er dadurch, daß er lieber abdanken, als parlamentarischer König sein wollte. Er erkannte sehr richtig, daß zu dieser Rolle ein unmündiger Knabe am besten geeignet ist, weil man ihn für die parlamentarischen Sünden nicht verantwortlich machen kann, was die parlamentarische Verfassung freilich für jeden König vorschreibt, woran sich aber die parlamentarisch regierten Völker gewöhnlich nicht kehren, die sehr gern den unverantwortlichen König zum Sündenbock ihrer eigenen Fehler machen.

Milan hatte sich bei der Abdankung ausbedungen, daß er die Erziehung seines Sohnes zu überwachen habe, während dieser die Mutter nur im Ausland sehen sollte. Allein die Königin kehrte sich nicht an diese Bestimmung, erschien vielmehr in Belgrad und stellte allerlei Versuche an, Einfluß auf die Regierung zu gewinnen, sei es durch den König ihren Sohn, sei es durch die von Milan eingesetzte Regentschaft, sei es durch das Volk. Unter diesen Umständen kehrte Milan ebenfalls wiederholt nach Belgrad zurück. Die Stellung der Regentschaft zwischen einem geschiedenen Königspaar, das um den einzigen unmündigen Sohn stritt, war keine leichte. Unruhe und Parteizerrüttung wurden, anstatt Beruhigung zu finden, unterhalten und gesteigert. Da erbot sich Milan, bis zur Volljährigkeit seines Sohnes das Land zu meiden. Die Volljährigkeit tritt nach drei Jahren ein, da König Alexander 1876 geboren ist. Milan knüpfte sein Anerbieten jedoch an zwei Bedingungen: die eine, daß Königin Natalie bis 1894 das Land ebenfalls verlasse; die zweite, daß ihm, dem König Milan die ausgesetzte Civilliste in drei Jahresbeträgen bis 1894 jetzt zusammen ausgezahlt werde. Diese letzte Bedingung ist es, über die ein Hohngelächter aufgeschlagen worden ist. Sehr vornehm ist es ja nicht, sein Geldbedürfniß so unbedenklich der Oeffentlichkeit preiszugeben, aber es ist doch auch eine Handlung, die niemandem schadet. Dem Lande Serbien macht sie keine oder geringe Kosten, während Milan die Summe, die er augenblicklich bedarf, durch eine Anleihe beschaffen müßte, die er ohne Zweifel bekäme, die ihm aber weit mehr kosten würde, als dem Lande Serbien seine Vorstreckung kostet, die vielleicht durch eine Kassenumschreibung gedeckt wird. Daß der König für Geld irgend eines seiner Rechte preisgegeben, kann man nicht sagen. Er hat nur einen Verzicht geleistet, den die Lage ohnedies erforderte, und hat aus diesem Verzicht noch einen persönlichen Vorteil herausgeschlagen. Wie gesagt, das ist nicht vornehm, aber es ist auch niemandem schädlich. Durch ähnliche Manöver hatte Prinz Napoleon sich um die öffentliche Achtung gebracht. Aber die öffentliche Meinung ist auch eine launische Dame. Sie verschlingt cynische Theorien und cynische Erdichtungen. Aber wer sich öffentlich den kleinsten

Verstoß gegen den strengsten Codex der Vornehmheit zu Schulden kommen läßt, der wird von ihr zu den Lumpen geworfen.

Wir wenden uns nun zu der ersten Bedingung, die Milan für seinen Verzicht auf den Aufenthalt in Serbien gestellt hatte. Diese Bedingung war, daß die Königin Natalie denselben Verzicht leiste. Die Regenten suchten sie anfangs in Güte zu bewegen, noch ehe das Abkommen öffentlich wurde, fanden aber taube Ohren. Dann wurde das Abkommen der Skupschtina vorgelegt, was schon um der Vorauszahlung der Civilliste willen nöthig war. Die Skupschtina beeilte sich zuzustimmen und forderte gleichzeitig die Regentschaft auf, die Königin in Zwang oder in Güte zum Verlassen des Landes zu bewegen. Nachdem alle gütlichen Mittel erschöpft waren, sollte die Königin am 18. Mai aus Belgrad über die Grenze geleitet werden. Von einer Volksmasse und einem Haufen Studenten wurden dem Wagen die Pferde ausgespannt und die Königin im Triumphe in ihre Wohnung zurückgeführt. Am folgenden Tage aber hatte die Regentschaft die nöthigen Militärkräfte zusammengezogen. Das Volk, was man so nennt, in Wahrheit das von Garaschanin gedungene Gesindel versuchte den Widerstand zu erneuern, wurde aber durch das Militär auseinandergetrieben, wobei es zu einigem Blutvergießen kam. Wir nannten Garaschanin. Dieser ehrgeizige Mann, der den unglücklichen Bulgarenfeldzug von 1885 hervorgerufen, in Folge dessen er seinen Ministerposten niederlegen mußte, hat sich seitdem zum Werkzeug und Geschäftsführer der Königin gemacht. Theils leitet ihn die Rachsucht gegen Milan, weil dieser ihn nicht gehalten, theils die ehrgeizige Hoffnung, die Königin doch noch zur Macht und damit sich selbst zu Ehre und Einfluß bringen zu können.

Die Scenen vom 19. Mai haben in Belgrad und in ganz Serbien große Aufregung hervorgerufen. Es werden Fabeln verbreitet wie die, das radikale und russische Ministerium, das nicht im besten Einvernehmen mit der Regentschaft steht, habe die Fortführung der Königin absichtlich ungeschickt und zögernd ins Werk gesetzt, um den Parteigängern der Königin die Schürung des Widerstandes zu ermöglichen, zu dem Zweck, daß die Regentschaft moralisch geschädigt werde. Wir halten dieses und ähnliche Gerüchte, wie gesagt, für Fabeln. Das Ungeschick findet sich in solchen Fällen ohne Absicht ein. Erkennbar ist soviel, daß Natalie lediglich für eigene Rechnung arbeitet und arbeiten läßt, daß sie längst aufgehört hat, ein russisches Werkzeug zu sein. Zum Vertreter der großserbischen Idee hat Rußland den Fürsten von Montenegro erkoren. Es ist sehr bezeichnend, daß man von einem baldigen Besuch desselben in Belgrad spricht. Wir möchten indessen dieses Gerücht in Zweifel ziehen, weil es der Enthaltsamkeit widerspricht, die aus vielen, schon erwähnten Gründen die russische Politik in den Balkandingen zur Zeit sich auferlegt.

* * *

Der 1. Mai sollte der große Weltfeiertag der Sozialdemokratie sein. So hatte es der Kongreß der Bergarbeiter zu Paris abermals beschlossen. In der deutschen Sozialdemokratie wurden indeß abmahnende Stimmen laut: man solle

die Sache nur ins Werk setzen, soweit sie eben durchführbar sei, die Feier, wo es rathsam sei, auf den 3. Mai, einen Sonntag verlegen u. s. w. Ob diese Stimmen immer aufrichtig waren, ob sie vielleicht nur dienen sollten, vor dem vorausgesehenen Mißerfolg nicht sowohl zurückzuweichen als ihn zu bemänteln mit dem geheimen Wunsch, daß es doch zu möglichst zahlreichen Demonstrationen kommen möge — das bleibe dahingestellt. Der 1. Mai kam und der Weltfeiertag wurde zu Wasser. In Fourmies, einer nördlichen Stadt Frankreichs, wo nach alter Sitte am 1. Mai Aufzüge stattfinden, deren sich nun die Sozialdemokraten bemächtigten, ist es zu blutigen Auftritten gekommen, zu geringeren Unruhen in Rom und einigen Städten Italiens. In Deutschland sind die Demonstrationen harmlos geblieben, und ähnlich mehr oder minder überall, wo sie versucht wurden.

Nicht bloß wegen dieser nun zum zweiten Mal vereitelten Demonstration, auch noch aus manchen andern Gründen ist die Furcht vor der Sozialdemokratie im Abnehmen, und das ist der Anfang zur Verscheuchung eines Gespenstes, hoffentlich aber ein großer Fortschritt in der Bewältigung eines sozialen Schadens.

Die Furcht vor der Sozialdemokratie, welche wir jetzt anfangen zu verlieren, war schon eine Wandlungsform, nicht mehr die erste, sondern die zweite Gestalt der Furcht. Die erste Furcht, wie sie etwa in dem Jahrzehnt von 1830 bis 1840 sich verbreitete, war der Gedanke an eine unheimliche Gewalt, die mit ihrem scheußlichen Rachen die Kultur verschlingen würde. Wohl gemerkt, man fürchtete die kommunistischen Ideen selbst, mehr als ihre Träger. Man fürchtete diese Ideen, die nichts als fratzenhafte Umrisse waren, darum, weil der Glaube an die Haltbarkeit und an die natürliche Fortentwickelung der bestehenden Kultur fehlte. Man dachte, diese Kultur müsse in einen Feuerschlund versinken, nicht wegen der Gewalt des feindlichen Elements, sondern wegen ihrer inneren Unzulänglichkeit. Diese Furcht war die schlimmste, und sie ist bereits geschwunden.

Die zweite Furcht, welche jetzt noch viele Gemüther ängstigt, richtet sich auf die Verblendung und Leidenschaft der Massen. Man meint, die Heilung der sozialen Schäden sei zwar auf einem langsamen und rationellen Wege möglich, aber jene Leidenschaft werde bei der Stärke der Massen es nicht zu einer solchen Heilung kommen lassen, sondern vorher die Gesellschaft in Trümmer schlagen, aus denen auf unabsehbare Zeit kein neues Leben erblühen könne. Uns aber, die wir hier das Wort nehmen, erscheint auch diese Furcht völlig eitel. Um die bestehende Gesellschaft, welche das Werk von Jahrtausenden ist, zu zerstören, müßte die Sozialdemokratie erst das Heer der Zerstörung organisirt haben. Das ist aber eine Unmöglichkeit. Aengstliche Gemüther halten die Massen, so wie sie sind, bereits für dieses Heer. Die Masse kann aber nur bruchstückweise, gelegentlich und planlos da oder dort handeln und hat nur Erfolge, wo sie nicht sogleich auf einen geordneten Widerstand stößt. Der Apparat der Revolutionsarmee müßte erst geschaffen werden und er könnte nur dem Apparat der ordentlichen Heere mit ihrer erstaunlichen Erziehungskraft nachgebildet werden. Das vermag keine revolutionäre Kunst. Schon die Aus-

breitung der revolutionären Gesinnung ist sehr schwer. Um wilde und zugleich dauernde Leidenschaften hervorzurufen, ist der Druck der Noth gar nicht groß genug. Man ist daher längst auf den klugen Einfall gekommen, die Ausbreitung der Sozialdemokratie gerade aus der fortschreitenden Besserung in den Zuständen der arbeitenden Klassen abzuleiten. Das ist recht fein ausgedacht und enthält sogar ein Körnlein Wahrheit, aber nur ein Körnlein. Der Mensch, dem es leidlich geht, beneidet allerdings nicht selten seinen Nachbar, dem es gut geht. Bevor aber der Mann mit leidlichem Befinden zum Mörder und Brandstifter wird, hat es gute Wege, er müßte sich denn sehr mächtig fühlen und der Sieg ihm leicht gemacht sein. Wenn er sich aber in ein verzweifeltes Unternehmen einlassen soll, so kommt die Prüfung dessen, was er zu verlieren hat. Also noch einmal: die bessere Lage der arbeitenden Klassen beschleunigt allerdings das Wachsthum ihrer Ansprüche, unter denen sich sehr berechtigte befinden, aber der Tollheit hängt sie auch ein wachsendes Gegengewicht der Vernunft an.

Das Socialistengesetz, wie es von 1878 bis 1890 in Geltung war, hat eine ausgezeichnete Wirkung gehabt gerade durch seine vorübergehende Dauer. Es ist gewesen, wie wenn ein starker Mann einen übermüthigen Gegner zu Boden drückt und ihn eine Weile in dieser Lage festhält. Wird der Niedergeworfene dann losgelassen, so besitzt er nicht mehr den blind hineinrennenden Uebermuth, sondern begiebt sich auf das Feld der taktischen Ueberlegung. Da kann er lange denken, und je länger er denkt, desto mehr wird er sich abkühlen. In diesem Stadium befindet sich gegenwärtig die Socialdemokratie. Sie hat Führer, die einiger Ueberlegung fähig sind, die schon lange in der Bewegung stehen und Erfahrungen besitzen. Diese Männer mahnen zur Weiterarbeit in umsichtiger Vorbereitung, zur Vertagung aller unmittelbaren Angriffe. Ihre Gedanken sind sehr weise, aber sie kommen in Gefahr, die Herrschaft über die Massen zu verlieren. Mit den Ausfällen auf die bestehende Gesellschaft hat man früher unter Lügen und Uebertreibungen die Masse fanatisirt und beinahe auf den Siedepunkt gebracht. Jetzt sind einige Führer klug genug, um die Gefahr zu bemerken, wenn das kochende Wasser überläuft. Man legt also weniger Feuer unter, aber die Abkühlung vollzieht sich meist leichter als das Kochen. Also greift man wieder zur Aufreizung, zur Prahlerei, und so geht es hin und her. Unkluge und leidenschaftliche Menschen meinen, daß man sie nasführe, erklären die Führer für Schwächlinge oder Verräther, und möchten lieber heute wie morgen losschlagen. Das ist der Prozeß des Niedergangs einer Bewegung, der durch vereinzelte Ausbrüche revolutionären Losschlagens nur beschleunigt werden könnte.

Freilich finden die Prahler unter den Socialdemokraten und die Furchtsamen unter den Bürgern eine Thatsache, die ihnen scheinbar Recht giebt, in dem Wachsthum der socialdemokratischen Wählermassen. Von diesen Wählern aber ist nicht der zehnte Theil Socialdemokraten, die entschlossen sind auf die Barrikade zu steigen und die bestehende Welt im Petroleumbrand untergehen

zu lassen. Es ist die Masse der Unzufriedenen, die diese Wählerschaaren bevölkert. Das geheime Wahlrecht ist so recht die Gelegenheit, die Faust in der Tasche zu machen, seinen Aerger zu befriedigen und doch gar keine Gefahr zu laufen, nicht einmal die Gefahr der Selbstverantwortung vor bedenklichen Folgen. Denn alle diese Aergerlichen und Unzufriedenen trösten sich damit, daß ihre Wahl einigen Gemüthern, denen sie es gönnen, Schrecken und Sorge verursacht, sonst aber vollkommen unschädlich ist. Selbst eine socialdemokratische Majorität im Parlament, von der wir noch ziemlich entfernt sind, würde den Staat noch lange nicht umwerfen.

Wenn wir nun dem Wachsthum der socialdemokratischen Wähler jede Bedeutung absprechen, so haben wir nur eine Sorge: die socialdemokratische Bewegung wird bald so unschädlich sein, oder die Grenzen ihres Einflusses werden so sichtbar sein, daß am Ende die Arbeit an der Herbeiführung harmonischer Gesellschaftszustände erlahmen könnte, wie es nach der Niederschlagung des Bauernkrieges geschah und eine Hauptursache des mehrhundertjährigen Verfalls der deutschen Nation gewesen ist. Wir hoffen aber, daß vor einer ähnlichen Entwickelung nicht nur das geschärfte Gewissen, sondern auch die so sehr gestiegene Klarheit über die Lebensbedingungen und Erfordernisse der Gesellschaft die europäischen Völker und namentlich das deutsche Volk bewahren wird.

Das lang angekündigte Rundschreiben des Papstes Leo XIII. über die Arbeiterfrage ist am 1. Pfingstfeiertag erschienen: ein umsichtig, klug, nach sorgfältigen Studien abgefaßtes Aktenstück. Wird es aber die weitreichende Bedeutung erlangen, die ihm durch katholische Stimmen schon von Ehrfurchtswegen beigemessen wird, die ihm auch protestantische Stimmen, freilich sehr vereinzelt, zuschreiben? Man ist ziemlich einig, daß das Rundschreiben keinen neuen Gedanken enthält, was die praktische Lösung der Arbeiterfrage anlangt. Man sagt zur Entschuldigung, ein päpstliches Schreiben sei weder eine akademische Vorlesung mit neuen theoretischen Gedanken, noch das Gutachten einer verwaltenden Behörde, welche experimentirende Gesetzesmaßregeln vorzuschlagen hat. Sehr richtig! Worin liegt nun die Bedeutung? Sie wird von einigen katholischen wie protestantischen Stimmen darin gefunden, daß die katholische Kirche immer nur die christliche Charitas zur Bekämpfung der menschlichen Leiden aufgerufen habe, niemals weltliche, organische Institutionen. Denn wenn die katholische Kirche zugäbe, daß ausreichende Abhülfe durch solche Institutionen geschaffen werden könne, so würde sie sich selbst für überflüssig erklären. Das ist nun freilich nicht ganz richtig, denn das meiste kommt doch auf den Geist an, mit dem solche Institutionen belebt und gehandhabt werden, und zur Erweckung dieses Geistes könnte sich die katholische Kirche die alleinige Macht zuschreiben. Indessen die Thatsache bleibt richtig, daß die katholische Kirche zwar oft die weltlichen Institutionen angerufen hat zur Bekämpfung moralischer Uebel, z. B. zur Ketzerverbrennung, aber niemals zur Linderung menschlicher Leiden,

es sei denn mittelbar durch Schutz der kirchlichen Wohlthätigkeitsanstalten. Insofern hat Leo XIII. einen ganz neuen Schritt gethan, wenn er den Staat zum Einschreiten gegen die Leiden der arbeitenden Klassen auffordert, soviel der Staat an seinem Theil vermag. Die Germania, das Preßorgan des Centrums, leugnet freilich ganz und gar die Neuheit dieses päpstlichen Gedankens, ohne natürlich der Enkyklika etwas von dem ihr in den Augen des gläubigen Katholiken gebührenden Preise zu entziehen. Das eigenthümliche Verdienst der Enkyklika würde trotz der Germania darin liegen, daß sie nicht bloß, wie längst und oftmals geschehen, auf die Armuth im Allgemeinen, sondern auf die besondern Verhältnisse des Arbeiterstandes in der Gegenwart das Augenmerk der Christenheit richtet. Denn die Germania ist im Irrthum, wenn sie meint, die römische Kirche habe längst den Staat auf die Arbeiterfürsorge gelenkt. Zum Beleg dieser Behauptung beruft sich die Germania auf den ständischen Staat und auf die in den verschiedenen lokalen Kreisen dieses Staates getroffene Fürsorge zu Gunsten der Mitglieder gegen Alter und Unglücksfälle aller Art. Nun war aber der ständische Staat ganz und gar nicht das Werk der Kirche, sondern das Erzeugniß des Eigentriebes der Gesellschaft, der ihn ebenso wieder zerschlagen hat, wie er ihn einst geschaffen hatte. Die Kirche hat in diesem Staat ihren Platz genommen, sogar den ersten Platz, aber sie hat gar keinen Antheil an seiner Schöpfung. Die spätern theoretischen Vertheidiger des Katholizismus haben den ständischen Staat mit allen Zungen gepriesen und bevorzugt. Sehr natürlich, denn er ist eine unvollkommene Stufe des weltlich sittlichen Organismus, welche eben wegen ihrer Unvollkommenheit der römischen Kirche äußerlich den ersten Platz einräumte und welche, künstlich festgehalten, jenen Organismus zur Ohnmacht verdammt. Es ist sehr bezeichnend, daß die heutigen Ultramontanen bei all den sozialen Bestrebungen, mit denen sie prahlen, den ständischen Staat und seine wirthschaftliche Gebundenheit vor Augen haben. Auf diesem Wege liegt weder das Heil noch die Zukunft. Der heutige Staat kann bei einzelnen Maßregeln zur Sozialreform vielleicht die Unterstützung des Centrums als der Vertretung des prinzipiell reflektirenden Katholizismus annehmen, aber die Führung kann er ihm nicht und wird er ihm nicht übergeben.

Kehren wir noch einmal zur Enkyklika zurück. Es ist wahr, sie hat einem für das Papstthum neuen Gedanken die Anerkennung gegeben, indem sie dem Staat gewissermaaßen die Vollmacht zur organisirenden Thätigkeit in der Arbeiterfrage ertheilt. Aber diese Vollmacht wird den modernen Staat, katholisch oder protestantisch, nicht sonderlich stärken, und ebenso wird eine erhebliche Rückwirkung auf den Beruf der Kirche schwerlich eintreten. Man kann die Thatsache nicht leugnen, die immer wieder offenbar wird, daß die römische Kirche zwar eine sehr mächtige Institution geblieben ist, aber eine Institution, die von innen heraus keiner Entwicklung mehr fähig ist.

* *
*

Am 28. Mai ist das neue englisch-portugiesische Abkommen unterzeichnet worden, welches bekanntlich große Milderungen zu Gunsten Portugals gegen jenes

frühere Abkommen enthalten soll, dessen Folge beinahe eine portugiesische Revolution gewesen wäre. Wir müssen uns jedoch die Darlegung dieses Streites in seinen einzelnen Phasen, die nun vielleicht einen vorläufigen Abschluß erreicht haben, auf eine spätere Gelegenheit vorbehalten. w.

Aus Oesterreich.

Wien, Ende Mai 1891.

Die große Macht, welche durch den Ausfall der Reichsrathswahlen der Regierung in die Hände gekommen ist, hat sich bei der eigenthümlichen Erledigung der Adreßfrage bewährt; es läßt sich jedoch nicht behaupten, daß Graf Taaffe in der Ausnützung derselben eine besondere Geschicklichkeit bewiesen habe. Die Regierung hat sich an den Bemühungen um die Adresse selbst betheiligt, sie hat sich für die polnische Fassung ausgesprochen, hat die Vereinigte Linke für dieselbe gewinnen wollen und schließlich in dem vielfach variirten Satze „Es gienge wohl, aber es geht nicht" ihre eigene Niederlage eingestehen müssen. Hätte sie die Ansicht, daß es zur Einleitung der parlamentarischen Thätigkeit einer aus politischen Gemeinplätzen zusammengesetzten Ouverture überhaupt nicht bedürfe, in den ersten Tagen der Session als ihre eigene vertreten, dann hätte sie eine Ueberlegenheit bekundet, welche ihr neue Anhänger gewonnen haben dürfte. Sie würde es dann nicht nothwendig gehabt haben, die Dankprozession zu Herrn Smolka zu veranstalten, der vom polnischen Demokraten allmählich zum österreichischen National-Heiligen umgestaltet worden ist, sondern hätte sich den Dank der ihr nahestehenden Parteien selbst verdient, noch ehe dieselben genöthigt waren, ihren beschämenden Rückzug aus der Schlachtlinie anzutreten.

Die Opposition der Linken gegen den polnischen Entwurf hat gar keine prinzipielle Bedeutung gehabt, sie war nur ein taktisches Manöver. Herr von Plener hat die Thronrede vielleicht in einem etwas besseren Deutsch paraphrasirt, als Herr v. Bilinski, größere Ideen hat er nicht geoffenbart. Zum Streitpunkte, in welchem die wichtigen Unterschiede der beiderseitigen Auffassungen dargestellt werden sollten, wurde die Volksschule auserseheu. Die Liberalen fanden es unerläßlich, in der Adresse die Erwartung auszusprechen, „daß dem Volksschulwesen fortan eine ungestörte Entwickelung gegönnt sein werde". Da die Thronrede sich mit der Volksschule gar nicht besonders beschäftigt hatte, auch die Partei, welche am entschiedensten auf eine Aenderung des Volksschulgesetzes dringt, durch die Wahlen keine Verstärkung erfahren hatte, so lag gar keine Veranlassung vor, das liberale Steckenpferd aus dem Stalle zu ziehen. Es sollte aber um jeden Preis geritten werden; also heraus mit dem hölzernen Schimmel zum parlamentarischen Ringelspiel! — Die liberalen Führer können sich von der Anschauung nicht lossagen, daß jede Berührung mit einem Nicht-Liberalen die Reinheit ihres Bekenntnisses beflecke, sie halten es für unerlaubt, dieselben Ansichten auszusprechen, die ein Konservativer geäußert hat, selbst

wenn sie ihm innerlich beipflichten. So geschah es bei Gelegenheit der Einbringung eines rein wirthschaftlichen Antrages, den man unmöglich mit der Volksschule in Verbindung bringen kann — es handelte sich um die Einführung einer obligatorischen Brandschadenversicherung durch privilegirte Länderinstitute — daß den Antragstellern geradezu untersagt wurde, Unterschriften von Konservativen, die sich für diesen Gegenstand lebhaft interessiren, anzunehmen, nachdem sich die Linke dafür entschieden hatte. Es wäre in diesem Falle ohne Zweifel der seltene Fall eingetreten, daß alle Parteien einmüthig die Forderung an die Regierung gestellt hätten, sich in einer bestimmten Richtung um die Sicherung des Wohlstandes der Länder anzunehmen: dieser Fall durfte nicht eintreten, damit die Welt nicht in dem Wahne unterstützt werde, daß es wichtige Angelegenheiten giebt, in welchen die gesunde Vernunft und nicht der Parteistandpunkt entscheidet.

Es wird neuerdings wieder eine Annäherung zwischen den Liberalen und den Polen in Aussicht gestellt, anderseits erwartet man, daß die Jungtschechen mit dem Hohenwart-Club, der die deutschen Klerikalen, die Südslawen, die Reste der Alttschechen aus Mähren und die böhmischen Großgrundbesitzer vereinigt, in Allianz treten werden. Weder die eine, noch die andere Verbindung kann von Dauer sein; denn die Polen werden sich hüten, von dem großen Einflusse, den sie heute in Oesterreich besitzen, auch nur das geringste freiwillig preiszugeben und deutschen Liberalen die Stellungen einzuräumen, die sie jetzt selbst einnehmen; die Vertreter der großen tschechischen Nation dürfen hinwieder an Radikalismus nicht so viel verlieren, als nothwendig wäre, damit sie mit den Feudalen an einem Strange ziehen könnten. Der Pöbel will seinen Skandal haben und wer ihm den nicht bieten kann, den verläßt er „zur selbigen Stunde“, wie es Exzellenz Rieger so bitter erfahren mußte. Die Unsicherheit und Unklarheit der parlamentarischen Verhältnisse in Oesterreich wird in der nächsten Zeit kaum zu beseitigen sein, sie wird erst dann ihr Ende erreichen, wenn die Deutschen über ihre Stellung zum Staate und zu den anderen Nationalitäten unter sich verständigt und soweit politisch gereift sein werden, daß sie die im Interesse ihres Volksthums unter allen Umständen nothwendigen Forderungen von den frommen Wünschen zu unterscheiden vermögen. Unsere Liberalen haben diese Stufe gewiß noch nicht erreicht.

Für die nächste Zukunft ist die Haltung der Regierung entscheidend; denn die großen Parteien sind, wie wir vorausgesagt haben, höchst vorsichtig geworden und scheuen die Konflikte, weil die Bevölkerung, wenn wir von den verhetzten Tschechen absehen, vor Allem ernste Thätigkeit mit positiven Erfolgen in den wirthschaftlichen Angelegenheiten dringend wünscht. Von der Regierung wurde wiederholt die entscheidende Erklärung abgegeben, daß sie sich heute noch durch die Ergebnisse der Ausgleichskonferenz gebunden erachte und an der deutschen Sprache als Amtssprache festhalte. Sie muß also die im Ausgleichsprotokolle in Aussicht genommenen Gesetze im böhmischen Landtage zur Annahme bringen, oder ihr Programm für unausführbar erklären und abtreten.

Der Schlüssel zum Ausgleiche in Böhmen liegt aber in der Beziehung zwischen den Deutschen und den konservativen Großgrundbesitzern. Läßt sich zwischen diesen ein modus vivendi nicht herstellen, dann können auch die Ausgleichsgesetze nicht zu Stande kommen. Ueber die Mittel, durch welche Graf Taaffe die Annäherung zwischen den beiden ausschlaggebenden Parteien des böhmischen Landtages anzubahnen gedenkt, läßt sich kein Urtheil fällen, sie sind gänzlich unbekannt. Vielleicht auch dem Grafen Taaffe selbst.

Sollte die Regierung je an die Möglichkeit gedacht haben, mit den Jungtschechen zu paktiren, so mag ihre Hoffnung durch die Vorfälle in der Prager Ausstellung wohl sehr herabgestimmt worden sein; sie muß doch endlich zur Ueberzeugung gelangen, daß der freche Uebermuth, der in dem Benehmen der intimen Gefolgschaft der „böhmischen Delegation im Reichsrathe" zu Tage tritt, gebeugt werden müßte, ehe man sich mit diesen Strauchpolitikern in Erörterungen einlassen kann. Zur Liebe läßt sich der Slawe nicht zwingen, aber zur Unterwürfigkeit. Die böhmischen Rebellen sind schon zwei Mal in fünf Jahrhunderten zu Paaren getrieben worden; vielleicht ist die Zeit nicht mehr ferne, in der man mit ihnen zum dritten Mal Abrechnung halten muß.

*.

Inneres. Die Suspension der Getreidezölle.

Ein verehrter Mitarbeiter, der die politische Correspondenz über das Ausland zu schreiben pflegt, hat im vorigen Heft die Amerikaner wegen der an den Italienern in New-Orleans geübten Lynchjustiz Barbaren gescholten. Ganz denselben Ausdruck hat gleichzeitig die Revue des deux mondes in Paris gebraucht und so darf man wohl annehmen, daß damit die Empfindung so ziemlich der gesammten alten Culturwelt gegenüber jenem Ereigniß ausgesprochen worden ist. Aber so überlegen wir uns dem wilden Westen gegenüber in solchem Moment vorkommen mögen, so muß man doch auch wol daran erinnern, daß man nie aus Einzelerscheinungen auf den Gesammtcharakter und Zustand eines Staates und Volkes schließen darf. Sonst möchte wohl ein Amerikaner, der in den letzten vier Wochen deutsche Zeitungen gelesen, uns unser Urtheil über sein Land bös heimgeben. Wir nennen noch nicht Alles, wenn wir aufzählen: das höchste Gericht in Deutschland erklärt den Corrector einer Zeitung für mitschuldig an einem Preßvergehen; der Polizeipräsident nicht von Krähwinkel, sondern von Berlin confiscirt eine große, angesehene Zeitung und ärgert und verletzt die Interessen von Zehntausend Abonnenten aus den besten Gesellschaftsschichten, weil ein völlig gleichgültiger Formfehler gemacht worden ist und der Minister des Innern nimmt diese Maßregel vor den versammelten Vertretern des preußischen Volkes feierlich in Schutz; ein Soldat auf Posten schießt mitten in einer volkreichen Stadt auf einen Mann, der das Verbrechen begangen hat, einen Fliederzweig abzupflücken, auf die Gefahr hin, wer weiß wie viele Unschuldige zu treffen und das nach der Vorschrift des Gesetzes. Was wird der

Fremde dazu sagen, dem Solches über Deutschland berichtet wird? Für uns selbst ist ja die Antwort leicht gefunden. Wir wissen, daß es von je das Schicksal Preußens gewesen ist, aus großen Tugenden und kleinen Thorheiten zusammengesetzt zu sein und in der Welt immer viel mehr nach den letzteren als nach den ersteren beurtheilt zu werden. Wir wissen ferner, wie unendlich viel, ja Alles wir der Energie der staatlichen Autorität verdanken und nehmen deshalb die einzelnen Auswüchse leicht, vielleicht gar zu leicht noch immer in den Kauf. Unsere Gesetzgebung schreitet stetig, verständig, vorbildlich für alle Nationen vorwärts und was ist dagegen die Verurtheilung eines Correctors, die Confiscation einer Nummer der National-Zeitung, der Schuß eines Postens, der Niemand getroffen hat? Die großen Thaten sind es, die die Schicksale der Nationen, wie der Nachruhm der Heroen bestimmen, nicht momentane Schwächen, auch nicht Worte und Reden. Das möge man sich heute von Zeit zu Zeit vorhalten und sich nicht durch Unmuth über Nebensächliches den klaren Blick für das Bedeutende und Wesentliche verdunkeln lassen.

Die nach langer Mühe zum Abschluß gebrachte Arbeiterschutzgesetzgebung ist ein Werk, mit dem wir zwar diesmal nicht anderen Nationen die Wege gewiesen, sondern nur eine Stelle, in der wir zurückgeblieben waren, aufgefüllt haben, aber bei den mannigfachen Widerständen, die zu überwinden waren, doch eine große socialpolitische Leistung.

Die Reform der Zuckersteuer ist vielleicht materiell nicht ohne Bedenken, hat aber gezeigt, daß die Regierung auch gegenüber agrarischen Interessen mit Energie ihren Willen durchzusetzen vermag.

Mit besonderer Befriedigung hat die öffentliche Meinung den Abschluß des Einkommensteuergesetzes aufgenommen, und auch wir schließen uns dieser Empfindung an, obgleich wir das Hauptprinzip des neuen Gesetzes, die Deklaration, bekämpft haben. Wenn das „Deklariren" erst anfängt, wird vermuthlich ein wesentlicher Umschlag in der öffentlichen Stimmung stattfinden, und wir werden dann so frei sein, an unsere Opposition in diesem Punkt zu erinnern. Zur Zeit begnügen wir uns mit der Mittheilung, daß im Augenblick, wo in Preußen mit allgemeinem Enthusiasmus die Deklaration beschlossen wurde, das Hauptblatt der größten und reichsten Stadt in Sachsen, wo die Einrichtung schon lange besteht, das „Leipziger Tageblatt", einen Stoßseufzer veröffentlicht über das unerträgliche Uebel der falschen Deklarationen, gegen die als nothwendiges Kontrollmittel die Erbschaftssteuer eingeführt werden müßte. Dabei tragen die sächsischen Steuerbehörden übrigens gar keine Scheu, auch die angesehensten Leute, nachdem sie selbst deklarirt haben, doch noch in eine höhere Stufe zu setzen.

Am meisten Aufmerksamkeit nimmt in diesem Augenblick die erwartete Suspension der Getreidezölle in Anspruch. Der Entschluß scheint bereits so gut wie gefaßt zu sein, nur über die Modalitäten herrscht noch Zweifel. Die Absicht scheint auf eine Herabsetzung um die Hälfte also auf 2,50 M. zu gehen, während von freihändlerischer Seite die volle Suspension gefordert wird. Wir

nehmen keinen Anstand, indem wir daran erinnern, daß wir seiner Zeit nicht nur für 5, sondern für 6 Mark Zoll eingetreten sind, uns nunmehr auf die letztere Seite zu stellen und ebenfalls die volle Suspension zu fordern, nicht um damit den Uebergang zur vollständigen Aufhebung dieser Zölle zu gewinnen, sondern umgekehrt, um in Zukunft die Abschaffung zu erschweren. Es ist in diesen Tagen in den Zeitungen vielfach erinnert worden an den von dem Herausgeber im Jahre 1887 im Reichstag gestellten Antrag, daß die Zölle eo ipso bei einer gewissen Höhe der Preise wieder auf 3 M. herabfallen sollten. Es waren damals nicht nur die wilden Agrarier, sondern auch die Freihändler, welche ihn bekämpften und man sieht, die letzteren sind dabei die klügeren gewesen. Die gefährliche Krisis in der wir uns heute befinden, und aus der der Freihandel jetzt so gewaltig und erfolgreich Kapital zu schlagen versteht, wäre vermieden, wenn man sich damals zu jener Klausel bequemt hätte. Aehnlich ist die Situation heute. Was schadet es der Landwirthschaft, wenn die Zölle jetzt bis zur Ernte vollständig suspendirt werden? Sehr wenig. Sie gewinnt aber für den weiteren Kampf eine ausgezeichnete Waffe. Das unwiderlegliche Argument für die Aufhebung der Zölle ist und bleibt immer: sie vertheuern dem armen Manne das Brod; das schadet nichts, wenn die Preise ohnedies anormal niedrig sind; es ist aber unerträglich, wenn sie hoch sind. Diese Argumentation hat man überwunden, sobald der Präcendenzfall geschaffen ist, daß bei wirklicher Theuerung die Zölle eben suspendirt werden. Der Fehler den man 1887 durch das Weglassen jedes Sicherheitsventils beging, und der den Kartellparteien bei den Wahlen von 1890 schon viele Sitze gekostet hat, dieser Fehler kann heute noch in der angegebenen Weise verbessert werden. Die halbe Suspendirung genügt nicht; es kommt darauf an eine große und durchschlagende moralische Wirkung zu erzielen, und diese kann nur erreicht werden durch die völlige Beseitigung der Zölle bis zur nächsten Ernte. Die Agrarier, welche die Zölle behalten wollen, auch wenn jetzt der Weltmarktpreis des Getreides dauernd hoch bleiben sollte, müssen sich natürlich jeder Concession wiedersetzen. Diejenigen aber, welche die Zölle wirklich nur als „Schutz"- und nicht als „Bereicherungszölle" ihrer Zeit bewilligt haben, können jetzt nichts Besseres thun, als ihren guten Willen durch volle Aufhebung auf kurze Frist, etwa acht Wochen, aufs unzweideutigste zu documentiren, um dann wieder die Zölle, so lange sie wirkliche Berechtigung haben, mit um so größerer Entschiedenheit zu vertheidigen.

Nachschrift. Mit schmerzlichem Bedauern lesen wir, nachdem das Vorstehende abgeschlossen, daß die Regierung sich zur Suspension der Zölle nicht hat entschließen können. Die Gründe, welche der Herr Reichskanzler angegeben hat, erscheinen uns nicht stichhaltig und eine positive Zusage, welche der preußische Landwirthschaftsminister im Jahre 1887 im Reichstag gegeben, ist bei Seite gesetzt worden. Die nächsten Wahlen werden die Antwort darauf geben.

D.

Fortschritte der Schulreform.

Der vielbewegte Kampf um die höhere Schule scheint in eine Periode ruhiger Besinnung überzugehen. Die Verhandlungen des Kultusetats in den ersten Tagen des Mai haben keinen Zweifel darüber gelassen, daß der neue Leiter des Ministeriums entschlossen ist nur eine solche Reform durchzuführen, die er auf Grund selbständiger Information und mit eigener Ueberzeugung vertreten kann, daß er deshalb so viel Aufschub verlangt, als nöthig ist, um ihm Spielraum zur Einarbeitung in die überaus schwierige Materie zu verschaffen. Die Aufgabe, welcher Graf Zedlitz-Trützschler gegenübersteht, wird in besonderem Maße complicirt durch das Vorhandensein der Decemberbeschlüsse, zu denen der Minister Stellung nehmen muß. Die Art, wie er am 6. Mai im Abgeordnetenhause über die Zusammensetzung der Enquête-Kommission, für die er ja nicht verantwortlich sei, sprach, zeigte, daß er gegen die Mängel derselben nicht blind ist. Bedenklicher war es, daß drei Tage später in der Kommission des Abgeordnetenhauses für das Unterrichtswesen der Vertreter des Ministers (Geh. Oberregierungsrath Dr. Stauder) noch einmal den ausdrücklichen Versuch machte die Ansicht aufrecht zu erhalten, daß die Auswahl der Konferenzmitglieder eine für unparteiische Berathung geeignete gewesen sei, und zugleich erklärte: „In materieller Beziehung bilden die Beschlüsse der Decemberkonferenz den festen Ausgangspunkt für die Entschließungen der Unterrichtsverwaltung". Aber wenn er unmittelbar hinzufügte: „„Dieser principielle Standpunkt schließt nicht aus, daß die großen pädagogischen Streitfragen, welche sich an die auch von der Konferenz empfohlene „möglichst gleiche Werthschätzung der humanistischen Bildung mit der realistischen" anknüpfen, innerhalb des Unterrichtsministeriums vor definitiver Entschließung noch weiter eingehend erwogen werden"" — so ist damit die beunruhigende Wirkung der vorhergehenden Worte einigermaßen wieder aufgehoben und der Hoffnung Raum gegeben, daß der Minister, von den Konferenzbeschlüssen ausgehend, sich recht weit von ihnen entfernen werde.

In einem wichtigen Punkte ist dies schon jetzt geschehen. Die Schulfrage-Versammlung hatte mit starker Majorität den Satz gutgeheißen, daß die Realgymnasien beseitigt werden sollten. Wir haben nie ein Hehl daraus gemacht, daß wir diesen Entschluß beklagten, nicht aus Vorliebe für den eigenthümlichen Lehrplan des Realgymnasiums, sondern aus Sorge um das Gymnasium, das, wenn ihm nicht eine Schule realistischen Charakters gleichberechtigt zur Seite gestellt wird, durch Eindringen neuer Unterrichtsfächer und durch Andrängen neuer Schülermassen immer mehr von innen heraus zerstört werden muß. Wie wenig diese Besorgniß, was neuerdings behauptet worden ist, auf bloßer Vermuthung beruht, dafür hat eben jetzt die Eröffnung des neuen Schuljahres den Beweis geliefert. In der Unterrichts-Kommission des Abgeordnetenhauses theilte ein Mitglied am 9. Mai u. a. folgende Zahlen mit: am Realgymnasium zu Dortmund sind Ostern 1890 neu aufgenommen worden 111 Schüler, Ostern

1891 dagegen 44; am Realgymnasium in Kassel 117 Schüler Ostern 1890 gegen 71 zu Ostern 1891; am Realgymnasium in Charlottenburg 1890 etwa 100 Schüler, 1891 nur ungefähr 50. Man wird sagen dürfen, daß in den drei genannten Städten zusammen in einem Jahre rund 150 Schüler der Gymnasiallaufbahn zugeführt worden sind durch die Beschlüsse derselben Konferenz, welche sich in der Theorie für Pflege der lateinlosen Schulen und für Befreiung der Gymnasien von dem Zudrang ungeeigneter Schüler ausgesprochen hatte. Gegenüber der gerechten Unruhe in der Bevölkerung, von welcher diese Zahlen ein Bild geben, konstatiren wir mit Dank und Freude die Versicherung, welche der neue Kultusminister im Abgeordnetenhause am 4. Mai abgab: „Die Unterrichtsverwaltung ist sich vollständig darüber klar, daß auf dem Gebiete des Schulwesens überhaupt und ganz besonders auf dem des höheren Schulwesens nur eine organische Fortentwickelung aus dem Bestehenden und Altbewährten erfolgen kann, daß von einem sprungweisen Eingreifen, von einem rücksichtslosen Ueberdenhaufenwerfen wohlgeordneter Schulanstalten gar keine Rede sein kann.“

Im Vergleich zu dieser Erklärung verlieren die Debatten etwas an Interesse, welche theils im Abgeordnetenhause am 4. und 6. Mai theils in der Unterrichtskommission am 9. Mai*), besonders zwischen den Abgeordneten Dr. Virchow und Seyffardt einerseits, Dr. Graf und Dr. Kropatscheck andrerseits, über die Realschulfrage geführt worden sind. Wir stimmen darin mit Kropatscheck überein, daß eine realistische Lehranstalt ihren Charakter reiner wahrt und Besseres zu leisten vermag, wenn ihr Lehrplan von dem fremdartigen Latein befreit ist, daß daher eine rechte Förderung des Realschulwesens gerade in der Pflege der lateinlosen Realschulen (Oberrealschulen) bestehen muß. Wenn nun aber die Frage, wie man denn das Gedeihen solcher Schulen fördern könne, mit freiem und praktischem Sinne, wie ihn die bisherigen Aeußerungen des Grafen von Zedlitz hoffen lassen, näher erwogen wird, so wird sich bald genug herausstellen, daß es nur ein Mittel giebt, um die Schüler und deren Eltern vom Zudrange zu den Lateinschulen zurückzuhalten und an das Aufsuchen der Oberrealschulen zu gewöhnen. Die principielle Empfehlung derselben, welche sowohl früher von der Regierung als neuerdings von der Schulkonferenz aus-

*) Dort handelte es sich um eine Petition der Herren Dr. Friedrich Lange, Herausgeber der „Täglichen Rundschau“, und Th. Peters, Direktor des Vereins deutscher Ingenieure, das Haus der Abgeordneten wolle dahin wirken, „daß die zum 1. April 1892 geplante Umgestaltung unseres höheren Schulwesens von den Beschlüssen der December-Konferenz losgelöst und in die von dem Verein für Schulreform vorgeschlagene Richtung hinübergeleitet werde“. Die Unterrichts-Kommission beschloß mit allen gegen 1 Stimme, dem Hause der Abgeordneten zu empfehlen, dieses Gesuch der Königlichen Staatsregierung [nicht zur Erwägung sondern nur] als Material für die zukünftige Gesetzgebung zu überweisen. — Der erste Theil der Petition ist durch die unbefangene Stellung, welche der Herr Minister selbst den Decemberbeschlüssen gegenüber einnimmt, überflüssig geworden; daß der zweite Theil, die Empfehlung der sogenannten Gabelschule, bei den meisten Mitgliedern der Kommission keinen Anklang gefunden hat, können wir nur billigen.

gesprochen worden ist, hat sich unwirksam erwiesen; die Konferenzbeschlüsse haben sogar, wie oben gezeigt wurde, bereits begonnen das Gegentheil des Gewollten zu bewirken und die Ueberschwemmung der Gymnasien noch zu steigern. Erst dann werden Väter Muth bekommen, ihre Söhne auf die Oberrealschule zu schicken, wenn diese in ihren äußeren Berechtigungen dem Gymnasium gleichgestellt ist. Sobald sich die Regierung hierzu entschließt, werden viele Realgymnasien ganz von selber anfangen ihr Latein, das sie nur um der Berechtigungen willen pflegen, einzuschränken, sie werden sich im wesentlichen in Oberrealschulen verwandeln. Und so werden die Wünsche der Abgeordneten Kropatscheck und Seyffardt gleichzeitig befriedigt werden; denn das Bedenken, welches der letztere immer wieder gegen die Oberrealschulen vorbringt, daß man bisher mit ihnen schlechte Erfahrungen gemacht habe, gründet sich ja eben ausschließlich auf den Mangel äußerer Berechtigungen. Sobald dieser gehoben ist, wird eine gesunde und organische Entwickelung unseres höheren Schulwesens ihren Anfang nehmen. Freilich bedarf es dazu eines muthigen Entschlusses, eines Bruches mit Vorurtheilen, den nur ein einzelner, klar blickender, der eigenen Verantwortung sich bewußter Mann vollziehen kann: durch Abstimmung und Majorität wird er niemals zu Stande kommen.

Auch die 41. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, welche kurz nach Pfingsten in München tagte, hat den Weg nicht finden können, um einen kräftigen Schritt zum Schutze der Gymnasialbildung zu thun. Die Thesen, welche Altmeister Oskar Jäger aufgestellt hatte und die von der pädagogischen Section „fast einstimmig", wie es in dem Berichte der „Allgemeinen Zeitung" heißt, angenommen wurden, enthielten ja viel Gutes und Wahres. Die Nothwendigkeit eines centralen Unterrichtsgegenstandes, der auf allen Klassenstufen des Gymnasiums mit überwiegender Stundenzahl ausgestattet sei, wurde hervorgehoben; es wurde an die Gefahr erinnert, welche für das Gymnasium bestehe und durch die gegenwärtigen Reformbewegungen, auch durch einzelne Beschlüsse der Berliner Konferenz erheblich gewachsen sei, daß durch ein Vielerlei nebeneinanderhergehender Unterrichtsgegenstände die geistige Kraft der Schüler zersplittert werde. Besonders warme Anerkennung verdiente die dritte These: „Eine Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden wird den nationalen Geist ebenso wenig stärken, als Vermehrung der Religionstunden den religiösen oder Vermehrung der Geschichtstunden den historischen Sinn stärken würden." Aber eine große Hauptsache, vielleicht die Hauptsache, blieb doch unausgesprochen, ja sie wurde durch These IV geradezu ins Dunkel gerückt. Diese These lautet: „Der Betrieb des Lateinischen und Griechischen auf den deutschen Gymnasien unserer Tage leistet der Jugend mehr und Besseres, als er den Generationen früherer Jahrhunderte geleistet hat. Dieses Studium bindet die verschiedenen Unterrichtsfächer zusammen, indem es für ihren wissenschaftlichen Betrieb die historische Grundlage und die psychologischen Voraussetzungen schafft." Eine solche Behauptung entspricht nach unseren Erfahrungen keineswegs der Wirklichkeit. Daß der philologische Unterricht gerade in unserer Zeit

der deutschen Jugend Vortreffliches leisten könnte, dafür sind wir in diesen Blättern wiederholt auf das entschiedenste eingetreten; daß er es aber, durch äußere Hindernisse eingeengt, nicht wirklich leistet, ist eine Wahrheit, die nothwendig anerkannt werden muß, wenn man erreichen will, daß jene Hindernisse einmal beseitigt werden. Sie beruhen darin, daß der Mangel eines recht centralen Lehrgegenstandes und die Zersplitterung der geistigen Kraft durch ein Vielerlei von Unterrichtsfächern für die preußischen Gymnasien nicht erst eine drohende Gefahr, sondern seit Johannes Schulze und noch mehr seit 1882 eine vorhandene Noth bedeuten. Die Freiheit, dieses Vielerlei abzulegen und zur alten Einfachheit zurückzukehren, kann sich das Gymnasium nur dadurch erkaufen, daß es auf die ihm bisher zugemuthete Alleinherrschaft verzichtet und neben der auf das Alterthum gegründeten eine moderne Bildung als gleichberechtigt anerkennt. Von dieser Anerkennung aber waren die in München versammelten Philologen so weit entfernt, daß sie dieselbe in der fünften These ausdrücklich ablehnten.

Tiberius Gracchus war nicht der erste und noch weniger der letzte, der an dem Versuche scheiterte, seine Standesgenossen dahin zu bringen, daß sie um des allgemeinen Besten willen auf ein Privileg ihres Standes verzichteten. So waren auch seine Gegner nicht die einzigen, welche für ihren Mangel an entschlossenem Denken und selbstlosem Handeln später durch schweren Schaden büßen mußten. Die Geschichte ist voll von Wiederholungen des gleichen tragischen Schauspiels. Sollte es unserem Geschlechte, das sich seines historischen Sinnes so gern rühmt, nicht doch noch gelingen diese Gesinnung dadurch zu bethätigen, daß es die Vergangenheit nicht nur durchforscht, sondern auch von ihr lernt?

C.

Notizen und Besprechungen.

Für und wider die Jesuiten. Berlin, Georg Reimer. 1891.

Unsere Leser erinnern sich des Aufsatzes „Jesuitismus und Katholicismus“ im Februarheft, in welchem ein Mitarbeiter unserer Zeitschrift den Nachweis führte, daß noch immer erhebliche Unterschiede zwischen den Lehren der Jesuiten und dem deutschen katholischen Katechismus beständen. Dieser Aufsatz wurde eingehend beantwortet in der „Germania“, nach der Chiffer zu schließen, von dem Jesuiten Grafen Hoensbroech. Den Streit zu Ende zu führen und zugleich ein Beispiel jesuitischer Polemik zu geben, dient die obige Broschüre; neben dem ursprünglichen in unserem Februarheft erschienenen Aufsatz, giebt sie wörtlich die ganze Antwort des Grafen Hoensbroech wieder, und dieser sind abschnittsweise die nöthigen Aufklärungen und Polemiken eingefügt. D.

Literarisches.

Die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt von Georg Brandes. Sechster Band. Das junge Deutschland. Leipzig. Verlag von Veit u. Comp.

Der Schlußband dieses umfassenden Werkes hat ebenso unbeachtet und klanglos seinen Weg angetreten wie der erste Band seinerzeit mit stürmischer Lobpreisung empfangen wurde. Woraus erklärt sich dieser Unterschied? Hat sich das Werk vom ersten bis zum letzten Bande so sehr in absteigender Linie bewegt? oder hat sich die Auffassung des Autors so verändert, daß seiner Arbeit die Einheitlichkeit mangelt? Ganz im Gegentheil: Georg Brandes und sein Werk haben sich nicht verändert, und eben deshalb die Bedingung nicht erfüllt, welche eine nur dem „Aktuellen“ nachjagende Zeit dem wahrhaft „modernen“ Schriftsteller auferlegt. Wer heutzutage ein sechsbändiges Werk schaffen will, muß in jedem Bande einen andern Standpunkt vertreten; sonst ist es nicht möglich „zeitgemäß“ zu bleiben. Wir berühren hier ein fundamentales Gebrechen nicht nur der litterarischen Kritik, sondern der öffentlichen Meinung unserer Tage. Die Manier, Alles und jedes, sei es ein historisches oder ein poetisches Werk, handle es sich um ein Gemälde oder um einen Schauspieler, nicht danach zu beurtheilen, ob es wahr oder falsch, gut oder schlecht, sondern

danach ob es „alt" oder „neu" sei, hat einen krankhaften Charakter angenommen. Das Bewußtsein, die angebliche Neuheit erkläre sich meistens aus der historischen Unbildung des Lesers oder Beschauers, ist leider geschwunden, und es giebt beispielsweise viele Tausende, welche thatsächlich meinen, Herrn von Egidy's „ernste Gedanken" enthielten etwas Neues. Und andererseits wird in jeder Seltsamkeit, derengleichen vielleicht wirklich noch nicht dagewesen, (wir erinnern an das Rembrandtbuch), der glückverheißende Keim künftiger Kulturentwickelung gesehen, als ob die Kulturentwickelung sich derart an der Oberfläche vollzöge und als ob sie überhaupt nicht von dem rückschauenden Historiker, sondern von dem Mitwirkenden zu beurtheilen wäre!

Wenn nun demgegenüber Ernstgesinnte nur den entschiedenen Entschluß fassen können, um keinen Preis „neu" oder „aktuell" sein zu wollen, so können sie in Georg Brandes einen Gesinnungsgenossen finden. Den liberalen Ideen des geistigen Fortschritts und der geistigen Freiheit, welche vor bald zwanzig Jahren in dem ersten Bande sich manifestirten, ist er treu geblieben, so wenig zeitgemäß dieselben auch heute scheinen, wo selbst „liberale" Blätter sie nur mit Schüchternheit zu vertheidigen wagen. Sein Werk endet mit der Darstellung der Revolution von 1848, der historischen Erfüllung der seit Beginn des Jahrhunderts in der Litteratur mächtig gewesenen Ideen. Schon dieser Endpunkt genügt, um die Abneigung der Tageskritik zu erklären. Als Brandes sein Buch begann, war es ein „moderner" Satz, daß das deutsche Kaiserreich die Erfüllung der Bestrebungen und Ideen von 1848 gebracht habe, soweit diese überhaupt praktisch ausführbar gewesen seien; heute ist es „modern" zu leugnen, daß jene Bestrebungen für die Entwickelung des deutschen Volks irgend welchen Werth gehabt hätten. Und gar siebzig, ja hundert Seiten über zwei jüdische Schriftsteller wie Börne und Heine zu schreiben! Das heißt wirklich mit Absicht den Erfolg des eigenen Buches unmöglich machen!

Objektiv betrachtet hat der sechste Band der „Hauptströmungen" dieselben Vorzüge und Mängel wie die früheren. Wir finden dieselbe Fähigkeit der Charakterisirung, dieselbe Gabe des Verknüpfens und Sonderns, welche das Aufsuchen der Wechselwirkungen von Nation zu Nation ermöglicht; wir finden die gleiche Vielseitigkeit des litterarhistorischen Wissens. Aber freilich neben auch die gleiche Aufdringlichkeit der Tendenz, die dem Autor einst so vortheilhaft war, jetzt so schädlich ist, und wir finden auch die gleiche Unsicherheit im Detail, die gleiche Unbekümmertheit in der Auswahl eines manchmal anekdotenhaften Materials. Alles in Allem aber ist ein Werk abgeschlossen, das nicht nur ein Bericht über Litteraturgeschichte, sondern selbst ein Stück Litteraturgeschichte ist.

Im Einzelnen sind die Capitel über Börne und Heine entschieden die gelungensten des Bandes. Hier ist eine tiefdringende und sicher analysirende Erforschung des Individuellsten zu finden. Sehr fein sind die zwischen Goethe's und Heine's Lyrik gezogenen Parallelen; irrthümlich freilich die Behauptung, Goethe habe niemals das Meer besungen. Das vorzügliche Verständniß für die französ-

sische Litteratur, das Brandes besitzt, befähigt ihn besonders das Verhältniß zu würdigen, das Börne und Heine in Paris gegenüber dem deutschen Geistesleben gewannen. Die zweite Hälfte des Buchs, die sich hauptsächlich mit dem jungen Deutschland befaßt, steht hinter der ersten zurück, bietet aber besonders für Gutzkow auch interessante Charakteristik. Am Schluß fällt die Ausführlichkeit auf, mit der die Ereignisse von 1848 erzählt sind; der Litterarhistoriker muß die Kenntniß der politischen Geschichte bei dem Leser voraussetzen und sich auf die Würdigung der Begebenheiten beschränken. — Unstreitig hat sich Brandes dem Stoff dieses Bandes innerlich mehr verwandt und darum auch mehr gewachsen gezeigt als dem des früheren Bandes, der der deutschen Litteratur und zwar besonders der Romantik gewidmet war. Die scharfen und konsequenten Geister, wie Börne, ziehen ihn an, auch wo er sie bekämpft; das freie Spiel des ironisirenden Subjekts, das die Romantik trieb, ist ihm werthlos. Beiden Abschnitten aber liegt eine tief und wahrempfundene Verehrung unserer classischen Dichter, vor Allem Goethe's zu Grunde.

Theatergeschichtliche Forschungen. I. Herausgegeben von Berthold Litzmann. Hamburg und Leipzig. Leop. Voß. 1891.

Es ist sehr erfreulich, daß B. Litzmann, der in seinem Buche über Schröder eine so eingehende Kenntniß des Theaters im vorigen Jahrhundert gezeigt hat, nun hier ein Repertorium eröffnet, welches Forschungen aus diesem bisher so selten mit strenger Wissenschaftlichkeit bearbeiteten Gebiet der Cultur- und Litterargeschichte aufnehmen soll. Das erste Heft bringt

Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethe's Leitung 1791—1817. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. C. A. H. Burkhardt.

Mit der umsichtigen Sorgfalt und Genauigkeit, die B. schon öfters in derartigen Arbeiten bewiesen, ist hier auf Grund eines lückenhaften und der gegenseitigen Ergänzung bedürftigen verschiedenartigen Quellenmaterials eine höchst dankenswerthe vollständige Zusammenstellung des Repertoires gelungen und sowohl in chronologischer als in alphabetischer Reihenfolge gegeben. Wenn in der Anordnung etwas zu wünschen bleibt, so dies, daß stets auch der Name des ursprünglichen Verfassers eines übersetzten oder bearbeiteten Stücks angegeben würde. Wenn man bei „Antigone" nur den Namen Rochlitz angeführt findet, so ist das freilich mehr überraschend als irreführend; aber wenn neben „Saul" nur der Name Knebel verzeichnet ist, so wird auch nicht jeder litterarisch Gebildete sogleich an Alfieri als den wirklichen Verfasser denken. Jedenfalls aber dürften die Namen Sophokles und Alfieri nicht im Autorenverzeichniß fehlen.

Der Ueberblick des ganzen Goethe'schen Repertoires führt zu sehr interessanten Eindrücken, die Burckhardt in seiner inhaltreichen Einleitung zum Theil schon wiedergegeben hat.

Wie Goethe in den ersten Jahren sich den Fähigkeiten der Schauspieler und dem Geschmack des Zuschauers anpassen und von höheren Zielen sich zurückhalten muß, wie er allmählich aber beide zu heben weiß, wird ersichtlich. Nur einmal tritt im ersten Jahre (1791) Schiller auf (Don Carlos), einmal Goethe (Großkophtha), zweimal Mozart (Entführung). 1792 erst wird Shakespeare gewagt, 1793 Lessing's Prosastücke. Der Nathan wurde erst 1801, die Iphigenie erst 1803 gebracht, nachdem der Jambenstil durch Schiller's neue Dramen den Spielern wie dem Publikum vertraut geworden war. Zugleich aber begannen auch die literarisch bedingten Experimente auf der Bühne: Terenz in Masken; Jon, Alarcos von Wilhelm und Friedrich Schlegel. In späteren Jahren ist es dann besonders Calderon, der seit 1811, von den Romantikern begünstigt, das Repertoire erweitert. Die Romantiker selbst sind hauptsächlich durch Zacharias Werner (seit 1808) vertreten.

Nach ihrem künstlerischen Werth beurtheilt wird Goethe's Theaterleitung in dem zur Feier des hundertjährigen Theaterjubiläums herausgegebenen, mit werthvollen Kunstbeilagen ausgestatteten Schrift:

Das Weimarische Hoftheater unter Goethe's Leitung. Von Dr. Julius Wahle. Braunschweig. G. Westermann. 1891.

Sine ira et studio werden hier die Verdienste wie die Gefahren der streng stilisirenden Bühnenkunst, die Goethe ausbildete, erörtert. Mit Recht wird auf die Bedeutung der von Wilhelm Humboldt (Ges. Werke III, 142 ff.) aus Paris gesandten Berichte über die französische Bühne hingewiesen, wo Goethe seine eigenen Ansichten theils begründet, theils bekräftigt fand. Am meisten eignete sich diese Manier für Jambenstücke, in denen die äußere Handlung zurücktrat. Eine objektive und unparteiische Kritik des Weimarer Spiels besitzen wir aus dem Jahre 1807, wo die Truppe in Leipzig einen umfangreichen Cyklus von Gastspielen gab und sich dabei dem Urtheile eines recht theaterkundigen Publikums aussetzte. Rochlitz hat darüber an Goethe eingehende und freimüthige Berichte geschrieben, die trotz des günstigen Erfolgs, den das Gastspiel hatte, doch auch manches Mißfällige hervorheben. Es ist interessant Rochlitz' Urtheile mit denen eines anonymen Pamphlets zu vergleichen, welches 1808 zu „Weimar und Leipzig" erschien: „Saat von Goethe gesäet dem Tage der Garben zu reifen" (250 S.). Es ist ein von Neid eingegebenes, die Satire oft bis zur Geschmacklosigkeit treibendes Libell, aber nicht ohne Sachkenntniß und eine gewisse Urtheilsfähigkeit geschrieben. Mit Rochlitz stimmt es trotz der Verschiedenheit der Absichten doch insoweit überein, daß wir aus beiden zusammengenommen ein recht sicheres Urtheil über die Leipziger Aufführungen gewinnen können. Wo Rochlitz unbedingt lobt, da kann auch der Anonymus meist nicht umhin, sich ein anerkennendes Wort abzuringen, und wo Rochlitz eine Ausstellung macht, da erschöpft er sich in Schmähungen. Es ergiebt sich, daß die Oper, für die Goethe's persönliche Leitung ja weniger in Betracht kam, im Ganzen nicht gefiel, — und daß merkwürdigerweise im Schauspiel die Schiller-Auf-

führungen nur eine theilweise Billigung fanden. Obgleich diese Werke doch unter Goethe's und unter Schiller's eigener Leitung mit großer Sorgfalt einstudirt waren, meinte man sie doch in Leipzig schon besser gesehen zu haben. Und zwar war es nicht, wie man vermuthen könnte, das „Akademische" der Darstellung, sondern im Gegentheil eine zu gewaltsame Manier im Ausdruck der Leidenschaft. Es scheint allerdings, daß Goethe dort, wo der streng idealistische Stil nicht anwendbar war, sowohl im Furchtbar-Tragischen als im Derb-Komischen ein gewisses Outriren billigte, das sich schon in der Wahl der Masken, in dem Ansatz des Sprachtones kundgab. Es mögen hier Erinnerungen an die tragischen und komischen Masken der Antike, an die schematischen Karikaturen der italienischen Komödie wirksam gewesen sein. Das Schauspiel sollte eben nicht Natur sein, — sondern überall Kunst, — auch da wo es nicht idealistische Kunst sein konnte.

Dagegen gewannen Goethe's Dramen großen Beifall, an dem bei der geringeren theatralischen Wirksamkeit der Goetheschen Dichtung der verständnißvoll angepaßten Darstellung jedenfalls ein vollgiltiges Verdienst gebührt. Götz und Egmont, Iphigenie und Tasso wirkten alle begeisternd, und auch anspruchslosere Werke wie „Stella" und die „Mitschuldigen", ja auch „die Laune des Verliebten" und „Jery und Bätely" wurden gut aufgenommen. Nicht ganz befriedigend gelang die „Natürliche Tochter", weil der Darsteller des Herzogs auch hier in den leidenschaftlichen Partieen sich allzusehr dem monotonen Pathos hingab.

Der Leipziger Erfolg ist in der Hauptsache dem Urtheil entsprechend, welches die historische Kritik noch heute fällen muß. Für Dramen eines feierlichen Stils wie Iphigenie, Tasso, Nathan, Die Braut von Messina, für die gesammte griechische und ebenso für die spanische Tragödie ist der Weimarer Stil vorbildlich und mustergiltig. Wo man in neuester Zeit versucht hat, solche Werke in realistischer Art darzustellen, hat man einen wahren Vandalismus begangen. Dagegen für Shakespeare und für die Masse der Schiller'schen Dramen ist eine lebendigere freiere Darstellung innerlich gefordert; hier hat die Schröder-Iffland'sche Tradition größere Berechtigung als die Weimarische.

Das Ganze der Goethe'schen Theaterleitung wird übrigens noch klarer uns vor Augen liegen, wenn wie verheißen ist die neu aufgefundenen Theile des Theaterarchivs im nächsten Bande der „Schriften der Goethe-Gesellschaft" veröffentlicht werden. Die Namen der mit der Herausgabe betrauten Herren Burckhardt und Wahle leisten nach den Schriften, die sie uns schon jetzt über diesen Gegenstand geschenkt, für eine in jeder Hinsicht dankenswerthe Ausführung Gewähr.

O. H.

Pädagogisches.

Unsere Bestrebungen. Vortrag gehalten in der ersten allgemeinen Versammlung deutscher Lehrerinnen zu Friedrichroda am 27. Mai 1890 von Helene Lange.

Ueber Frauen- und Lehrerinnen-Vereine. Vortrag gehalten am 13. Februar 1891 für die Berliner Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins von Helene Lange. Berlin 1891. L. Oehmigke's Verlag.

Die „Preußischen Jahrbücher“ haben zu Beginn dieses Jahres einen Aufsatz über „Die Frauencolleges an der Universität Cambridge“ gebracht, der die große Verbreitung und die vorzüglichen Erfolge wissenschaftlicher Studien in der englischen Frauenwelt schilderte. Unzweifelhaft wird sich jedem Leser der Vergleich mit deutschen Zuständen, der Gedanke an die geradezu feindselige Haltung, die die deutschen maßgebenden Kreise gegen solche Pläne beobachten, aufgedrängt haben. Aber diese Feindseligkeit ist nicht das Auffälligste. Ueberraschender noch ist der völlige Mangel an Interesse, den die öffentliche Meinung und die sie vertretenden Körperschaften bewiesen haben und beweisen. Welcher Art Petitionen oder Projekte dieses Inhalts auch sein mögen, sie werden als Dinge gänzlich untergeordneter Bedeutung behandelt. Die augenblickliche Strömung geht ja überhaupt dahin, den Unterrichtsstoff überall zu vermindern und geradezu mit einer gewissen Verachtung das „bloße Aufnehmen von Kenntnissen“ zu verurtheilen. Wenn dies im Allgemeinen schon eine schwere Schädigung unserer Bildung voraussehen läßt, so liegt für die Frauenbildung die Sache derart, daß sie hinter der englischen schon zurücksteht und vermuthlich bald auch die anderer Völker wird beneiden müssen. Der einfache Satz Goethe's: „Ich habe immer gefunden, daß es gut sei etwas zu wissen“, wird eben leider nicht mehr anerkannt.

Freilich bedeutet „Wissen“ nicht etwas Ueberliefertes gelernt haben, sondern von der Richtigkeit des Ueberlieferten sich überzeugt haben. Wirkliches Wissen setzt den Besitz wissenschaftlicher Erkenntnißweise voraus. In diesem Sinne hat die Verfasserin der beiden angeführten Schriften, die zugleich an der Spitze des Lehrerinnen-Vereins steht, die Frage erfaßt. Eine wissenschaftliche Bildung den Frauen zu ermöglichen, selbstredend nicht sie ihnen aufzudringen, ist ihr Ziel. Diesem Bestreben kann man nur mit vollster Sympathie gegenüberstehen. Die Verhältnisse, welche der „Kampf ums Dasein“ in der Gegenwart geschaffen hat, verlangen im Namen der Gerechtigkeit und Billigkeit, daß den Frauen nicht die Mittel versagt werden, durch welche sie sich neue Kräfte für diesen Kampf gewinnen können. In welchen praktischen Berufsarten diese Kräfte dann nutzbar zu machen wären, ist eine weitere Frage; es berührt indeß sehr sympathisch, daß die Verfasserin hauptsächlich den Unterricht an den höheren Mädchenschulen als das Gebiet ins Auge faßt, auf dem die wissenschaftliche Bildung der Frauen sich zu bewähren hätte. Nicht beistimmen freilich können wir ihr in der ablehnenden Stellung, die sie gegenüber dem Männer-Unterricht an diesen Schulen einnimmt. Gegenwärtig ist dieser Unterricht durch die ungenügende Vorbildung der Lehrerinnen vollkommen gerechtfertigt, und den prinzipiellen Einwänden, welche die Verfasserin dagegen vorbringt, stehen auch prinzipielle empfehlende Erwägungen gegenüber. Auch wenn ge-

nügend vorgebildete Lehrerinnen für die wissenschaftlichen Fächer vorhanden sein werden, wird sich immer eine Theilung der Arbeit zwischen weiblichen und männlichen Lehrkräften empfehlen.

Zum Schlusse müssen wir noch darauf hinweisen, daß der zweite der oben angeführten Vorträge seinen besonderen Anlaß der kaum glaublichen, aber wahrhaftigen Thatsache entnimmt, daß man von amtlicher Seite die Lehrerinnen direkt von der Theilnahme an so berechtigten und für sie hervorragend wichtigen Bestrebungen hat zurückhalten wollen. Solche Erfahrungen sind wohl geeignet, den etwas leidenschaftlichen und kampflustigen Ton beider Broschüren zu erklären. O. H.

Egon Zöller, Landes-Bauinspektor, Die Universitäten und technischen Hochschulen. Ihre geschichtliche Entwickelung und ihre Bedeutung in der Kultur, ihre gegenseitige Stellung und weitere Ausbildung. Berlin, Wilhelm Ernst u. Sohn, 1891. VIII, 212 S. gr. 8.

Die Schrift enthält einen recht beherzigenswerthen Gedanken, der leider in der weit ausholenden, breit ausgeführten, an Wiederholungen reichen Darstellung nicht so klar zur Geltung kommt, wie es bei knapper Zusammenfassung des Wichtigen möglich gewesen wäre. Durch einen Vergleich der beiden Schwesteranstalten findet der Verf., daß sie, wenn auch an Alter und Ursprung höchst verschieden, doch hinsichtlich der Aufgaben, die sie innerhalb des geistigen und wirthschaftlichen Lebens unserer Zeit zu erfüllen haben, einander gleich stehen: die eine bereitet auf die Berufsarten vor, deren Thätigkeit sich auf den Menschen bezieht, die andere auf diejenigen, von welchen die Herrschaft über die Natur ausgeübt wird. Wenn man heute vielfach die Meinung äußern hört, Aufgabe der Universitäten sei in erster Linie die Pflege der Wissenschaft um ihrer selbst willen und nur als sekundäre Wirkung schließe sich hieran die Vorbereitung auf einen praktischen Beruf, so ist dies eine Verwechselung der Universität mit der Akademie der Wissenschaften, ein Irrthum, der leicht verhängnißvoll werden kann und hier und da wohl schon zu werden beginnt. Denn je mehr die Wissenschaft innerhalb des Gesammtlebens der Nation sich isolirt und vornehm nur als Selbstzweck behandelt zu werden verlangt, desto mehr verlieren auf der andern Seite die höheren Berufe die Fühlung mit der Wissenschaft und gerathen erst recht in Versuchung sich einem banausischen Betrieb zuzuwenden. Unter solchen Umständen ist es sehr angebracht daran zu erinnern, daß die Universitäten gegründet worden sind, um Geistliche, Richter, Aerzte auszubilden, und daß die philosophische Fakultät, ursprünglich dazu bestimmt das allgemeine Wissen mitzutheilen, das zum Eintritt in eine der drei oberen Fakultäten erforderlich war, ihren gewaltigen Aufschwung der Thatsache verdankt, daß etwa seit Anfang unseres Jahrhunderts ein besonderer Stand und Beruf der Lehrer sich entwickelt hat. Die rückwärts gewandte historische Betrachtung der Universität lehrt hier dasselbe wie die seitwärts gerichtete, ihre Vergleichung mit der technischen Hochschule.

Nachdem der Verf. den wesentlichen Charakter beider Institute festgestellt hat, unternimmt er es zu prüfen, inwiefern bei jedem die gegenwärtige thatsächliche Gestalt diesem Charakter entspricht. Er findet im einzelnen manche Widersprüche, die er, weil sie aus zufälligen Verhältnissen entstanden sind und den organischen Zusammenhang stören, zu beseitigen empfiehlt. Dafür stellt er in der Hauptsache drei Forderungen auf. 1) Die Fachanstalten für Thierarzneikunde, für landwirthschaftliche und Forstwissenschaften, die zur Zeit theils als besondere Akademien bestehen, theils mit Universitäten verbunden sind, müssen an die technischen Hochschulen angeschlossen werden. 2) An jeder technischen Hochschule muß die „Abtheilung für allgemeine Wissenschaften" (Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte, Geographie, Sprachen, Philosophie u. s. w.) so erweitert werden, daß sie, analog der philosophischen Fakultät im Kreise der Universitätstudien, für die technischen Studien den Zusammenhang mit dem Gesammtgebiete des menschlichen Wissens darstellt und für die Studirenden die Aufsuchung und Pflege dieses Zusammenhanges möglich macht. 3) Die Ausbildung der Gymnasial- und Realschullehrer für Mathematik und Naturwissenschaften muß von den Universitäten auf die technischen Hochschulen übertragen werden.

Von diesen Forderungen ist die erste sofort einleuchtend, auch praktisch nicht allzu schwer ausführbar. Die zweite ist vollauf berechtigt und ist oft ausgesprochen worden. In der Festschrift der Kgl. Techn. Hochschule zu Berlin vom 2. Novbr. 1884 wurde von Rektor und Senat im Vorwort bemerkt, daß „in den nahen Beziehungen der Technik zu den Bedürfnissen des praktischen Lebens die Gefahr liege, daß der Utilitarismus die idealen Forderungen der Wissenschaft bei Seite dränge"; zugleich aber wurde betont, daß es „die hohe Aufgabe der technischen Hochschule sei, hiergegen schützende Wacht zu halten, die Würde der Kunst und die Einheit des Wissens zu schirmen". Zöller erinnert (S. 200) an diese schönen Worte, indem er mit erklärlichem Schmerz nachweist, daß zur Zeit der wirkliche Ausbau der allgemeinen Abtheilung gerade an den preußischen Hochschulen dem damals anerkannten Programm nicht entspricht. Im Studienjahre 1890—91 fehlten an den technischen Hochschulen in Berlin, Aachen und Hannover nicht nur Vorlesungen über Philosophie, sondern auch solche über Geschichte und Geographie vollständig, Sprachen und Litteraturgeschichte waren in Aachen gar nicht, in Berlin und Hannover schwach vertreten; wogegen die Hochschulen in Dresden, Stuttgart, München und noch mehr die in Zürich für eine Pflege der allgemein bildenden Studien reichlich und rühmlich gesorgt hatten. Den Wunsch des Verf.'s, daß in diesem Punkte Wandel geschaffen werde, theilen wir von Herzen; aber den von ihm vorgeschlagenen Weg, der allgemeinen Abtheilung der technischen Hochschule dadurch eine feste Grundlage zu geben, daß man ihr die Ausbildung eines Theiles der Gymnasial- und Realschullehrer zuweist, können wir nicht billigen. An inneren Gründen für diese Forderung (die dritte der oben genannten) fehlt es völlig; was Zöller (S. 176) in diesem Sinne geltend macht, daß „die Lehre der allge-

meinen Wissenschaften als Lehrer-Berufswissenschaften sich in vielfacher Hinsicht mit der Lehre der allgemeinen Wissenschaften als Grundlage der Fachwissenschaften deckt", vermag die Lücke nicht auszufüllen. Aeußere Rücksichten aber haben dem höheren Schulwesen in Preußen schon so viel Schaden gethan, daß ihrem weiteren Eindringen nicht Vorschub geleistet werden darf. Eine ganz andere Frage wäre es, ob für Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften eine doppelte Ausbildung, entweder auf der Universität oder auf der technischen Hochschule, gestattet werden soll. Diese Frage, die der Verf. nicht aufgeworfen hat, würden wir bejahen; denn der Unterricht kann nur dabei gewinnen, wenn ihm recht mannigfaltige und frische geistige Kräfte zugeführt werden. Aber in einer Zeit, in der man geschäftig ist die höheren Schulen selbst einer immer strengeren Uniformirung zu unterwerfen, läßt sich kaum hoffen, daß man den Muth finden werde, für die Lehrer dieser Schulen eine neue Freiheit in der Wahl des Bildungsganges zu gestatten. E.

Militärisches.

Breslau den 19. Mai 1891.

Sehr geehrte Redaktion!

In den Preußischen Jahrbüchern lese ich eine Besprechung meiner Schrift „die Nothwendigkeit der zweijährigen Dienstzeit", deren objectiven Ton und Inhalt ich gewiß nicht verkennen will. Dieselbe enthält sogar mehrere ganz besonders treffende und schlagende Sätze. — Dennoch möchte ich zu derselben Folgendes bemerken: Wenn man mir als Brennpunkt der Schrift die Frage unterlegt „wollen wir durch die Qualität oder durch die Masse siegen?" so geschieht dies irrthümlich. — Ich stelle einfach die Frage, ob wir so lange der allmählichen Verstärkung der französischen Armee — von der russischen ganz abgesehen — zusehen wollen, bis die Ueberlegenheit ihrer eingeübten Streiter eine so bedeutende wird, daß sie uns, selbst wenn wir die bessere Qualität auf unserer Seite als festgestellt annehmen, gefährlich werden muß.

Wer meine früheren Schriften kennt, wird wissen, welchen hohen Werth ich von jeher auf eine gute wahrhaft kriegsmäßige Ausbildung gelegt habe. Es kann mir daher nicht einfallen, die Masse durchaus über die Qualität stellen zu wollen. Jedoch die Wirksamkeit der letzteren hat der ersteren gegenüber ihre Grenzen. — Im Uebrigen aber wird unsere Ausbildung sich der französischen gegenüber bei Einführung meiner Vorschläge nicht verschlechtern, denn auch die Franzosen entlassen bekanntlich nothgedrungen eine bedeutende Anzahl Mannschaften mit ein- und zweijähriger Dienstzeit, und unsere alte Praxis in der Ausbildung, sowie die lange Gewohnheit der allgemeinen Dienstpflicht, wenigstens in Altpreußen, giebt uns immer noch ein gewisses Uebergewicht. — Wenn der Recensent nun weiter bemerkt, daß ich den Geist der Truppe, den festen Halt derselben, nicht gehörig in Betracht ziehe, so setzt er sich, indem er

in seiner Besprechung ausspricht, daß das jetzige System der Dispositionsbeurlauber „durchaus schlecht" sei, einigermaßen in Widerspruch mit sich selbst. Denn gerade dieses System will ich wegen seiner Inkonsequenz beseitigen und damit den Geist der Truppe, welcher jetzt durch die Mißstimmung und die schlechte Stellung des Restes vom dritten Jahrgange leidet, heben.

Befolgten wir bei der Entlassung zur Disposition nur den Grundsatz, die Leute von guter Führung und Ausbildung zu entlassen, dann würden die Vertheidiger dieses Systems Recht behalten, da wir aber nach vier Gesichtspunkten, die nicht sämmtlich zu vereinen sind, verfahren, so treten jene von mir erwähnten großen Uebelstände zu Tage. Es kommt in Bezug auf Geist und innere Festigkeit der Truppe nicht nur auf die Länge der Dienstzeit, sondern auch auf die Einheitlichkeit der Gesinnung, das soldatische Gefühl und auf die feste organisatorische Grundlage an, auf der sie steht. —

Ferner wird mir vorgeworfen, ich hätte in meiner Berechnung S. 38 die Unteroffiziere vergessen. Ich habe sie nicht vergessen, sondern ich habe sie, da es sich in meiner Berechnung lediglich um die Zahl der eingestellten Rekruten ectr. handelt, wie sie bei Aufstellung des Gesetzes von 1890 angegeben ist, nicht in Betracht gezogen. Hätte ich die Unteroffiziere in der Kopfzahl berechnet, so wäre kein Grund gewesen, nicht auch die Offiziere hineinzuziehen. Was nun den Schlußsatz der Besprechnung betrifft, so ist dagegen zu bemerken, daß bei der nächsten gefahrdrohenden internationalen Spannung eine organisatorische Steigerung unserer Wehrkraft eben keine Wirkung mehr ausüben kann, denn um diese zu erlangen, bedarf man der Zeit. Bei ausbrechendem Kriege kann man die unausgebildeten Massen nicht plötzlich in brauchbare Soldaten verwandeln.

Daß Vertrauen zu der Heeresleitung herrscht, wie die Besprechung zuletzt betont, ist hoch erfreulich, aber in der heutigen Zeit gilt es doch auch die öffentliche Meinung auf die praktische Lösung einer solchen Frage vorzubereiten, sie mit dem eigentlichen Stande der Sache bekannt zu machen, ihr deren wahres Gesicht zu zeigen. — Fast alle unsere großen taktischen Veränderungen sind durch die Fachliteratur vorbereitet worden, warum die organisatorischen nicht? Die Erörterung in gewissen Schranken ist durchaus heilsam. Weshalb gäbe es sonst eine Militärliteratur?

Es wird eben hier darauf ankommen, ob die Regierung der Opferwilligkeit der gemäßigten Parteien sicher ist. Wenn dies der Fall wäre, würde sich die Sache vielleicht schneller entwickeln, als man denkt.

Mit der vollendetsten Hochachtung

Ihr

ergebener

v. Boguslawski,

Generallieutenant zur Disposition.

Schlußbemerkung des Recensenten.

Ueber das Verhältniß von „Qualität und Masse" hat dem Herrn Verfasser ein anderer Gedanke, als er ihn hier selbst ausführt, nicht untergelegt werden sollen. Im Gegentheil: die Antithese wurde vielleicht gerade deshalb etwas zu sehr zugespitzt, um dem falschen Scheine, als ob General von Boguslawski die Qualität **nicht** genügend schätze, als ob er sich also den demokratischen Verfechtern der zweijährigen Dienstzeit beigeselle, auf das Entschiedenste zu widersprechen.

Der Meinung, daß das jetzige System der Dispositions-Urlauber „durchaus schlecht" sei, hat sich die Recension nicht anschließen wollen. Der Satz ist nur referendo gemeint. Damit entfällt der anscheinende Widerspruch.

Was das Nicht-Mitzählen der 60 000 Unterofficiere betrifft, so ist eine sachliche Differenz nicht vorhanden; unser Vorwurf begründete sich darauf, daß sie an der einen Stelle mitgezählt sind und an der anderen nicht, ohne daß das angemerkt ist.

Der Schlußhinweis der Recension, daß man eintretenden Falls in dieser Frage die Entscheidung vertrauensvoll dem allerhöchsten Kriegsherrn überlassen müsse, hat nicht etwa den Militärschriftstellern das Recht mindern wollen, sie öffentlich zu behandeln und die öffentliche Meinung zu beeinflussen, sondern der Referent hat damit nur ausdrücken wollen, daß er selbst, als Nicht-Militär nicht in Anspruch nehme, darüber ein positives Urtheil abzugeben.

D.

Helgoland und die deutsche Flotte, von **Stenzel**, Kapitän zur See a. D. Berlin. Carl Ulrich & Co. 1891.

Soll es mit Helgoland wie ehemals mit der „4. Bundesfestung am Oberrhein" gehen? Kein Scherz — eine Mahnung. Von **Reinhold Wagner**, Oberstlieutnant a. D. Berlin. Georg Reimer, 1891.

Das Letzte, womit der verewigte Feldmarschall Moltke sich beschäftigt hat, ist die Frage der Befestigung von Helgoland gewesen. Durch den Aufsatz des Oberstlieutenant Wagner haben auch die Preußischen Jahrbücher einen wesentlichen Beitrag zur Lösung dieses Problems geliefert. Die Vorstellung einer bloßen Sicherung gegen Handstreich, die anfänglich bedeutende Anhänger hatte, ist aufgegeben worden, wohl nicht am wenigsten auf Grund der Wagnerschen Beweisführung. Es handelt sich jetzt noch um einen Grad-Unterschied in der Befestigung, ob bloß Haubitzen oder auch schwere Kanonen und Mörser aufzustellen sind.

Dies ist der wesentliche Streitpunkt zwischen den beiden obengenannten Broschüren. Kapitän Stenzel, einer unsrer vorzüglichsten Marineschriftsteller tritt gegen Oberstlieutenant Wagner in die Schranken; dieser vertheidigt seinen in unsrer Zeitschrift zuerst dargelegten und begründeten Standpunkt. Selbstverständlich maßen wir uns ein Urtheil in der Sache nicht an; wie dürfen nur sagen, daß es auch für den Laien interessant ist, die Diskussion zwischen zwei so hervor-

ragenden Autoritäten zu verfolgen, besonders da beide sie in die Sphäre eines allgemeineren Gegensatzes erheben: Wagner bekämpft nicht bloß Stenzel, sondern den gar zu ausschließlichen Seemann; Stenzel bekämpft in Wagner den Ingenieur, den „Festungsbaumeister“. Auf jeden Fall hat diese lebhafte öffentliche Diskussion den großen Vortheil, daß die öffentliche Meinung sich darauf vorbereitet, recht wesentliche Opfer bringen zu müssen, und der Regierung dadurch ihre Stellung zu erleichtern, wenn sie mit ihren Forderungen vor den Reichstag tritt. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Borgstede. Die soziale Frage beleuchtet durch die 10 Gebote von A. v. Borgstede. Verl. d. Bibliograph. Büreaus, Berlin.

Burkhardt. Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethe's Leitung 1791—1817 bearbeitet und herausgegeben. Von C. A. H. Burkhardt. Hamburg, L. Voß. Preis 3,50 Mk.

Cavaignac. La formation de la Prusse contemporaine. Les origines du ministère de Stein (1806—1808). De Godefroy Cavaignac. Paris, Hachette. Frs 7,50.

Crozier. Civilization and Progress by John Beattie Crozier. New Edition. London, Longmans & Co.

Dippe. Das Geschichtsstudium mit seinen Zielen und Fragen. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte. Von A. Dippe. Berlin, Wiegandt & Grieben. Preis 1,80 Mk.

Fricke. Aus dem Feldzuge 1866. Briefe aus dem Felde und Predigten und Reden im Felde. Von Prof. Dr. Fricke. Leipzig, Fr. Richter. Preis 3 Mk.

Mitsukuri. Englisch-Niederländische Unionsbestrebungen im Zeitalter Cromwells von Gempachi Mitsukuri, Dr. phil., Rigakushi aus Japan. Tübingen, Heinrich Laupp jr.

Herrmanowski. Die deutsche Götterlehre und ihre Verwerthung in Kunst und Dichtung. Von Dr. P. Herrmanowski. 2 Bde. Berlin, Nicolai'sche Bchh.

Holst. Verfassungsgeschichte der vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson's. IV. Band. Von der Inauguration Buchanan's bis zur Zerreißung der Union. Von H. v. Holst. II. Hälfte. Berlin, Jul. Springer. Preis 8 Mk.

Hübner. Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849. Von Alexander Graf von Hübner. Leipzig, F. A. Brockhaus. Preis 6 Mk. geb. 7 Mk.

Jellinghaus. Arminius und Siegfried. Von H. Jellinghaus. Kiel, Lipsius & Tischer. Preis 1 Mk.

Joachim. Erzwungene Sachen. Von Jos. Joachim. Basel, B. Schwabe.
— Die Brüder. Eine Volksgeschichte in zwei Büchern. Von Jos. Joachim. Basel, B. Schwabe.

Kipper. Ich will dem Kaiser Rede stehen! Zweiter Theil. Die wiedergeborene Kirche von Dr. Paul Kipper, Pastor. Verlag d. Bibliograph. Büreaus, Berlin.

Kleinwächter. Die Staatsromane. Ein Beitrag zur Lehre vom Communismus und Socialismus. Von Dr. Fr. Kleinwächter. Wien, M. Breitenstein.

Klopp. Der Dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs 1632. Von O. Klopp. I. Bd. Paderborn, Schöningh. Preis 10 Mk.

Koopmann. Raffael's erste Arbeiten. Entgegnung auf Herrn von Seidlitz' Besprechung meiner Raffaelstudien. Von Dr. W. Koopmann. Mit 6 Abbildungen. Marburg, N. G. Elwert. Preis 1,20 Mk.

Krause. Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimath. Erläuterungen zum Sagenschatze der Weden, Edda, Ilias und Odyssee. Von Dr. Ernst Krause (Carus Sterne). Mit 16 Abbildungen im Text und einer Karte. Glogau, C. Flemming.

Lorenz. Leopold von Ranke. Die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht. Von O. Lorenz. Berlin, Wilh. Hertz. Preis 8 Mk.

Menger. Der Böhmische Ausgleich von Dr. Max Menger. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.

Müller. Der Briefwechsel der Brüder J. Georg Müller und Joh. v. Müller 1789 bis 1809 herausgegeben von Eduard Haug. I. Halbband 1789—1799. Frauenfeld, J. Huber. Preis 5 Mk.

Münz. Aus Quirinal und Vatikan. Studien und Skizzen. Von Sigm. Münz Berlin, Paul Hüttig. Preis 4,50 Mk.

Niemeyer. Schulreden. Von Dr. K. Niemeyer. Kiel, Lipsius & Tischer. Preis 4 Mk.

Paasche. Zuckerindustrie und Zuckerhandel der Welt. Von Dr. H. Paasche. Jena, G. Fischer. Preis 8 Mk.

Petong. Ueber Volkswohlfahrtseinrichtungen in fremden Staaten, insbesondere in Dänemark. Nach gesammelten Vorträgen von Dr. Richard Petong. Berlin, Verlag des Bibliographischen Büreaus.

Pudor. Kaiser Wilhelm II. und Rembrandt als Erzieher. Von Dr. Heinrich Pudor. Dresden. Zweite verm. Auflage. Dresden, Oscar Damm.

— Sittlichkeit und Gesundheit in der Musik. Nach einem Vortrag im Litterarischen Verein zu Dresden, gehalten 13. März 1891 von Dr. Heinrich Pudor, ehemaligem Direktor des Kgl. Konservatoriums für Musik zu Dresden. Dresden-N., Oscar Damm.

Rachfahl. Der Stettiner Erbfolgestreit (1464—1472). Ein Beitrag zur brandenburgisch-pommerschen Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts. Von Dr. phil. Felix Rachfahl. Breslau, W. Koebner.

Rade. Christenworte an Reich und Arm. Zwei sociale Musterpredigten Robertsons. Herausgegeben von Martin Rade, Pfarrer. Gotha, F. A. Perthes.

Ritter. Nationalität und Humanität. Von Dr. Ritter. Dessau, R. Kahle's Verlag.

Rindfleisch. Georg Heinrich, Feldbriefe, 1870/71. Herausgegeben von Eduard Arnold. Dritte Auflage. Mit einem Bildniß des Verfassers und fünf Karten. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht.

Robertson. Friedrich Wilhelm Robertson. Sein Lebensbild in Briefen. Nach Stopford, A. Brooke und Fr. Arnold nebst einem Anhang religiöser Reden. Mit einem Vorwort von Dr. Emil Frommel. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes.

Sandvoß. Für praktisches Christenthum. Gedichte von R. Sandvoß. Wernigerode, B. Angerstein.

Stenzel. Helgoland und die deutsche Flotte von Stenzel, Kapitain zur See a. D. Berlin, Carl Ulrich & Co.

Talleyrand. Memoiren des Fürsten Talleyrand. Herausgegeben mit einer Vorrede und Anmerkungen vom Herzog von Broglie. Dtsche. Orig.-Ausg. v. Ad. Ebeling. I. Band. Köln, A. Ahn's Verl.

Trost. König Ludwig I. von Bayern in seinen Briefen an seinen Sohn den König Otto von Griechenland. Von L. Trost. Bamberg, C. C. Buchner'sche Bchh.

Vogl. Die Kommune. Von Joh. Seb. Vogl. Zürich, Verlags-Magazin. Preis 80 Pf.

Wagner. Der Mährische Feldzug Friedrichs II. 1741/42. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Hohen Philosophischen Fakultät der Universität Marburg vorgelegt von F. Wagner aus Hamburg. Marburg, Fr. Sömmering.

Weber. Der Friede von Utrecht. Verhandlungen zwischen England, Frankreich, dem Kaiser und den Generalstaaten 1710—1713. Von Dr. O. Weber. Gotha, Fr. A. Perthes. Preis 9 Mk.

Wechsler. Berliner Autoren. Von Ernst Wechsler. Leipzig, W. Friedrich.

Wendt. Der Inhalt der Lehren Jesu. Darstellender Theil des Werkes „die Lehre Jesu". Von H. H. Wendt. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Preis 12 Mk.

Wißmann. Meine zweite Durchquerung Aequatorial-Afrikas vom Congo zum Zambesi während der Jahre 1886 u. 1887. Von H. von Wißmann. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn. Preis 12 Mk.

Wolff. Ein Stiefkind der jüdischen Gemeinden. Der jüdische Kultusbeamte. Von Lion Wolff. Verlag des Bibliographischen Büreaus, Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.

Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Digitized by Google